

Sprachtheorie

Die Darstellungsfunktion der Sprache

von

KARL BÜHLER

2., unveränderte Auflage

Mit einem Geleitwort

von

FRIEDRICH KAINZ

9 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel



GUSTAV FISCHER VERLAG · STUTTGART

1965



Gustav Fischer Verlag Stuttgart
1965

Alle Rechte vorbehalten

Druck: K. Grammlich, Pliezhausen

Einband: H. Koch, Tübingen

Printed in Germany

ISBN 3-437-10036-X

GELEITWORT

Wenn der Verlag Gustav Fischer die bei ihm 1934 in erster Auflage erschienene „Sprachtheorie“ K. Bühlers in unverändertem Abdruck neu herausbringt, so handelt es sich dabei keineswegs bloß um einen Akt der Pietät, mit welchem ein hochverdienter Gelehrter nach seinem Hinscheiden geehrt werden soll, sondern um ein sachlich voll gerechtfertigtes Unternehmen, das dem Verlag den Dank aller am Problem „Sprache“ Interessierten — von den Linguisten an bis zu den Sprachpsychologen, -soziologen und -philosophen — sichert. Denn bei diesem Buch hat man es mit einem wahrhaft klassischen Werk seines Sachgebietes zu tun, das über den Zeitpunkt seiner Entstehung hinaus Geltung beanspruchen kann, weil es nicht nur eine Fülle weitschauend ermittelter Forschungsaspekte bringt, deren Ergiebigkeit von der späteren Arbeit auf dem gleichen Themengebiet zur Gänze bestätigt wurde, sondern auch eine beträchtliche Zahl bündiger und endgültiger Einsichten und Formulierungen, die in den gesicherten Ergebnisbestand der Sprachtheorie eingegangen sind und ohne welche die gesamte spätere Forschung kaum zu denken gewesen wäre. Eben wegen des darin enthaltenen Bestandes an heute noch und bleibend gültigen Sätzen rechtfertigt sich die Tatsache, daß nicht eine „auf den neuesten Stand der Forschung“ gebrachte Bearbeitung vorgelegt wird, sondern ein unveränderter Abdruck des Textes der ersten Auflage. Karl Bühler selbst hat bei Neuherausgabe der „Psychologie“ von Ebbinghaus das Motto gewählt: „Sit ut est, aut non sit.“ Eben dieser Satz könnte auch über diesem Neudruck stehen, weil die entscheidenden Ergebnisse dieses Standardwerks durch Ergänzungen und Modifikationen in peripheren und Randbereichen ihre Gültigkeit nicht verloren haben und die heuristische Ergiebigkeit der meisten seiner originellen Konzeptionen heute noch genauso besteht wie vor dreißig Jahren.

Als zur Feier von Bühlers achtzigstem Geburtstag die „Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie“ eine Festnummer herausbrachte, da leitete ich meinen Beitrag mit einigen Sätzen ein, die hier wiederholt seien, weil sie etwas Wesentliches hervorheben. „Karl Bühler hat in vielbeachteten Arbeiten zur Sprachtheorie nicht nur eine Fülle gesicherter, die Forschung entscheidend beeinflussender Erkenntnisse erbracht, sondern auch zahlreiche höchst wertvolle Anregungen gegeben, die methodisch wie thematisch gleicherweise von Wichtigkeit sind. So hat er auch unter anderem das Programm einer vergleichend-genetischen Sprachpsychologie entworfen, indem er ständig die Verhältnisse in der Ontogenese der Sprache zu Erhellungszwecken herangezogen, den Kommunikationssystemen der Tiere Aufmerksamkeit zugewendet, vielfach ethnologische Forschungsergebnisse verwertet und schließlich mit programmatischem Nachdruck die Erwartung ausgesprochen hat, es würden durch Einbeziehen des pathologischen Materials der zentralen Sprachstörungen entscheidende Bestätigungen der von der Normalpsychologie der Sprache getroffenen Feststellungen genetischer, funktions-

VI

und gebildeanalytischer Art zu gewinnen sein.“ Diese Sätze leiteten eine Abhandlung aus dem Themenbereich der vergleichend-genetischen Sprachpsychologie ein und hoben daher besonders hervor, was Bühler für diese Partialsparte sprachpsychologischer Forschungsarbeit an fördernden Anregungen erbracht hat. Indes wäre die Liste der sprachtheoretischen Problembereiche, auf denen Bühler neue Wege wies und auf ihnen führend voranging, noch sehr viel ausführlicher zu halten gewesen, da es kaum ein Problemgebiet im Fragenkosmos der Sprache und ihrer Erforschung gibt, das nicht durch Bühlers Standardwerk zumindest blicköffnende Hinweise erhalten hätte.

Wir haben es eingangs abgelehnt, den Neudruck der „Sprachtheorie“ lediglich als einen Tribut der Verehrung an einen dahingegangenen Forscher anzusprechen, wollen aber damit nicht bestritten haben, daß die Neuherausgabe auch unter dieser Zielsetzung zu rechtfertigen wäre. Denn Bühler gehörte in den Jahren zwischen 1915 bis gegen 1940 zu den markantesten und profiliertesten Forscherpersönlichkeiten unter den deutschen Psychologen, und zwar darf man ihn zu denjenigen zählen, auf denen das internationale Ansehen der deutschen Psychologie beruhte. Als Psychologe war er zunächst auf dem Gebiet der Denkpsychologie tätig, wo er Anregungen seines Lehrers O. Külpe, des Hauptes der Würzburger Schule, schöpferisch und eigenständig weiterführte; daß er gerade auf diesem Gebiet seine neuen Zielstellungen und Methoden sogar gegen die damals bereits zwar etwas obsolet anmutenden, dafür mit umso größerer Autorität gestützten Gegenargumente des Altmeisters der deutschen Psychologie, Wilhelm Wundt, durchzusetzen wußte, spricht für die Fruchtbarkeit der weitaus moderneren Bühlerschen Thesen und verifiziert den alten Satz: „Tantum valet auctoritas quantum rationes.“ Weitere Arbeitsgebiete Bühlers waren damals die Wahrnehmungs-, Entwicklungs- und Kinderpsychologie, vorab aber die Gestalttheorie. Auf dem letztgenannten Forschungsgebiet erkannte er von Anfang an die Ergiebigkeit der von Chr. v. Ehrenfels aufgestellten programmatischen Thesen, ohne indes ihre Grenzen zu verkennen, was man den Gestaltpsychologen im engeren Sinne (Wertheimer, Köhler, Koffka) doch wohl wird vorwerfen müssen. Sieht man von der Wahrnehmungspsychologie — etwa dem Werk über die „Erscheinungsweise der Farben“ — ab, so kann man sagen, daß der größte Teil von Bühlers allgemein psychologischen Arbeiten mit dem Problem Sprache in enger und direkter Verbindung steht oder doch auf dasselbe hinzielt, seine Theorie der Sprache somit auch Aufschlüsse über seine allgemeinspsychologische Position vermittelt. Wer über diese informiert sein will, wird um das Studium des vorliegenden Werks nicht herumkommen, selbst wenn ihm primär sprachtheoretische Interessen nicht eigentlich naheliegen. So bringt das Buch „Die geistige Entwicklung des Kindes“ wichtige Beiträge zur Kenntnis der Frühstadien des Spracherwerbs, und seine „Ausdruckstheorie“, die in glücklicher und origineller Weise das System der Ausdruckstatsachen auf deren Forschungsgeschichte projiziert und von dieser abliest, enthält Entscheidendes über die expressive Funktion der Sprache, die in dem von ihm entworfenen „Organonmodell“ derselben eine wichtige Stelle besetzt, was gegenüber dem von G. Révész unter-

nommenen Versuch einer Ausschaltung der „interjektiven Funktion“ der Sprache aus dem Gefüge ihrer Leistungen besonders betont werden muß. Bühler hat hier richtiger gesehen als der genannte Amsterdamer Psychologe. Böhlers Buch über die „Krise der Psychologie“, das mit einer aus souveräner Kenntnis der Materie erwachsenden Meisterschaft die in der Psychologie der letzten Jahrzehnte zu Geltung und Wirksamkeit gelangten Forschungstendenzen schildert, exemplifiziert diese zu einem sehr wesentlichen Teil an sprachtheoretischem Material. Besonders bemerkenswert ist hier seine Kontrasterhellung der Sprache und ihrer Zeichennatur durch einen Vergleich mit den stoffgebundenen und situationsverhafteten, somit des echten Symbolcharakters entbehrenden Kommunikationsformen der Tiere. Dazu kommt, daß sein Aufweis der möglichen und in der Realität der Forschung auch tatsächlich zu belegenden Dreiheit der psychologischen Forschungsgesichtspunkte — des erlebnispsychologischen, behavioristisch-verhaltenstheoretischen und des werk- und leistungspsychologischen — gerade der Sprachpsychologie unserer Tage neue Möglichkeiten und Wege erschlossen hat, Wege, die er selbst nicht beschritten, wohl aber in aller Deutlichkeit gezeigt hat. Wenn sein Schüler E. Brunswik — Böhlerschen Anregungen folgend — eine „Psychologie vom Gegenstand her“ inauguriert hat, so ist damit auch das Programm eines neuen Teilsektors der Sprachpsychologie entworfen, dessen Ergiebigkeit noch gar nicht abzusehen ist, aber dadurch als gewährleistet angesehen werden darf, daß aktuelle Richtungen in der Sprachforschung damit konvergieren, d. h. auf das gleiche Ziel ausgerichtet sind. Was hier angedeutet wird, ist eine Psychologie der Einzelsprachen, die diese als Werk, Spiegel, Ausdruck und Niederschlag der Geistigkeit eines Volkstums erfaßt, das diese Sprache geschaffen hat, trägt und verwendet. Der Verfasser dieses Vorworts bekennt freimütig, daß er entscheidende Anregungen zu seiner „Psychologie der Einzelsprachen“, die den V. Band seiner „Psychologie der Sprache“ bildet, von Böhlers Werk- und Leistungsaspekt sowie seinen Argumentationen, die eben diesen Gesichtspunkt als legitimes Thema der Psychologie erweisen, erhalten hat. Besonders eng wird die Verzahnung zwischen allgemeinpsychologischer und sprachtheoretischer Forschungsarbeit in Böhlers bahnbrechenden Arbeiten zur Denkpsychologie, was bei der wesentlichen Beziehung, die zwischen Denken und Sprache bestehen, natürlich und notwendig ist. Hier wird seine Konzeption der Vorstellungsschemata sowie die damit zusammenhängende Theorie der Konstellationen für die auf ihn folgende Erforschung der Denkstrukturen und ihrer sprachlichen Bindung von entscheidender Bedeutung. Es gibt mehrere Werke über dieses Thema, die ohne Böhlers initiiierende Thesen nicht möglich gewesen wären. Als einziger Beleg sei hier R. Graßlers Buch „Der Sinn der Sprache“ genannt.

Gipfelt Böhlers psychologische Forschung in seinen Arbeiten sprachtheoretischen Inhalts, so ist das hier neu aufgelegte Werk der Abschluß und Gipfel einer Reihe spezieller Untersuchungen, die insgesamt um das Problem Sprache kreisen und dieses von verschiedenen Gesichtspunkten aus anvisieren. Diese sprachtheoretischen Arbeiten beginnen mit einer viel Eigenes enthaltenden ausführlichen Besprechung von A. Martys

„Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“, wobei diese höchst produktive Auseinandersetzung über den Rahmen und Charakter einer landläufigen Rezension weit hinausgeht und das Gepräge einer „kritischen Mitarbeit“ — der Nachdruck ist hier auf das Epitheton *distinguens* zu legen — gewinnt. Sodann folgt ein ausführlicher Vortrag auf dem 3. Kongreß für experimentelle Psychologie „Über das Sprachverständnis vom Standpunkt der Normalpsychologie“. Dieser sehr viel Neues bringende Forschungsbericht bildet das Gegenstück zu einem Vortrag des Prager Neurologen und Psychiaters A. Pick, des Vertreters der neurologischen Richtung in der Psychiatrie, der das Sprachverständnis vom Standpunkt des Sprachpathologen aus schildert, vorab in bezug auf die Abbau- und Reduktionsformen dieser Leistung im Gefolge der zentralen Sprachstörungen, wie sie unter der Bezeichnung „sensorische Aphasie“ bekannt sind. Böhlers scharfsichtige Analyse der Aktionsgenese und Prozeßstruktur dieser Leistung innerhalb der Sprache als menschlicher Tätigkeit läßt sehr wohl erkennen, daß Bühler von den Interessen des Mediziners an die Sprache herantrat, obwohl er — wie dies ja seine Aufgabe war — diese Aktionssparte innerhalb der Sprach-Energiea vom Standpunkt des Sprachnormalen, d. h. des zur Erfüllung durchschnittlicher sprachlicher Aktionsanforderungen voll Gerüsteten und Befähigten aus auf ihre generelle Gesetzmäßigkeit hin betrachtete. Der genannte Vortrag hat durchaus sprachpsychologischen Charakter, und dieser Umstand verdient gesonderte Hervorhebung, weil die folgenden Arbeiten Böhlers über die Sprache den Boden der Sprachpsychologie mehr und mehr verlassen oder — besser gesagt — die psychologische Betrachtungsweise durch Hereinnahme anderer Forschungsaufgaben und -methoden ausweiten und anreichernd umgestalten. Das Ergebnis dieser Bestrebungen ist dann die „Sprachtheorie“. Bühler selbst hat in zahlreichen Gesprächen, die er während der Abfassung seines Hauptwerks mit mir führte, es ausdrücklich abgelehnt, dieses als Sprach-„psychologie“ zu deklarieren es: wollte entscheidend anderes und mehr, indem es die psychologische Analyse der Sprache als Tätigkeit und Funktion des sprachverwendenden Menschen durch eine auf das Wesen der Sprache als symbolische Form abgestellte axiomatische Prinzipienbetrachtung und ontozentrische Gebildeanalyse überhöhte. Was ihm am Herzen lag, war nach seinem eigenen Wort eine „objektive Sprachbetrachtung“, mit der er die in den Werken Wundts und Dittrichs zur vollen Ausprägung gelangenden subjektiv-psychologisierenden Tendenzen der Sprachbetrachtung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ablösen wollte. Den Ausdruck „Wesen der Sprache“ hätte Bühler freilich nicht gern gehört, weil er ihm durch den *οὐσία* -Begriff platonisch-aristotelischer Tradition metaphysisch vorbelastet und mit allzu ungeklärten Voraussetzungen erfüllt erschien. Aber diese zweifellos vorhandenen Gefahren lassen sich — eben unter Verwendung und Berücksichtigung seiner Einwände und Vorbehalte — vermeiden, und unter diesem kritischen Aspekt bleibt der Terminus „Wesen der Sprache“ weiterhin verwendbar. Denn der Sprachtheorie geht es um die Beantwortung der Frage: Was ist das Entscheidende an der Sprache, welche essentiellen Züge ihrer Organisation setzen sie instand, ihre mannigfaltigen Leistungen als

Werkzeug alles kulturellen Schaffens zu vollbringen? Zweifellos ist sie ein System von Zeichen, und eben darum konnte — auf Grund der fundamentalen These von der Zeichennatur der Sprache — für sie als wissenschaftliches *genus proximum* eine allgemeine Symboltheorie und Zeichenlehre (Sematologie) als übergeordnete Wissenschaft postuliert und inauguriert werden. Aber daneben fehlt die nicht minder entscheidende *differentia specifica*, welche die sprachlichen Gebilde zu Zeichen eigener Art werden läßt, keineswegs. Die Sprache ist ein Gefüge von Zeichen mit einer besonderen Gebilde- und Leistungsstruktur, ein produktives Zeichensystem, das seine Produktivität, die es für sämtliche Darstellungsaufgaben tauglich macht, der Kombination seiner Semanteme mit Feld- und Anordnungswerten verdankt, ein Zweiklassensystem von lexikalischen Bedeutungsträgern und syntaktischen Faktoren wie etwa Wortfügung und -stellung. Dem Feldbegriff, der in der Semantik und Semasiologie unserer Tage (z. B. in J. Triers Wortfeldforschung, bei L. Weisgerber und in der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung) eine sehr große Rolle spielt, hat Bühler eine vorgegreifende Analyse zuteilwerden lassen, durch welche die Phänomene der Feldeinbettung und des Feldwerts sowie des Stellenwerts in ihrer grundsätzlichen Bedeutung für die Sonderstruktur der Sprachzeichen herausgestellt werden. Es muß als besonderes Verdienst der Bühlerschen Sprachtheorie gelten, daß sie durch die Subsumtion der Sprache unter den Zeichenbegriff — mit welcher sie eine Entdeckung F. de Saussures weiterführend aufgreift — für eine Wesens- und Leistungsbetrachtung der Sprache einen ergiebigeren Ausgangspunkt und Start schafft, als ihn Wundts Unterordnung der Sprache unter den Begriff der Ausdruckstatsachen geboten hatte. Der Anschluß an den eben genannten französisch-schweizerischen Sprachforscher kommt besonders deutlich zur Geltung in dem schöpferischen Aufgriff der Scheidung von „langage“ (Sprache schlechthin) in „langue“ (Einzelsprache, die Strukturalisten würden hier von „Sprachsystem“ sprechen) und „parole“ (Rede, Sprechhandlung). Was Bühler an Hand dieser Begriffs- und Phänomen-Analyse gewinnt, ist der Aufweis eines „Strukturmodells“ der Sprache, dem er in den „Travaux du Cercle Linguistique de Prague“ eine programmatische Abhandlung gewidmet hat. Im Rahmen dieser Veröffentlichungen ist noch manches andere erschienen, was als vorbereitende Skizze oder als Karton zu dem monumentalen Fresko seines Hauptwerks gefaßt werden kann. So etwa die Abhandlung „Phonetik und Phonologie“, die auch deshalb Erwähnung verdient, weil sie für die Entstehungsgeschichte der „Sprachtheorie“ und die angemessene Bewertung gewisser darin enthaltener neuer Erkenntnisse von Bedeutung ist. Der Verfasser dieses Vorworts hatte das Glück, mit dem Schöpfer und Begründer der Phonologie, dem Fürsten N. Trubetzkoy, der mehrere Jahre hindurch als Ordinarius für Slavistik an der Wiener Universität wirkte, in Berührung zu kommen und mit ihm vielfach Gespräche über gemeinsame Interessen zu führen. Noch ungleich enger und fruchtbarer war indes der Kontakt, der sich zwischen diesem großen Linguisten und Karl Bühler herausbildete. Dieser erkannte sofort die Bedeutung, welche der Entdeckung Trubetzkoy's — von einer solchen darf und muß man sprechen, denn was der manchmal als Begründer der Phonetik

und des Phonembegriffs namhaft gemachte, in Polen wirkende Sprachforscher Baudouin de Courtenay auf diesem Gebiet geschaffen hatte, war im Vergleich mit der Leistung Trubetzkoy's doch nur Vorbereitungsarbeit — nicht nur für die Linguistik zukam, deren lautwissenschaftlicher Sektor durch die Konzeptionen des diakritischen Lautmals, des Signalwerts der Laute, der Lautabsichten, der phonologischen Oppositionen usw. entscheidende Forschungsanstöße gewann, sondern auch für die Sprachtheorie. Was aus dieser Konzeption an sprachtheoretischen Neu-Einsichten herauszuholen war, hat Bühler sofort und mit scharfem Blick erkannt. Ein wesentlicher Teil des Neuen, das er zur Theorie des sprachlichen Zeichens beizusteuern vermochte, sein so fruchtbarer Begriff der „abstraktiven Relevanz“, der in der Axiomatik der Sprachwissenschaft eine entscheidende Rolle spielt und gerade am Tatbestand der Phonologie aufgewiesen und erläutert zu werden vermochte, die erhellende Konzeption der „Stoffentgleisung“ und darüber hinaus das Abstraktionsproblem als solches — alles das sind Auswirkungen der Befruchtung der Sprachtheorie durch Leitgedanken der Phonologie, wobei aber ausdrücklich vermerkt werden muß, daß nur eine wissenschaftliche Potenz von kongenialer Schöpferkraft diese Anregungen aufzugreifen und in dieser Weise zu verwerten imstande sein konnte. Solcherart wird die Begegnung von Phonologie und Sprachtheorie zur Leistungssymbiose zweier Disziplinen und ihrer Vertreter, zu einer Werkgemeinschaft, die beiden Partnern zum Vorteil gereicht, denn auch die Phonologie hat von der Sprachtheorie profitiert.

In der Ära des sprachwissenschaftlichen Positivismus der Junggrammatiker hatte einer der weitestblickenden unter ihnen, der Germanist Hermann Paul, ein Werk geschrieben, das den Titel „Prinzipien der Sprachgeschichte“ trug. Bühler kannte dieses Buch und schätzte es, verwertete seine Ergebnisse auch mehrfach, aber was er plante, sollte doch anders aussehen. Seine sprachliche Kategorialanalyse, die letztlich zu einer Axiomatik der Sprachwissenschaft weitergeführt werden sollte, mußte die positivistischen Engen ebenso vermeiden wie die Unzulänglichkeit des relativ simplen assoziationspsychologischen Fundaments, auf dem Paul seine Prinzipienlehre errichtet hatte. Zudem galt es den neuen Forschungsaspekten Rechnung zu tragen, die inzwischen in Linguistik und Sprachphilosophie zur Geltung gelangt waren. Aber neben diesen Verschiedenheiten bestehen auch Gemeinsamkeiten; eine davon ist die, daß eine empirisch-grammatische Problemstellung nicht aus den Augen verloren werden sollte. Damit ist auch der Übergang zum Folgenden gefunden. Was Bühler daran hinderte, seine „Sprachtheorie“, die tatsächlich eine zu den Grundkonstitutiven der Sprache vordringende Wesensbetrachtung ist, als Lehre vom Wesen der Sprache zu bezeichnen, war außer der bereits erwähnten Scheu vor gewissen metaphysischen Vorbelastungen des „Wesens“-Begriffs noch der Umstand, daß er es vermeiden wollte, durch ihn mit der Phänomenologie Husserls, wo dieser Begriff eine zentrale Rolle spielt, in allzu nahe Nachbarschaft zu treten. Nicht daß er es a limine ablehnte, mit dieser philosophischen Richtung in Berührung zu kommen oder daß er eine Auseinandersetzung mit ihr gescheut hätte. Zwar hielt er Husserls Konzept einer allgemeinen und apriorischen Grammatik für

undurchführbar, war aber im übrigen der Ansicht, daß in der Sprachlogik des Genannten eine Reihe wertvoller, auch von der Sprachtheorie wohl zu nutzender Forschungsansätze vorhanden sei. Darum wurden in Bühlers Institut eindringende Husserl-Studien getrieben, und manches davon ist auch in die „Sprachtheorie“ eingegangen, allerdings mit jener eigen- und selbständigen Weiterbildung, mit der Bühler fremde Anregungen zu introzipieren pflegte. Bühler ist sogar durchaus aufgeschlossen für alle oder doch sehr viele der zukunftssträchtigen Impulse innerhalb der modernen Sprachwissenschaft, Philosophie und Psychologie. Darum vermittelt ein Studium der „Sprachtheorie“ zugleich auch einen förderlichen Überblick über zahlreiche Leittendenzen, welche die damalige Sprachforschung beherrschten, verbunden mit fruchtbaren Weiterbildungen, die dazu führten, daß manches, was die spätere Wissenschaft mit einseitiger Verabsolutierung in den Vordergrund stellte, in Bühlers Werk bereits in vorwegnehmender Präformation vorlag. Mit vollem Recht konnte daher H. Rohrer in seinem Nachruf auf Karl Bühler (Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 114. Jahrgang S. 321 ff.) sagen: „In viel zu bescheidener Weise hat Bühler in seinem letzten veröffentlichten Buch darauf hingewiesen, daß die kybernetische Modellbildung und die Ansätze zur Informationstheorie, die heute in der Psychologie und Physiologie so hohes Ansehen genießen, in seiner Sprachtheorie vorgebildet sind; dort wurde bereits das ‚Zweiersystem von Sender und Empfänger‘ beschrieben und die Tatsache der ‚Steuerung‘ in ihrer biologischen Funktion sehr genau analysiert. Die heutigen Informationstheoretiker, die das lebendige Geschehen zugunsten des technischen Modells weitgehend ignorieren, könnten viel daraus lernen.“ Manche der heute aktuellen Forschungsrichtungen aber haben de facto von Bühler Entscheidendes gelernt und übernommen. So verdanken etwa die „General Semantics“ von Adam Schaff, die Erkenntnislehre unserer Tage (V. Kraft), ja ein nicht geringer Teil der modernen Philosophie, die in einer kritischen Analyse des Erkenntniswerkzeugs Sprache ihr vordringlichstes Anliegen zu erblicken geneigt ist, dem Werk Bühlers fruchtbare Einsichten und Anregungen. Ist hier doch — bei aller Möglichkeit von Modifikationen im einzelnen und im Bereich des mehr Peripheren — die Sprachtheorie auf einen schwer überbietbaren Gipfel gebracht. Diese Wirkung ist unbestreitbar da, auch dann, wenn der Einfluß sozusagen latent bleibt und nicht in Zitaten seinen manifesten Ausdruck findet. Denn das Stich- und Probehaltigste, das Bühler zu sagen hatte, ist in den gesicherten Fundamentalbestand der Wissenschaft eingegangen und Allgemeingut derselben geworden. Dieses Anonymwerden von ergiebigen, neue Wege erschließenden Konzeptionen ist die schönste Anerkennung, welche die Wissenschaft zu vergeben hat. Aber so vielseitig Bühlers Mitarbeit an den Problemen der modernen Logik und Noetik auch war — man sehe einmal daraufhin seine Auseinandersetzung mit der Logistik an und die hier mehrfach erbrachten Korrekturen logistischer Doktrinarismen —: sein Hauptanliegen bildeten diese Dinge nicht. Dieses bestand vielmehr in einem sprachtheoretischen *συνζητοῦσθαι* mit führenden Vertretern der Fachlinguistik (Paul, Brugmann, Kretschmer und vielen anderen), deren Ergebnisse von der Lautwissenschaft an über

XII

grammatische Morphologie und Syntax bis zur Semasiologie in ein geschlossenes und geordnetes Gefüge von Fundamentalsätzen über die Struktur der Sprache weiter- und übergeführt werden. An der Modellsituation der kommunikativen Sprechhandlung, daß jemand zu einem andern über etwas spricht, werden die Wesensmomente der Sprache ermittelt. Der entscheidende Ertrag liegt hier darin, daß die essentiellen Bestimmungen einer auf das Grundsätzliche ausgerichteten Sprachtheorie an der linguistischen Realität abgelesen und nicht erst nachträglich am linguistischen Material exemplifiziert werden. Den Karren der Theorie vor das Pferd der Tatsachen zu spannen, dieser gar nicht selten anzutreffenden Neigung hat Bühler niemals nachgegeben. Das gilt für alle Hauptabschnitte dieses Werks. Die einleitenden Bemerkungen schildern die Forschungssituation der Sprachtheorie von gestern (d. h. der des 19. Jahrhunderts) und heute. Der erste Teil entwickelt die Prinzipien der Sprachforschung und entwirft Idee und Plan einer Axiomatik, die der gegenwärtigen Forschungslage angemessen ist. Hier findet sich dann der endgültige Aufbau des sprachlichen Organonmodells, das Bühler in weit zurückreichenden Studien — so in der wichtigen Abhandlung „Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes“ — vorbereitet hatte. Es folgen innerhalb dieses Hauptstücks die grundlegenden Ausführungen über die Zeichennatur der Sprache, wobei sich Bühlers Eigenständigkeit auch darin bewährt, daß er nicht nur zu originellen Neu-Formulierungen gelangt, sondern auch bereits bekannte Wesenseinsichten überraschend neu zu bewerten und sie für bislang nicht gezogene Folgerungen auszunutzen weiß. Als einziges Beispiel, herausgegriffen aus vielen, die mit gleicher Beweiskraft zu nennen wären, sei hier die Auseinandersetzung mit der scholastischen Definition des Zeichens: „stat aliquid pro aliquo“ und der Einbau der letzteren in eine moderne Symboltheorie sowie die schöpferische und originelle Auswertung der Lehre von den sprachlichen Suppositionen erwähnt. Ihm gelingen eben auch dort wahrhafte Entdeckungen an der Sprache, wo er sich an bereits Bekanntes anschließt. Manches vorher nur Angedeutete oder unklar Geahnte wird entschieden herausgearbeitet und dadurch erst in seiner vollen Ergiebigkeit erschlossen, vorab durch glückliche und prägnante Formulierungen. Zahlreiche Beweise für diese Behauptung vermöchten die Kapitel II und III zu liefern. Jenes behandelt das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter, dieses ihr Symbolfeld und die Nennwörter. Daß die Sprachworte sowohl zeigen als auch nennen, wußte man seit den griechischen Grammatikern, und doch ist Bühler der erste, der durch seine Theorie der Deixis-Formen eine vollständige Morphologie des sprachlichen Zeigens — „demonstratio ad oculos“, „anaphorisches Zeigen“ und „Deixis am Phantasma“ — entwickelt hat. Die letzte Konzeption hat sich als besonders fruchtbar erwiesen: es handelt sich dabei um den vorgestellten Orientierungsraum, der von den Partnern einer sprachlichen Verständigung gleicherweise in Anspruch genommen wird. Im Zusammenhang damit kommt es einerseits zu sprachphänomenologisch ergiebigen typologischen Scheidungen — z. B. von „egozentrischem“ und „topomnestischem“ Zeigen — als auch zu Entdeckungen im Bereich des Grammatisch-Kategorialen, wofür der Aufweis einer eigenen Wortklasse der „Prodemonstrativa“ einen

Beleg liefert. Das Kapitel über das Symbolfeld beginnt mit Ausführungen über das sprachliche „Umfeld“. Jede Sprachäußerung ist eingebettet in eine Situation und einen (gedanklichen) Kontext; beides vermag Verständigungshilfen zu liefern. In bezug darauf wird die Scheidung von „sympraktischem“ (empraktischem), „symphysischem“ und „synsemantischem“ Umfeld ergiebig. Die im Rahmen des ersten Aspekts vollzogene Erörterung des empraktischen Redens erweist sich dank der hier aufgebauten Argumentationsweise als erstaunlich erhellend für eine sachgerechte Beschreibung fein differenzierter Wesensmomente am sprachlichen Verständigungsvorgang und ist eben damit geeignet, für umstrittene linguistische Probleme — etwa das des „elliptischen“ Redens — eine bestandfähige Lösung zu finden. Mit dem Bühlerschen Feldbegriff ist eine Konzeption geschaffen, die sich in verschiedenen Bereichen des Sprachlichen als nützlich und leistungsfähig erweist. Die Sprache bildet die Gegenstände und Sachverhalte, die sie darstellt, nicht ab: sie malt nicht, nicht einmal in dem Ausmaß, wie das den menschlichen Stimmitteln eventuell noch zugänglich wäre, sondern sie symbolisiert. Ihre Nennwörter sind Gegenstandssymbole. Aber diese bedürfen eines Umfelds, in welchem sie angeordnet werden. Eben dieses ist das neben das Zeigfeld tretende Symbolfeld der Sprache. Es erfüllt seine wichtigste Aufgabe durch eine allgemeinere und schärfere Erfassung der zwischen dem syntaktischen und lexikalischen Wirkungsfaktor bestehenden Relation. Diese beiden korrelativen Momente hat man früher vielfach wie Form und Stoff einander gegenübergestellt, bleibt dabei jedoch zumeist in einer aristotelischen Denkweise befangen. Heute aber hat die Psychologie im Zuge ihrer Denkontersuchungen und ihrer Erörterungen der Gestalt-Thematik das Form-Stoff-Problem neu durchgedacht; daraus erwächst einer modernen Sprachtheorie die Aufgabe, diesen Gewinn für ihre Zwecke zu nutzen. An dieser Stelle wird übrigens auch das Verhältnis der Sprachtheorie zur Psychologie deutlich. Daß sie etwas anderes ist als eine Psychologie der Sprache, wurde bereits gesagt, aber sie ist geleitet von dem Bestreben, die entscheidenden Ergebnisse der Psychologie in den Dienst der Bewältigung von sprachtheoretischen Aufgaben zu stellen. Von hier aus ergibt sich ferner eine produktive Kritik gewisser Forschungsansätze, welche partiell Richtiges zur alleinigen Wahrheit verabsolutieren möchten: so etwa der Lautbedeutungslehre und der Sprachphysiognomik (H. Werner). In der Sprache gibt es neben Zeig- und Symbolfeld kein eigenes „Mal-feld“; die in ihr vorkommenden Mal-fleckchen (z. B. die Onomatopoeica als malende Lautcharakteristika) sind unbeschadet ihrer genetischen Bedeutung in der entwickelten Sprache isolierte Phänomene, die sich keiner kohärenten Ordnung einfügen. — Besondere Bedeutung für den Linguisten hat das letzte Hauptstück: „Aufbau der menschlichen Rede: Elemente und Komposition“, weil hier Bühlers objektive Sprachbetrachtung auf ihren Gipfel gelangt. Die Erörterungen greifen hier erstaunlich weit aus: in den Abschnitten über die stoffbedingte Gestaltung des Lautstroms der Rede beginnen sie mit einer Analyse der Artikulationsmotorik und enden nach wertvollen und wichtigen Beiträgen zur grammatischen Morphologie bei einer Darstellung der syntaktischen Probleme. Als Beispiel dafür, daß auch der empirischste Linguist aus zahlreichen

Darlegungen Bühlers in diesem Abschnitt für seine eigensten Anliegen mannigfachen Gewinn ziehen könnte, sei hervorgehoben, daß eine im Sinne von Lautphysik und -physiologie betriebene Experimentalphonetik durch Bühlers Nachweis des ballistischen Charakters der Artikulationsbewegungen zu profitieren vermöchte. Die Grammatik — wohl-gemerkt, die empirische — kann aus Bühlers Darlegungen über den Artikel, die Und-Verbindungen, die Wortzusammensetzung (das Kompositum) wertvolle Anregungen entnehmen, und zwar für ihre eigensten Anliegen. Vor allen aber werden hier die Ausführungen über die Syntax, insbesondere der Schlußabschnitt über „die Formenwelt der Satzgefüge“ von Bedeutung. Hier werden u. a. die Verfahrensweisen der parataktisch lapidaren und der hypotaktisch-polyarthrischen Satzgestaltung durch vergleichende Gegenüberstellung eines ägyptischen Textes aus der Sinuhe-Geschichte und einer hochgetürmten Periode aus Thukydides herausgearbeitet, was zu Einblicken in die ägyptische und griechische Kulturseele führt und einer Lehre von den typischen Denkformen Förderungen vermitteln könnte. Das Ganze gipfelt in einer syntaktischen Typenlehre, die gleichfalls nicht materialfremd deduziert, sondern am linguistischen Bestand abgelesen ist. Auch hier kommt es mehrfach zu glücklichen und erhellenden Begriffsprägungen: erwähnt sei die Gegenüberstellung von „Symphyse“ (Verwachsung) und syntaktischem „Gelenk“. Die hier reichlich ausgestreuten Anregungen sind nicht ohne Breiten- und Tiefenwirkung geblieben, sie haben solche auch dort ausgeübt, wo dies unerschwellig blieb und Bühlers Name nicht oder nur beiher erwähnt wurde. Wenn H. Brinkmann in seiner Strukturanalyse des deutschen Satzes von einem syntaktischen „Zeigfeld“ spricht, so steht er mit der Verwendung dieser heuristisch wie systematisch gleicherweise ergiebigen Konzeption kenntlich unter der Einwirkung Bühlers, desgleichen wenn er sich dessen Hinweis zunutze macht, daß Wörter einer bestimmten Wortklasse Leerstellen um sich eröffnen können, die von Wörtern anderer Wortklassen zu besetzen sind.

Bühlers Werk hat einen vielbesagenden, für seine Thematik aufschlußreichen Untertitel: „Die Darstellungsfunktion der Sprache.“ Er sieht das Entscheidende an der Sprache darin, daß sie ein System darstellender Zeichen ist. Das ist und bleibt richtig, nur sehen wir heute die Darstellung nicht als eine Funktion und Leistung der Sprache neben den anderen der Kundgabe (des Ausdrucks) und der Auslösung (des Appells) an, sondern als das Essentielle an der Sprache, als ihr zentrales Wesensmoment, das hinter sämtlichen ihrer Leistungen steht und diese allererst ermöglicht. Auch H. Dempe faßt die Darstellung als Wesens-, nicht als Leistungsmoment der Sprache, wenn er sie definiert als die Darstellung intentionaler Sinngebilde. Aber damit ist nur etwas verdeutlichend aufgegriffen und weitergeführt, was bei Bühler selbst schon vorgeformt oder zumindest nahegelegt ist, wenn er die Darstellung nicht als eine den übrigen Sprachfunktionen des Organonmodells koordinierte Leistung diesen einfach anreihet, sondern ihr eine entscheidende Auszeichnung zuteilwerden läßt, indem er von einer „Dominanz der Darstellungsfunktion“ redet. Es spricht für den Spürsinn Bühlers in bezug auf das Wesentliche an der Sprache, daß er sich — ohne von seinen Vorgängern zu wissen —

mit seiner Konzeption der „Darstellung“ auf Pfaden bewegt, die schon vor ihm als zum essentiellen Kernstück der Sprache als symbolischer Form führend erkannt worden waren. Der romantische Sprachphilosoph A. F. Bernhardt deutet in seiner „Sprachlehre“ Ähnliches zumindest an, und in unseren Tagen hat der bedeutende Indogermanist W. Porzig in seinem Buch „Das Wunder der Sprache“ — er wandelt übrigens mehrfach auf Bühlerschen Pfaden und verhehlt das auch in keiner Weise — den Nachweis geführt, daß bereits Protagoras eine Vierfunktionenlehre der Sprache entwickelt hat, indem er als „Eckpfeiler der Rede“ (*πυθμένε: λόγον*) neben *ἐντολή* (Auftrag, Befehl) die *ἐνχολή* (frei als Ausruf oder Ausdruck zu übersetzen), die *ἐρώτησις* (Frage) und als besonders wichtiges Moment die *ἀπόκρισις* (Antwort, Bescheid, Aussage) gestellt hat.

Damit ist zugleich eine wichtige Vervollständigung des Organonmodells erbracht, indem als vierte Elementar- und Fundamentalfunktion, die irreduzibel neben den auch bei Bühler genannten steht, die Frage angeführt wird. Bühlers bahnbrechende Arbeit über den Satz hatte mit der bündigen Feststellung begonnen: „Dreifach ist die Leistung der menschlichen Sprache, Kundgabe, Auslösung und Darstellung.“ Die „Sprachtheorie“ bringt demgegenüber nur terminologische Verbesserungen, indem statt Kundgabe „Ausdruck“, statt Auslösung „Appell“ gesagt wird; die Frage erscheint nicht als selbständige Sprachfunktion, sondern wird als Appell um Auskunft der zweiten Funktion untergeordnet. Heute wird man nach den Feststellungen von A. H. Gardiner („Theory of Speech and Language“), G. Révész („Ursprung und Vorgeschichte der Sprache“) und vor allem nach dem wichtigen Buch von E. Hermann („Probleme der Frage“) die „Frage“ nicht mehr aus dem Gefüge der Sprachleistungen ausschließen können, und so habe ich denn in den späteren Bänden meiner „Psychologie der Sprache“ unter Aufgriff eines terminologischen Vorschlages von G. Révész, aber unter Korrektur seiner Einseitigkeiten — er wollte den des kommunikativen Ertrags entbehrenden „Ausdruck“ aus dem System der Sprachfunktionen ausschließen — den Entwurf eines Organonmodells vorgelegt, das vier „I-Funktionen“ enthält: die interjektive (Ausdruck, Kundgabe), die imperative (Auslösung, Appell), die indikativ-informierende (Bericht) und die interrogative (Frage). Ich habe es ferner als klärend empfunden, die Termini „Ausdruck“ und „Kundgabe“ nicht als äquivoke Wechselbegriffe zu verwenden, sondern hier eine sachdienliche Scheidung anzubringen, indem der Ausdruck als die monologische Form der interjektiven Sprachfunktion, die Kundgabe als die dialogische bezeichnet wird. Die „Darstellung“ bildet hier keine Funktion oder Leistung der Sprache, sondern steht als ihr zentrales und konstitutives Wesensmoment, eben als das Essentielle aller sprachlichen Symbolik, gleicherweise hinter oder vor sämtlichen Sprachfunktionen, weil ja auch Ausdruck, Kundgabe, Appell und Frage etwas nennen und angeben, somit darstellen. Noch eine weitere kleine Korrektur ist angesichts der jüngsten Forschungslage nötig geworden. Auf S. 28 der „Sprachtheorie“ bringt Bühler eine graphische Darstellung des Organonmodells. Sie hat Berühmtheit erlangt, weil sie die semantischen Funktionen des (komplexen) Sprachzeichens in knapper Übersichtlichkeit illustriert. Das Sprachzeichen ist Symbol kraft

seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten, Symptom (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt, und Signal kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen. Dagegen wird heute eingewendet, daß sich die Sprachzeichen nicht primär auf die Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit beziehen, sondern auf unser auffassungs- und denkmäßig bearbeitetes Bild von ihnen, wobei an dieser geistigen Bearbeitung die Sprache als Denkform und präformierte Weltsicht selbst wieder entscheidend beteiligt ist. Auf diesen Kreisprozeß verweist vor allem die hermeneutische Logik eines H. Lipps, der die „Verbindlichkeit der Sprache“ darin erblickt, daß der einzelne Sprecher befangen bleibe in dem, was im vokabulären Bestand seiner Sprache als begriffen enthalten ist, das gleiche tut die „Theoretische Anthropologie“ eines A. Dempf, wo sich der Satz findet: „Nihil est in verbo quod non prius fuerit in phantasia“, und ebenso argumentiert der Neo-Humboldtianismus unserer Tage, wie er in der sprachlichen Weltbildforschung L. Weisgerbers und der „inhaltsbezogenen Sprachforschung“ H. Gippers zur Geltung kommt. Aber bei näherem Zusehen zeigt sich, daß Bühler selbst die Brücke zu diesen Positionen geschlagen hat, indem er in den Ausführungen der angezogenen Stelle darauf verweist, „daß das sinnlich Gegebene stets eine apperzeptive Ergänzung erfährt“. Somit sei ausdrücklich vermerkt, daß auch diese wenigen, zudem nicht schwer ins Gewicht fallenden Korrekturen, die angesichts der gegenwärtigen Forschungssituation nötig geworden sind, größtenteils mit Bühlerschen Denkmitteln erarbeitet wurden. Die Verbesserer stehen auf den Schultern Bühlers, indem sie ihre Ergänzungen und Weiterführungen mit Hilfe von Einsichten vollbringen, die aus seinen Arbeiten selbst zu gewinnen waren oder dort zumindest angedeutet sind. Zudem steht neben diesen kleinen Retuschen der unvergleichlich größere Bestand an Einsichten, die ihre volle und uneingeschränkte Gültigkeit bewahrt haben.

Auch das Verhältnis der „Sprachtheorie“ zu neuesten Forschungsrichtungen läßt erkennen, daß das Werk seine Geltung als Standardleistung mit Erfolg behaupten konnte. Daß die Phonologie seit ihrem Initiator Trubetzkoy die ihr von Bühler zuteilgewordene Hilfe dankbar anerkannt hat, nimmt nicht wunder. Aber auch der Strukturalismus unserer Tage vermöchte das meiste der grundsätzlichen Feststellungen Bühlers zu übernehmen und in das Gefüge seiner Forschungsaspekte einzubauen, was denn auch vielfach geschehen ist. Das nämliche gilt von den zwischen Linguistik und Sprachphilosophie stehenden Arbeiten E. Ottos. Aber auch der Gegensatz zur Weltbild- und Denkformenforschung sowie zur Sprachinhaltsforschung ist lange nicht so tiefgreifend, wie es einem flüchtigen Blick zunächst vielleicht erscheinen mag. In der Festschrift für L. Weisgerber finden sich gleich eingangs die mit programmatischem Nachdruck formulierten Sätze: „Sprache — Schlüssel zur Welt, und nicht bloßes Mittel der Verständigung, Muttersprache — Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft, und nicht nur Mittel der Rede mit Appell-, Ausdrucks- und Darstellungsfunktion.“ Das ist eine deutliche Spitze gegen Bühler und die auf seinen Spuren Wandellenden. Wir bemerken dazu, daß diese Thesen sicher richtig sind, daß aber

auch Bühler selbst das niemals bestritten hätte, wie er denn keinen Satz geschrieben hat, der Gegenteiliges enthielte. Auch wir sind der Ansicht, daß die Sprache tatsächlich entscheidend mehr ist als ein Gefüge von Verkehrszeichen, als ein Informations-, Kommunikations- und Kooperationsmittel: sie ist allumfassendes Kulturorganon und geistiger Lebensraum der Völker, die eine bestimmte Sprache tragen und verwenden. Kultur ist Formung des Lebens durch den Geist, und dieser Geist der kulturschaffenden Menschengemeinschaften ist in ihren Sprachen fixiert und ist im Lauf der Jahrtausende von diesen mitgeformt worden. Aber diese höheren Kulturleistungen sowie ihre Rolle als präformierte Weltanschauung, Wirklichkeitsauffassung und -deutung vermag die Sprache nur dadurch zu erbringen, daß sie im zwischenmenschlichen Kontakt wie in der stillen Geistesarbeit des einsamen Denkers jene Leistungen vollzieht, die im System ihrer dia- und monologischen Funktionen aufgezählt sind und die theoretisch bestimmt und geklärt sein müssen, ehe der höhere Auftrag der Sprache erörtert und angemessen bearbeitet werden kann. Dabei ist es ein durchaus zu rechtfertigendes Unterfangen, den Blick zunächst einmal auf die vorgeordneten Leistungen zu lenken, die alles Höhere fundieren. Zweifellos ist das aus Wasser bestehende Meer der Lebensraum mancher Völker, ihr Tor zur Welt, Ursache und Grund des Geltungs- und Herrschaftsanspruchs großer, geschichtsmächtiger Staaten. Damit wird jedoch dem Chemiker nicht das Recht genommen und bestritten, es als H_2O zu bestimmen. Aber das ist auch bei Bühler gar nicht das letzte Wort. Vielmehr fehlt es an Stellen und Berührungspunkten keineswegs, wo er den Zielsetzungen einer durch die Erforschung sprachlicher Nationalstile befruchteten Typologie der Formen des Welt-auffassens sehr nahekommt. Solche Untersuchungen erscheinen ihm sogar als durchaus mögliche Aufgabe der Sprachbetrachtung, die sich in seine Analyse der sprachlichen Symbolfelder einbauen ließe. Er selbst hat derartiges versucht und deutet es in den aphoristischen Ausführungen an, daß die Eskimosprachen als weitgehend impressionistisch mit den Bantusprachen als weitgehend kategorial und das Chinesische mit seiner bekannten Vorliebe für das Dinglich-Individuelle mit den indogermanischen Sprachen, die samt und sonders das Universale als etwas Zeigbares behandeln, kontrastiert werden können. Das ist freilich kaum mehr als ein Hinweis, aber schon als solcher bedeutsam, weil er dartut, daß Bühler diese Dinge wichtig nahm. Ebenso deckt sich das von ihm über das Aktionsschema oder Handlungsklischee der indogermanischen Sprachen Gesagte weitestgehend, ja völlig mit den Bestimmungen über das „agens-actio“-Schema, mit dem andere Richtungen der Sprachbetrachtung das Vorgehen dieser Sprachen schildern, in denen selbst passive Widerfahrnisse und bare Zuständlichkeiten als zielstrebig durchgeführte Willenshandlungen aktiver Kraftzentren geschildert werden. Der Unterschied zwischen dem bei Bühler bloß Angedeuteten, seitens der Sprachinhaltsforschung dagegen explizite Durchgeführten ist weniger prinzipieller als quantitativer Natur, somit kaum mehr als eine Verlagerung des Beachtungssakzents.

Was Bühler in der „Sprachtheorie“ vorträgt, ist in der schlüssigen und überzeugenden Art der Formulierung und selbstverständlich in jedem einzelnen Gedankengang sein geistiges Eigentum und seine origi-

nelle schöpferische Leistung. Aber zu Zwecken der Materialgewinnung hat er mit großem organisatorischem Geschick ein „team-work“ ins Leben gerufen, in welchem die Forschungsarbeit jüngerer Fachgenossen, Assistenten und Doktoranden zielbewußt eingesetzt wurde, nachdem sie vorher von ihm die entscheidenden methodisch-thematischen Instruktionen erhalten hatte. Darin spiegelt sich auch die Struktur des von ihm aufgebauten Psychologischen Instituts, das Bühler im Zusammenwirken mit seiner Gattin, der unbestritten führenden Kinder- und Jugendpsychologin, zu einer wahren Magnetlehrkanzel ausgestaltet hatte, an der sich nicht nur eine große Zahl von Hörern aus allen Erdteilen eingefunden hatte, sondern die auch reife Gelehrte anzog, die oft längere Zeit an diesem Institut zubrachten und an seiner Forschungstätigkeit teilnahmen. Bühlers wissenschaftliches Organisationstalent ist bekannt; hier sei es nur insofern erwähnt, als es der Theorie der Sprache, die Bühler von Anfang an als „unitas multiplex“, als aufgegliedertes und wohlgeordnetes Forschungsgefüge verstanden hatte, zugute gekommen ist. Eine solche Heerschau der daran interessierten Gelehrten bot der von Bühler ins Leben gerufene und zu vollem Erfolg geführte „Hamburger Sprachtag“. Im Rahmen dieser illustren Veranstaltung sprach N. Ach über Fragen der Sprachpsychologie. E. Cassirer über ein die Gegenwartsforschung sehr bewegendes sprachphilosophisches Thema („Die Sprache und der Aufbau der Gegenstandswelt“), mit welchem er die Verbindung zu der von Humboldt ausgehenden sprachlichen Denkformen- und Weltbildforschung herstellte. Hier kamen ferner führende Sprachpathologen und Aphasieforscher ebenso zu Wort wie Sprachsoziologen, die das Thema „Sprache und Gemeinschaft“ behandelten. Das sei an dieser Stelle ausdrücklich erwähnt und festgehalten, weil eben damit dargetan wird, daß Bühler auch für solche Forschungsrichtungen und Themenaspekte innerhalb der Sprachtheorie lebendige Aufgeschlossenheit zeigte, denen er in seiner eigenen Arbeit keine gesonderte Pflege zuteil werden ließ, aus dem einfachen Grunde, weil eben ein einzelner nicht alles machen und sich nicht für jede Aufgabe gerüstet fühlen kann. Bühler selbst steuerte zu diesem Symposion einen programmatischen Vortrag bei: „Das Ganze der Sprachtheorie und ihre Teile“, einen sehr klaren Gesamtaufriß der sprachtheoretischen Problematik, in welchem an dem Themen-Kosmos „Sprache“ die einzelnen Fragen-Aspekte aufgewiesen wurden, die geeignet sind, innerhalb des Gesamtsystems der Sprachtheorie relativ selbständige Partialdisziplinen zu thematisieren. Denn niemand sah deutlicher als gerade er, daß die Sprache ein wahres Universum von Problemen bildet, das zu seiner Erschließung mannigfacher Arbeitsrichtungen bedarf und über das von verschiedenen Gesichtspunkten aus notwendige und sinnvolle Aussagen zu machen sind. Was der Makrokosmos dieses Sprachtags an theoretischen Anregungen und Potentialitäten bietet, das enthält die durch das nämliche Streben nach geordneter und vereinheitlichter Vielseitigkeit organisierte „Sprachtheorie“ als lebendige Forschungsaktualität. Bühler war Psychologe, Mediziner, Logiker von Format, dazu — ohne Sprachwissenschaftler von Beruf zu sein — eminent linguistisch gebildet; er brachte also selbst das Entscheidende mit, was zur Abfassung einer tief gründenden und weit ausgreifenden

Theorie der Sprache erforderlich ist. Dabei aber ließ er es nicht bewenden. Sein Streben nach Sachangemessenheit und die hohen Forderungen, die er in bezug darauf an sich selbst stellte, bewogen ihn, an bestimmten Stellen die Arbeitserfahrungen von Spezialisten einzusetzen, deren sich an seinem Institut zahlreiche eingefunden hatten, wofür etwa die Sprachwissenschaftler Locker und Sonneck als Beispiele genannt seien. Manchmal mußte eine speziell zu einem bestimmten Zweck von Bühler angeregte Doktorarbeit das Material liefern: ein Beleg ist etwa J. Klanfers Arbeit über die Theorie der heraldischen Zeichen. Noch ein Wort über den Stil dieses Buches. Wir finden hier — natürlich *mutatis mutandis*, weil eben nach F. Th. Vischer eine „Schreibe“ keine Rede ist und sein darf — die Vortrags- und Formulierungskunst des glänzenden und faszinierenden Katheder-Redners, der Bühler als akademischer Lehrer war. Profunde Stoffbeherrschung wirkt sich hier in einer souveränen Form der Darstellung aus, im Vortrag selbst bringt sich hier ein weltmännisch-konziliantes Wesen zur Geltung, dazu eine soziable, durchaus umweltkohärente Art, die den Leser direkt anspricht und auch bei schwierigen Erörterungen ihn niemals aus dem Bann entläßt. Nichts ist hier mehr vermieden als trockene Abstraktheit, vielmehr ist das tiefgründige Sachwissen eingegangen in eine lebendige und sehr persönliche Art der Darstellung. Mit all dem ist die „Sprachtheorie“ ein Buch, wie es im Fachschrifttum nicht oft angetroffen wird, ein Meisterwerk in bezug auf Gehalt und Gestalt. Die weitaus überwiegende Zahl der Erkenntnisse, welche diese profunde Axiomatik der Sprachwissenschaft enthält, hat heute noch ebenso Bestand wie zur Zeit ihres Erscheinens, und an den wenigen Stellen, wo die spätere Forschung über sie hinausgegangen ist, hat sie selbst die Materialien zum Gewinn des Neuen geliefert. Die Wissenschaft kennt keine Statik: die Ermittlung von Aussagen, die auf das Wertprädikat der Wahrheit Anspruch erheben können, ist ein dialektischer, ein dynamisch — energetischer Prozeß, wobei auch die widerlegte Ansicht an den später erarbeiteten zutreffenderen Thesen entscheidend und notwendig beteiligt war. Und so ist das hiermit neu aufgelegte Werk heute genauso aktuell und lebendig wie zur Zeit seines ersten Erscheinens, weil es nicht für den Tag, sondern für die Zukunft geschrieben wurde.

F. KAINZ

Vorwort.

Werkzeug und Sprache gehören nach alter Einsicht zum Menschlichsten am Menschen: homo faber gebraucht gewählte und ausgeformte Dinge als Zeug und das Zoon politikon setzt Sprache ein im Verkehr mit Seinesgleichen. Eine neue vertiefte Auslegung dieser schlichten Weisheit ist von der physischen und psychologischen Anthropologie aus möglich und im Werden. In der Reihe der vergleichenden Anatomen war CHARLES BELL, der geniale Begründer unserer Erkenntnis vom Aufbau des Zentralnervensystems, der erste, der seine vergleichende Organbetrachtung abschloß und krönte durch eine biologisch fundierte Theorie des menschlichen Ausdrucks. Seinem ganzen Körperbau nach sei der Mensch auf Werkzeug und Sprache angewiesen, auf Werkzeug und Sprache hin organisiert. BELL schrieb in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, und die Leitidee der BELLschen Anthropologie ist keineswegs veraltet; in meinem Buche „Ausdruckstheorie“ ist neu gefaßt und ausgelegt, was BELL gesehen hat. Wer heute darüber hinaus die sorgfältige Diskussion der körperlichen Sondereigenschaften des Menschen in dem Buch von O. ABEL¹⁾ auf sich wirken läßt, kommt auf die alte Weisheit zurück und kann als Psychologe im Anschluß an das von ABEL entworfene Lebensbild der tierischen Vorfahren des Menschen ohne zuviel Phantasie einen modernen Mythos der Menschwerdung am Werkzeug und an der Sprache dichten. Einen Mythos, der in entscheidenden Punkten das Wesen der Menschensprache korrekter fassen müßte, als es in dem sonst lehrreichen Buche von DE LAGUNA „Speech. Its function and development“ geschieht. Doch das liegt abseits von unserem Wege; ich will den modernen Mythos vom Sprachursprung gesondert in der Zeitschrift für Psychologie erzählen. Hier im Buche ist es nicht die Frage „woher kommst du des Weges?“ sondern die andere „was bist du?“, die wir an die Sprache stellen.

Die Sprache ist dem Werkzeug verwandt; auch sie gehört zu den Geräten des Lebens, ist ein Organon wie das dingliche Gerät, das leibsfremde materielle Zwischending; die Sprache ist wie das Werkzeug *ein geformter Mittler*. Nur sind es nicht die materiellen Dinge, die

1) O. ABEL, Die Stellung der Menschen im Rahmen der Wirbeltiere (Gustav Fischer, Jena 1931).

auf den sprachlichen Mittler reagieren, sondern es sind die lebenden Wesen, mit denen wir verkehren. Eine umsichtige Bestimmung der medialen Eigenschaften des Sprachgerätes muß zunächst in der Werkstatt und mit den Mitteln derer erfolgen, die es am genauesten kennen. Es sind die Philologen und Linguisten, welche die intimste Kenntnis der Menschensprachen haben. Auf den folgenden Blättern wird die Sprache in der Werkstätte der Linguisten auf Strukturgesetze durchmustert. Wenn die Vorzeichen nicht trügen, gehen wir einem neuen Aufschwung der vergleichenden Sprachforschung entgegen, einer Phase des universellen Vergleiches der Menschensprachen, in der auf höherer Plattform verwirklicht werden soll, was einem W. v. HUMBOLDT und seinen Zeitgenossen schon vorschwebte.

Das erste Wort einer Gesamtbetrachtung ist das von der wesenhaften Strukturgleichheit aller bekannten und untersuchten Menschensprachen; der Singularis „die Sprache“ hat einen guten Sinn und ist verifizierbar. Wir formulieren vier Leitsätze über die Sprache, die für alle Zungen gültig sind. Sie sollten, wie mich dünkt, nicht nur weit genug, sondern auch präzise genug sein und einen Gleichheitsrahmen fixieren, in welchen alle wirklichen Verschiedenheiten systematisch eingezeichnet werden können. Das ist der Glaube und die Hoffnung, die ich auf das Buch setze.

Es drängt mich anzuerkennen, daß alles Entscheidende, was gesagt werden soll, im Werk der großen Sprachforscher vorbereitet lag. Angefangen mit dem *Zeigfeld* der Sprache, das die ersten Griechen kannten und neuere wie WEGENER, BRUGMANN, GARDINER wieder entdeckten, bis in alle Feinheiten des *Symbolfeldes* hinein, das stets im Mittelpunkt der grammatischen Analyse stand und von den modernen Historikern in allen Zweigen des Indogermanischen durchsichtig dargestellt worden ist. Es gilt für mein Buch in höherem Grade als für andere das Wort im Tasso: „Ich hab es nur von Euch“. Freilich, die Fassung der Leitsätze mußte an den meisten Stellen verallgemeinert und vereinfacht, sie mußte nicht selten auch neu gefunden werden; das ist es, was das Buch für sich in Anspruch nimmt und woraus es sein Daseinsrecht ableitet. Der *Feldbegriff*, den es vorschlägt, ist ein Erzeugnis der modernen Psychologie; ein Leser, der ihn von innen heraus begreifen will, verfolgt seine Entstehung in der Farbenlehre am Phänomen des Kontrastes. Dort unterschieden Schüler HERINGS das ‚Infeld‘ und ‚Umfeld‘. Wir werden ganz in ihren Bahnen die Umfelder der Sprachzeichen systematisch bestimmen und aus den weitesten Bereichen der den Sprachsinn, wo immer gesprochen wird, mit-

bestimmenden Umstände das Zeigfeld und das Symbolfeld der Sprache logisch reinlich herausarbeiten. Daß es nicht nur ein Feld, sondern zwei Felder in der Sprache gibt, ist eine neue Lehre. Doch steht sie, wie mich dünkt, in bestem Einklang mit einer alten Einsicht der Philosophen. Sie verifiziert im Bereich der Sprache den Satz von KANT, daß Begriffe ohne Anschauungen leer und Anschauungen ohne Begriffe blind sind; sie zeigt, wie das Sprechenden die genannten zwei Faktoren, welche zur vollendeten Erkenntnis gehören, in merkwürdiger aber durchschaubarer Verschlingung zugleich mobilisiert. Was CASSIRER (wenigstens im Darstellungsschema) als die zwei Entwicklungsphasen der Menschensprache beschreibt, ist eine Zweiheit von Momenten, die uneliminierbar in jedem Sprachphänomen enthalten ist und heute noch so gut wie je zum Ganzen der Sprache gehört. So wenigstens in dem Hauptbereiche des natürlichen Sprechens und wenn man den Grenzfall von Sätzen, wie sie die reine Logik bildet, und den Grenzfall einer künstlich von jeder Anschauung „gereinigten“ Symbolsprache sachgemäß als einen Grenzfall und nicht als die Norm ansieht. Dazu wird noch manches zu sagen sein. Einstweilen behauptet die *Zweifelderlehre*, daß das anschauliche Zeigen und Präsentieren in mehreren Modis genau so zum Wesen der natürlichen Sprache gehört und ihm nicht ferner steht wie die Abstraktion und das begriffliche Erfassen der Welt. Das ist die Quintessenz der hier entwickelten Sprachtheorie.

Sie verfolgt philosophische Fragen, die sich um ihren Ansatz spinnen und von ihr neu eröffnet werden, nicht weiter als es das Thema verlangt. Ich weiß, daß man auch anders vorgehen kann in den Entscheidungsfragen der Erkenntnistheorie; die Scholastiker versuchten es nicht selten, ihre ontologischen Alternativen an sprachlichen Phänomenen zur Entscheidung zu bringen. Es ist nicht unseres Amtes dazu das Wort zu ergreifen; wohl aber gehört es zur Idee einer schlichten Beschreibung der Sprachphänomene, daß sie sich im eigenen Namen zur Wehr setzen darf, wo immer ein Übergriff erfolgt, wo immer man den Phänomenen ein Bekenntnis abzwängen will, das sie von sich aus nicht zu bieten imstande sind. Das einfachste und historisch bekannteste Erläuterungsbeispiel für das, was ich im Auge habe, ist eine jener *Stoffentgleisungen*, die von der Sprachtheorie summarisch und systematisch abgelehnt werden können und abgelehnt werden müssen. Es ist die Stoffentgleisung des radikalen Nominalismus, die wir an mehreren Stellen im Namen der Phänomene selbst beiseite schieben. Das ist keine große Angelegenheit. Ernster wird, wie mich

dünkt, die Auseinandersetzung mit der in HUSSERLS Schriften skizzierten Sprachtheorie ausfallen müssen. Ich habe in meiner Arbeit über den Satz Kritik geübt am Standpunkt HUSSERLS in den Logischen Untersuchungen. Das war 1919, also vor dem Ausbau der HUSSERLSchen Lehre in der „Transzendentalen Logik“. Ich erkenne in dem folgenden Buche den Fortschritt an, den die Konstruktion einer Monadenwelt in den neuen Schriften HUSSERLS bringt. Allein ich muß daran festhalten, daß das Organon-Modell der Sprache noch etwas mehr verlangt. Die Grammatik, wie sie seit 2000 Jahren aufgebaut wird, setzt eine Art von Intersubjektivität des Sprachgerätes voraus, die kein Diogenes im Faß und kein Monadenwesen erreichen kann. Und es besteht für die Grammatik nicht die leiseste Veranlassung den Weg zu verlassen, den ihr die Sache selbst vorschreibt; PLATON, J. ST. MILL und die moderne Logistik stehen in diesem Punkte auf Seiten der üblichen Sprachanalyse. Warum ich sie für richtig und unerläßlich halte, mag das Buch selbst erzählen.

Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte. Die Sprachtheorie muß das Weltkind, d. h. die einfache Spitze des empirischen Werkes der Sprachforscher sein. Ist die Philosophie der Prophete rechts, den sie abwehrt, wo immer die Gefahr eines *Epistemologismus* d. h. das der Sprache erpreßte Bekenntnis zu einer der möglichen erkenntnistheoretischen Grundhaltungen droht, so darf sie dem Prophet zur Linken den gleichen Respekt ihrer Selbständigkeit abverlangen. Die Psychologie ist der Prophete links. Was sich nach der Neuordnung im Hause der Psychologie die Wissenschaft von der Sprache und die Seelenlehre gegenseitig zu bieten haben, ist zum Thema erhoben in meinem Buche „Die Krise der Psychologie“. Es sei hier im neuen Vorwort noch einmal in Kürze gesagt, daß das Faktum des Zeichenverkehrs bei Mensch und Tieren eine Zentralangelegenheit der vergleichenden Psychologie geworden ist. Ihre sachgemäße Behandlung führt über das Menschlichste am Menschen, die Sprache, weit hinaus. Denn es gibt kein tierisches Gemeinschaftsleben ohne Steuerungsmittel des sozialen Verhaltens der Gemeinschaftsglieder; es gibt keine Gemeinschaft ohne *Zeichenverkehr*, der im Reich der tierischen Lebewesen ebenso alt ist wie der *Stoffverkehr*. Und diese Steuerungsmittel, die wir exakt beobachten können, sind das vormenschliche Analogon zur Sprache. Was ich im Auge habe, ist exemplarisch klar bestimmbar an dem hochentwickelten Gemeinschaftsleben der Insekten. Man braucht dazu nur die beiden aufschlußreichsten Forschungsrichtungen, z. B. das

Buch von WHEELER „Social life among the insects“ und das Buch von K. VON FRISCH über „Die Sprache der Bienen“ sachgerecht zusammenzuhalten. Im Zentrum des ersteren steht der Stoffverkehr und das Phänomen der Trophallaxis, der gegenseitigen Ernährungshilfen, im Zentrum des zweiten der Zeichenverkehr. Ein hochorganisierter Stoffverkehr zwischen den Gliedern einer tierischen Lebensgemeinschaft wäre ohne Zeichenverkehr überhaupt nicht möglich. Soweit muß eine biologisch wohlfundierte Sprachtheorie ausholen und dann noch eine letzte Horizonterweiterung vornehmen.

Diese letzte Erweiterung des Gesichtskreises erfolgt durch die neue Erkenntnis der vergleichenden Psychologie, daß schlechthin jede tierische und menschliche *Handlung*, die diesen Namen verdient, von *Signalen* gesteuert wird. Es ist kein leeres Wort, sondern die einfachste und klarste Fassung der bemerkenswerten Befunde von JENNINGS, wenn wir sagen, daß schon die Infusorien im winzigen Bereiche ihres genau bestimmbaren Aktionssystems nach kurzem Lernvorgang auf wohldefinierte Störungsreize wie auf Signale ansprechen und ohne erneutes Probieren sofort erfolgreich „handeln“. Das ist die primitivste Stufe des Signales, die wir kennen. Und Signale im Getriebe des sozialen Verkehrs sind auch die Laute der Menschensprache. Davon wird ausführlich die Rede sein.

Soweit also muß man die Betrachtung spannen, um die biologischen Wurzeln des animalischen Zeichenverkehrs zu finden. Die im tierischen Gemeinschaftsleben produzierten Signale erscheinen uns danach nicht mehr wie ein verwunderliches Sondergewächs, sondern als die höchste und reichste Aktualisierung und Entfaltung von Potenzen, die jedes psychophysische System handelnder Lebewesen nachweisbar enthält. Der Begriff ‚psychophysisches System‘ ist *ohne das Merkmal des Ansprechens auf Signale nicht definierbar*.

Wer dies erkannt hat, soll darüber nicht blind werden, sondern sehend bleiben für die Sondereigenschaften der menschlichen Sprache. Er denke im Vorbeigehen etwa an den Zeichenverkehr, wie er sich zwischen uns Menschen und unserem vertrauten Hausgenossen, dem Hunde abspielt. Ist das Sprache? Was *canis domesticus* „versteht“ an Leithilfen, die ihm vom menschlichen Partner geboten werden, und was er seinerseits produziert, um seinen Herrn zu steuern, gehört ohne Frage zum Höchsten und Differenziertesten, was wir am Tiere kennen. Daß die Laute und das übrige Verkehrsgebaren des Hundes nuancenreichen *Ausdruck* enthält, ist von Sachverständigen nie bezweifelt worden. Trotzdem ist es nicht die volle

Menschen-sprache, die vom psychophysischen System des Hundes aufgenommen und nichts völlig Äquivalentes zur Sprache, was von ihm selbst produziert wird.

Denn keiner der vier Leitsätze über die Sprache des Menschen, die in diesem Buche formuliert werden, ist voll realisiert in der „Sprache“ des Hundes. Warum? Weil das hündische Verkehrs-gebaren wie alle anderen tierischen, die wir kennen, der dominierenden Funktion menschlicher Sprachzeichen, nämlich der *Darstellungsfunktion* ermangelt. Ob dies ein absoluter Mangel ist oder nur in die Augen springt als enormer Gradunterschied, bleibe vor dem Ergebnis exakter Untersuchungen dahingestellt. Denn so befremdend es klingen mag, es gibt darüber in der ganzen Tierpsychologie keine exakten Untersuchungen, die modernen Ansprüchen genügen. Es fehlte freilich bisher auch eine Fassung der Strukturgesetze der Menschen-sprache, die so scharf und bestimmt gewesen wäre, daß das Tierexperiment einen Halt und Maßstab daran hätte finden können. Es ist also für die ganze vergleichende Psychologie ein neuer Impuls gesetzt, wenn es gelingt, die Eigenart der Menschen-sprache so zu fassen, daß Vergleiche zwischen menschlichem und tierischem Zeichenverkehr einem Urteilsspruch aus der Tiefe des Gemütes entrückt werden.

Die wenigsten Tierpsychologen von heute haben eine hinreichende Sachkenntnis von dem erstaunlich komplexen Instrument der menschlichen Sprache. Der beste Lehrgang, den man ihnen empfehlen könnte, wäre nicht im Laboratorium der Normalpsychologie, sondern bei den Neurologen und Psychiatern, wäre bei den intimen Kennern der zentralen Sprachdefekte und Sprachstörungen des Menschen zu absolvieren. Ich selbst ging als Mediziner, der ich war, von diesem Gebiete aus; das war noch vor der entscheidenden Wendung, welche die *Aphasielehre* dem Eingreifen von Forschern wie HEAD, GELB und GOLDSTEIN, ISSERLIN, POETZL u. a. verdankt. Heute ist es eine meiner Hoffnungen, daß es gelingen wird, die Quintessenz der linguistischen Sprachanalyse in wechselseitig fruchtbaren Kontakt zu bringen mit den Ergebnissen aus der Betrachtung jener andersartigen Analyse, jener unbarmherzigen Realauflösung des menschlichen Sprachvermögens, das die Pathologen studieren. Es war einstweilen das Gebot einer methodischen Reinheit des Vorgehens und sonst nichts, was mich veranlaßte, von einer Bezugnahme auf die moderne Aphasielehre in diesem Buche abzusehen. Ähnliche Gründe sprachen gegen den Versuch einer systematischen Ausbeute der Einsichten in den *Sprachaufbau*, die wir der Kinder-

forschung verdanken. Hier habe ich selbst mitgearbeitet und weiß, daß nach der ersten Lese der älteren Forscher die eigentliche Ernte denen winkt, die exakte, reproduzierbare Aufnahmen der kindlichen Äußerungen in den entwicklungsgeschichtlich entscheidenden Phasen zustande bringen werden.

Es geht heute sehr lebhaft zu in der Sprachtheorie; beim Abschluß dieses Buches liegen wichtige sprachtheoretische Abhandlungen aus den letzten Monaten vor, über die ich an anderer Stelle berichten will. Da ist z. B. ein inhaltreicher Abriß von J. STENZEL, „Philosophie der Sprache“, im neuen „Handbuch der Philosophie“ (1934), den ich im *Anthropos* besprechen soll, und allem anderen voran der großzügige Entwurf von L. WEISGERBER, „Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur“ (Wörter und Sachen, der 2. Teil im 16. Bd., 1934), über den mich die Kantstudien um ein ausführliches Referat ersuchten. Ein Jahr alt schon ist die lehrreiche Schrift von E. WINKLER, „Sprachtheoretische Studien“ (1933). Eben noch erwähnen kann ich die Neuauslegung, Kritik und Ergänzung MARTYScher Gedanken in der Schrift von L. LANDGREBE, „Nennfunktion und Wortbedeutung“ (1934), eine tüchtige Arbeit, soweit ich sehen kann. Bemerkenswert ist darin, daß der Leitsatz D unserer Liste, welcher der Sprache den Charakter eines Zweiklassensystems zuspricht, sachgemäß anerkannt und gewürdigt wird. Das Dogma vom Lexikon und von der Syntax, das ich auf dem Sprachtag in Hamburg zum ersten Mal den Fachgenossen vorgelegt habe (12. Kongr. Ber. f. Psych., 1931), ist heute, soweit ich sehe, allgemein anerkannt und hat gegen die monistische Formel der Zeitgenossen WUNDTs und BRUGMANNs vom Satz als einziger Grundeinheit der Sprache die alte Auffassung wieder zu Ehren gebracht; wir werden ausführlich in diesem Buche für sie eintreten. Ich möchte im Vorbeigehen noch zwei jüngere Sammelbände erwähnen, in denen die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der sprachtheoretischen Studien in unseren Tagen augenfällig wird. Der eine ist im vierten Jahrgang der „Blätter für deutsche Philosophie“ im Jahre 1930 und der andere im Pariser „Journal de Psychologie“ 1933 erschienen. In beiden Sammlungen kommen ebenso, wie mir das bei der Vorbereitung des Sprachtages der Psychologen in Hamburg vorschwebte, Sachverständige aus verschiedenen Fakultäten zu Wort, und man erkennt deutlich aus dem, was sie zu sagen haben, das Werden einer einheitlichen Sprachtheorie. Daß deren wissenschaftliche Heimat die *Semantologie* ist und wie eine allgemeine Zeichentheorie um das erstaunlich vielseitige Zeichengerät ‚Sprache‘

herum in modernem Geiste zur Wirklichkeit werden kann, dies zu zeigen ist ein Endziel des vorliegenden Buches.

Wenn ich von seinem Schlußpunkt aus zurückdenke an die Anfänge, so scheint mir, das System sei 1907 nach der Entdeckung der ‚syntaktischen Schemata‘ im Sprechdenken (s. § 16) und 1908 nach dem Herausheben der Darstellungsfunktion der Sprache in meinem Sammelreferat über die Prozesse des Verstehens (3. Kongr. Ber. f. Psych.) begründet gewesen. Vernachlässigt aber war noch (aus Opposition gegen den Sensualismus der Psychologen in jener Zeit) der Anschauungsfaktor des Zeigens. In München stand ich STREITBERG nahe, und als ich ihm einmal ausführlich von meinen Gedanken zum Satzproblem der Linguisten erzählte, griff er das Entscheidende mit erstaunlicher Sicherheit des sachverständigen Blickes auf und ersuchte mich um einen Artikel in seinem Indogermanischen Jahrbuch; so ist 1918 die „Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes“ und die Zeichnung des vollen Organon-Modells der Sprache entstanden. Alle meine älteren Veröffentlichungen über die Sprache waren wie diese Gelegenheitsschriften; z. B. der Beitrag zur VOSSLER-Festschrift (Idealistische Neuphilologie) „Vom Wesen der Syntax“, worin die erste Skizze des Axioms D vom Zweiklassensystem ‚Sprache‘ enthalten ist und der Beitrag zur Festschrift für J. VON KRIES in den Psychologischen Forschungen, worin eine erste Ahnung vom „Prinzip der abstraktiven Relevanz“ noch tastend formuliert wurde. Von der „Krise“ und dem Hamburger Sprachtag war schon die Rede; DEMPE hat im ersten Teile seines klar geschriebenen Buches „Was ist Sprache“? über den Stand der Dinge bis dahin erschöpfend berichtet. Ich würde seine Titelfrage heute so beantworten: Sprache ist, was die vier Leitsätze erfüllt. Die Verteidigung HUSSERLS durch DEMPE dürfte durch meine neu gefaßte Kritik hinreichend beantwortet sein. Eine geschlossene Diskussion der vier Leitsätze über die Sprache bietet 1933 „Die Axiomatik der Sprachwissenschaften“ im Band 37 der Kantstudien. Für das Buch habe ich sie umgeschrieben, neu geordnet und mehr prospektiv, d. h. im Vorblick auf die ausführenden Kapitel gefaßt; außerdem wurde die Dichotomie „Sprechhandlung und Sprachgebilde“ zum reicheren Vierfelderschema des Leitsatzes C erweitert. Soviel zur Entstehungsgeschichte des Buches; seit ich wissenschaftlich zu denken vermag, kreisen meine Interessen um das Phänomen der Sprache.

Zu größtem Danke ist ein Schaffender in den Wissenschaften regelmäßig solchen verpflichtet, die den Dank nicht mehr als Lebende

empfangen können. Selten aber dürfte es so sein wie heute in der Sprachtheorie, daß man auf die Frage ‚wer ist dein Nächster?‘ Jahrhunderte überschlagen muß; die werdende neue Sprachtheorie sieht sich gezwungen, an mehr als einem Punkte in jene Phase der Philosophie zurückzugreifen, wo das Phänomen Sprache im Zentrum des Weltbildes stand. Das sprachtheoretische Universalienproblem ist nach meiner Überzeugung mit modernen Mitteln dort wieder aufzunehmen, wo es (wie die vielen unvollendeten Dome) ungelöst von der sinkenden Kraft der scholastischen Spekulation stehen geblieben ist. Die Geschichte des Symbolbegriffs führt uns noch weiter zurück und deckt in der aristotelischen Konzeption eine verhängnisvolle Koppelung (Synchyse) von zwei Ideen auf. Ordnungszeichen und Anzeichen zugleich und im selben Atemzuge sind freilich die Laute der Sprache. Allein sie bilden als Ordnungszeichen die Welt, von der die Rede ist, nicht so ab, wie sich dies die antike Konzeption des Erkennens ausdachte. ARISTOTELES hat in seiner Symbolformel (S. 185f.) die Kundgabe- und Darstellungsfunktion der Sprachzeichen in zu einfacher Art gekoppelt, und die Scholastik war, soweit ich sie kenne, nicht imstande, die *connexio rerum*, auf welcher das Anzeigen begründet ist, sachgemäß und scharf genug von dem *ordo rerum* der nennenden Sprachzeichen zu trennen. Von einem anderen Punkte her gesehen und ins rein Sprachtheoretische gewendet: es ging die völlig korrekte Scheidung, welche die Grammatik in ihrer Geburtsstunde bei den Griechen zwischen *Deixis* und nennendem, begrifflichem Erfassen vollzog, im Konzepte der Philosophen verloren. Die neue Sprachtheorie muß beide Fehler ausgleichen und die medialen Eigenschaften des Sprachgerätes unbefangen wieder in ihrer vollen Mannigfaltigkeit erfassen. Das Zeigfeld muß neben dem Symbolfeld wieder zu Ehren kommen und der *Ausdruck* ob seiner eigenen Struktur von der Darstellungsfunktion der Sprachzeichen abgehoben werden. Das erstere ist, wie ich hoffe, in diesem Buche geleistet; zum zweiten wird ein neues Buch vonnöten sein über den „Ausdruck in Stimme und Sprache“.

Meinen Mitarbeitern zu danken ist mir ein tiefgefühltes Bedürfnis. Da das Buch auf ausgedehnten linguistischen Studien ruht, hätte ich es ohne sachverständige Mitarbeiter nicht schreiben können. Mein Assistent, Herr Dr. BRUNO SONNECK, hat alle Phasen seines Werdeganges hilfreich miterlebt und mehrere seiner Freunde, junge Sprachvergleichler, da und dort als Förderer gewonnen; Herr Dr. LOCKER z. B. arbeitete mit ihm an der Verifizierung der Idee

einer neuen Klasse von Wörtern, der Prodemonstrativa. Dankend gedenke ich auch der lehrreichen Diskussionen im Anschluß an mein Kolleg im Sommer 1932, als Herr Professor KURYLOWICZ ein Semester lang in unserem Kreise studierte. Die erneuten und ausgedehnten HUSSERLstudien hat Dr. KÄTHE WOLF geleitet, deren besonderer Obhut auch die Ausdrucksforschungen, die uns in meinem Institut seit einigen Jahren beschäftigen, anvertraut sind. Einer durchaus selbständigen Untersuchung, die mit dazu gehört, konnte ich die oszillographische Wiedergabe einer gesprochenen Silbe auf der beigefügten Tafel entnehmen; Herr Dr. BRENNER hat mit dieser Untersuchung einen Weg eingeschlagen, den in ähnlicher Weise GEMELLI und PASTORI gehen und dem sie bemerkenswerte Erfolge verdanken. (Elektrische Analyse der Sprache, II. Ps. Forsch. 18 (1933.)) Es sind neben der Analyse der phonetischen Wortgestaltung und Satzgestaltung in der Arbeit von GEMELLI und PASTORI auch jene „phonetischen Individualismen“ (S. 194 ff.) zum Teil schon sichtbar geworden, die uns in der ausdruckstheoretischen Analyse von BRENNER am meisten interessieren.

An Sprachlogikern fehlt es nicht in meinem Kreise; Herr Kollege BRUNSWIK, Dr. E. FRENKEL und Prof. NEUMANN haben mit gewohntem aktiven Interesse die endgültige Fassung der Prinzipien in diesem Buche fördernd miterlebt. Wir hatten auch zweimal ein Semester lang Herrn Kollegen EINO KAILA unter uns, der sich mit innerem Interesse meiner Sprachtheorie zuwandte und Anteil nahm an der Kritik der Prinzipien, wie ich sie einem ausgewählten kleinen Kreise zuerst vortragen durfte. Herr Prof. E. TOLMAN machte uns im vergangenen Jahre mit seinen tierpsychologischen Experimenten vertraut, die ihn in Sachen der Signale auf die gleichen Grundanschauungen, wie sie in der „Krise“ und hier vorgetragen werden, hinführte. Ich bin auch ihm zu bleibendem Danke verpflichtet. Eine junge Anglistin, Dr. L. PERUTZ, hat mir in nie erlahmendem, sachverständigem Eifer bei der Durchsicht der bänderreichen linguistischen Literatur zu den Themen des IV. Abschnitts geholfen und zuletzt mit K. WOLF und B. SONNECK das Register hergestellt. Allen zusammen bleibe ich in herzlichem Danke verbunden.

Inhalt.

	Seite
Einleitung: Die Sprachtheorie gestern und heute	1
Werke von gestern 1. 1. Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte 2. Abhängigkeit von Descartes, Naturwissenschaften und Geschichte 2—6. 2. Die „Grundfragen“ de Saussures, Stoffdenker des 19. Jahrhunderts 9—11. 3. Husserls Programm in den Logischen Untersuchungen 9—11.	
I. Die Prinzipien der Sprachforschung	12
§ 1. Idee und Plan der Axiomatik	12
Beobachtung und Forschungsideen 12. 1. Exakte Aufnahmen, dreifache Art des Verstehens 12—15. 3. Ausgangsgegenstand der Sprachforschung 15. Die Begriffswelt des Sprachforschers 17—19. 3. Axiome der Sprachforschung 19—21. 4. Die vier Prinzipien 21—24.	
§ 2. Das Organonmodell der Sprache (A)	24
Erscheinungsformen des konkreten Sprachereignisses 24. 1. Unzulängliche Kausalbetrachtungen der Stoffdenker 25—28. 2. Neues Modell, die drei Sinnfunktionen der Sprachphänomene 28—30. 3. Ausdruck und Appell als unabhängige Variable neben der Darstellung 30—33. Die drei Bücher über die Sprache 33.	
§ 3. Die Zeichennatur der Sprache (B)	33
Das Aufbau-Modell der Sprache 33—39. 1. Das Etymon der Wörter für Zeichen 36f. 2. Sachliche Analyse des Zeichenbegriffs, vergleichende Psychologie, eine allgemeine Formel 37—39. 3. Aliquid stat pro aliquo, zwei Bestimmungen 40—42. 4. Das Prinzip der abstraktiven Relevanz erläutert am Tatbestand der Phonologie 42—45. 5. Das Abstraktionsproblem 45f. 6. Zwei Formen der Stoffentgleisung 46—48.	
§ 4. Sprechhandlung und Sprachwerk; Sprechakt und Sprachgebilde (C) . .	48
Dichotomien unzulänglich, das Vierfelderschema 48—51. 1. Sprechhandlung und Sprachwerk, empraktische Reden, la parole 51—53. Das Sprachwerk 53ff. 2. Das sprachliche Kunstwerk 54f. Die Theorie der Sprechhandlung 55—57. 3. Die Sprachgebilde, Kritik, die linguistischen Strukturaufnahmen, die höhere Formalisierungsstufe, Vergleichbares außerhalb der Sprache: Markenware, Münzen, Wörter 57—61. Inter-subjektivität 61f. 4. Theorie der Sprechakte 62. Steinthal und Husserl 63—67. Anerkennung der Husserlschen Aktlehre 67f. Das soziale Moment in der Sprache 68f.	
§ 5. Wort und Satz. Das S-F-System vom Typus Sprache (D)	69
Die Merkmale des Begriffes Sprache 69f. 1. Analyse eines Einklassensystems von Verkehrssignalen 70—73. 2. Das Zweiklassensystem Sprache, das Dogma vom Lexikon und von der Syntax 73—75. 3. Die Produktivität der Feldsysteme 76f. 4. Logik und Linguistik 77f.	
II. Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter	79
Der Wegweiser und die Sprechhandlung 79. Das Zeigfeld 80. Modi des Zeigens 80. Wegener und Brugmann als Vorläufer 81. Die anschauliche Sprache 81. Psychologische Analyse 82.	
§ 6. Die psychologischen Grundlagen der indogermanischen Positionszeigarten	82
Die Zeigarten Brugmanns und das allgemeine Problem 82—86. 1. Der Mythos vom deiktischen Ursprung der Sprache 86ff. 2. Die to-Deixis und ille-Deixis 88—90. 3. Die zweite und dritte Zeigart 90—92. 4. Die natürlichen Zeighilfen 92f. 5. Die Herkunftsqualität und der Klangcharakter der Sprechstimme als Zeighilfen 93ff. 6. Leithilfen der Du-Deixis und istic-Deixis 96—99. 7. Die Jener-Deixis 99—101. 8. Allgemeine Frage 101.	

§ 7. Die Origo des Zeigfeldes und ihre Markierung 102

Das hier-jetzt-ich-System der subjektiven Orientierung 102f. **1.** Die Logik und Logistik über die Bedeutung der Zeigwörter 103—107. **2.** Verwandtschaft von *hier* und *ich* 107—111. **3.** Die Unentbehrlichkeit der Zeighilfen 111—113. **4.** Das *ich* und das *du* 113ff. **5.** Die übliche Klassifikation der Pronomina, Kritik 115—117. **6.** Demonstrare necesse est 117—120.

§ 8. Die Deixis am Phantasma und der anaphorische Gebrauch der Zeigwörter 121

Der zweite und dritte Modus des Zeigens 121—124. **1.** Die Demonstratio ad oculos und die Deixis am Phantasma, ein psychologisches Problem 124—126. **2.** Die subjektive Orientierung im Wachzustand und ihre Komponenten 126f. **3.** Die Raumorientierung und das zeigende Sprechen 127ff. **4.** Das Wandern der Origo im Körpertastbild 129—132. **5.** Die zeitliche Orientierung 132f. **6.** Die drei Hauptfälle einer Deixis am Phantasma 133—136. **7.** Psychologische Reduktion 136ff. **8.** Die Versetzungen 138f. Dramatisches und episches Verfahren 139f.

§ 9. Das egozentrische und topomnestische Zeigen in den Sprachen 140

Das Zeigfeld 140f. **1.** Das inklusive und das exklusive ‚Wir‘ 141—144. **2.** Verschmelzung von Zeigpartikeln mit Präpositionen 144f. **3.** Das egozentrische und topomnestische Zeigen, die Klasse der *Prodemonstrativa* 145—147. Beispiele aus dem Japanischen und aus Indianersprachen 147f.

III. Das Symbolfeld der Sprache und die Nennwörter . . . 149

Das Programm 149—154.

§ 10. Das sympraktische, das symphysische und das synsemantische Umfeld der Sprachzeichen 154

Der Begriff Umfeld 154f. **1.** Die empraktischen Reden 155—159. **2.** Dingfest verhaftete Namen 159—161. **3.** Eine Analogie aus dem Gebiet der Wappenzeichen 161—164. **4.** Synsemantik der Bildwerte im Gemälde 165f. **5.** Die Ellipsenfrage 166ff.

§ 11. Kontext und Feldmomente im einzelnen 168

Die Syntax von außen von Miklosich bis Wackernagel 168—170. **1.** Stoffhilfen und Wortklassen 170—173. **2.** Die Liste der Kontextfaktoren bei H. Paul 173—175. Neuordnung in drei Klassen, ihre Vollständigkeit 175—177. **3.** Apologie der Syntax von außen 177ff.

§ 12. Symbolfelder in nichtsprachlichen Darstellungsgeräten 179

Ein übergreifendes Vergleichsverfahren 179f. **1.** Lexikalische Zeichen und Darstellungsfelder an zwei nichtsprachlichen Darstellungsgeräten erläutert 180f. **2.** Das Malfeld des Malers, das Darstellungsfeld des Schauspielers, über Feldwerte 181—184. **3.** Der Symbolbegriff, ein Definitionsvorschlag 184f. Zur Geschichte des Symbolbegriffs 185f. **4.** Das Verhältnis von Bild und Symbol, Erscheinungstreue und Relationstreue 187—190. **5.** Die Eigenart der sprachlichen Darstellung 190f. Die Mittler im sprachlichen Darstellungsgerät analogisch erläutert 192—195. Die innere Sprachform 195.

§ 13. Die lautmalende Sprache 195

Es gibt kein Malfeld in der Sprache 195f. **1.** Die Hoheinschätzer der Lautmalerei 197. Gegenargumente 197f. **2.** Die Malpotenzen der Lautmaterie 199—202. **3.** Grenzen des Malens im Strukturgesetz der Sprache 202—204. **4.** Ein Beispiel aus Werners Experimenten 204—206. **5.** Zwei Gruppen lautmalender Wörter 206—208. **6.** Ältere Ansichten über das Gewicht der Lautmalerei 208—210. **7.** Die Untersuchungen W. Oehls 210—216. Gegenfaktoren 216.

§ 14. Die sprachlichen Begriffszeichen	216
Vorwissenschaftliche und wissenschaftliche Begriffe 216—218.	
1. Das Etymon 218f. Das magische Denken und die Namengebung 219f.	
Ein Ergebnis der Denkpsychologie: Die Bedeutungssphären 220f.	
2. Über synchytische Begriffe 221—223. 3. Unvereinbarkeit des radikalen	
Nominalismus mit der zentralen Tatsache der Phonologie 223—225.	
4. J. St. Mill über Artnamen und Eigennamen 225—228. 5. Die Akt-	
lehre Husserls 228—231. 6. Das Interesse der Sprachforschung an der	
objektivistischen Analyse; Husserls Monadenkonstruktion 231f. Die	
Konnotation und das Etymon 233f. 7. Das lebende und das regierende	
Etymon 234. Abschließendes über Eigennamen 235f.	
§ 15. Das indogermanische Kasussystem als Beispiel eines Feldgerätes . . .	236
Lokalistisch oder logisch, Kasus der äußeren und Kasus der inneren	
Determination 236f. 1. Gemischte Systeme im Indogermanischen 237f.	
Das Verhalten der Neutra nach Wundt 238ff. Der zu weite Kasus-	
begriff 240. 2. Vergleichender Umblick auf die Kasussysteme der	
Sprachen 240f. Was ist äußere und was innere Determination? 241f.	
3. Kritik an der Lehre Wundts 242—249. Konnotationen des Verbums	
246. 4. Objekts- und Subjektskasus, das Löwentod-Exempel 246—249.	
5. Die Aktionskategorie eine innere Sprachform 249—251.	
§ 16. Ein kritischer Rückblick	251
Die Idee des Symbolfeldes 251f. Die Entdeckung der syntaktischen	
Schemata 252ff. Objektive Verifizierung der erlebnispsychologischen	
Beobachtungen 254. Abschlußbemerkung 255.	
IV. Aufbau der menschlichen Rede: Elemente und Kom-	
positionen	256
Leibniz und Aristoteles über Synthesis und Synthemata; Und-	
verbindungen neben Gestalten 256f. Die Aufbaureihe: Phonem, Wort,	
Satz und Satzgefüge 258f.	
§ 17. Die stoffbedingte Gestaltung des Lautstroms der Rede	259
Das Artikulationsgesetz 259f. 1. Stoffbedingte und grammatische	
Gestaltung 260ff. 2. Die akustische Silbenlehre 262—264. 3. Die moto-	
rische Silbenlehre, ballistische Druckpulse 265—268. 4. Aspektvereinigung	
268. Stetsons Kritik, Gegenkritik 169f. Der Resonanzfaktor 271.	
5. Das Ergebnis 271.	
§ 18. Das Klanggesicht und das phonematische Signalement der Wörter . . .	271
Die Phoneme als Lautmale 271f. 1. Phonematische und chemische	
Elemente, ein Vergleich 272—275. 2. Klanggesicht und Signalement	
der Wortbilder 275—278. 3. Lautcharakteristiken und dingliche Merk-	
male 278ff. Trubetzkoy und Mendeleeff 280f. Seitenblick auf die	
Heraldik 281. 4. Die Anzahl der Sinnsilben im Deutschen 283f. Rele-	
vanz des Klanggesichts 284ff. 5. Die Zentralidee der Phonologie 286.	
Die Phoneme als fruchtbare Momente, Oppositionsordnung 287. Das	
Abstraktionsproblem in neuer Gestalt 287ff. 6. Ein neues Konstanz-	
gesetz 288. Vergleich mit den Wahrnehmungskonstanzen 289f.	
§ 19. Das einfache und das komplexe Wort. Die Merkmale des Wortbegriffes	290
Die Idee des reinen Lexikons 290f. 1. Husserls Definition der ein-	
fachen Bedeutung 292. Brugmanns Distanzkomposition 293. 2. Das	
geformte Wort und das Kompositum 294—296. 3. Die Merkmale des	
Wortbegriffes, Definitionsvorschlag 296—299. 4. Das Problem der	
Wortklassen 299—303.	
§ 20. Die Funktionen des Artikels	303
Kasus- und Geschlechtsmarke, Modul des Symbol- und Feldwertes	
der Wörter 304. 1. Zur Geschichte des Artikels und der Lehre vom Ar-	
tikel 309—308. Seine drei Funktionen nach Wackernagel 308—310.	
2. Das Substantivformans, sprachtheoretische Erläuterung 310—313.	
3. Die So-Deixis als Parallele 313—315.	

§ 21. Die Undverbindungen	315
Gestalttheoretisches 315. 1. Das ‚und‘ in Zahlwörtern als Beispiel 316. Das konjunktive ‚und‘ 317. Ergebnis: sachbündelnd und satzfugend 318f. 2. Das Paar-Kompositum 319f.	
§ 22. Sprachtheoretische Studien am Kompositum	320
Das Wort mit gefügtem Symbolwert 320. Brugmann gegen Paul 321—323. 1. Das Ergebnis der sprachgeschichtlichen Betrachtung 323—327. 2. Das Vor- und Nachstellen, die Schmidtsche Theorie 327—329. Kritik 329f. Neuer Vorschlag 330f. Das Korrelationsgesetz 331f. 3. Apologie der Scheidung attributiver von prädikativen Fügungen 332—334. 4. Unterschiede des nominalen und verbalen Kompositums 334—337. 5. Die Interferenz des Stellungsfaktors sowohl mit den musikalischen wie mit den phonematischen Modulationen 337. Bevorzugung des Nachstellens in den romanischen Sprachen 338. 6. Die Merkmale des Wortbegriffs realisiert am Kompositum 339—342.	
§ 23. Die sprachliche Metapher	342
Das sematologische Kernstück einer Lehre von der M. 342f. 1. Psychologisches 343. Befund der Sprachhistoriker 343f. Parallelen außerhalb der Sprache 345. Zwei Metaphern aus Kindermund 345f. 2. Der physiognomische Blick, Funktionslust 346f. 3. Der Differenzeffekt, das technische Modell des Doppelfilters 348. Gesetz der Abdeckung 349. Plastizität der Bedeutungen 350. 4. Die Tabu-Hypothese Werners 351—353. Kritik: M. und Para-Erscheinungen 353ff. 5. Allgemeines Ergebnis 355f.	
§ 24. Das Satzproblem.	356
Die philologische Satzidee und die Grammatik 356—358. 1. Die Definition von J. Ries, das Metökendorf 358—361. 2. Die Aspektverschiedenheit der drei Riesschen Merkmale 361—365. 3. Nachprüfung der älteren Definitionen 365. Der grammatische Satzbegriff 366.	
§ 25. Der Satz ohne Zeigfeld	366
Die Erlösung der Sprachäußerungen aus den Umständen der Sprachsituation 366f. Das Merkmal der Selbständigkeit des Satzinns 367f. 1. Die Korrelationssätze (Nominalsätze) 368—370. 2. Selbstgenügsamkeit des Satzinns, eine Analogie mit dem Gemälde 370—372. Die schrittweise Erlösung 373f. 3. Exposition und Subjekt 374—376. 4. Die Impersonalien 376—379. 5. Die persona tertia 379—383. 6. Die absolut zeigfreien Sätze der Logik 383ff.	
§ 26. Die Anaphora	385
Die Gelenke der Rede 385f. 1. Die alte und eine neue Auffassung vom Wesen der A., Kritik an Brugmann 386—391. 2. Die Wortreihe der Rede und die Bildreihe im Film 391—395. 3. Die Traumregie des Vorstellungslbens im Film und die Wachregie in der Rede 395—397. 4. Reichtum und Armut anaphorischen Zeigens 397.	
§ 27. Die Formenwelt der Satzgefüge	398
Das Problem, mehrfache Wurzeln des Formenreichtums 398f. 1. Die lapidare und die polyarthrische Rede an Beispielen 399f. Die Entstehung des Relativums im Ägyptischen 400—402. 2. Der Paulsche Typus 402—405. 3. Der Kretschmersche Typus 405f. Eine Vorstufe 366f. Allgemeine Fassung 307f. 4. Ein Vergleich der beiden Typen 408—411. 5. Der Begriff der Hypotaxe 411. Feldbruch 411f. Martys Vorschlag, neuere Arbeiten 413—415. 6. Neuer Vorschlag: Typenlehre 415ff.	
Autorenregister	419
Sachregister	423

Einleitung.

Die Sprachtheorie gestern und heute.

Die Menschheit denkt, seit Menschliches sie im Denken beschäftigt, über das Wesen der Sprache nach und die *wissenschaftliche* Sprachtheorie ist ebenso alt wie die anderen Zweige der abendländischen Wissenschaft. Ein ausgeführter Quellennachweis der tragenden Ideen dieses Buches müßte bei PLATON und den griechischen Grammatikern beginnen und Platz haben auch für das Werk von WUNDT; ebensowenig dürften W. VON HUMBOLDT, CASSIRER, GOMPERZ, die Meinongschule und MARTY fehlen. Was mich zurückführte zu der *objektiven* Sprachbetrachtung der Alten, war die Einsicht in die Ergänzungsbedürftigkeit der gewollten und eine Zeitlang gepriesenen *Subjektivität* der Neueren; es ist bequem und einfach, gerade diesen Zug unseres Planes in Abhebung vom Gestern als das heute Erforderliche hinzustellen und so eine erste Positionsbestimmung zu gewinnen. Unser Gestern ist das 19. Jahrhundert.

Wollte man dem erstaunlichen Werk der Sprachforschung im 19. Jahrhundert ein Denkmal errichten, so dürften zwei Worte auf der Inschrift nicht fehlen: *Vergleich* und *Geschichte*. Die reifsten Prinzipienbücher aus der Zeit von FRANZ BOPP und W. VON HUMBOLDT bis HERMANN PAUL entwickeln in Frage und Antwort die spezifischen Voraussetzungen der Sprachforschung, welche in diesen Forschungsrichtungen beschlossen liegen. Ich wähle PAULS „Prinzipien der Sprachgeschichte“ und stelle ihnen zwei andere Werke an der Schwelle des Heute zur Seite, um den Ausgang des eigenen Unternehmens anzugeben, nämlich die „Grundfragen“ von F. DE SAUSSURE und die „Logischen Untersuchungen“ von E. HUSSERL aus dem Jahre 1900 und 1901. HUSSERL ist nicht stehen geblieben, sondern hat zuletzt 1931 die „Méditations Cartésiennes“ geschrieben, worin ein erweitertes Denkmodell des Gegenstands „Sprache“ vorbereitet ist. Ich sehe in HUSSERLS Schritt einen Ruf der Sache befolgt; das Schema im zweitgenannten Werke HUSSERLS ist noch nicht ganz unser Organon-Modell der Sprache, gestattet es aber anzusetzen und führt darauf hin; und dieses Organon-Modell ist auch in PLATONS Kratylus zu finden. Es war verkümmert im 19. Jahrhundert und muß wieder hergestellt und anerkannt werden; ich selbst habe es im Jahre 1918 nicht aus PLATON bezogen, sondern

noch einmal der Sache abgelesen und dem HUSSERL der Logischen Untersuchungen entgegengehalten. Die objektive Sprachbetrachtung fordert es und läßt sich kein Jota abstreichen aus der Erkenntnis: „Dreifach ist die Leistung der menschlichen Sprache: Kundgabe, Auslösung und Darstellung.“ Wir machen also an drei hervorragenden sprachtheoretischen Versuchen von gestern die Sackgassen deutlich, in welche eine nichts als subjektivistische Analyse der Sprache unvermeidlich einläuft. Zu zeigen, wie sie vermeidbar sind, wird dann die Aufgabe des ganzen Buches sein.

1. Die Philosophie in H. PAULS Prinzipien ist der treffsichere common sense eines in fruchtbarer empirischer Forschung bewährten Mannes. Es ist nicht angelernt und nachgesprochen, sondern erlebt, was dort über die Unentbehrlichkeit der Prinzipienforschung geschrieben steht:

„Am wenigsten aber darf man den methodologischen Gewinn geringschätzen, der aus einer Klarlegung der Prinzipienfragen erwächst. Man befindet sich in einer *Selbsttäuschung*, wenn man meint, das *einfachste historische Faktum ohne eine Zutat von Spekulation* konstatieren zu können. Man spekuliert eben nur unbewußt, und es ist einem glücklichen Instinkte zu verdanken, wenn das Richtige getroffen wird. Wir dürfen wohl behaupten, daß bisher auch die gangbaren Methoden der historischen Forschung mehr durch Instinkt gefunden sind als durch eine auf das innerste Wesen der Dinge eingehende allseitige Reflexion. Und die natürliche Folge davon ist, daß eine Menge Willkürlichkeiten mit unterlaufen, woraus endloser Streit der Meinungen und Schulen entsteht. Hieraus gibt es nur einen Ausweg: man muß mit allem Ernst die Zurückführung dieser Methoden auf die ersten Grundprinzipien in Angriff nehmen und alles daraus beseitigen, was sich nicht aus diesen ableiten läßt. Diese Prinzipien aber ergeben sich, soweit sie nicht rein logischer Natur sind, eben aus der Untersuchung des *Wesens der historischen Entwicklung*“ (S. 5, die Hervorhebungen von mir; ich zitiere nach der vierten Auflage von 1909).

Die Sprachforschung wird von H. PAUL mehrfach eingeordnet in den Kosmos der Wissenschaften. Sie gehört erstens zu einer Gruppe, die er selbst mit eigenen Namen versieht, sie gehört zu den „Kulturwissenschaften“ und muß, wie er glaubt, das Fatum der Gruppe, daß der DESCARTESsche Zweisubstanzenschnitt mitten durch ihren Gegenstand geht, auf sich nehmen. Physik und Psychologie stoßen in der Linguistik wie in jeder anderen Kulturwissenschaft zusammen; es gebe keinen Ausweg (kein Würfeln um das ganze Gewand), der Schnitt sei da, und der Sprachforscher müsse zusehen, wie er auf seinem Felde fertig werde mit jenem Zusammenpassen der Stücke, das man seit CARTESIUS versucht. Die Neueren haben, wie man weiß, eine eigene Bindestrichdisziplin, die sogenannte Psychophysik erfunden, um die allgemeinen Zuordnungsprobleme sachgerecht unterzubringen. Die Psychophysik wird

gewöhnlich der Psychologie zugerechnet; PAUL aber sieht die Verhältnisse freier:

„Auch die Naturwissenschaften und die Mathematik sind (neben der reinen Psychologie) eine notwendige Basis der Kulturwissenschaften. Wenn uns das im allgemeinen nicht zum Bewußtsein kommt, so liegt das daran, daß wir uns gemeinlich mit der unwissenschaftlichen Beobachtung des täglichen Lebens begnügen und damit auch bei dem, was man gewöhnlich unter Geschichte versteht, leidlich auskommen.“

„Es ergibt sich demnach als eine Hauptaufgabe für die Prinzipienlehre der Kulturwissenschaft, die allgemeinen Bedingungen darzulegen, unter denen die psychischen und physischen Faktoren, ihren eigenartigen Gesetzen folgend, dazu gelangen, zu einem gemeinsamen Zwecke zusammenzuwirken“ (S. 7). Ein solches ‚Zusammenwirken‘ gehört nach PAUL zum Phänomen der Sprache. Sein psychophysisches Bekenntnis wäre vermutlich die Wechselwirkungslehre gewesen, wenn er es eigens abgelegt hätte. Ob er es irgendwo faktisch getan hat, entzieht sich meiner Kenntnis, es liegt auch wenig daran.

Eine zweite Einreihung vollzieht, wer die Linguistik zu den ‚Gesellschaftswissenschaften‘ zählt. PAUL spürt sehr gut die neue Kategorie: denn er fährt an der gerade zitierten Stelle in einem neuen Paragraphen fort: „*Etwas anders* stellt sich die Aufgabe der Prinzipienlehre von folgendem Gesichtspunkt aus dar“. Mir scheint, man darf sich in Prinzipienfragen, wo ein solcher Wechsel des Blickpunktes stattfindet, nicht trösten mit dem Wissen, daß ihn die Nachbarn auch vollziehen müssen. Wohl wahr, was zu lesen ist bei PAUL: „Die Kulturwissenschaft ist immer Gesellschaftswissenschaft. Erst Gesellschaft ermöglicht die Kultur, erst Gesellschaft macht den Menschen zu einem geschichtlichen Wesen.“ Das alles ist so wahr, daß sich das logische Gewissen umkehren und denjenigen zur Rechenschaft ziehen muß, welcher das Individuum für primärer ansieht als die Gemeinschaft: „erst Gesellschaft *macht* den Menschen ...“ Woher in aller Welt nehmt Ihr grob gesprochen das Rezept, das Individuum in Eurer Analyse *vor* die Gemeinschaft zu stellen? Natürlich nur von DESCARTES oder aus der allgemeinen Quelle des Individualismus in der neueren Philosophie.

PAUL ist mit allen seinen Zeitgenossen ein entschiedener Individualist und bemüht sich in den Prinzipien ehrlich auch um die Aufgaben des Brückenschlagens, die keinem Monadenansatz erspart bleibt. Man muß alles Soziale eigens ‚ableiten‘, wenn man es in der vorausgegangenen angeblich restfreien Aufgliederung der Lebensangelegenheiten auf die Ressorts der Individuen unter den Tisch fallen ließ. PAUL hatte als Linguist das Vorbild der älteren deutschen Völkerpsychologen LAZARUS und STEINTHAL und setzt sich in den Prinzipien mit ihnen auseinander; er findet, daß ihre Rechnung lückenhaft war und in einer bestimmten Weise ergänzt

werden muß. Wir übergehen diese an sich nicht uninteressante eigene Note und nehmen nur das kaum einer Motivation bedürftige Verlangen mit, das Thema ‚Individuum und Gemeinschaft‘ in einer modernen sprachwissenschaftlichen Prinzipienlehre von neuem und vorurteilsfreier, als es bei den deutschen Fachgenossen PAULS damals üblich war, gestellt zu sehen. F. DE SAUSSURE, ihr französischer Zeitgenosse, verstand (von der französischen Tradition in Sachen der Soziologie her) in diesem Punkte von der eigentlichen Problematik beträchtlich mehr als PAUL.

Ist dies gesagt, dann ziemt es sich zurückzukehren zu dem Merkmal *historisch*, welches von PAUL vor allen anderen und wie ein character indelibilis am Gegenstande der Sprachwissenschaften vorgefunden und herausgestellt wird. Er sagt es selbst und richtet sich danach ein:

„Die Aufhellung der Bedingungen des geschichtlichen Werdens liefert neben der allgemeinen Logik zugleich die Grundlage für die Methodenlehre, welche bei der Feststellung jedes einzelnen Faktums zu befolgen ist“ (S. 3).

Darum heben sich die wenigen Kapitel der PAULSchen Prinzipien, welche nicht von vornherein und durch und durch dem Schema historischer Längsschnitte folgen, von den übrigen ab. Mittendrin z. B. werden allgemein und entwicklungsfrei in VI „die syntaktischen Grundverhältnisse“ oder in XVIII das Thema „Sparsamkeit im Ausdruck“ behandelt. Der Leser erfährt darin keineswegs, daß und wie sich die syntaktischen Grundverhältnisse oder das Moment der Sparsamkeit herausgebildet, verändert, entwickelt habe in der wissenschaftlich überschaubaren Geschichte der indoeuropäischen Sprachfamilie. Nein, sondern hier geht HERAKLIT unter die ELEATEN und erfaßt völlig sachgerecht etwas anderes als nur den Strom, zu dem man nicht zweimal hinabsteigen kann, er beschreibt etwas von dem „in allem Wechsel der Erscheinungen ewig sich gleich Bleibenden“ (2); sein Objekt ist in diesen Kapiteln ‚die Sprache der Menschen‘ im Singularis.

Wir griffen das zuletzt zitierte Wort aus dem Kontexte; doch ist es nicht gesagt von PAUL, um seine heute noch kaum übertroffenen Kapitel sechs und achtzehn zu rechtfertigen, sondern um das zu charakterisieren, was nach seiner Meinung nur den ‚Gesetzeswissenschaften‘ nach Art der Physik als Erkenntnisziel vorschwebt und angeblich auch nur ihnen vorschweben darf; keineswegs aber der historischen Sprachforschung. Dagegen wende ich mich, weil niemand aus dem Fließenden allein und ohne den Hintergrund eines Konstanzmomentes im Wandel des Geschehens eine Wissen-

schaft gewinnen kann. Gewiß, der Ewigkeitswert syntaktischer Strukturverhältnisse in den Menschensprachen will nicht in sensu stricto verstanden sein; weder bei PAUL noch später bei uns. Die Exempel aus PAUL sollen nur illustrieren wie der gesunde common sense des Forschers, von dem wir sprechen, den HERAKLIT in seinem Konzepte vorübergehend zum Schweigen verurteilt und dem Rezept der logisch unentbehrlichen Gegenpartei folgt. Dazu reichen sie aus. Die Liste der syntaktischen Hilfsmittel, welche PAUL in seiner Satzlehre entwirft, ist sachgerecht *am Modell* der Menschensprache abgelesen; und das ist methodisch betrachtet etwas ganz anderes, als was sonst in dem Buche steht und empfohlen wird. Auch die *lex parsimoniae* führt den Forscher über das Historische als solches hinaus und nötigt ihm allgemeine Betrachtungen über die Sprechsituation ab. Das logische Schema der Sprechsituation aber wiederholt sich, wo immer zwei Menschen zusammentreffen.

Frei vom Zufall der von uns gewählten Belege erhebt sich aus dem Konzepte PAULS die Gegenüberstellung: dort Gesetzeswissenschaften, hier Geschichte. PAUL steuert (vermutlich schon in der Erstauflage seines Buches und das hieße vor WINDELBAND) auf die Betonung des *idiographischen* Charakters der Sprachwissenschaften hin:

„Aber mag man darüber denken wie man will, das geschichtliche Studium verlangt nun einmal die Beschäftigung mit so disparaten Elementen als notwendiges Hilfsmittel, wo nicht selbständige Forschung, so doch Aneignung der von anderen gewonnenen Resultate. Man würde aber auch sehr irren, wenn man meinte, daß mit der einfachen Zusammensetzung von Stücken verschiedener Wissenschaften schon diejenige Art der Wissenschaft gegeben sei, die wir hier im Auge haben. Nein, es bleiben ihr noch Aufgaben, um welche sich die Gesetzeswissenschaft, die sie als Hilfsmittel benutzt, nicht kümmern. Diese vergleichen ja die einzelnen Vorgänge, unbekümmert um ihr zeitliches Verhältnis zueinander, lediglich aus dem Gesichtspunkte, die Übereinstimmungen und Abweichungen aufzudecken und mit Hilfe davon das in allem Wechsel der Erscheinungen ewig sich gleich Bleibende zu finden. Der Begriff der Entwicklung ist ihnen völlig fremd, ja erscheint mit ihren Prinzipien unvereinbar, und sie stehen daher *in schroffem Gegensatz zu den Geschichtswissenschaften*“ (S. 2).

Das ist die WINDELBAND-RICKERTSche Gegenüberstellung; wir selbst werden das Konzept von RICKERT am Quellpunkt seiner logischen Überlegungen aufnehmen und die Linguistik freidenken von dem zu engen Panzer einer nichts als idiographischen Wissenschaft. Wo bliebe das Recht der Sprachforschung nach ‚Gesetzen‘ des Lautwandels zu suchen, wenn ihr Blick auf das historisch Einmalige als solches fixiert und beschränkt wäre? Wo bliebe das Recht des Sprachforschers, ein Wort, das wir heute sprechen, zu identifizieren mit einem Wort, das Luther sprach und das aus einem schon

im Urindogermanischen nachweisbaren Wortstamm hervorgegangen ist? PAUL denkt als empirischer Forscher nicht im entferntesten daran, sich solcher Begrenzung zu fügen.

Einfache Naturgesetze freilich wie die vom freien Fall der Körper sind die ‚Lautgesetze‘ nie und nimmermehr. Wer heute darüber arbeitet, muß erst angeben, ob er die Fakta als Phonetiker oder als Phonologe untersucht; die Substanz der Lautverschiebungsregeln trifft phonologische Phänomene. Und wenn es richtig ist, daß die Phoneme Diakritika, d. h. Zeichengebilde sind, so können die Lautverschiebungen ihrer Natur nach keinen einfachen Naturgesetzen folgen. Aber sie sind Kollektiverscheinungen und als solche den Gesichtspunkten und Methoden der Kollektivforschung unterworfen. Was man gefunden hat, sind *prima vista* statistische Regelmäßigkeiten, wie sie an allen Kollektiverscheinungen zu finden sind; gibt es doch sogar eine ‚Moralstatistik‘ mit sehr beachtenswerten Resultaten. Wir brechen hier den Zug der Gedanken ab; genug, wenn Unruhe gestiftet und eine Dynamik des Weiterstrebens an den PAULSchen Prinzipien erregt ist. Die restfreie Einordnung der Linguistik in die Gruppe der idiographischen Wissenschaften, wenn es überhaupt solche gibt, ist unbefriedigend und muß einer Revision unterzogen werden.

Fast wichtiger aber noch ist eine zweite Einsicht, die man an PAUL gewinnen kann, daß nämlich eine Art von *Heimatlosigkeit* der Sprachforschung herauskommt, wenn man sie auf Physik und Psychologie zugleich ‚reduziert‘. Das ist ein verfehltes Unternehmen. Der entscheidende Sündenfall, welcher daran schuld ist und gutgemacht werden muß, trat ein, als sich (nicht das empirische Werk wohl aber) die Prinzipienlehre der Sprachforscher hineinreißen und, weiter als es nötig war, verstricken ließ in die Diskussionen über den DESCARTESSchen Zweisubstanzenschnitt und damit in die moderne Psycho-Physik. Was ich im Auge habe, kommt krasser und proteusartig wechselnd zum Vorschein in einem zweiten Prinzipienwerk, welches heute erst die volle Beachtung, die ihm gebührt, gefunden hat.

2. PAULS Prinzipien sind ein ausgezeichnetes Lehrbuch, reich an wohlgeordneten Ergebnissen der Sprachforschung des 19. Jahrhunderts. Die „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“ von FERDINAND DE SAUSSURE sind alles andere eher als ein Ergebnissbuch¹⁾. Doch dafür spiegeln sie durchgehend und aufregend die

1) A. DE SAUSSURE, Cours de linguistique générale. Ich zitiere nach der im allgemeinen wohl gelungenen deutschen Übersetzung. Berlin 1931.

methodische Skepsis eines Forschers, der das Handwerk und Ergebnis genau so gut versteht wie andere, aber es nicht unterlassen kann, in seiner Weise die Reinigungsprüfung der DESCARTESSchen Meditationen am Befunde der Linguisten noch einmal vorzunehmen. Es sind die greifbarsten und anscheinend trivialsten Erkenntnisse, an die sich DE SAUSSURE mit Vorliebe hält. Wo wäre z. B. in seinem Buche ein Aufstieg zu finden zu Perspektiven eines W. VON HUMBOLDT, der von der Sprache aus das verschiedene Weltbild der Völker begreifen will? Und doch ging DE SAUSSURE den HUMBOLDTSchen Aspekten von *ergon* und *energeia* aus eigener Arbeitserfahrung nach und hat die Angelegenheit einer ‚*linguistique de la langue*‘ in Abhebung von einer ‚*linguistique de la parole*‘ uns fast entscheidungsreif vordiskutiert. Er zeigte, was gefunden werden müßte, um eine ‚*linguistique de la parole*‘ wirklich aus der Taufe zu heben.

Aber das ist nur ein Punkt, ist nur eine der Skizzen im Studio dieses ideenreichen Mannes. Seine Vorlesungen, die posthum zu einem Buche abgerundet wurden, müssen wohl wie Führungen durch die halbfertigen Entwürfe eines noch ringenden Gestalters großen Formates gewesen sein. Ich bin überzeugt, daß wir erst am Anfang der historischen Auswirkung des DE SAUSSURESchen Werkes, seiner Skizzen zum Thema der Sprachtheorie, stehen. Mir wenigstens geht es so, daß ich jedesmal ein neues Blatt entdecke, wenn ich die Dinge noch einmal durchsehe. Schade fast, daß man kritisieren muß; es geschieht hier nur, weil DE SAUSSURE als Kind seiner Zeit auf halbem Wege, der aus dem einseitigen *Stoffdenken* des 19. Jahrhunderts herausführt, einem Mitdenkenden die günstigste Position zu Rück- und Vorblicken wie von selbst präsentiert.

F. DE SAUSSURE kümmert sich wenig darum, welcher Platz und Rang seiner Wissenschaft bei der feierlichen Disputa gebührt, sondern erzählt mit Vorliebe im Arbeitskittel und an konkreten Beispielen von den Alltagsplackereien eines Methodikers der Sprachwissenschaften. „Was ist ihr Gegenstand — wenn wir ihn vollständig und konkret bestimmen wollten? Diese Frage ist besonders schwierig; wir werden später sehen, warum; wir wollen uns hier darauf beschränken, diese Schwierigkeit begreiflich zu machen“ (9). Und nun erscheint eine lange Liste; darin wird z. B. notiert: „Das sprachliche Phänomen zeigt stets zwei Seiten, die sich entsprechen und von denen die eine nur gilt vermöge der anderen.“ Natürlich; und das braucht man doch keinem Sachverständigen zu sagen, daß Laut und Funktion zum Ganzen eines konkreten Sprach-

phänomens gehören. Doch sehen wir zu, wie es dem grübelnden Methodiker zu einer ‚Schwierigkeit‘ auswächst.

Er ordnet weit mehr der Zweiseitigkeitsthese unter, als man zunächst vermuten sollte, kennt nicht weniger als vier Erscheinungsformen des unaufhebbaren Janusgesichtes der sprachlichen Erscheinungen: Greif die Silbe auf und du wirst erfahren, daß sie als akustische und als motorische Einheit zugleich bestimmt werden muß. Du kommst analytisch auf tieferer Stufe zum Laut und mußt erkennen, er „existiert nicht für sich selbst“ (sc. so wie du ihn erfassen mußt), sondern „bildet seinerseits mit der Vorstellung eine zusammengesetzte Einheit, die physiologisch und geistig (mental = psychisch) ist.“ Du betrachtest die Rede als Ganzes und findest eine individuelle und eine soziale Seite an ihr. Und schließlich ist die Sprache in jedem Zeitpunkt „eine gegenwärtige Institution“, als solche ein „feststehendes System“ und doch auch ein Produkt der Vergangenheit, „eine Entwicklung“. Was folgt daraus? Immer wieder, so sagt DE SAUSSURE, stehe der Sprachforscher vor demselben Dilemma: entweder verfällt er der Einseitigkeit oder greift in dem Bestreben, das Ergebnis der Zweiblickpunktsbetrachtung doch einheitlich zu fassen, zum Syndetikon. Denn im zweiten Fall „erscheint uns der Gegenstand der Sprachwissenschaften als ein wirrer Haufen verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein Band verknüpft sind. Wenn man so vorgeht, tritt man in das Gebiet mehrerer Wissenschaften ein“ (10).

Das ist das Leitmotiv in der Methodenklage DE SAUSSURES: *membra disjecta* aus gänzlich heimatverschiedenen Wissensbereichen hab ich in meiner Hand und soll etwas Homogenes, was den Namen einer einzigen, eben meiner Wissenschaft, trägt, daraus verfertigen. Es gibt, wenn wir selbst ein Wort dazu sagen dürfen, formal gesehen nur zwei Antworten auf diese Methodenklage: Entweder das mit den disparaten Wissensbrocken ist richtig und die Klage trotzdem unberechtigt, weil es einer wundervollen Fügegewalt des Linguisten gelingt, aus heterogenen Wissensstücken faktisch eine einheitliche Wissenschaft zu bauen. Oder die Voraussetzung ist falsch, daß der Sprachforscher zuerst und primär überall aus fremden Augen auf das zu Erforschende blickt; bald aus den Augen des Physikers und Physiologen, bald wieder aus denen des Erlebnispsychologen und dann des Soziologen, Historikers usw. ... ¹⁾

1) Ein logisch Drittes, die Linguistik sei gar keine eigene und einheitliche Wissenschaft oder Wissenschaftsgruppe, denken wir erst gar nicht durch.

Es hätte nicht viel Wert, aus dem Munde eines Beliebigen, der selber keinen Ausweg weiß, die skizzierte Methodenklage anzuhören. DE SAUSSURE ist kein Beliebiger; er ahnt nicht nur den Irrtum der Sprachtheoretiker seines Zeitalters, der Stoffdenker, welche es fertig brachten, das subtile Verfahren und Ergebnis der erfolgreichen Könnner zu mißdeuten, sondern er kennt und nennt in seinen besten Stunden auch den Ausweg. Er weiß, daß die Sprachwissenschaften das Kernstück einer allgemeinen *Semantologie* (Semeologie) ausmachen und hier ihre Heimat haben, also des Unterschlupfes bei anderen Wissenschaften entraten können. Nur vermag er dieser erlösenden Idee noch nicht die Kraft abzugewinnen, um schlank heraus zu erklären, daß schon in den Ausgangsdaten der Linguistik nicht Physik, Physiologie, Psychologie, sondern *linguistische Fakta* und gar nichts anderes vorliegen. Es gehört ein Aha-Erlebnis z. B. an der Schwelle zwischen Phonetik und Phonologie dazu, um sich aus dem Zauberkreis der stoffdenkerischen Weltaufteilung ein und für alle Male zu befreien. Und zu diesem und analogen Aha-Erlebnissen ist DE SAUSSURE noch nicht gekommen, obwohl er sie vorbereiten half wie kaum ein anderer.

Die Sprachtheorie auf den folgenden Blättern steht oder fällt mit dem Gelingen oder Mißlingen des Beweises, daß die Konzeption der Prinzipienforscher am Ende des 19. Jahrhunderts durch etwas Besseres abgelöst werden kann. Dazu ist es nötig, die Diskussionsbasis zu verlegen. Wir gehen getreu dem Rezept des platonischen Sokrates zurück in die Werkstatt der ‚Praktiker‘; dorthin, wo die intimste Kenntnis des Gegenstandes ‚Sprache‘ zu finden ist. Es gilt, die für einen echten empirischen Sprachforscher trivialen Voraussetzungen des erfolgreichen Handwerks von neuem zu erfassen und begrifflich, so scharf es gehen mag, zu fixieren. Das ist die Aufgabe einer Axiomatik der Sprachwissenschaften. Das Weitere wird sich daraus fast wie von selbst ergeben.

3. HUSSERL trat vor dreißig Jahren mit einem Einspruch auf das Forum der Sachverständigen:

„Die moderne Grammatik glaubt ausschließlich auf Psychologie und sonstigen empirischen Wissenschaften bauen zu müssen. Demgegenüber erwächst uns hier die Einsicht, daß die alte Idee einer *allgemeinen* und sogar *apriorischen Grammatik* durch unsere Nachweisung apriorischer, die möglichen Bedeutungsformen bestimmender Gesetze ein zweifelloses Fundament erhält und zugleich eine bestimmt umgrenzte Sphäre der Gültigkeit“¹⁾.

Der Vorwurf einer psychologischen Entgleisung trifft, wie man leicht dokumentarisch nachweisen könnte, zwar die Theoretiker,

1) E. HUSSERL, *Logische Untersuchungen*, II. Bd. (1901), S. 287.

aber kaum die empirischen Forscher des 19. Jahrhunderts. Es war faktisch nur eine relativ kleine Gruppe von Grammatikern, welche in der Phase von STEINTHAL bis WUNDT dem Lockruf einer neu belebten und vielversprechenden Sprachpsychologie soweit folgte, daß sich daraus eine Verkennung der spezifisch grammatischen Problemstellung ergab. Ich würde nicht einmal den Empiriker STEINTHAL und noch weniger H. PAUL bedingungslos dazurechnen, weil man bei beiden verhältnismäßig leicht die psychologistische Sprechweise abstreichen, ablösen kann und darunter einen Kern instinktsicheren und unverbildeten grammatischen Denkens findet.

Doch mag dem sein wie immer, so bleibt HUSSERL gegen die Denkweise der Theoretiker STEINTHAL, PAUL und WUNDT im Recht. Was hat er selbst zu bieten? Man findet ganz am Schlusse des zitierten Abschnittes (in der zweiten von den drei nachgeschickten Anmerkungen) einen Satz, der ganz nach Resignation klingt. Er ist an die Adresse eines fiktiven empirischen Sprachforschers gerichtet, der nach der Lektüre dieses neuen Programms einer „reinen Grammatik“ enttäuscht den Kopf schüttelt und gewillt ist, sie „wegen ihrer vermeintlichen Enge, ihrer Selbstverständlichkeit und *praktischen* Nutzlosigkeit“ zu „diskreditieren“. HUSSERL gibt diesem fiktiven Skeptiker zu bedenken,

„daß eine auch nur im Rohen zureichende Formenlehre bisher noch fehlt; genauer zu reden, daß eine wissenschaftlich strenge und phänomenologisch geklärte Unterscheidung der primitiven Bedeutungselemente und eine wissenschaftliche Übersicht über die Mannigfaltigkeit abgeleiteter Formen in ihrer Verknüpfung und Umbildung, *bisher Niemandem gelungen ist, also jedenfalls keine allzu leichte Aufgabe ist*“ (S. 321, die Hervorhebung der letzten Worte von mir).

Der verehrte Autor schließt also sich selbst und seinen Aufriß der Probleme einer reinen Grammatik in das von ihm festgestellte Nichtgelingen einer Lösung der, sagen wir einmal „eigentlichen Endaufgabe“ mit ein. Wenigstens klingt es so nach dem Wortlaut. Diese Resignation wäre nach meiner Auffassung heute, dreißig Jahre nach dem Erscheinen der Logischen Untersuchungen, ebenso wohlbegründet wie damals, wenn das Endziel der Bemühungen um eine ganz allgemeine wissenschaftstheoretische Klärung und Fundierung dessen, worum es in der Grammatik eigentlich geht, genau das wäre, was HUSSERL damals vorschwebte und wenn es mit seinen Mitteln erreicht werden müßte. Der erste Schritt in seiner Exposition, in seinem Aufriß der Idee einer „reinen Grammatik“ ist vollkommen einwandfrei und lautet ganz banal gesagt: Überall, wo es Kompositionen im echten Sinn des Wortes gibt, da müssen

auch Kompositionsregeln und in ihrem Bereiche *Strukturgesetze* aufzuweisen sein. Es sind bemerkenswerte Thesen, in denen er dies festlegt:

„Alle Verknüpfung überhaupt untersteht Gesetzen, zumal alle materiale, auf ein sachlich einheitliches Gebiet beschränkte Verknüpfung, bei welcher die Verknüpfungsergebnisse in dasselbe Gebiet fallen müssen wie die Verknüpfungsglieder. Niemals können wir alle und jede Einzelheiten durch alle und jede Formen einigen, sondern das Gebiet der Einzelheiten beschränkt die Zahl möglicher Formen und bestimmt die Gesetzmäßigkeiten ihrer Ausfüllung. Die Allgemeinheit dieser Tatsache entbindet aber nicht von der Pflicht, sie in jedem gegebenen Gebiet nachzuweisen und die bestimmten Gesetze, in denen sie sich entfaltet, zu erforschen“ (307).

Das ist ebenso unbestreitbar, wie der Hinweis darauf Beachtung verdient, daß „jeder Sprachforscher, ob er sich über die Sachlage klar ist oder nicht“, mit den für das Gebiet der Sprachsymbole gültigen Strukturgesetzen operiert (319). Es ist nur die Frage, welches Minimum an Gegebenem man braucht, um diese Strukturgesetze zu entwickeln. Und an diesem Punkte muß ich HUSSERL oder gleich richtiger gesagt, muß ich dem HUSSERL der Logischen Untersuchungen widersprechen. Wir werden uns zweimal im Texte ausführlich mit HUSSERLSchem Gedankengut befassen, das erstemal mit seiner Abstraktionstheorie in dem Abschnitt über die (sprachlichen) Begriffszeichen und dann noch einmal mit der hier im Umriß schon skizzierten Idee einer reinen linguistischen Kompositionslehre. Beide wären, so wie sie in den Logischen Untersuchungen stehen, und wenn man darauf beschränkt bliebe, zu sprachtheoretischer Sterilität verurteilt; beide aber werden fruchtbar, wenn man die Wendung, welche HUSSERL selbst machte und am klarsten in den „Méditations Cartésiennes“ von 1931 darstellte, sachgemäß auf das alte Programm anwendet. Es wäre ein sonderbares Vorgehen, wenn heute jemand den alten und nicht auch den neuen HUSSERL in der Sprachtheorie zu Worte kommen ließe. Das alte HUSSERLSche Modell der Sprache enthält nur so viele Relationsfundamente, daß es gerade ausreicht die Rede eines Monadenwesens, die Rede eines zu höchsten Abstraktionen befähigten Diogenes im Faß zu sich selbst, logisch zu explizieren; das neue Modell der Menschensprache dagegen, welches nach den Zugeständnissen in den cartesianischen Meditationen konsequent entworfen werden muß, ist genau so reich, wie es die Sprachtheorie braucht und seit PLATON praktisch immer angesetzt hat; es ist das *Organon-Modell* der Sprache. Mit ihm sei unsere eigene Darstellung der sprachwissenschaftlichen Prinzipien begonnen.

I. Die Prinzipien der Sprachforschung.

§ 1. Idee und Plan der Axiomatik.

Zwei Aufgaben liegen unbewältigt, ja in voller Klarheit kaum je gesehen, am Eingang der Sprachtheorie; wir wollen die erste skizzieren und als Aufgabe stehen lassen, die zweite lösen. Die erste ist: den vollen Gehalt und Charakter der spezifisch linguistischen *Beobachtungen* zu bestimmen, und die zweite: die höchsten regulativen *Forschungsideen*, welche die eigenartigen sprachwissenschaftlichen Induktionen leiten und beseelen, systematisch aufzuzeigen.

1. Daß die Linguistik überhaupt aufs Beobachten angewiesen sei, bedarf keiner Erörterung; ihr Ruf als wohlbegründete Wissenschaft hängt zum guten Teil an der Zuverlässigkeit und Exaktheit ihrer Feststellungsmethoden. Wo geschriebene Dokumente fehlen oder wo deren Zeugnis durch Beobachtungen in vivo ergänzt werden kann, zögert denn die Forschung auch nicht am wahren Quellpunkt und direkt zu schöpfen; sie zögert in unseren Tagen z. B. nicht, Dialektaufnahmen an Ort und Stelle zu machen und die Laute in vivo zu erfassen oder das seltene und schwer beobachtbare konkrete Sprechereignis auf Schallplatten zu fixieren, um es zu wiederholter Beobachtung präsent zu haben. Fixierbar auf Schallplatten ist freilich nur das *Hörbare* am konkreten Sprechereignis und dieses erste *nur* wiegt zentnerschwer in der Methodendiskussion. Denn zum vollen, und das ist so viel wie ‚sinnvollen‘ oder ‚bedeutungsvollen‘ Sprechereignis, gehört weit mehr als nur das Hörbare. Wie aber wird, was dazu gehört, miterfaßt und der exakten Beobachtung zugänglich gemacht? Wie immer man die Sache auch drehen und wenden mag, so muß der sprachforschende Beobachter ganz anders wie der Physiker das mit Ohren und Augen Erfasste (sei es von außen oder innen, wie man zu sagen pflegt) *verstehen*. Und dies Verstehen muß derselben Sorgfalt eines methodischen Vorgehens unterworfen werden wie die Aufnahme der flatus vocis, der Schallwellen, des Lautbildes.

Es wäre engstirnig und entspräche nicht der ganzen Mannigfaltigkeit von Mitteln und Wegen, wenn man sich die Forderung des Verstehens für jede der vielen sprachwissenschaftlichen Aufgaben

gleich erfüllt und erfüllbar dächte; daß alles auf „Einfühlung“ und Selbstsprechen basiert sei, davon ist gar keine Rede. Die Tier- und Kinderpsychologie unserer Tage hat eine zweite Art des Vorgehens ausgebildet und unerhörte Erfolge auf ihrem Gebiete damit erzielt; die Enträtseler der Hieroglyphen haben einen dritten Weg nicht erst gefunden, wohl aber der Not gehorchend, in bewundernswerter Art als den einzig erfolgreichen benützt. Verstehen und Verstehen ist, der Natur der Sache nach, zum mindesten dreierlei in der Sprachforschung.

Die ersten Hieroglyphenforscher hatten unverständene Figuren vor sich und nahmen an, es seien *Symbole*, die, aus einer menschlichen Sprache gewachsen, auch von ferne wie unsere Schriftzeichen zu lesen seien; sie nahmen an, die Gesamtbilder seien Texte. Und man hat faktisch Schritt für Schritt die Texte entziffert und von da aus die Sprache des Pharaonenvolkes erforscht. Diese Sprache hat Wörter und Sätze wie unsere eigene, und jene anfangs unverständenen Figuren erwiesen sich als Gegenstands- und Sachverhalts-Symbole. Wie man im einzelnen auf diese Symbolwerte kam, steht nicht zur Diskussion; jedenfalls aber ist hier die Forderung eines ersten Verstehens von dem Symbolwert her gelöst worden. Reißen wir des Kontrastes wegen eine zweite, denkbar verschiedene Ausgangslage der Forschung an. Es sind nicht Dokumente auf Stein und Papyros, es sind im sozialen Leben uns fremder Wesen bestimmte Erscheinungen, Vorgänge, von denen anzunehmen ist, daß sie fungieren wie unsere menschlichen Verkehrs-Signale. Die fremden Wesen könnten Ameisen, Bienen, Termiten, es könnten Vögel oder andere soziale Tiere, es können auch Menschen und die „Signale“ eine menschliche Sprache sein. Höre ich Kommandos, so geht mir am Benehmen der Empfänger das erste ahnende Verständnis ihrer „Bedeutung“, d. h. genauer ihres Signalwertes auf. Wesentlich anders also wie im Falle der Entzifferung von Texten. Und ein drittes Mal verschieden ist die Ausgangslage, wenn ich dazu gelange, das Wahrgenommene als *Ausdruck* zu deuten. Ausdrücke sind sonst am Menschen Mimik und Gesten, Ausdruck liegt auch beschlossen in Stimme und Sprache; man gewinnt von daher einen noch einmal anderen Verständnis-Schlüssel.

Wie erfolgreiche Pioniere der Sprachforschung mit diesen Schlüsseln des Verstehens umgingen, davon ist da und dort in ihren Berichten etwas zu lesen; wie man mitten im Zuge der fortgeschrittenen Analyse einer Sprache dieselben Schlüssel benützt, ist systematisch und hinreichend noch nie beschrieben worden. Die

logische Rechtfertigung der Ausgangsdaten im Aufbau der Sprachwissenschaften, das Anknüpfen ihrer Sätze an Beobachtungen am konkreten Sprechereignis, ist eine ungeheuer verwickelte Aufgabe. Ganz verfehlt jedenfalls wäre es, der Sprachforschung das völlig andere Methodenideal der Physik als Vorbild vor Augen zu halten. Wer weiß, ob eine ansehnliche Wissenschaft von der Sprache überhaupt gewachsen und hochgekommen wäre ohne die *Voranalyse*, welche man geleistet fand in der optischen Wiedergabe und Fixierung lautsprachlicher Gebilde durch die Schrift? Ich glaube es nicht recht, sondern glaube positiv, daß man der antiken und modernen Sprachforschung, welche von schriftmäßig voranalysierten Sprachtexten ausging, mehr grundlegende und unentbehrliche Einsichten verdankt, als es mancher unserer Zeitgenossen wahrhaben will. Die Forderung, vom Buchstaben wieder frei zu werden, ist ebenso verständlich wie zur Ergänzung und Verfeinerung der Ergebnisse voll berechtigt. Allein es sollte unvergessen bleiben, daß man das Schwimmen erst lernen mußte und faktisch lernte am *Buchstaben*.

Als wir selbst vor kurzem erste Kinderworte aus konkreten Lebenssituationen mit Schallplatten auffingen und diese Anfänge menschlichen Sprechens nach den Regeln der sprachwissenschaftlichen Analyse begreifen wollten, ging mir und meinen Mitarbeitern eine Ahnung auf, wie es mit dem analysierenden Erfassen gewesen sein dürfte, als es noch keine Schrift gab. Denn weniger das Verstehen, die Deutung, als die noch unsichere und schwankende phonematische Prägung dieser Gebilde war es, was die größten Anforderungen an die Analyse stellte. Wenn man einigermaßen paradox verkünden durfte, das Schiff hänge mehr am Steuer als das Steuer am Schiff, so möchte ich gemilderter behaupten, daß wissenschaftspraktisch die Phonetik ebenso sehr an der Phonologie wie die Phonologie an der Phonetik hängt. Es soll an anderer Stelle ausführlich über die ersten Kinderworte berichtet werden.

Doch mag dem sein, wie immer, so ist und bleibt es ein dringendes Desiderat der linguistischen Wissenschaftslehre, die logisch ersten Induktionsschritte des Sprachforschers freizulegen. Denn es gilt für Physik und Sprachforschung gemeinsam das Wort, mit welchem die Kritik der reinen Vernunft beginnt: „Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel: denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren ...“ Wir wollen das, was die Sinne des Sprachforschers rührt, zu rühren imstande ist, *das konkrete Sprechereignis* nennen. Es ist wie jeder Blitz und Donner und Cäsars Überschreiten des Rubikon etwas Einmaliges, ein Geschehen hic et nunc, das seinen bestimmten Platz im geographischen Raum und im gregoriani-

schen Kalender hat. An konkreten Sprechereignissen macht der Sprachforscher seine grundlegenden Beobachtungen und fixiert ihr Ergebnis in Erstsätzen der Wissenschaft. Soweit stehen alle Erfahrungswissenschaften gleich. Allein der Gegenstandscharakter des Beobachteten ist grundverschieden in der Physik und in den Sprachwissenschaften (worüber das Axiom von der Zeichennatur der Sprache Aufschluß gibt); und mit dem Gegenstandscharakter die Art des Beobachtens und der logische Gehalt wissenschaftlicher Erstsätze.

Das im Thema des „Verstehens“ aufgeworfene Methodenproblem der Sprachforschung wirkt sich praktisch so aus, daß das spezifische Können des *Philologen* in keiner linguistischen Erstaufnahme entbehrt werden kann. Wo es keine Texte herzustellen und keine Echtheitsfragen zu beantworten gibt, am konkreten in vivo erfaßten Sprechereignis, bleibt immer noch das mitzuleisten, was man am Krankenbett vom Arzte erwartet und dort Diagnose nennt, was man am Texte vom philologischen Takt erwartet und als Auslegung (Hermeneutik) bezeichnet. Und wenn die Treffsicherheit und Zuverlässigkeit der Interpretation (des hermeneutischen Geschäftes) dort mehr vom historischen Wissen und Blick, hier mehr vom Verständnis präsenter Lebenssituationen bestimmt sein mag, so ist das, psychologisch gesehen, kaum ein großer Unterschied. Doch das alles ist nur im Vorbeigehen bemerkt; die volle Eigenartigkeit der mannigfaltigen linguistischen Beobachtungen ist letzten Endes doch nur von der Eigenart des Gegenstandes der Sprachforschung her zu begreifen.

Im Gange der späteren Kapitel wird da und dort, z. B. in dem Abschnitt über die Phoneme, immer wieder Neues erscheinen, wofür der linguistische Beobachter einen eigenen Blick haben muß, d. h. daß immer wieder neuartige Ausgangsfeststellungen in vivo an originären Sprachphänomenen oder an textlich fixierten gemacht werden müssen. Es ist bis heute noch keinem gelungen, das praktisch überall Betätigte auch nur einigermaßen so zu ordnen, daß eine Übersicht des ganzen Induktionsverfahrens der Sprachforscher möglich wäre; nur die Unruhe im logischen Gewissen von Männern wie DE SAUSSURE verrät, daß ein J. ST. MILL der Sprachforschung de facto noch nicht geboren ist.

2. Man kann, um einen bequemen Namen zu haben, den Begriff dessen, was die Sinne der Sprachforscher zu rühren vermag, als den Ausgangsgegenstand der Linguistik bezeichnen. Selbstverständlich wird nur ein verschwindendes Minimum von all dem, was beobachtet werden könnte, im Interesse der Sprachforschung

auch wirklich beobachtet und geht in die Protokollsätze der Linguistik ein. Denn darin sind alle Erfahrungswissenschaften einander gleich, daß jede von ihnen einen Ausgangsgegenstand, der unerschöpflich reich ist an bestimmbareren konkreten Daten, zum Vorwurf nimmt und aus dem Meere dieses Reichtums wie mit einem Löffel nur geeignete Proben schöpft, um sie allein der subtilen wissenschaftlichen Bestimmung und Analyse zuzuführen. Genau so wie der systematisierende Botaniker nicht jedem Pflanzenexemplar nachläuft und der Physiker nicht jeden vom Baum fallenden Apfel beobachtet, um das Gravitationsgesetz zu verifizieren (obwohl der Sage nach einst ein fallender Apfel den Anstoß zur Entdeckung des Gravitationsgesetzes gab), so behält sich auch der Sprachforscher vor, ganz nach den Forderungen seiner Wissenschaft eine eigensinnige Auswahl dessen, was er beobachten will, zu treffen.

Vorausgesetzt wird dabei immer und überall, daß man mit wenigem sehr vieles, daß man in den Proben das Ganze wissenschaftlich mit erfassen kann. Und von da aus läßt sich die Endfrage und die vom Endziel her programmbestimmende Frage der Sprachtheorie parallel mit dem, was die Wissenschaftslehre bei allen anderen Erfahrungswissenschaften zu ermitteln hat, genau so stellen, wie es H. RICKERT in den „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ für die Naturwissenschaften und die Geschichte getan hat: Wo immer durch die Tat des Begriffes eine vordem unbeherrschte, unübersehbare Mannigfaltigkeit von Daten theoretisch beherrschbar, übersehbar gemacht wird, da erwächst der Wissenschaftslehre eine ihrer spezifischen Aufgaben, nämlich kurz gesagt das Wie und Warum des Gelingens dieser Tat zu untersuchen. In das Wie mag von vornherein auch das Wieweit, mag die Frage nach den innerlichen „Grenzen“ des Gelingens, die RICKERT besonders unterstrichen und nach der er den Titel seines Buches gewählt hat, mit einbezogen sein. Wir stellen also nicht im Hinblick auf RICKERTS Ergebnis die viel zu enge Schülerfrage, in welche seiner beiden Gruppen von Wissenschaften die Sprachforschung gehört, ob zu den nomothetischen oder zu den idiographischen, wie er sie versteht; das hieße von vornherein Scheuklappen aufsetzen. Sondern wir verlangen, daß man unbefangen noch einmal zurückgehe an den Quellpunkt der RICKERTschen Untersuchung, daß man seine durchaus klare, von der Logik legitimierte Ausgangsfrage für die Linguistik von neuem stellt und beantwortet.

Es ist also letzten Endes die *Begriffswelt des Sprachforschers* daraufhin zu untersuchen, wie und warum sie imstande ist, ein

wohlumschriebenes, aber an konkreten Bestimmtheiten unausschöpfbares Gebiet von Tatsachen, das Gebiet der konkreten Sprechereignisse, für die wissenschaftliche Einsicht ebenso zu einem Kosmos zu gestalten, wie das dem Physiker mit seinen Mitteln für seine, wie das jeder geschlossenen Erfahrungswissenschaft oder Gruppe von Erfahrungswissenschaften für ihren Ausgangsgegenstand mit einem immer wieder etwas anderen, dem Gegenstand angepaßten Begriffsapparat gelingt.

Das entspricht der Ausgangsfrage von RICKERT. Wer sie beantwortet, arbeitet an einem Teil der *Wissenschaftslehre*; die Sprachtheorie ist ein Stück Wissenschaftslehre genau so wie die Klassifikation von WINDELBAND-RICKERT samt ihrer Begründung und viele ähnliche Arbeiten. Wenn wir die Klassifikationsaufgabe nicht an den Ausgang stellen, sondern vorerst beiseite schieben, so geschieht es aus der Erkenntnis daß es der sozusagen konstitutiven ‚Blickverschiedenheiten‘ auf das Gegebene mehr gibt als nur die zwei von WINDELBAND und RICKERT erfaßten. Das hat im Grunde genommen H. PAUL schon richtig verspürt; es wurde später von Stumpf in seiner sehr umsichtigen Berliner Akademieabhandlung „Zur Einteilung der Wissenschaften“ (1907) noch einmal am faktischen Bestande wohl ausgebauter Einzelwissenschaften demonstriert und kehrt in der scharfsinnigen, wenn auch breiten Kritik von BECHER in „Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften“ (1921) wieder.

Es ist nicht der Ort, ausführlich Stellung zu nehmen etwa zu STUMPF und BECHER; doch sei im Vorbeigehen meine Meinung über ihre Beiträge zur Wissenschaftslehre angedeutet. Was ihnen abgeht, ist das intime Verständnis für eine ganze Gruppe von Wissenschaften, die uneinheitlich bleiben müssen, solange das DESCARTESSCHE oder SPINOZISTISCHE oder LEIBNIZISCHE oder LOTZESCHE Weltbild als Grundlage gewählt wird. STUMPF hat darum auf seinem bevorzugten Forschungsgebiet und in seinem reifsten Buche „Die Sprachlaute“ (1920) den Weg zur Phonologie und damit zu den spezifischen Aufgaben der Linguistik nicht gesehen. In meiner Abhandlung „Phonetik und Phonologie“ habe ich ihm dies an einem konkreten Beispiel nachgerechnet. Als klare Konzeption dagegen erkenne ich seine für dieselbe Wissenschaftsgruppe wichtige ‚Gebildelehre‘ und darüber hinaus den ganzen Abschnitt „Neutrale Wissenschaften“ (Phänomenologie, Eidologie, Allgemeine Verhältnisselehre) an. Manches darin ist unentbehrlich, wie mir scheint, und nicht überholbar. — BECHER war, was sonst immer Treffliches in seinem Buche stehen mag, doch kein Historiker von der Art, wie sie RICKERT vor sich sieht, kein Biograph zum Beispiel. Es wäre nicht allzu schwer, die RICKERTSCHE Idee des idiographischen Momentes der Wissenschaften als unerschüttert, wenn auch vielleicht gereinigt aus der Polemik BECHERS, und noch lebendiger und gewichtiger herauszuretten, als er es selbst schon vorsieht. Was die Stellung der Sprachforschung im Kosmos der Wissenschaften angeht, so würde ich die Grundlage, welche BECHER ihr sowohl wie

der Psychologie in den beiden Kapiteln S. 283—296 seines Werkes bereitet, als von außen hineingetragen und nicht von innen herausgearbeitet bezeichnen. Trotz des weiten Spielraumes, der beiden geöffnet und zugewiesen wird, dürfte kaum ein Sprachforscher von heute ein rechtes Gefühl der Geborgenheit daraus mitnehmen; und DE SAUSSURES Methodenklage erfährt nur die wenig tröstliche Antwort, es müsse sein Bewenden damit haben, daß der Sprachforscher im Ausgang mit den Augen der anderen auf das Gegebene blickt.

Bezeichnend ist, daß RICKERTS Buch an den wenigen Stellen, wo es exemplifizierend auf Sprachwissenschaftliches (im weitesten Sinn des Wortes) eingeht, spezifisch philologische und nicht spezifisch linguistische Aufgaben ins Auge faßt. Danach kommt es mir ebenso natürlich vor, daß die Gegner der RICKERTSchen Zweiteilung des globus scientiarum, wo sie Argumente aus dem Sprachgebiet vorbringen, zu spezifisch Linguistischem greifen. Denn es gehört nicht viel zu der Einsicht, daß an vielem Philologischen ebenso leicht die Dominanz des idiographischen Momentes gezeigt werden kann wie an linguistischen Tatbeständen von der Art der sogenannten „Gesetze“ der Lautverschiebung oder des Bedeutungswandels das Nichtgenügen der idiographischen Wissenschaftsformel unverkennbar deutlich wird. Es wäre voreilig, alles Nichtidiographische im Sinne RICKERTS, wie es oft getan worden ist, ohne weiteres dem naturwissenschaftlich-nomothetischen Gebiet unterzuordnen. Denn ein tertium non datur ist bis heute von niemand bewiesen oder auch nur ernstlich zu beweisen versucht worden. Darin stimme ich STUMPF und BECHER zu. Ein geradezu klassisches Beispiel einer Wissenschaft, die weder idiographisch noch naturwissenschaftlich-nomothetisch verfährt und trotzdem ihre Existenzberechtigung und Leistungsfähigkeit bewiesen hat, ist im Rahmen der Sprachforschung alles, was zum Bereich der unentbehrlichen deskriptiven Grammatik gehört. Ich denke nicht an die vielgeschmähte ‚Schulgrammatik‘ dabei (für die ich nebenbei gesagt ganz gern einmal ein freundliches Wort aufbringen möchte), sondern an alle schlichten Struktureinsichten, die man seit den genialen Griechen an irgendeiner gegebenen Sprache gewonnen hat. Es ist noch nie eine wissenschaftliche Sprachaufnahme erfolgt *ohne* solche Strukturanalysen. Die Einsicht in ihren Wissenschaftscharakter öffnet unser Abschnitt 3 im Axiom C.

So beginne man die Musterung der sprachwissenschaftlichen Grundbegriffe mit DE SAUSSURE an dem, was ganz alltäglich von Linguisten ausgesagt wird, von jedem über seine Sprache oder Sprachgruppe. Da ist vom Nomen und Verbum die Rede im Indogermanischen und von der Klasse der Pronomina; was ist denn das?

Es gilt noch einmal im Geiste zu wiederholen die Entdeckungen der Griechen, denen an ihrer Sprache die Phänomene so aufgefallen sind, wie sie heute noch größtenteils heißen. Einiges mag uns verknöchert, anderes zu eng anmuten in ihrer Terminologie, dies wird abzustreifen sein; es bleibt des Erstaunlichen genug an Einsichten, die damals taufersch erfasst wurden und bis heute im wissenschaftlichen Wortschatz der Linguisten konserviert worden sind. Aber eine sachgemäße Rechenschaft, die sich nicht auf die Tüchtigkeit der Urahnen verläßt, muß man für alle Grundbegriffe in allen Wissenschaften zu geben imstande sein. Eine Rechenschaft, wie sie dem Besitzstand unserer Zeit entspricht; die Musterung darf, noch einmal gesagt, auch das anscheinend Trivialste an sprachwissenschaftlichen Behauptungen nicht unbesehen lassen.

Mir ist nicht bekannt, daß die Gesamtaufgabe der Sprachtheorie als eines Teiles der Wissenschaftslehre je in diese Formel gefaßt und sub specie einer systematisch angelegten *Begriffsmusterung* und eines Vergleiches des spezifisch linguistischen mit anderen Begriffsapparaten durchgeführt worden wäre. Das nächstgelegene, ermunternde moderne Vorbild dazu stammt, wie gesagt, von RICKERT, das fernste von den Griechen, welche die theoretische Tat des Begriffes entdeckt haben. Dazwischen und daneben aber liegt unüberschaubar viel an wissenschaftlicher Leistung, liegt vor allem das erstaunliche Werk der Sprachforschung selbst, der antiken und der modernen, ohne die der Wissenschaftstheoretiker keinen Anhalt hätte zu der Frage nach dem Wie und Warum der Fruchtbarkeit gerade *dieses* Begriffssystems.

3. Dasselbe von der anderen Seite her sehen heißt von den *Grundsätzen* ausgehen. Man könnte versucht sein, sie durch die bekannte Fortsetzung des Zitates aus der Kritik der reinen Vernunft einzuführen: „Aber wenngleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung“ usw. Allein dies würde uns in hier durchaus vermeidbare Fragen verwickeln. Die Grundsätze einer Erfahrungswissenschaft schöpfen ihre logische Dignität keineswegs aus dem Nachweis ihrer Apriorität. Was ich sagen will, wird am deutlichsten an den Naturwissenschaften. Man pflegt die Konzeption der Idee von der durchgehenden quantitativen (mathematischen) Analysierbarkeit der Naturvorgänge als die Geburtsstunde der modernen Physik zu bezeichnen. Die Thesen Galileis, das *ubi materia ibi geometria* KEPLERS, proponierten in allgemeinen Zügen ein Programm, dem man treu geblieben ist und die Erfolge der Physik

verdankt. Als klassische Versuche, das noch reichlich unbestimmte *ubi materia ibi geometria* in ein System von Axiomen aufzugliedern, kann man ebensowohl die *philosophia naturalis* NEWTONS wie die Kritik der reinen Vernunft oder die Theorie der Induktion von J. ST. MILL ansehen. Axiome gibt es auch für den entschiedenen Empiristen. Von der Physik kann man sagen, sie sei sich seit der Konzeption der Idee von der mathematischen Analysis der Naturvorgänge des rechten Forschungsweges wohl bewußt gewesen und habe sich auf eine mit der Einzelforschung selbst fortschreitende Ausgestaltung ihrer explizit formulierten Axiomatik eingestellt.

In der modernen Form ihrer Darstellung, ihrer (man könnte sagen: einfach logischen) Entfaltung wird die Frage, was wohl *a priori* und was *a posteriori* an ihnen sei, nicht am Anfang erhoben. Und genau dasselbe verlangen wir in dem hier vorgelegten Versuch für das Gebiet der Sprachforschung. Wir proponieren eine Art der Beschäftigung mit den Axiomen, die man meinerhalben als rein phänomenologische Explikation oder als eine erkenntnistheoretisch (und ontologisch) neutrale Fixierung von Grundsätzen bezeichnen kann. Es sind Grundsätze, die aus dem Bestande der erfolgreichen Sprachforschung selbst durch Reduktion zu gewinnen sind. D. HILBERT nennt dies Vorgehen axiomatisches Denken und fordert es genau in unserem Sinne für alle Wissenschaften. In allen Wissenschaften ist jenes mit der Forschung fortschreitende „Tieferlegen der Fundamente“ möglich und erforderlich, das er und seine Freunde so erfolgreich auf dem Gebiete der Mathematik betreiben¹⁾. Bei Licht besehen ist dies schon in dem

1) D. HILBERT, Axiomatisches Denken, *Mathematische Annalen* 78 (1918). „Wenn wir eine bestimmte Theorie näher betrachten, so erkennen wir allemal, daß der Konstruktion des Fachwerkes von Begriffen einige wenige ausgezeichnete Sätze des Wissensgebietes zugrunde liegen und diese dann allein ausreichen, um aus ihnen nach logischen Prinzipien das ganze Fachwerk aufzubauen“ (406). — Eine der historisch interessantesten Auseinandersetzungen über die Probleme, auf welche das „axiomatische Denken“ im Sinne HILBERTS hinführt, sind die polemischen Bemerkungen gegen W. WHEWELL in der Induktionslehre J. ST. MILLS. Die „*Philosophy of Discovery*“ von WHEWELL (das Vorwort ist von 1856, die vor mir liegende Ausgabe von 1860) ist von KANT inspiriert, die Auseinandersetzung vollzieht sich also im Grunde zwischen MILL und KANT. Wir können sagen: das was keiner von beiden bestreitet, das was MILL immer wieder als den richtigen Kern der WHEWELLSchen Auffassung anerkennt, dies exakt ist der Forschungsbereich der Axiomatik einer Erfahrungswissenschaft. Man beachte bei MILL vor allem Bemerkungen wie die folgende: „Die Schwierigkeit besteht für den Letzteren (es ist der Richter, welcher ein Tatbestandsurteil fällen muß) nicht darin, daß er eine Induktion zu *machen*, sondern darin, daß er sie zu *wählen* hat.“ Um Erstwahlen sozusagen von

Rezepte des platonischen Sokrates, in der sogenannten sokratischen „Induktion“ enthalten: Geh zu den Sachverständigen, den erfolgreichen ‚Handwerkern‘ einer Sache, du wirst in Diskussion mit ihnen die Prinzipien finden, aus welchen ihre praktische Sachkenntnis gespeist wird.

Wie steht es mit den Grundsätzen der Sprachforschung? Wir formulieren im Folgenden eine Anzahl von Sätzen, die den Anspruch erheben, entweder selbst schon als Axiome der Sprachforschung angesehen zu werden, oder doch wenigstens fortschreitenden theoretischen Bemühungen um ein geschlossenes System solcher Axiome als Anhalt und Ausgang zu dienen. Dies Unternehmen ist seiner Form nach neu: der Ideengehalt der Sätze dagegen ist keineswegs neu und kann es der Natur der Dinge nach gar nicht sein. Denn die Positionen, die man dem Gegenstand Sprache gegenüber einnimmt, wenn man die Sätze anerkennt, sind und waren von Sprachforschern bezogen, zum Teil solange es überhaupt eine Sprachwissenschaft gibt. Fragen, die man nur von diesen Positionen aus stellen kann, sind gestellt und beantwortet worden, andere, die man nicht stellt, weil sie von dort aus sinnlos wären, sind unterblieben usw. Man kann mit guten Gründen behaupten, auch die Sprachforschung sei sich besonders in ihrer neuesten nun etwas mehr als hundertjährigen Geschichte des rechten Forschungsweges wohl bewußt gewesen. Was vom Wissenschaftstheoretiker so gedeutet wird, daß vermutlich fruchtbare Konzeptionen von ähnlichem Range wie die von der mathematischen Analysis der Naturvorgänge, wenn auch oft nur unvollkommen formuliert, die Forschung im großen und ganzen gesteuert haben. Und das ist ja, was man im übrigen auch von ihnen halten möge, die Funktion der Axiome im Forschungsbetrieb der einzelnen Erfahrungswissenschaften. Axiome sind die konstitutiven, gebietsbestimmenden Thesen, es sind einige durchgreifende Induktionsideen, die man in jedem Forschungsgebiete braucht.

4. Ein Vorblick auf das Folgende zeigt dem Leser, daß es vier Sätze sind, die wir formulieren, erläutern, empfehlen. Sollte ein Kritiker bemerken, sie seien (um ein Wort von KANT zu wiederholen) *aufgerafft*, es gäbe vermutlich noch mehr derartiger axiomatischer oder axiomnaher Sätze über die menschliche Sprache, dann findet er in diesem Punkte unseren vollen Beifall; die Sätze

fruchtbaren Ausgangsideen handelt es sich in der Axiomatik der Einzelwissenschaften. Aus welcher Erkenntnisquelle sie gespeist werden, ist eine Frage, die den Rahmen der Axiomatik der Einzelwissenschaften überschreitet.

sind in der Tat nur aufgelesen aus dem Konzepte der erfolgreichen Sprachforschung und lassen, wie sie dastehen, Raum frei für andere. Daß KANT damit nicht zufrieden wäre und sich selbst ein höheres Ziel steckte, wo es um die Axiomatik der mathematischen Naturwissenschaften ging, weiß man aus seinem eigenen Bekenntnis und aus der Entstehungsgeschichte der Vernunftkritik. Nur weiß man heute noch das andere dazu, daß nämlich die schöne Architektonik der KANTSchen Zwölfertafel von Kategorien und Grundsätzen ein historisches Eintagsphantom gewesen ist; ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß einem Parallelversuch in der sprachwissenschaftlichen Prinzipienlehre dieselbe Prognose, ein Eintagsphantom zu werden, gestellt werden müßte. Man geht heute nicht mehr ganz so vor wie KANT und vielleicht liegt dem, was man darüber vergleichbaren modernen Unternehmungen allgemein ablesen kann, eine letzte Weisheit zugrunde. Männer wie RUSSELL und HILBERT stellen sich die Prinzipienforschung im Bereich der empirischen Wissenschaften so vor, daß man vorhandene Ergebnisse, Theorien, aufgreift und einem Verfahren der logischen Reduktion unterwirft; das ist der erste Schritt des „axiomatischen Denkens“. Ihn nicht nur faktisch zu machen und das Konzept seines Vollzuges im Papierkorb verschwinden zu lassen, sondern Rechenschaft darüber abzugeben, gehört zu der Wendung, die ich im Auge habe. Das ‚Aufraffen‘, welches von jeher stattfand, wird heute in weiterem Ausmaß als früher der Öffentlichkeit übergeben und einer Nachprüfung zugänglich gemacht. Dem aber, der das Wagnis des Aufraffens ausführt, werden Mitstrebende vor allem einen offenen Blick und eine glückliche Hand wünschen; vielleicht ergibt sich, wenn er sie hat, post festum doch eine innere Ordnung der Axiome.

Zwei von den vier Grundsätzen gehören so eng zusammen, daß man sich fragen kann, ob ihr Inhalt nicht in einem einzigen Satze Platz hat: es ist der erste und zweite. Mir selbst ist erst spät und nachträglich klar geworden, warum man zwei braucht. Das Organon-Modell der Sprache bringt jene Ergänzung der alten Grammatik, die Forscher wie WEGENER, BRUGMANN, GARDINER und vor ihnen in gewissem Ausmaß auch andere wie H. PAUL als notwendig empfunden haben; das Organon-Modell bringt die volle Mannigfaltigkeit der Grundbezüge, welche nur am konkreten Sprechereignis aufzuweisen ist. Wir stellen den Leitsatz von den drei Sinnfunktionen der Sprachgebilde an den Anfang. Der interessanteste Versuch, in welchem etwas ähnliches konsequent durchgeführt wird, ist das Buch von GARDINER „The theory of speech

and language“ (1932)¹⁾. GARDINERS Analyse steuert auf eine Situationstheorie der Sprache hin.

Soll es also endgültig zur Parole erhoben werden, daß die alte Grammatik faktisch im Sinne einer entschlossenen Situationstheorie der Sprache reformbedürftig ist? Meine Antwort lautet: es gibt eine immanente Grenze, die von allen Reformfreudigen respektiert werden muß. Denn genau so unleugbar wie die konkrete Sprechsituation ist die andere Tatsache, daß es weitgehend *situationsferne* Reden, daß es in der Welt z. B. ganze Bücher gibt, die mit situationsfernen Reden gefüllt sind. Und wer diesem Faktum der weitgehend situationsfreien Rede ebenso unbefangen auf den Grund geht, findet, falls er aus dem Hörsaal eines entschlossenen Situationstheoretikers kommt, zuerst Anlaß zu philosophischem Staunen über die Möglichkeit des Faktischen. Und dann, wenn er nicht eigenwillig auf dem Dogma besteht, daß diejenige Kausalanalyse, welche er drüben gelernt hat, ausreichen muß, sondern von der Sache geleitet, daran geht, situationsferne Sätze wie ‚Rom liegt auf sieben Hügeln‘ oder ‚zweimal zwei ist vier‘ zu betrachten, so wird er unfehlbar wieder auf das Geleise der altehrwürdigen deskriptiven Grammatik geschoben. Deren logische Rechtfertigung erfolgt in unserer Lehre vom *Symbolfeld* der Sprache und auch diese Lehre muß axiomatisch fundiert sein. Sie ist es wenn man B und D zusammen anerkennt.

Das Axiom C endlich gibt Aufschluß über eine im Schoße der Sprachwissenschaften längst vollzogene Differenzierung der Forschungsaufgaben. Philologen und Linguisten, Psychologen und Männer der Literaturwissenschaft werden dies und das, was *spezifisch* ist in ihrem Interesse an der Sprache begrifflich erfaßt finden in unserem Vierfelderschema. Natürlich greift jeder zu guter Letzt nach dem Ganzen: auch der Literarhistoriker muß Grammatiker sein. Daß es der Psychologe der Sprache nicht weniger sein muß, daß die Gebildelehre des Grammatikers allem anderen *logisch vorgeordnet* sei und warum sie es sein kann, ist der Aufschluß, den das Axiom C bringt. Der Grundsatz D mag für sich selbst sprechen.

1) Ich selbst fühle mich mitverantwortlich nicht für seine Konzeption (die ganz und gar dem verehrten Verfasser gehört), wohl aber für die Herausgabe des lehrreichen Buches; man mußte GARDINER zureden, das langsam Gereifte in geschlossener Form zu veröffentlichen und daran habe ich es, als mir eine Gelegenheit geboten war, nicht fehlen lassen. Es ist dann in dem Buche selbst noch viel hinzugekommen, was ich aus dem mündlichen Bericht nicht kannte. Wir werden an mehreren Stellen auf GARDINERS Buch zurückkommen und viel aus ihm zu lernen haben.

Das Ganze der Axiomatik noch einmal überblickt, so sind die vier Leitsätze über die menschliche Sprache auf derart wichtige Aufschlüsse hin zugeschnitten; ihre „Ableitung“ macht einsichtig, daß sie unentbehrlich sind, wenn die gegebene Ordnung im Großbetrieb der Sprachforschung verstanden werden soll. Oder umgekehrt ausgedrückt: sie rechtfertigen logisch und von der Sache her das Gerüst, das die Forschenden um das zu Erforschende errichtet haben.

§ 2. Das Organonmodell der Sprache (A).

Das Sprechereignis hat vielerlei Ursachen (oder Motive) und Standorte im Leben des Menschen. Es verläßt den Einsamen in der Wüste und den Träumenden im Schläfe nicht völlig, verstummt aber dann und wann sowohl in gleichgültigen wie in entscheidenden Augenblicken. Und zwar nicht nur beim einsam Reflektierenden und sprachlos Schaffenden, sondern manchmal mitten im Zuge eines Geschehens zwischen Ich und Du oder im Wirverbande, wo man es sonst ganz regelmäßig antrifft. Gleichweit von der Wahrheit eines Gesetzes entfernt sind alle summarischen Regeln der Weisheitslehrer, die sich mit diesem wetterartig wechselnden Auftreten des menschlichen Sprechens beschäftigen. „Spricht die Seele, so spricht schon, ach, die Seele nicht mehr“; ebenso hört man: die tiefste Antwort des befragten Gewissens sei Schweigen. Wogegen andere ins Feld führen, Sprechen und Menschsein komme auf ein und dasselbe hinaus oder es sei das Medium, die Fassung der Sprache (genauer der Muttersprache), in der allein uns Außenwelt und Innenwelt gegeben und erschließbar werden; zum mindesten soll Denken und Sprechen dasselbe, nämlich Logos, und das stumme Denken nur ein unhörbares Sprechen sein.

Wir suchen am Ausgang keinen Konflikt mit den Weisheitslehrern, sondern ein Modell des ausgewachsenen konkreten Sprechereignisses samt den Lebensumständen, in denen es einigermaßen regelmäßig auftritt. Ich denke, es war ein guter Griff PLATONS, wenn er im Kratylos angibt, die Sprache sei ein *organum*, um einer dem andern etwas mitzuteilen über die Dinge. Daß solche Mitteilungen vorkommen, ist keine Frage, und der Vorteil, von ihnen auszugehen, liegt darin beschlossen, daß man alle oder die meisten anderen Fälle aus dem einen Hauptfall durch Reduktion gewinnen kann; denn die sprachliche Mitteilung ist die an Grundbezügen reichste Erscheinungsform des konkreten Sprechereignisses. Die Aufzählung *einer — dem andern — über die Dinge* nennt nicht weniger

als drei Relationsfundamente. Man zeichne ein Schema auf ein Blatt Papier, drei Punkte wie zu einem Dreieck gruppiert, einen vierten in die Mitte und fange an darüber nachzudenken, was dies Schema zu symbolisieren imstande ist. Der vierte Punkt in der Mitte symbolisiert das sinnlich wahrnehmbare, gewöhnlich akustische Phänomen, welches offenbar zu allen drei Fundamenten an den Ecken in irgendeiner Relation stehen muß, sei es nun eine direkte oder eine vermittelte Relation. Wir ziehen gestrichelte Linien von dem Zentrum zu den Eckpunkten unseres Schemas und überlegen, was diese gestrichelten Linien symbolisieren.

1. Was heute jedem unbefangenen Ausdeuter dieser Punkt-Strich-Figur zuerst einfällt, ist eine direkte Kausalbetrachtung. Der „eine“ erzeugt das Schallphänomen und auf den „andern“ wirkt es als Reiz, es ist also effectus und efficiens. Um auch der dritten gestrichelten Linie einen Sinn zu verleihen, kann man verschieden vorgehen. Das Einfachste ist, man deutet sie als einen komplexen, durch Zwischenfundamente vermittelten Kausalzusammenhang von Ereignissen um das Sprechen herum. Gesetzt, das Produzieren des Schallphänomens sei im Sprecher angeregt durch einen zeitlich vorausgehenden Sinnesreiz, der von einem Ding im Wahrnehmungsfelde herkommt, und das Hören des sprachlichen Schallphänomens stimulierte den Hörer zur Hinwendung der Augen auf dasselbe Ding. Also zum Beispiel: Zwei Menschen im Zimmer — der eine beachtet ein Prasseln, blickt zum Fenster und sagt: *es regnet* — auch der andere blickt dorthin, sei es direkt vom Hören des Wortes oder sei es vom Blick auf den Sprecher dazu verleitet¹⁾. Das kommt vor und dabei ist der Zirkel

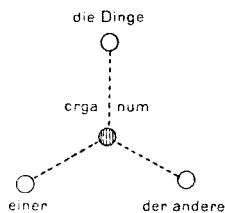


Fig. 1.

1) Dies Regenbeispiel ist erörtert in ALAN GARDINERS ansprechendem Buch „The theory of speech and language“ 1932. Ich bestätige dem verehrten Autor gern, daß ich es 1931 in London am Dreifundamentenschema auf der Tafel durchgesprochen habe, ohne zu wissen, daß er es 10 Jahre vorher schon aufgezeichnet hatte. Vielleicht ist das Londoner Klima für die Gleichförmigkeit der Exempelwahl verantwortlich. Das Dreifundamentenschema selbst ist von keinem von uns beiden, sondern von PLATON zuerst soweit konzipiert worden, daß es ein Logiker aus PLATONS Ansatz herauslesen konnte. Als ich es 1918 in dem Aufsatz „Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes“ (Indog. Jahrbuch 6) ausführte, dachte auch ich nicht an PLATON, sondern wie GARDINER an die Sache und sah das Modell vor mir. Die Titel meiner zwei Vorträge im University College in London waren 1. Structure of language, 2. Psychology of speech. Im Anschluß an sie hatte ich mit GARDINER

ja in der schönsten Weise geschlossen. Wem's beliebt, der kann nun das Geschehen in dem so geschlossenen Kreise sogar fortlaufen lassen wie auf einer Schraube ohne Ende. Ist das Ding oder Ereignis reich genug für immer neue Anregungen, die abwechselnd der eine oder andere Partner aufnimmt, spricht der Vorfall die beiden ausgiebig an (wie man markant zu sagen pflegt), so werden sie sich eine Zeitlang im beobachtenden Abtasten und Bereden des Dinges oder der Affäre in Dialogform ergehen.

Vom illustrierenden Beispiel weg nunmehr wieder an das Modell gedacht, so wäre die Kausalkette in der primären, noch wahrnehmungsgestützten Mitteilung durch Laute im Schema der Fig. 2

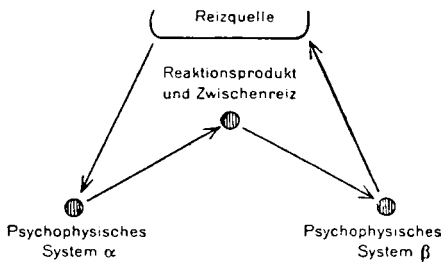


Fig. 2.

festzuhalten. Was sagt die Sprachtheorie dazu? Eine Kausalbetrachtung, irgendeine Kausalbetrachtung ist im Gesamtrahmen der linguistischen Analyse der konkreten Sprechvorgänge ebenso unvermeidlich, wie z. B. in der Rekonstruktion eines Verbrechens. Der Richter muß im Strafprozeß nicht

nur die Tat als dies Verbrechen, sondern auch den Angeklagten als Täter bestimmen, um ihn zu verurteilen. Das Zuschreiben der Tat wäre ohne den Kausalgedanken in irgendeiner Form ein (rein logisch gesehen) sinnloses Unterfangen. Allein das Zuendedenken der Kausalidee stößt in der Rechtssphäre auf wohlbekannte Schwierigkeiten. Ich behaupte, daß auf Schwierigkeiten derselben Art auch die zu primitive Vorstellung der alten Psychophysik vom „Kreislauf des Sprechens“ (DE SAUSSURE) stößt; es sind noch einmal dieselben, wie sie im Kerngebiet der Psychologie ganz allgemein manifest werden. Wir beginnen heute zu ahnen, wo der Rechenfehler liegt: die Systeme α und β in der Kette fungieren als weitgehend autonome Stationen. Der Reizempfang gleicht im einfachsten Falle schon einer echten ‚Meldung‘ und die eigene Sendung ist stets eine ‚Handlung‘.

Das Forschungsprogramm, welches der robuste Behaviorismus mit jugendlichem Elan zuerst an Tieren und am menschlichen Säugling zu verifizieren begann, enthielt noch die alte Formel und versuchte das Gesamtgeschehen in Reflexe aufzulösen; doch heute ist auf der ganzen Linie ein Umschwung im Gange. Ich forjene von ihm erwähnten eingehenden Diskussionen, die uns beiden offenbarten, daß er vom Ägyptischen und ich vom Deutschen her „die“ Sprache der Menschen übereinstimmend beurteilten.

muliere hier einen einzigen Satz darüber, der genügt, um unsere Aufforderung, den Dingen ihr wahres Gesicht abzugewinnen, auch von dieser Seite her vollauf zu rechtfertigen. Gleichviel, ob man die nach meiner Auffassung besten Ausgangswerke des amerikanischen Behaviorismus von JENNINGS und THORNDIKE oder den modernsten zusammenfassenden Bericht von ICHLONSKI über die Erfolge der Russen um PAWLOW und BECHTEREW oder die ausgeführte behavioristische Sprachtheorie der Philosophin G. A. DE LAGUNA aufschlägt, so springt dem, der den Blick für das eigentliche Problem nicht verloren hat, sofort in die Augen, daß die Forscher von Anfang an und bis heute von der Sache her zu *der* entscheidenden Programm-entgleisung gezwungen waren.

Sie konnten und können nicht vorwärts kommen ohne einen *sematologischen* Grundbegriff in ihrer Rechnung, ohne den Begriff des Signals. Er wurde von JENNINGS theoretisch unbeschwert in Gestalt der „repräsentativen Reize“ (unser: aliquid stat pro aliquo, über das in B Rechenschaft abgelegt wird) eingeführt, er erscheint bei ICHLONSKI wieder eingekleidet in eine als-ob-Betrachtung und ist bei DE LAGUNA von Anfang an und unabgeleitet im Konzept enthalten. Und dieser echte Zeichenbegriff hat seinen logischen Ort im Programm der Behavioristen nicht etwa irgendwo an der Peripherie des Erforschten, sondern ganz im Zentrum, derart, daß er z. B. zum Inventar jedes Theoretikers, der die Tatsachen des tierischen Lernens begreiflich machen will, faktisch gehört oder gehören sollte. Denn wo er nicht vorkommt, da wird eine Lücke oder ein Sprung sichtbar an der Stelle, wo er stehen müßte. Das ganze Steckenbleiben der behavioristischen Theorie, ihre Aufsplitterung in mehr als sieben Regenbogenfarben am Lernprozeß, über den die Bücher und Zeitschriften der amerikanischen Psychologen gefüllt sind, hätte vielleicht von einer umsichtigen Sematologie aus vorausgesagt werden können. Jedenfalls aber ist das bequemere Prophezeien post festum und etwas mehr noch, nämlich eine durchsichtige logische Ordnung der Meinungsdivergenzen über den Lernprozeß von hier aus möglich. Was ich da sage, muß einstweilen ohne detaillierte Belege stehen bleiben; die Sprachtheorie muß ein eigenes Kapitel über die Signalfunktion der Sprache enthalten, dort ist der Ort für Einzelheiten. Dort wird auch zu zeigen sein, daß im Schoße der Biologie selbst wie eine Art HEGELSche Antithese zum mechanistischen Behaviorismus der UEXKÜLLsche Ansatz entstanden ist, welcher von vornherein in seinen Grundbegriffen „Merkzeichen“ und „Wirkzeichen“ sematologisch orientiert ist. Paradigmatisch rein wird der Umschwung, von dem ich spreche, vollzogen in dem ausgezeichneten Werke von E. C. TOLMAN „Purposive behavior“ (1932).

Das Kleingedruckte ist, so wie es dasteht, für europäische Sprachforscher nicht aktuell und hätte wegbleiben können; doch galt es am systematischen Ort, den konsequentesten Vorstoß des modernen Stoffdenkens zu erwähnen und die Schwierigkeiten, in denen er vorläufig stecken blieb, zu notieren. Sein Vorläufer in der Psychologie und Sprachforschung des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist nur ein inkonsequentes und stammelndes Baby im Vergleich mit dem Programm des physikalistischen Behaviorismus, der den flatus-vocis-Nominalismus des beginnenden Mittelalters in moderner Form erneuert hat. Das einfachste und wahrhaft durchschlagende Argument eines Sprachforschers gegen ihn bietet z. B. der Tatbestand der Phonologie. Die psychologischen Systeme

der Sprechpartner produzieren und verarbeiten faktisch die flatus vocis in ganz anderer Art und Weise, als es die zu einfache alte Formel voraussetzt. Die psychophysischen Systeme sind *Selektoren* als Empfänger und arbeiten nach dem Prinzip der abstraktiven Relevanz, worüber das Axiom B Aufschluß bieten wird, und die psychophysischen Systeme sind *Formungsstationen* als Sender. Beides gehört zur Einrichtung des Signalverkehrs.

2. Wir respektieren diese Tatsachen und zeichnen das Organon-Modell der Sprache ein zweites Mal in der Figur 3. Der Kreis in der Mitte symbolisiert das konkrete Schallphänomen. Drei variable Momente an ihm sind berufen, es dreimal verschieden zum Rang eines Zeichens zu erheben.

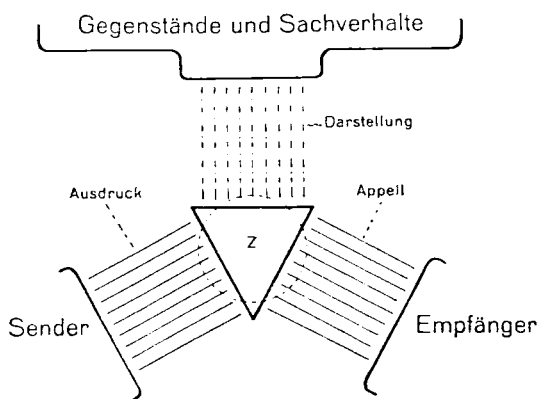


Fig. 3.

Die Seiten des eingezeichneten Dreiecks symbolisieren diese drei Momente. Das Dreieck umschließt in einer Hinsicht weniger als der Kreis (Prinzip der abstraktiven Relevanz). In anderer Richtung wieder greift es über den Kreis hinaus, um anzudeuten, daß

das sinnlich Gegebene stets eine apperzeptive Ergänzung erfährt. Die Linienscharen symbolisieren die semantischen Funktionen des (komplexen) Sprachzeichens. Es ist *Symbol* kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten, *Symptom* (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt, und *Signal* kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen.

Dies Organon-Modell mit seinen drei weitgehend unabhängig variablen Sinnbezügen steht vollständig, wie es ausgeführt werden muß, zum erstenmal in meiner Arbeit über den Satz (1918), der mit dem Worte beginnt: „Dreifach ist die Leistung der menschlichen Sprache, Kundgabe, Auslösung und Darstellung“. Heute bevorzuge ich die Termini: *Ausdruck*, *Appell* und *Darstellung*, weil ‚Ausdruck‘ im Kreise der Sprachtheoretiker mehr und mehr die hier

geforderte präzise Bedeutung gewinnt und weil das lateinische Wort ‚appellare‘ (englisch: appeal, deutsch etwa: ansprechen) treffend ist für das zweite; es gibt, wie heute jeder weiß, einen sex appeal, neben welchem der *speech appeal* mir als ebenso greifbare Tatsache erscheint.

Jedenfalls aber muß, wer zur Erkenntnis von der Zeichennatur der Sprache vorgedrungen ist, auf Homogenität seiner Begriffe sehen; alle drei Grundbegriffe müssen *semantische* Begriffe sein. Warum und wie ein Begriffs-Cocktail vermieden werden muß, ist instruktiv an der Lautlehre zu erkennen. Nach dem Fortschritt, den die Phonologie brachte, muß in Zukunft dem schlichten Terminus ‚Sprachlaut‘ immer aus dem Kontext oder durch ein Beiwort anzusehen sein, ob das Gemeinte ein Laut-Zeichen, ein Laut-Mal, d. h. eine bestimmte Einheit aus dem System der Phoneme einer bestimmten Sprache oder ob es etwas aus dem Tatbestand der Phonetik sein soll. Denn wir wissen jetzt, daß ein Phonem im Singularis an zwei Stellen derselben Sprache, wo es vorkommt, *phonetisch* verschieden „realisiert“ und eine Lautmaterie im Singularis, die in zwei verschiedenen Sprachen vorkommt, *phonologisch* verschieden „ausgewertet“ sein kann. Jenes also (noch einmal gesagt) im Bereich derselben, dieses im Bereich verschiedener Sprachen. Ein Gemisch aus Begriffen, die teils der (physikalischen) Kausalbetrachtung und teils der Zeichenbetrachtung angehören, müßte die symbolische Ausdeutung unseres Dreifundamentenschemas so gründlich verwirren, daß niemand mehr recht ein- noch ausfände und lauter Scheinprobleme entstünden. Die Parole „getrennt marschieren!“ gehört zur selbstverständlichen Voraussetzung der Homogenität von Begriffen, die man an einem Relationsmodell synoptisch behandeln will. Die Ergänzungsparole „und vereint schlagen!“ ist eine Angelegenheit, die im Schoße der Wissenschaft in anderer Art erfüllt werden muß. Und zwar durchaus nach klaren, angebbaren logischen Regeln, über die man sich ebenfalls exemplarisch am Verhältnis von Phonetik und Phonologie die ersten Auskünfte holen kann.

Was also symbolisieren die Linienscharen des Organon-Modells? PLATON hat nur eine von ihnen zu deuten versucht, die Laut-Ding-Relation, und sich im Kratylos, wenn auch ein bestimmter Antrieb zu neuem Zweifel in dem Dialoge vorbereitet wird, doch überwiegend für das *ῥῶμα* oder *ῥῶμα* seiner disjunktiven Frage entschieden. Es steht also an jenem Platze des Schemas, modern-mathematisch gesprochen, eine *Zuordnung* der Lautzeichen zu Gegenständen und Sachverhalten. Die historische Präambel dieser

Zuordnung ist dem Sprecher von heute unbekannt. Die Sprachforschung vermag zwar die Zuordnung in vielen Fällen erstaunlich weit zurück in die Vergangenheit zu verfolgen und nachzuzeichnen; schließlich aber reißt überall der Faden ab. Sprecher und Sprachforscher bekennen beide: Wenn wir „heute“ den Laut und das Ding hin und her vergleichend betrachten, so ergibt sich keine „Ähnlichkeit“ zwischen beiden, wir wissen auch in den meisten Fällen nicht, ob je eine bestanden hat und ob um dieser Ähnlichkeit willen die Zuordnung ursprünglich vollzogen worden ist. Das ist alles und eigentlich schon mehr als wir vorerst brauchen. Denn Zuordnungen „bestehen“, wenn man auf letzte Begriffsschärfe sieht, gleichviel wie immer sie motiviert sein mögen, immer nur *kraft* einer Konvention (Vereinbarung im rein logischen Sinn des Wortes) und *für* die Kontrahenten¹⁾. Kurz, es kann bei der Entscheidung des Kratylos bleiben: die Lautbilder einer Sprache sind den Dingen zugeordnet und das Lexikon einer wissenschaftlich aufgenommenen Sprache löst die Aufgabe, die sich als erste aus der Antwort des Kratylos ergibt, die Namen (wie es dort heißt) der Sprache systematisch mit ihren Zuordnungsrelationen zu den „Dingen“ darzustellen. Daß in einem Zweiklassensystem von Darstellungsmitteln vom Typus der Sprache zu den lexikalischen Zuordnungen noch Syntax-Konventionen gehören, erweitert nur den Bereich der Zuordnungsrelationen, die wir in ihr finden. Wir schrieben, um dem gerecht zu werden, an die Stelle des Schemas, wo „die Dinge“ stand, jetzt die doppelte Bezeichnung: „Gegenstände und Sachverhalte“.

3. Was nun folgt, ist geeignet und dazu bestimmt, die von uns unbestrittene Dominanz der Darstellungsfunktion der Sprache einzugrenzen. Es ist nicht wahr, daß alles, wofür der Laut ein mediales Phänomen, ein Mittler zwischen Sprecher und Hörer ist, durch den Begriff „die Dinge“ oder durch das adäquatere Begriffspaar, Gegenstände und Sachverhalte¹⁾ getroffen wird. Sondern

1) Der deutsche Name Kuckuck mag mehr oder minder weitgehend dem bekannten Ruf, den wir im Walde hören, „ähnlich“ sein, so ist doch diese Ähnlichkeit selbst nicht mehr als das Motiv der Laut-Ding-Zuordnung, die den Namen erst zum Namen macht; zum Namen nicht des Rufes, sondern des Vogels (den notabene die wenigsten der Kontrahenten lebendig im Walde und gleichzeitig mit dem Rufe wahrgenommen haben dürften). Es fehlt viel, es fehlt logisch alles für die Gleichung Ähnlichkeit = Zuordnung. Nur das steht fest, daß sich jeder Sprachgenosse anders und einfacher an der Schöpfung neuer Namen beteiligen könnte und faktisch kann, wo immer vereinbart ist, daß Ähnlichkeit überhaupt, daß irgendeine Ähnlichkeit das Zuordnungsmotiv sein soll. Zuordnung und Motiv der Zuordnung müssen aber, wie immer die Dinge liegen, logisch unterschieden werden.

das andere ist wahr, daß im Aufbau der Sprechsituation sowohl der Sender als Täter der Tat des Sprechens, der Sender als *Subjekt* der Sprechhandlung, wie der Empfänger als Angesprochener, der Empfänger als *Adressat* der Sprechhandlung eigene Positionen innehaben. Sie sind nicht einfach ein Teil dessen, worüber die Mitteilung erfolgt, sondern sie sind die Austauschpartner, und darum letzten Endes ist es möglich, daß das mediale Produkt des Lautes je eine eigene Zeichenrelation zum einen und zum anderen aufweist.

Wir deuten also die spezifische Relation des wahrnehmbaren Lautes zum Sprecher in demselben Sinne, wie es uns bei anderen Ausdrucksphänomenen geläufig ist. Wie steht es mit der dritten Relation? Sie ist die dritte nur in unserer Aufzählung; denn in natura rerum, d. h. im Zeichenverkehr der Menschen und der Tiere, wird der Appell dem Analytiker zuerst und am exaktesten greifbar, nämlich am *Benehmen* des Empfängers. Wenn man statt Menschen Bienen, Ameisen, Termiten vor sich hat und deren Kommunikationsmittel erforscht, so wird das Augenmerk des Forschers zuerst und überwiegend den Reaktionen des Empfängers gelten. Ich spreche von *Signalen* als Tierpsychologe und erfasse ihre kommunikative Valenz am Verhalten derer, die sie aufnehmen und psychophysisch verarbeiten. Wir werden auch als Theoretiker der menschlichen Sprache diese Seite der Sache nicht vernachlässigen. Die Analyse der Zeigzeichen z. B. wird uns deutlich machen, daß Männer wie WEGENER und BRUGMANN auf dem rechten Geleise waren, als sie die Funktion der Demonstrativa beschrieben und dabei, wenn nicht das Wort, so doch den Oberbegriff, 'Signale' faktisch verwendet haben. Denn so ist es, daß die Demonstrativa im Grenzfall (die reinen Demonstrativa) wie sie als undeklinierte Partikeln nicht nur im Urindogermanischen, sondern bis auf den heutigen Tag in unserer Sprache vorkommen, und wieder am klarsten in ihrer *sympraktischen* Verwendungsweise, genau so dastehen wie irgendwelche anderen Verkehrssignale der Menschen oder der Tiere. Von den reinsten Exempeln soll der Sprachtheoretiker ausgehen, um den Begriff der sprachlichen Lautsignale zu definieren. Mit dem so definierten Begriff wird er dann die ganze Sprache absuchen und finden, daß dabei nicht nur Einzelnes, sondern noch einmal das Ganze von einer neuen Seite her gesehen wird.

Dasselbe gilt, um es gleich zu sagen, von jeder der drei Betrachtungsweisen. Man müßte aus dem Leben konkrete Sprechereignisse herausgreifen, in denen das erstmal sichtbar wird, daß so gut wie alles abgesteckt und zugerüstet sein kann auf die Dar-

stellungsfunktion der Sprachzeichen allein; das gilt sicher am ausgesprochensten für die wissenschaftliche Sprache und erreicht einen Höhepunkt im Darstellungssystem der modernen Logistik. Was kümmert sich der reine Logiker um die Ausdrucksvalenzen der Zeichen, die er mit Kreide auf die Tafel malt? Er soll sich auch gar nicht darum kümmern; und doch würde vielleicht an dem und jenem Kreidestrich oder am Duktus der ganzen Zeilen ein geübter Graphologe seine Freude haben und seine Deutekunst nicht vergebens bemühen. Denn ein Rest von Ausdruck steckt auch in den Kreidestrichen noch, die ein Logiker oder Mathematiker an die Wandtafel malt. Man muß also nicht erst zum Lyriker gehen, um die Ausdrucksfunktion als solche zu entdecken; nur freilich wird die Ausbeute beim Lyriker reicher sein. Und wenn es ein ganz eigenmächtiger Lyriker ist, so schreibt er manchmal über seine Pforte, der Logiker soll draußen bleiben. Das ist dann wieder eine jener Übertreibungen, die man nicht ernst zu nehmen braucht. Auf das dritte hin, auf eine exakte Appellfunktion, ist alles zugerüstet, z. B. in der Kommandosprache; auf Appell und Ausdruck im Gleichgewicht bei Kose- und Schimpfwörtern. So wahr es ist, daß diese oft Köstliches und Häßliches nennen, so offenkundig greifen wenigstens die intimsten Kosewörter manchmal in den andern Topf; und der Appell ‚Sie Ehrenmann!‘ kann eine Beleidigung sein. Ein Bonner Student soll einmal, so geht die Fama, im Wettkampf das schimpftüchtigste Marktweib mit den Namen des griechischen und hebräischen Alphabetes allein (‚Sie Alpha! Sie Beta! ...‘) zum Schweigen und Weinen gebracht haben. Eine psychologisch glaubwürdige Geschichte, weil beim Schimpfen wie in der Musik fast alles auf den ‚Ton‘ ankommt.

Doch das sind, um es noch einmal hervorzuheben, nur Dominanzphänomene, in denen wechselnd einer von den drei Grundbezügen der Sprachlaute im Vordergrund steht. Die entscheidende wissenschaftliche Verifizierung unserer Konstitutionsformel, des Organon-Modells der Sprache, ist erbracht, wenn es sich herausstellt, daß jede der drei Relationen, jede der drei Sinnfunktionen der Sprachzeichen ein eigenes Gebiet sprachwissenschaftlicher Phänomene und Fakta eröffnet und thematisiert. Und so ist es. Denn „der sprachliche Ausdruck“ und „der sprachliche Appell“ sind Teilgegenstände der ganzen Sprachforschung, die verglichen mit der sprachlichen Darstellung, eigene Strukturen aufweisen. Die Lyrik kurz gesprochen und die Rhetorik haben jede etwas Eigenes an sich, was sie unter sich und — sagen wir, um nicht aus dem Konzept zu fallen, von Epik und Drama unterscheidet; und noch auf-

fallender verschieden sind ihre Strukturgesetze natürlich von dem Strukturgesetz der wissenschaftlichen Darstellung. Dies ist in schlichtester Weise gefaßt der Inhalt der These von den drei Sprachfunktionen. Verifiziert wird sie im Ganzen sein, wenn alle drei Bücher über die Sprache, die das Organon-Modell verlangt, geschrieben sind.

§ 3. Die Zeichennatur der Sprache (B).

Die sprachlichen Phänomene sind durch und durch zeichenhaft. Als Zeichen und zum Zeichen konstruiert ist schon das Klangbild eines Wortes; das Wort *Tische* als Klang enthält vier Elementarcharakteristika, an denen wir es von klangähnlichen Gebilden unterscheiden. Diese Charakteristika, die *Phoneme* des Wortes, fungieren wie *notae*, Merkmale; es sind die *Unterscheidungszeichen* am Klangbild. Weiter: das ganze Klangbild ‚Tische‘ fungiert in der sinnvollen Rede als *Gegenstandszeichen*; es repräsentiert ein Ding oder eine Klasse (Art) von Dingen. Endlich hat das Wort ‚Tische‘ im Kontexte einen Stellenwert und wird manchmal *phonematisch* bereichert um ein *s* am Ende; wir nennen dies allgemein die *Feldwerte*, welche ein Wort im synsemantischen Umfeld erhalten kann. Im Prinzip dasselbe gilt für die Wörter *hier*, *jetzt*, *ich*; sie sind *phonematisch* genau so geprägt wie *Tische*, verhalten sich aber zum Gegenständlichen ein wenig anders, sie zeigen auf etwas hin und dementsprechend sind auch ihre *Feldwerte* im Kontexte ein wenig anders wie die der sprachlichen Begriffszeichen; aber Zeichen sind es auch.

Ist dies notiert, so darf darüber das Ergebnis von A nicht vergessen werden: es ist so mit allen Wörtern, daß einige in eigener *phonematischer* Prägung (wie die Imperative *veni*, *komm*), sonst in bestimmter *musikalischer* Modulation oder auch einfach in der gegebenen Sprechsituation ins Rollenfach der Kommandos oder Ausrufe und Ausdruckszeichen übergehen. In irgendeinem Grad und Ausmaß haben sie das schon immer in sich. Man darf also behaupten, daß die Sprachphänomene nach der Belehrung am Organon-Modell als *mehrseitig* und nach den neuen Überlegungen als *mehrstufig* zeichenhafte Gebilde anzusehen sind.

Merkwürdig solche Vielfalt an ein und demselben Phänomen der menschlichen Rede! Man wird die zwei Differenzierungsgesichtspunkte begrifflich sehr sorgfältig erfassen und durchdenken müssen. Die Mehrstufigkeit wird zum Thema erhoben im vierten Axiom und ausgeführt im vierten Kapitel vom Aufbau des Sprachwerkes; ich

will dies Spätere hier vorbereiten durch eine einfache Mannigfaltigkeitsüberlegung. Wir fassen die Lautmaterie ins Auge und stellen beim Übergang aus der reinsten Materialbetrachtung phonetischer Lautanalyse zu den Silben und zu den mehrsilbigen Lautgebilden eine durchsichtige Treppe der Vermannigfaltigung fest. Aus der vieldimensionalen, kontinuierlichen Mannigfaltigkeit von Klängen und Geräuschen, die der menschliche Stimmapparat zu erzeugen imstande ist, prägt unser modernes Deutsch diskontinuierlich rund 40 Lautmale (Phoneme) aus, die überall als Diakritika verwendet werden; das zweisilbige Gebilde ‚Tische‘ enthält vier von ihnen. Die Anzahl der deutschen Sinnsilben ist sicher größer als 2000 und in meinem Rechtschreibwörterbuch, dem kleinen Duden, stehen großgedruckt ca. 34 000 – sagen wir 30 000 optische Wortbilder verzeichnet; die Stufen sind also 40 : 2000 : 30 000.

Die Zahlen beanspruchen nicht mehr als der *Größenordnung* nach richtig zu sein. Ob es genauer 40 oder 45 Phoneme sind, ist hier gleichgültig; die Zahl der autosemantisch oder synsemantisch mit einem *Bedeutungspuls* ausgestatteten deutschen Silben haben wir auf den ersten 30 Seiten der GOETHESCHEN Wahlverwandtschaften genau ausgezählt und die gefundene Zahl 1200 nach dem Verlauf der in einem besonderen statistischen Verfahren erhaltenen Kurve abgeschätzt; es sind sicher mehr als 2000, vielleicht gegen 4000 in den Wahlverwandtschaften. Im Duden stehen nicht alle klanglich differenten Wortbilder, steht bei Tisch nicht Tisches und bei lieben nicht liebt und liebte; die Zahl 30000 ist also sicher nicht zu hoch, sondern zu tief gegriffen für eine Übersicht, in der es vorerst *nur* auf die klanglich unterschiedenen Wortbilder der deutschen Sprache ankommt.

Daß wir erzeugend und auffassend eine Mannigfaltigkeit von differenten Gebilden, die nach Zehntausenden zählen, ohne allzu-viele Entgleisungen treffsicher beherrschen, ist psychologisch nach unserem sonstigen Können nicht selbstverständlich. Das Schema der Mannigfaltigkeitsstufen aber macht das empirische Faktum vom Klang her begreiflich. Vorsichtiger gesagt: noch ist ein weiter Weg zurückzulegen, um die nächste und aufdringlichste Ausdeutung der Mannigfaltigkeitstreppe als falsch zurückzuweisen und sie durch eine bessere zu ersetzen. Es sind nicht einfach mehrere Baustufen (Erzeugungsstufen) des Klanglichen, die wir damit aufgezeigt hätten; diese Parallele mit einem Backsteinbau wäre falsch. Sondern es sind psychophysisch viel raffinierter ineinandergreifende Prägnungsbereiche, worüber im Abschnitt über die Silbe Genaueres zu sagen sein wird.

Der *sematologische* Blick auf denselben Tatbestand entdeckt (nicht ganz parallel dazu) drei Zeichenfunktionen; er entdeckt zum Klangbild des Wortes gehörig die *gegenständliche* Bedeutung (Zu-

ordnung) und am Klangbild des Wortes selbst das *phonematische* Signalement; er entdeckt noch einmal verschieden davon in Kontexten die *Feldzeichen*. Die Lautmale (Phoneme) im Klangbild sind für unsere Auffassung und Unterscheidung der verschiedenen Wörter die vorbestimmten Erkennungszeichen; sie fungieren als eingegebene, am Klangbild herausgearbeitete Diakritika, sie fungieren wie jene Erkennungszeichen eines Menschen, die man in seinem (polizeilichen) Signalement zusammenzustellen pflegt. Die Silbe als solche dagegen hat keine gesonderte Zeichenfunktion zwischen den Phonemen und dem klangbildlichen Gegenstandszeichen. Die Silbe, die Einsilbigkeit, Zweisilbigkeit usw. eines Wortes charakterisiert das Klangbild, gewiß; es kann auch so sein, daß die Silbengliederung mit den Bedeutungspulsen eines komplexen Wortes zusammenfällt. Doch muß es nicht so sein; denn *liebt* ist einsilbig und verrät dem Grammatiker zwei Momente, während *Wolle* zweisilbig ist und sich für unser Sprachgefühl einer Bedeutungszerlegung widersetzt. Was die wissenschaftliche Wortforschung in *Wolle* historisch nachwirkend findet, ist schlicht phänomenologisch nicht maßgebend.

Für die begrifflich reine Bewältigung dieser Tatbestände entsteht als erstes die Frage, ob man so Verschiedenes wie die Funktion der Phoneme und den Symbolwert der Wörter unter ein und demselben Oberbegriff 'Zeichen' zusammenfassen darf. Und wenn dies sich als erlaubt und terminologisch zweckmäßig herausstellen sollte, wie ist es mit der Mehrseitigkeit im Organon-Modell? Dasselbe konkrete Phänomen ist Gegenstandszeichen, hat einen Ausdruckswert und spricht den Empfänger bald so, bald anders an, es hat Appell-Werte. Ist es zweckmäßig, die Symbole, Symptome, Signale zusammenzufassen in einem *genus-proximum* 'Zeichen'? Daß diese Vielfalt Wahrheit ist, unterliegt keinem Zweifel; wohl aber erhebt sich die Frage, ob das oberbegriffliche Wort 'Zeichen' zur leeren Worthülse wird (wie angeblich so viele Wörter der wissenschaftlich ungeklärten Umgangssprache), wenn man es für all das Genannte festhält; einige behaupten, daß *Symbol* der einheitliche Oberbegriff ist, der für alle eintritt bei exakter logischer Analyse. Diese Entscheidung gehört zur wissenschaftlichen Mentalität der modernen Logistik. Ich beuge mich vor ihrem Scharfsinn in Sachen der Logik, muß aber darauf hinweisen, daß im Schutzbereich der „exakten“ Logistik (hoffentlich vorübergehend) eine erkenntnistheoretische Grundhaltung den Sprachtatsachen gegenüber aufgekommen ist, die ich für eine der ungeheuerlichsten Verkennungen halte, welche

je der natürlichen Sprache angetan worden sind. Im Ausdruckssymptom allgemein, im sprachlichen Ausdruckszeichen im einzelnen wird nach meiner eigenen Auffassung der Dinge ein *Zusammenhang* manifest; im wirksamen Signal des tierischen und menschlichen Gemeinschaftslebens wird nach meiner Auffassung ein realer *Steuerungsfaktor* wissenschaftlich greifbar. Die Sprachphänomene selbst sind eingebettet in die „Wirklichkeit“; man darf sie in diesem entscheidenden Punkte nicht für abgeleiteter, wirklichkeitsferner ansehen als die Phänomene des Physikers. Wenn dies der rein physikalistischen Weltauffassung widerspricht, dann um so schlimmer für sie und nicht für die Tatsachen.

Es gibt zwei Stellen in diesem Buche, wo sich die Diskussion auf ja und nein zuspitzt. Die eine im Kapitel über die Zeigzeichen, worin uns deutlich wird, daß die künstliche Sprache der Logistik ohne Zeigzeichen genau so wenig auskommt und ‚logisch aufgebaut‘ werden kann wie irgendeine andere Sprache. Die zweite Stelle im Paragraphen über die sprachlichen Begriffszeichen beweist, daß der konsequente Ausklang des modernen Physikalismus in einen radikalen flatus-vocis-Nominalismus nichts anderes als ein wissenschaftlicher Selbstmord ist. Dort setze man an, wenn Kritik an unserer Sematologie geübt werden soll; dort heißt es: *hic Rhodus, hic salta*. Stellen wir also vorerst nur zusammen, was über die einzelnen Zeichenfunktionen zu sagen ist, und lassen die Frage offen, ob einer oder mehrere Oberbegriffe endgültig nötig sein werden.

1. In einer Sprachtheorie ist es stilgemäß, zum mindesten nebenbei auch die Etyma der gebräuchlichen Zeichenwörter um Informationen anzugehen. Was bedeuten also Wörter wie *Zeichen*, *σημα, δείξις, signum, seign*? Im Bereich der indogermanischen Sprachen und unter diesen besonders im Griechischen, Lateinischen und Deutschen weisen die Etyma der zwei Hauptgruppen von Zeichenwörtern auf das Gebiet des Sichtbaren hin. Die beiden ursprünglich erfaßten Momente sind hierbei ‚Helligkeit, Sichtbarkeit‘ bzw. ‚hell und sichtbar machen‘ und andererseits ‚vor Augen stellen‘; die ‚Erhellung‘ lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, das ‚vor Augen Gestellte‘ kommt in den Bereich der Wahrnehmung. Es ist wohl (kurz deutsch angedeutet) das Vorführen (Aufdecken) der Dinge für den Beschauer oder umgekehrt das Führen des Beschauers (beschauenden Blickes) zu den Dingen hin, was die mehrstämmige Sippe der indoeuropäischen Zeichen-Wörter in der Regel trifft¹⁾.

1) Dies ist eines der Ergebnisse einer (noch unveröffentlichten) Studie von Dr. BRUNO SONNECK, „Sprachliche Untersuchungen zur Zeichentheorie“, die sich

Ist dies ungefähr der vormagische und hausbackene Bedeutungskern der im Indogermanischen weitest verbreiteten Zeichenvörter, so muß ich sagen, daß er am allerbesten paßt zu der Funktion unserer Zeigpartikeln; auch die zwiefache Möglichkeit des Zustandebringens einer entscheidenden und klärenden Wahrnehmung, ich meine das Vorführen der Dinge oder das Hinlenken des Beschauers zu ihnen ist (falls ich sie nicht mehr hinein- als herausdeute) vom common sense dieser Etyma gut getroffen. Hand und Finger sind den Sprachschöpfern auf dieser Stufe wohl noch viel zu stark mit fangen und greifen befaßt, als daß sie (erkennbar im Etymon) mit der Zeigpraxis beschäftigt wären. Wenn das griechische Wort ‚deixis‘ und seine lateinische Wiedergabe durch ‚demonstratio‘ auch den logischen Beweis bedeuten und damit auf gleiche Stufe mit der vom Etymon getroffenen demonstratio ad oculos stellen, so verstehen wir auch dies aus eigenem Sprachgefühl recht gut: der Geführte soll, wie es gehen mag, eben zur sinnlichen oder logischen ‚Einsicht‘ kommen. Doch wetterleuchtet in dem lateinischen Worte ‚demonstratio‘, insofern es etwas vom Wahr- und Mahnzeichen der ‚monstra‘ (d. h. der außerordentlichen Erscheinungen) mitbringt, die frühmenschliche Art sich verwundernd und reflektierend mit den zeichenhaften Phänomenen zu beschäftigen und alles als zeichenhaft zu deuten; es wetterleuchtet die sogenannte magische Geisteshaltung. Von ihr berichten die Untersuchungen H. WERNERS und anderer; wir werden am systematischen Ort darauf zu sprechen kommen. Im übrigen verdient noch einmal unterstrichen zu werden, daß der römische Augur und der römische Logiker für ihr sachlich verschiedenes Vorgehen dasselbe Wort *demonstratio* verwendet haben.

2. Man kann nach dem Wort über die (von linguistischer Seite leider noch nicht vollendete) Bedeutungsgeschichte unserer Zeichenvörter die *sachlichen* Aufklärungen in zwei Richtungen suchen, je nach dominierendem Interesse an den behavioristisch erfaßten semantischen Erscheinungen im sozialen Leben der Tiere oder an denen in den Einrichtungen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Isoliert birgt jede dieser einseitigen Interessenrichtungen auf J. GONDA, ΔΕΙΚΝΥΜΙ, Semantische Studie over den indogermaanschen Wortel deik-, 1929, sowie auf die einschlägigen Artikel in den etymologischen Wörterbüchern von WALDE-POKORNY, WALDE, KLUGE und PAUL stützt, jedoch in ihren Ergebnissen von den allgemeinen Aufstellungen GONDAS nicht unwesentlich abweicht. Es schien mir wichtig, den Zeichenbegriff in Verbindung mit Etymonfragen zu bringen; SONNECK dürfte diese Aufgabe, soweit es heute möglich ist, in dem umgrenzten Gebiet gelöst haben.

die Gefahr einer verkrüppelten Sematologie in sich. Ich habe 1927 in der „Krise der Psychologie“ eine einfache Beschreibung der semantischen Tatsachen im behavioristischen Aspekten angegeben und seither die Freude erlebt, daß ganz unabhängig davon zu wesentlich derselben Basis einer der ingenösesten Experimentatoren in Amerika vorgedrungen ist, nämlich E. C. TOLMAN in seinem Buche „Purposive behavior in animals and men“ 1932¹⁾. Es gibt nach seiner und meiner Auffassung von den Infusorien bis zum Menschen kein Lernen, in welchem neben allem anderen nicht das Reagieren auf *Signale* enthalten und objektiv nachzuweisen wäre; ja es charakterisiert und definiert geradezu das psychophysische System der Tiere, daß es auf tieferer oder höherer Stufe als Signalempfänger und Signalverwerter fungiert. Gehen wir einen Schritt weiter und fassen die von Artgenossen im sozialen Verkehr nicht nur benutzten, sondern oft raffiniert für einen fremden Empfänger zugestützten und *produzierten* Signale ins Auge. Hier erst, z. B. im Zeichenverkehr der Insekten, gibt es die volle Einrichtung, nämlich Sender und Empfänger, und es zeigt sich, daß der biologische Quellpunkt der Zeichen*produktion* zu finden ist überall dort und nur dort im höheren Gemeinschaftsleben der Tiere, wo eine soziale Situation die *Erweiterung des Horizontes* der gemeinsamen Wahrnehmungen verlangt. Was eines der an der Kooperation beteiligten Individuen mehr hat an situationswichtigen Wahrnehmungs- oder Erinnerungsdaten, aus diesem Fonds wird die Mitteilung bestritten.

Man denke sich, was hier mit menschlichen Worten beschrieben werden muß, nur variabel genug, man denke es sich für die einfachsten Fälle besonders des tierischen Lebens primitiv und für die verwickeltsten Fälle des raffinierten menschlichen Gemeinschaftslebens sublim genug aus, dann trifft die Formel restlos alles, was die vergleichende Psychologie über die zeichenartigen Kommunikationsmittel der Tiere erforscht hat. Sie trifft vor allem auch jene für die Ursprungsfrage aufschlußreichsten Fälle, wo wir neuaukommende Zeichen in statu nascendi beobachten können. Menschliche Wesen, die heute noch leben und auf unseren belebten Straßen Kraftwagen lenken, haben vor einigen Jahren ihre bekannten Fahrtrichtungszeichen erfunden und eingeführt für genau die Situationen, die unsere Formel beschreibt und nur für sie. Die Lenkung der Wagen im Verkehrsgetriebe der Straßen erfolgt zeichenlos, solange und soweit die unentbehrliche Rücksicht, die jeder auf die anderen nehmen muß, aus der Wahrnehmung dessen, was vor-

1) The Century Psychology Series. The Century Co., New York.

geht, direkt bestimmt werden kann. Geht aber einer daran, plötzlich zu stoppen oder abzubiegen aus seiner Fahrtrichtung, immer dann und nur dann muß er ein Zeichen geben. Warum? Weil das Benehmen der Verkehrspartner vorzeitig von dem, was kommen wird, bestimmt werden muß. Was noch im Schoße der Zukunft liegt, unwahrnehmbar für die Partner aber vorgewußt vom Täter, muß dem gemeinsam Wahrnehmbaren eingefügt werden.

Oder ein Beispiel aus dem Tierreich: Wenn unter Herdentieren ein Individuum kraft seiner lokalen Position oder kraft erhöhter Wachsamkeit als einziges den gefahrdrohenden Geruch oder Gesichtseindruck aufnimmt und außer der eigenen Flucht mit einem „Schreckruf“ reagiert, so ist das Benehmen seiner Herdengenossen, das wir daraufhin beobachten können, dasselbe, wie wenn sie alle denselben originären Gefahreindruck erhalten hätten. Es ist „als ob“ ihr eigener Wahrnehmungshorizont erweitert worden wäre, der Zusatzreiz des Schreckschreies, der in ihren Wahrnehmungsbereich einbricht, erfüllt die Funktion eines lebenswichtigen Signals¹⁾.

Auch der in Kooperation mit seinesgleichen praktisch tätige, schaffende Mensch bleibt oft stumm, solange jeder das Tun des anderen vollständig versteht und sich sachgerecht benimmt. Dann aber kommt eine Konstellation, für welche unsere formelhafte Beschreibung zutrifft, und der Mund eines Partners öffnet sich. Es ist manchmal nur ein Wort nötig, ein beliebiges Sprachzeichen wie ‚rechts‘, ‚geradeaus‘ oder ‚dies‘ oder ‚Parkett sechste bis neunte Reihe‘ und die Zusatzsteuerung, welche das Benehmen des Empfängers benötigt, ist erreicht. Das sind menschliche Reden, die wir später als *empraktisch* eingebaut beschreiben werden. Im Bilde gesprochen ist es so mit ihrem Auftreten wie mit den ordentlich gesetzten Wegweisern auf menschlichen Pfaden; solange es nur einen eindeutig erkennbaren Weg gibt, braucht man keine Wegzeichen. Aber an den Kreuzstellen, wo die Situation vieldeutig wird, sind sie sehr willkommen. Hier werden wir im zweiten Kapitel mit der Analyse der Zeigwörter einsetzen; die soziale Konstellation, aus welcher sie entspringen, ist überall schon im Tierreich produktiv, aber Wörter gleich den menschlichen produzieren die Tiere noch nicht. Sie produzieren noch nicht einmal Analoges zu der Arm- und Finger-geste, mit welchen wir unsere Zeigwörter begleiten.

1) Vgl. dazu K. BÜHLER, Die geistige Entwicklung des Kindes, 1. Aufl. 1918, S. 116f.; 5. Aufl. 1929, S. 224ff. und die Erörterungen über das, was die Signale der Ameisen und Bienen vom symbolischen Zeichen unterscheidet, in der Krise, S. 51ff. Zur Finger-geste später mehr.

3. Noch sind keine Merkmale des Zeichenbegriffs angegeben. Sehen wir uns dazu im Gemeinschaftsleben des Kulturmenschen nach zeichenhaften Gebilden und zeichenhaftem Geschehen um. Die Scholastiker, welche von der Sprache her philosophierten, heben ein *genus proximum* des Zeichenbegriffes hervor in ihrer berühmten Formel *aliquid stat pro aliquo*¹⁾, die GOMPERZ in seiner Semasiologie in modernem Gewande erneuert und begrifflich auszuschöpfen begonnen hat. Es ist faktisch so, daß rein relationstheoretisch am allgemeinen Modell der Stellvertretung nicht unwichtige Einsichten zu gewinnen sind. Wo immer eine Stellvertretung vorliegt, da gibt es wie an jeder Relation zwei Fundamente, ein etwas und noch etwas, was die Betrachtung auseinanderhalten muß. Wenn nun hic et nunc ein Konkretum als Vertreter fungiert, so kann stets die Frage erhoben werden, *kraft* welcher Eigenschaften es die Vertretung erhielt und in die Vertretung eingeht, sie erfüllt. Es muß also stets eine zwiefache Bestimmung dieses Konkretums möglich sein, von denen die eine absieht von der Funktion des Vertretenden Vertreter zu sein, um es so, um es als das zu bestimmen, was es für sich ist oder wäre²⁾. Die zweite Auffassung dagegen sucht und findet an ihm diejenigen Eigenschaften, an welche die Vertretung gebunden ist. Im Falle des Zeichenseins sind es immer nur abstrakte Momente, kraft derer und mit denen das Konkretum „als“ Zeichen fungiert. Ich habe diesen sprachtheoretisch grundlegenden Tatbestand als das *Prinzip der abstraktiven Relevanz* bezeichnet und am Unterschied von Phonetik und Phonologie erläutert³⁾.

Es seien, bevor ich das Gesagte illustriere und greifbar mache, noch zwei Bestimmungen getroffen, die näherer Ausführung in unserem Zusammenhang nicht bedürfen. Das „stare pro“ gehört, was sonst es auch sein mag, in allen aus dem Leben bekannten Beispielen zu den nicht-umkehrbaren Relationen. Der Gesandte ist ein Stellvertreter seines Staates, aber nicht umgekehrt, der Rechtsanwalt steht vor Gericht für seinen Klienten, aber nicht umgekehrt. Das gilt auch von den Zeichen, und man kann hinzufügen, daß hier

1) WILHELM VON OCKHAM schreibt mit Vorliebe „supponere“ dafür. Supponere pro aliquo gebraucht OCKHAM, wie dies nach THUOTS Nachweis mindestens schon seit dem Jahre 1200 üblich war, in intransitivem Sinne gleichbedeutend mit „stare pro aliquo.“ M. BAUMGARTNER in ÜBERWEGS Grundriß der Geschichte der Philosophie, II, 10, S. 602.

2) Wir schreiben nicht „an sich“ sondern „für sich“, d. h. abgesehen von der Vertretung.

3) K. BÜHLER, Phonetik und Phonologie. Travaux du Cercle Linguistique de Prague, 4, 1931, S. 22—53.

aus bestimmten Gründen das stellvertretende Glied des Gefüges (id quod stat pro aliquo) stets dem Bereich des Wahrnehmbaren angehört, während dies von dem anderen Gliede nicht behauptet werden kann. Zu dem letzteren braucht, wer die Zeichen allgemein und von vornherein als intersubjektive Vermittler (mediale Gebilde in Gemeinschaften) ansieht, kein weiteres Wort zu verlieren, weil es aus seiner Definition hervorgeht. Die Sache könnte noch allgemeiner gefaßt werden; doch sei hier kein Wert darauf gelegt, weil die Behauptung für die Sprache jedenfalls keines Beweises bedarf. Die Unterscheidung eines sinnlich Wahrnehmbaren im Sprachphänomen (der Laute) von dem anderen, wofür sie stehen, ist hier allen Sachverständigen durchaus geläufig¹⁾.

Was niemand heute plastischer zugleich und begrifflich schärfer, als es GOMPERZ (an einer absichtlich bunt zusammengestellten Schar von Beispielen) getan, erläutern könnte, ist der Tatbestand der überall durchführbaren zwiefachen Art der Auffassung und Bestimmung des ersten Gliedes im Relationsgefüge der Stellvertretung. Wenn ich z. B. den *Schauspieler* betrachte (so überlegt GOMPERZ), den Schauspieler vor mir auf der Bühne, so ist der jetzt Wallenstein und doch nicht Wallenstein selbst in persona, sondern er ist Herr Bassermann, der ihn spielt. Nun ja, das ist ein Spiel und ein spectaculum, man könnte mancherlei daran beobachten und darüber aussagen. Wir konzentrieren uns aber mit GOMPERZ auf das Faktum der merkwürdigen Zwiespältigkeit, die in den Worten „er ist es und er ist es doch nicht“ zum Vorschein kommt. Es hat einen guten Sinn, dafür die Formel zu gebrauchen: die wahrnehmbaren „Akzidentien“ des Schauspielers Bassermann werden einer fremden „Substanz“, werden dem Wallenstein des Dichters inhärierend zugeordnet. Der Zuschauer nimmt die Maske und Gesten, die Worte und Taten des Individuums Bassermann als etwas hin, durch das hindurch er den Wallenstein des Dichters zu erleben vermag. Oder von der anderen Seite her bestimmt: Dem Wallenstein des Dichters stellt Bassermann das Genannte zur Verfügung, so daß die Figur des Dichters in Erscheinung treten kann. Das scholastische Begriffspaar „Substanz und Akzidentien“ ist in dieser GOMPERZschen Formel seiner ontologischen Bedeutung entzogen

1) Das äußerlich unhörbare sogenannte „innere“ Sprechen durchbricht die Regel nicht. Denn auch hier sind dem Einsamen selbst, für den es da ist, „Laute“ oder ein Ersatz für Laute in irgendeiner Form (akustisch, motorisch, optisch) anschaulich gegeben, also vernehmbar; sonst liegt kein echtes Sprechereignis vor.

und zu einer bequemen ersten Deskription verwendet worden¹⁾. Man kann dies Denkmodell mit der nötigen Umsicht auch auf die sprachlichen Gegenstands- und Sachverhaltssymbole anwenden. Doch wollen wir uns dabei nicht aufhalten.

4. Ich will vielmehr von dem seit GOMPERZ erzielten positiven Fortschritt, den die Sprachtheorie aus der „Phonologie“ gewinnt, und von dem Prinzip der abstraktiven Relevanz berichten. Es ist ein für alles Zeichenhafte und darüber hinaus gültiges Prinzip, mit dem aber, gerade weil es auch auf anderes übergreift, die *differentia specifica* des Zeichenbegriffes noch nicht entdeckt sein kann. Eine fingierte Verabredung, die in „Phonetik und Phonologie“ steht und auf einem dort diskutierten Tatbestand der Phonologie zugeschnitten ist, mag als Ausgang dienen: Angenommen zwei Menschen wollen sich durch Flaggensignale verständigen und sie verabreden, es soll dabei nicht auf Form und Größe, sondern nur auf die Farbe der Signale ankommen. Und zwar wird (gleich zugeschnitten auf den Fall eines bestimmten Vokalsystems) verabredet, es sollen drei Sättigungsstufen der Farben bedeutungsrelevant sein. Also im einzelnen: Erstens, die vollkommen ungesättigten Nuancen der Schwarz-Weiß-Reihe haben einheitlich die Bedeutung A. Ob im konkreten Fall Schwarz, Grau oder Weiß benützt wird, ist irrelevant. Zweitens, die Flaggen einer mittleren Sättigungsstufe haben einheitlich die Bedeutung B. Ob im konkreten Fall ein Himmelblau, Rosarot oder Tabakbraun benützt wird, macht keinen Unterschied, ist bedeutungs-irrelevant. Drittens, die Flaggen aus dem höchsten Sättigungsbereiche der Farben haben einheitlich die Bedeutung C. Ob im konkreten Fall ein gesättigtes Rot, Blau, Grün, Gelb benützt wird, macht keinen Unterschied, ist bedeutungs-irrelevant. Ich nehme an, daß diskussionslos die Möglichkeit des anstandsreichen Funktionierens einer solchen Verabredung zugestanden wird. Natürlich muß jeder Beteiligte die Verabredung kennen, sich einprägen und im konkreten Fall imstande sein, die gerade benützte Nuance einer der drei Sättigungsstufen richtig zuzuordnen; dann kann er sich fehlerfrei am Geschäft des Signalgebens und Signalempfangens beteiligen.

Es sei noch eine geringfügige, aber theoretisch wichtige Modifikation an dem fingierten Signalverfahren angebracht, die den exakten Vergleich mit den Verhältnissen, wie sie für die Einzel-

1) H. GOMPERZ, *Semasiologie*, S. 278. Vgl. auch den Aufsatz „Über einige philosophische Voraussetzungen der naturalistischen Kunst“ in Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 100 und 101 vom 14. und 15. Juli 1905.

laute im Verband des Lautstromes der Rede bestehen, erleichtert. Wir können uns die Wahl der Nuance im Freiheitsbereiche einer Sättigungsstufe in jedem konkreten Fall eines Signalisierens gesetzmäßig milieubestimmt vorstellen. Angenommen, die Verabredung wird zwischen einer heimlichen Braut und ihrem heimlichen Bräutigam oder sonst zwischen zwei Menschen getroffen, die Wert darauf legen, daß der Signalverkehr möglichst unauffällig und milieuangepaßt vonstatten geht. Die Frau signalisiert z. B. einfach durch die Farbe ihres Kleides. Nun gut, dann mag sie, wenn drei Kleider von ungesättigter Farbe, Schwarz, Grau und Weiß vorhanden sind, im gegebenen Fall vor dem Spiegel ausprobieren, was ihr heute am besten zu Gesichte steht, oder sie mag es sich vom Wetter und anderen konkreten Milieuumständen diktieren lassen, ob sie das Graue, Weiße oder Schwarze nimmt. Genau so verhält es sich im Prinzip überall im Lautstrom der Rede mit den Umgebungseinflüssen. Sie sind da und erfolgen in einem irrelevanten Variationsbereiche. In „Phonetik und Phonologie“ wird dies an linguistisch gut aufgenommenen Tatbeständen erhärtet. Da gibt es z. B. unter den westkaukasischen Sprachen eine (das Adyghische), die auf den ersten Blick eine ähnliche Mannigfaltigkeit von Vokalklängen wie das Deutsche aufweist; es kommen unter anderen Nuancen auch u-ü-i vor. Allein es zeigt sich, daß dort niemals wie bei uns in *Tusche* und *Tische* zwei Wörter durch die Vokaldifferenz u-i geschieden werden können; die Nuancen u-ü-i haben keine „diakritische“ Valenz in jener Sprache. Ebenso wenig o-ö-e oder a-ä, die zwar alle vorkommen, gesetzmäßig milieubedingt vorkommen, aber nicht diakritisch relevant werden können. Um diesen Kerntatbestand der Phonologie begrifflich exakt zu fassen, habe ich die Fiktion mit den Flaggsignalen erdacht. An ihr wird durchsichtig, was vorliegt, nämlich die Gültigkeit des Prinzips der abstraktiven Relevanz für das Gebiet der sogenannten Einzellaute der Sprache.

Wenn wir damit auf dem rechten Wege sind, dann gibt es deshalb zwei Betrachtungsweisen der menschlichen Sprachlaute, weil man erstens ihre Materialeigenschaften rein für sich und zweitens das an ihren Eigenschaften, was für ihren Beruf, als Zeichen zu fungieren, maßgebend ist, zum Gegenstand der wissenschaftlichen Bestimmung machen kann. Über das Verhältnis dieser beiden Betrachtungsweisen zueinander ist aus dem erdachten Vergleichsmodell, dem Signalverkehr mit Flaggen, die grundlegende Erkenntnis, welche wir brauchen, zu gewinnen. Dies Modell ist mit Absicht so einfach gewählt, daß an ihm das Prinzip der abstraktiven Relevanz

einsichtig abgelesen werden kann. Schwarz, Grau, Weiß sind verschiedene Farben; niemand wird daran rütteln. Aber sie können (wie in der fingierten Verabredung) dasselbe bedeuten, bedeutungsidentisch sein, weil für ihren Beruf, als Zeichen zu dienen, einzig und allein jenes abstrakte Moment der niedersten Sättigungsstufe, das ihnen gemeinsam ist, als maßgebend gesetzt wurde.

Dies ist etwas, was man als Faktum jedem Kinde klarmachen kann. Und steht dies Faktum einmal fest, dann sind es nur noch die Philosophen und Psychologen, die sich darüber verwundern und sinnvoll weiter fragen. Der Philosoph wird reflektierend sagen: Mit den Zeichen, die eine Bedeutung tragen, ist es also so bestellt, daß das Sinnending, dies wahrnehmbare Etwas *hic et nunc* nicht mit der ganzen Fülle seiner konkreten Eigenschaften in die semantische Funktion eingehen muß. Vielmehr kann es sein, daß nur dies oder jenes abstrakte Moment für seinen Beruf, als Zeichen zu fungieren, relevant wird. Das ist in einfache Worte gefaßt das Prinzip der abstraktiven Relevanz. Soweit das Zitat aus „Phonetik und Phonologie“.

Eine historische Bemerkung: Was die Sprachzeichen angeht, so war ich vor meinem Kontakt mit der Phonologie mit der eigenen Arbeit an den Problemen der Sprachtheorie auf dem Punkte, daß sich Folgerungen aus vielen Tatbeständen zur Formulierung des Schlüsselsatzes von der Zeichennatur der Sprache zuspitzten. Nur der ganze Block der Lautlehre schien sich der Erkenntnis nicht zu fügen, daß der Gegenstand der Sprachwissenschaften restlos in derselben Art zur Sematologie gehört, wie der Gegenstand der Physik zur Mathematik. Das *ubi materia ibi geometria* Keplers reguliert und bestimmt restfrei das Vorgehen und die Ergebnisse der Physik; dagegen schien die Lautlehre der Linguisten ein anderes Gepräge aufzuweisen als die übrige Grammatik. Das philosophische (wissenschaftstheoretische) Erstaunen darüber erwies sich als fruchtbar und wurde gelöst, als mir die programmatische Abhandlung von N. TRUBETZKOJ, „Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme“¹⁾ in die Hand kam. Da stand auf einmal ein wohl begründeter Beitrag zur Lautlehre mit dem Horizont einer abgerundeten neuen sprachwissenschaftlichen Disziplin um sich, die nicht den Charakter der Phonetik hatte, und mit ihr das, was ich suchte. Man kann also und muß die wissenschaftliche Behandlung der Sprachlaute genau so aufspalten, wie es die logische Einsicht verlangt. Sie können das eine Mal als das betrachtet werden, was sie „für sich“ sind, und das zweite Mal *sub specie* ihres Berufes als Zeichen zu fungieren; die Phonetik tut das eine und die Phonologie das andere. Der Begriff „*Lautelemente*“, unter den man die Vokale und Konsonanten zu subsumieren pflegt, wird erst durch die Konzeption der Phonologie brauchbar definiert, so daß man einsieht: es gibt in jeder Sprache nur eine abzählbare Mannigfaltigkeit, ein durchsichtiges System (vokalischer, konsonantischer u. dgl. m.) diskreter *Lautzeichen*. Ihre semantische Funktion ist, nach dem terminologischen Vorschlag, den ich den Phonologen gemacht habe, die, als *Diakritika* der komplexen Phänomene, die man Wörter nennt,

1) Travaux du Cercle Linguistique de Prague I. (1929), S. 39—67.

zu dienen. Die Phoneme sind die natürlichen „Male“ (Kennzeichen), woran im Lautstrom der Rede die semantisch entscheidenden Einheiten dieses Lautstroms erkannt und auseinandergehalten werden.

5. Das Phänomen der *Abstraktion* bedeutet eine Schlüsselposition der Sematologie, auf die wir immer wieder zurückkommen müssen; vorangezeigt sei solche Heimkehr z. B. für die Analyse der Metapher und für die Lehre von den Nennwörtern. Die Formel von der abstraktiven Relevanz ist, so wie sie im Texte steht, zugeschnitten auf die Entdeckung der modernen Phonologie. Da kamen europäische Sprachforscher und hatten die Laute der kaukasischen Sprachen aufzunehmen; sie mußten sich *ein hören*, d. h. erfassen lernen, was diakritisch relevant ist im Reiche der fremden Lautbilder. Genau so muß sich der Wortforscher *eindenken* in ein fremdes Lexikon und der Syntaktiker in fremde Symbolfelder. Daß er das kann, ist zuzuschreiben seiner Ausbildung als Sprachforscher und zuletzt seiner allgemeineren Fähigkeit, als sprechender Mensch Konventionen wie die unserer Signalpartner mitzumachen. Die darin beschlossene Abstraktionsleistung läßt sich so bestimmen, wie das HUSSERL unter Wiederaufnahme scholastischer Erkenntnisse durchgeführt hat, sie läßt sich auch gleichsam von außen her am Erfolge des sprachforschenden Sicheinhörens und Eindenkens bestimmen. Unser Forscher wird allmählich aufnehmend und (soweit er damit gelangt) selbstsprechend die Relevanzgesetze etwa der kaukasischen Sprachen besser und fehlerfreier respektieren lernen. Und was er davon linguistisch korrekt fixiert, ist der Ertrag seiner Studien.

Daß man, um heute die Probleme der Abstraktion erfolgreich dort aufzunehmen, wo der scholastische Vorstoß erschöpft war, das Konzept der J. ST. MILLSchen und der HUSSERLSchen Logik zugleich, und zwar beide zu ihrer gegenseitigen Korrektur und Ergänzung benützen muß, will ich im Paragraphen von den Namen verdeutlichen. MILLS „objektiver“ Weg ist als solcher auch derjenige der Logistik. Hier in der Axiomatik bleibt anzugeben, welche Klärung das Prinzip der abstraktiven Relevanz dem Organon-Modell der Sprache verspricht oder bereits zu bieten vermag. Es ist leicht hingeschrieben, dasselbe konkrete Sprachphänomen sei mehrseitig sinnvoll oder mehrseitig in Anspruch genommen als Vermittler zwischen Sender und Empfänger. Vermag denn dies Konkretum etwas zu leisten, was man dem menschlichen Individuum abspricht in dem Satze „Niemand kann zwei Herren dienen“? Das Prinzip der abstraktiven Relevanz gibt an nicht nur daß, sondern

auch wieweit eine mehrseitige kommunikative Dienstleistung des Schallphänomens ohne Sonderbedingungen möglich ist. Überall dort und soweit nämlich, als z. B. der Ausdruck an Momenten des Lautes manifest wird, die für die Darstellung *irrelevant* sind und umgekehrt.

Das deutsche Wort ‚es regnet‘ trifft aus jeder konkreten Situation gesprochen das uns allen bekannte meteorologische Ereignis; trifft es kraft seiner phonematischen Prägung, die musikalische Modulation ist irrelevant. Darum kann der Sprecher im Musikalischen seiner Seele die Zügel schießen lassen, kann den Ärger oder die Freude, wenn es sein muß, Jubel oder Verzweiflung erklingen lassen, ohne den reinen Darstellungssinn des Wortes im mindesten zu tangieren. Und wenn die umsichtige Gattin zum aus dem Haus gehenden Professor sagt ‚es regnet‘, dann mag sie jene aufrüttelnde Appell-Melodie hineinlegen, welche das Benehmen des Zerstreuten erfolgreich derart steuert, daß er das sonst vergessene Schutzdach gegen den Regen mitnimmt. C'est le ton qui fait la musique; dies gilt in den indogermanischen Sprachen weitgehend (aber nicht restlos) in dem Sinne, daß der *Ton* dem Ausdruck und Appell frei steht und irrelevant ist für die Darstellung. Ist ferner die *Wortstellung* im Satze so frei wie im Lateinischen, dann wird sie Cicero kunstvoll rhetorisch verwerten usw.

Fast überflüssig daran zu erinnern, daß wir von variablen Momenten und nichts anderem sprechen; Aspektauflösungen einer Sache sind stets etwas anderes als das Schachtelverfahren, und für das Ganze einer sprachlichen Äußerung gilt als Regulativ ein Wort von ENGEL,

„daß in der Seele die Vorstellung des Objekts und die der Rührung, welche das Objekt hervorbringt, so ganz ungetrennt, so innig verschmolzen, so Eins sind, und daß der Mensch diese Vorstellungen, auch in ihrer Bezeichnung, gleich innig will verschmelzt, gleich genau will vereinigt wissen. Ein einziges Zeichen, welches in einem Nu beyden Zwecken und gleich vollkommen Genüge tut, muß ihm daher ohne alle Vergleichung lieber seyn, als mehrere abgesetzte Zeichen, die dasjenige zerreißen und vereinzeln, was er in seiner Seele selbst so gar nicht zu sondern, so gar nicht aus einander zu finden weiß“¹⁾.

6. In mehr loser Form seien nun über das Axiom von der Zeichennatur der Sprache noch ein paar Glossen angefügt. Grundsätze sollen, wie man weiß, nicht nur den rechten Weg bestimmen, sondern auch vor Irrwegen und Sackgassen bewahren. Wovor bewahrt das Axiom die Sprachforschung? Vor dem Fehler der Stoffentgleisung auf der einen Seite und vor magischen

1) Vgl. meine Ausdruckstheorie S. 40.

Theorien auf der anderen. Angenommen es kommt ein aufgeklärter Europäer zu einem Indianerstamm und findet über ein Idol, das dort verehrt wird, nichts zu erforschen, als daß es durch und durch aus Holz gemacht ist. Ein geisteswissenschaftlich geschulter Freund mag eine Diskussion mit ihm darüber so einleiten, daß er mit Kreide Zeichen auf eine Tafel malt und die Frage stellt, was das und das „sei“. Wenn die verstockten Antworten lauten, das sei Kreide und nichts als Kreide, obwohl die Gesamtfigur etwa so  aussieht, dann nenne ich das in sachlicher Übereinstimmung mit GOMPERZ eine konsequente Stoffentgleisung. Demgegenüber pflegt man, was die Indianer und ähnliche Denker, wenigstens soweit wir sie verstehen, über ihre Idole zu sagen und was sie mit ihnen zu machen pflegen, als Offenbarungen eines magischen Denkens zu bezeichnen. Eigentlich steht es vom Denken des radikalen Aufklärers nicht in jeder Hinsicht so weltenweit ab, als man auf den ersten Blick vermuten sollte; denn auch jedes „magische“ Denken, wie immer es im einzelnen operieren mag, vergreift sich wie er am Axiom von der Zeichennatur von Zeichenhaftem und antwortet mit physikalischen Kausalbetrachtungen (im weitesten Wortsinn) an Stellen, wo der Sematologie oder einer der Sematologie verwandten Gebildelehre das Wort gebührt. Das ist, glaube ich, die exakteste Umschreibung des Tatbestandes der magischen Geisteshaltung, soweit wir sie begreifen. Es ist eine interessante und höchst wichtige Frage aus dem Gebiet der Tatsachen, die man am prägnantesten mit der Überschrift ‚Die innere Sprachform‘ versieht, was an Momenten solch magischer Geisteshaltung am Bestande solcher oder jener gegebenen Sprache (auch derjenigen, die wir sprechen) offenbar wird. Das ist natürlich etwas ganz anderes, als solche Geisteshaltung selbst in das sprachtheoretische Denken aufnehmen. Im übrigen kommt es mir vor, als habe man das Gewicht solcher Züge in dieser und jener Menschengruppe in Relation zu dem Nicht-Magischen, das ja ebensowenig irgendwo fehlt und fehlen durfte, wo die Sprache das Verkehrsmittel auch im Alltagsleben außerhalb der magischen Kreise war, gewaltig überschätzt. Dazu sollen an einem anderen Orte die Argumente, die ich glaube gefunden zu haben, geboten werden.

Zu allem Zeichenhaften in der Welt gehören der Natur der Sache nach Wesen, die es dafür halten und mit ihm als Zeichenhaftem umgehen. Man muß also physikalisch gesprochen im objektiven Verfahren die geeigneten psychophysischen Systeme wie *Dektoren* verwenden, um zeichenhaft Wirkendes zu entdecken. Wo

die Konkreta, welche Zeichenfunktionen erfüllen, von handelnden Wesen produziert oder hergerichtet werden, wo diese Konkreta zu jenen Wesen im Verhältnis des Werkes zum Schöpfer oder (nur anders gesehen) im Verhältnis der Tat zum Täter stehen, da kann man diese auch die Zeichengeber nennen. Signalgeber und Signalempfänger gibt es im Tierreich in all jenen Situationen, die wir durch die Formel auf S. 38f. umschrieben haben. Daß die menschliche Sprache schon von daher gesehen zu den „Geräten“ gehört oder platonisch gesprochen, daß sie ein organon sei, heißt nichts anderes, als sie in Relation zu denen betrachten, die mit ihr umgehen und ihre Täter sind. Die Sprachforschung stößt also im Axiom von der Zeichennatur der Sprache auf das Denkmodell des homo faber, eines Machers und Benützers von Geräten. Wir werden dieses Modell im Auge behalten und ihm Schritt für Schritt aus jedem neuen Axiom neue Bestimmungen einzeichnen. Einstweilen aber kann man das Zeichenhafte, welches im intersubjektiven Verkehr verwendet wird, als ein *Orientierungsgerät des Gemeinschaftslebens* charakterisieren.

§ 4. Sprechhandlung und Sprachwerk; Sprechakt und Sprachgebilde (C).

Es sind nicht zwei, sondern vier Momente (Seiten), vier Fronten sozusagen, am Gesamtgegenstand der Sprachwissenschaft, die im Axiom C aufgezeigt und erläutert werden müssen. Vier, weil es die Sache so verlangt und irgend zwei aus der Schar nicht scharf genug definierbar sind. W. VON HUMBOLDT sagte *energeia* und *ergon*, DE SAUSSURE griff die im Französischen lebendige Opposition von *la parole* und *la langue* (englisch *speech* und *language*) auf, um sie als Sprachforscher in einer linguistique de la parole parallel zur herkömmlichen linguistique de la langue zu thematisieren. Seit HUMBOLDT gab es so gut wie keinen Sachverständigen von Format, der nicht verspürt hätte, es sei etwas sehr Beachtenswertes mit *energeia* und *ergon* berührt, und keinen seit DE SAUSSURE, der sich nicht schon Gedanken gemacht hätte über *la parole* und *la langue*. Aber weder das alte noch das neue Paar ist richtig produktiv geworden im Reich der sprachwissenschaftlichen Grundbegriffe. Da und dort wird heute noch versucht, bald psychologisch, bald erkenntnistheoretisch, dem einen von beiden Gliedern des Paares *energeia* und *ergon* eine Priorität zu vindizieren; die Sprachtheorie muß solche Unternehmungen als (ihr) transzendent erkennen und als empirische Wissenschaft in ihrem eigenen Hause das Quadrifolium als solches

hinnehmen, wie sie es vorfindet; die Ergebnisse der Sprachforschung selbst sind Zeugen dafür, daß es im Fingerspitzengefühl der Forscher lebendig ist und nur der begrifflichen Fassung harrt.

Da es in gleichem Maße auf die Relationen, welche zwischen den vier Begriffen bestehen, wie auf die Definition jedes einzelnen ankommt, sei erst rein formal an einem Strichsymbol verdeutlicht, daß es in einer Vierergruppe wie H, W, A, G nicht weniger und nicht mehr als sechs Grundrelationen gibt; ob man sie räumlich in einem Tetraeder oder an einem Viereck veranschaulicht, ist gleichgültig. Ich schlage das Viereck vor, an dem wir den ersten entscheidenden Bestimmungsschritt aus der höchsten Formalisierung zur greifbaren Realität hin vornehmen können. Also:

$$\begin{array}{ccc} & H & - & W \\ & | & \times & | \\ & A & - & G \end{array}$$

Die Anordnung ist zunächst willkürlich, doch gestalten wir sie zu einem Vierfelderschema aus mit der Absicht, zwei sich kreuzende Dichotomien auszudeuten:

	I	II
1.	H	W
2.	A	G

Welches ist der Gesichtspunkt, von dem aus Sprechhandlungen und Sprechakte zu I und Sprachwerke mit den Sprachgebilden zu II gehören? Was ist der zweite Gesichtspunkt, unter dem Sprechhandlungen und Sprachwerke unter 1 und Sprechakte und Sprachgebilde zu 2 gehören? Das Endergebnis lautet, daß man die Sprachphänomene bestimmen kann:

I. Als *subjektsbezogene* Phänomene.

II. Als *subjektsentbundene* und dafür intersubjektiv fixierte Phänomene.

Beides ist möglich und vonnöten; wir werden dies exemplarisch in einer Konfrontation der Aktlehre HUSSELS mit der J. ST. MILLschen Logik im Abschnitt über die sprachlichen Begriffszeichen, die Nennwörter, beweisen.

Und was die andere Dichotomie angeht, so kann der Sprachforscher, was seine „Sinne zu rühren“ imstande ist, bestimmen:

1. Auf einer *niederen Formalisierungsstufe* als Handlungen und Werke.

2. Auf einer *höheren Formalisierungsstufe* als Akte und Gebilde.

Denken wir an die Sprachgebilde. Was z. B. über den accusativus cum infinitivo (das Wort im Singularis) in der lateinischen Grammatik steht, trifft selbst dann noch, wenn es am Beispiel *Carthaginem esse delendam* verdeutlicht wird, ein logisch formalisiertes Etwas, ein Etwas der höheren Stufe. Daß das als Beispiel zitierte ‚Wort‘ (= Parole) in einer bestimmten Senatssitzung von CATO dem Älteren zum erstenmal und dann in anderen bestimmten Senatssitzungen immer wieder realisiert worden ist, weiß *jeder* Grammatiker aber *keine* Grammatik; es interessiert sie nicht und darf sie als Grammatik nicht interessieren.

Genau so wenig darf die hohe und die niedere Arithmetik Notiz davon nehmen, daß das Paar Schuhe und das Paar Strümpfe hier oder das Paar Augen und das Paar Ohren am Kopfe dieses Menschen dort das Ergebnis vier „sozusagen“ anschaulich gewinnen half und immer wieder hilft dem Adepten des Rechenunterrichts. Denn die Arithmetik ist keine Lehre von Augen, Ohren, Bäumen, Rechenkugeln, sondern die Wissenschaft von den Zahlen; ihre Gegenstände sind daher im Hinblick auf die Eigenschaften von Gruppen von Dingen und nicht der Dinge selbst als Klassen von Klassen definiert worden. Zu entscheiden, ob diese Bestimmung ausreichend ist, überlassen wir den Mathematikern, ich selbst glaube es nicht recht. Aber daß sie ein wichtiges Moment am Zahlbegriff, das in der angewandten Mathematik von Wichtigkeit ist, hervorhebt, erscheint mir unbestreitbar. Wir ziehen eine Parallele zwischen Zahlen und Sprachgebilden und finden, daß die Bestimmung „Klassen von Klassen“ analogisch auf sie übertragen werden kann. Statt des spezifisch grammatischen Exempels vom accusativus cum infinitivo hätten wir ebensogut ein Beispiel aus dem Lexikon durchsprechen können und werden dies nachholen.

Wir haben die nominalistische Sprechweise der einfachen Vergleichbarkeit halber verwendet; der entscheidende Bestimmungsschritt ändert sich nicht, wenn man jedes Sprachgebilde als echte species im Sinne der (scholastischen und) HUSSERLSchen Logik ansieht; begriffliche Gegenstände (Klassen) gibt es überall, aber daß als Klassen von Klassen in der Physik die Zahlen und in der Linguistik die Sprachgebilde wichtig werden, ist eine äußerst bemerkenswerte Tatsache, welche auf die Zeichennatur der Sprachphänomene zurückverweist. Jedenfalls ist und bleibt es so, daß Sätze über das konkrete Sprechereignis ebensowenig in die reine Phonologie, die Wortlehre (Morphologie) und Syntax gehören wie Sätze über Bäume und Äpfel in eine reine Arithmetik. Genau so wenig gehören denk-

psychologische Protokollsätze in die scholastische und HUSSERLSche *Aktlehre*, über deren Unentbehrlichkeit im Systeme einer vollendeten Sprachtheorie am systematischen Orte manches zu sagen ist. Doch wir wollen nach dieser Übersicht die Besprechung von H, W, A, G selbst beginnen.

1. Zuerst die *Sprechhandlung* und das *Sprachwerk*. Ob Cäsar wirklich in einem gewissen Augenblick *alea jacta est* gesprochen, ob Luther in Worms geschlossen hat mit dem *hier steh ich, ich kann nicht anders*, entzieht sich meinem Wissen; doch scheint mir, daß diese Worte den beiden Männern exemplarisch mit dem Interesse für ihren Parolecharakter nachgesagt werden. Biographisch ungefähr so, wie das Experiment mit dem Kolumbusei dem Entdecker Amerikas. Was die cäsarische Parole angeht, so erzählt Plutarch von einem Haltmachen und innerem Schwanken am Flusse Rubico und darauf wörtlich: „und nachdem er jenen bei ungewissen und gewagten Unternehmungen gewöhnlichen Ausruf: So mag denn der Wurf getan sein — gebraucht hatte, entschloß er sich zum Übergang, legte den übrigen Weg in größter Geschwindigkeit zurück und drang noch vor Anbruch des Tages in Ariminum ein, welche Stadt er sogleich besetzte.“ Cäsar war also nicht sehr erfinderisch, sondern gebrauchte einen „gewöhnlichen Ausruf“, der seither freilich von allen ehemaligen Lateinschülern kaum mehr vom Fluß Rubico und cäsarischem Wagemut freigedacht werden kann. Was für eine Art von Sprachlehre müßte die *linguistique de la parole* sein, wenn feststeht, daß die cäsarische und lutherische Parole an systematischer Stelle darin vorkommen?

Beide Aussprüche dürften im Büchmann verzeichnet und mit den wissenswerten biographischen (historischen) Erläuterungen versehen sein, und der Büchmann steht im Sachkatalog der Bibliotheken unter den sprachwissenschaftlichen Büchern. Doch kann man, um von einem Außenwerk ins Hauptquartier zu kommen, auch gründlicher zufassen und allgemein zum Thema wählen, wie Worte im Menschenleben stehen, wie sie manchmal Entscheidungen bedeuten, wie sie dem Sprecher und anderen zum Schicksal ausschlagen, wie sie Diplomaten zur Ehre gereichen, Hohlköpfe stigmatisieren und „geflügelt“ werden. Das geflügelte Wort hat Parolecharakter gleichviel, ob es eine Vokabel oder ein Satz, eine modenhafte Redensart (*idiom*) oder ein Sprichwort ist. Von da aus ist nur noch eine leichte Akzentverschiebung weg vom Menschen-schicksal auf die Worte selbst vonnöten und wir sind am Ziele. Es kann jedes geflügelte und nichtgeflügelte Wort *sub specie* einer

menschlichen *Handlung* betrachtet werden. Denn jedes konkrete Sprechen steht im Lebensverbände mit dem übrigen sinnvollen Verhalten eines Menschen; es steht unter Handlungen und ist selbst eine Handlung. In gegebener Situation sehen wir, daß ein Mensch das eine Mal mit den Händen zugreift und das Greifbare, die körperlichen Dinge, behandelt, sich an ihnen betätigt. Ein andermal sehen wir, daß er den Mund auftut und spricht. In beiden Fällen erweist sich das Geschehen, das wir beobachten können, gesteuert auf ein Ziel hin, auf etwas, was erreicht werden soll. Und genau das ist es, was der Psychologe eine Handlung nennt. Die deutsche Umgangssprache hat den wissenschaftlichen Terminus „Handlung“ vorbereitet und nahegelegt. Wir verallgemeinern schon im täglichen Leben, wir nennen nicht nur die Manipulationen, worin die Hände tatsächlich im Spiele und tätig sind, Handlungen, sondern auch andere, wir nennen alle zielgesteuerten Tätigkeiten des *ganzen* Menschen Handlungen. Die vergleichende Psychologie verwendet den Terminus sogar für die Tiere, doch interessiert uns das vorerst nicht besonders.

Mich dünkt, es sei so etwas wie ein Ariadnefaden, der aus allerhand nur halb begriffenen Verwicklungen herausführt, gefunden, wenn man das Sprechen entschlossen als Handlung (und das ist die volle Praxis im Sinne des ARISTOTELES) bestimmt. Im Vorblick auf Späteres sei angemerkt, daß der Einbau des Sprechens in anderes sinnvolles Verhalten einen eigenen Namen verdient; wir werden *empraktische* Reden, die unvollendet anmuten, als eine Hauptgruppe der sogenannten Ellipsen kennen lernen und von da aus die ganze Ellipsenfrage ordentlich bereinigen. Ist man aber überhaupt einmal auf das Faktum des Einbaus aufmerksam geworden, so empfiehlt es sich, die möglichen und bald so, bald anders *relevanten Umfelder* der Sprachzeichen systematisch aufzusuchen; das geschieht in § 10. Hier aber ist die Stelle, wo das Sprechen selbst als Handlung betrachtet werden muß. Dem antiken Denken, welches Sprache und Logos völlig oder fast völlig identifizierte, ist die Fruchtbarkeit gerade dieses Gesichtspunktes entgangen; abgesehen vielleicht von einem Restchen in der berühmten ‚Zustimmung‘ (*συγκατάθεσις*) der Stoiker. Doch lassen wir das Historische beiseite.

Zu einer begrifflich scharfen Abhebung der Sprechhandlung vom Sprachwerk liefert ARISTOTELES die Kategorien und das spielende Kind die durchsichtigsten Beobachtungsdaten. ARISTOTELES denkt uns im ersten Schritt einer wichtigen Begriffsreihe die Scheidung menschlichen Verhaltens in Theoria und Praxis vor, um

dann im zweiten Schritt von der *Praxis* im engeren Sinn die *Poesis* abzusondern; was wir brauchen, ist die zweite Scheidung. Das Kind von 2—4 Jahren und darüber übt uns spielend erst Praxis und dann Poesis vor; das Kind kommt langsam Schritt für Schritt und abgestuft an verschiedenem Materiale zur Herstellung, zur „Werkreife“ nach CH. BÜHLER. Die ersten Illusionsspiele des Kindes haben zum Thema das Handeln der Erwachsenen, die späteren Werkspiele des Kindes haben zum Thema die Herstellung von dem, was Menschen machen. Es ist ein großer, greifbarer Unterschied zwischen Handlungsspielen und Werkspielen; denn bei jenen wird am Material nur flüchtig und symbolisierend angedeutet, was mit ihm und an ihm geschehen *sollte*. Dann aber kommt das Kind weiter und lernt (was gar nicht selbstverständlich ist) das Produkt seines Tuns als Werk zu sehen. Erste Andeutung, daß es geschehen wird, ist jenes erhebende Betrachten, Bestaunen und Bestaunenlassen post festum dessen, was beim Hantieren entstand; wobei das Kind (auf seiner Stufe natürlich) die Feiertagshaltung der SCHILLERschen Glocke einnimmt: ‚den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt‘. Es ist noch gar kein Mann oder schaffender Mensch, wer dies überhaupt nicht tut. Die Rückschau aufs Fertige, zufällig fertig Gewordene ist beim spielenden Kinde ein Anstoß, es folgt die entscheidende Phase, wo das in einer Konzeption vorweggenommene Resultat des Tuns schon prospektiv die Betätigung am Material zu steuern beginnt und wo dann schließlich das Tun nicht mehr zur Ruhe kommt, bevor das Werk vollendet ist.

Genau so im Prinzip redet der Schaffende an einem Sprachwerk nicht wie der praktisch Handelnde redet; es gibt für uns alle Situationen, in denen das Problem des Augenblicks, die Aufgabe aus der Lebenslage redend gelöst wird: *Sprechhandlungen*. Und es gibt andere Gelegenheiten, wo wir schaffend an der adäquaten sprachlichen Fassung eines gegebenen Stoffes arbeiten und ein *Sprachwerk* hervorbringen. Dies also ist das Merkmal, welches im Begriff ‚Sprechhandlung‘ unterstrichen werden muß und nicht wegzudenken ist, daß das Sprechen „erledigt“ (erfüllt) ist, in dem Maße, wie es die Aufgabe, das praktische Problem der Lage zu lösen, erfüllt hat. Aus der Sprechhandlung ist demnach die Crescenz (im Weinberg des praktischen Lebens) nicht wegzudenken, sie gehört dazu. Beim Sprachwerk dagegen ist es anders.

Das *Sprachwerk* als solches will entbunden aus dem Standort im individuellen Leben und Erleben seines Erzeugers betrachtbar

und betrachtet sein. Das Produkt als Werk des Menschen will stets seiner Crescenz enthoben und verselbständigt sein. Man verstehe uns recht: ein Produkt kommt stets heraus, wo ein Mensch den Mund auftut; ein Produkt entsteht auch im reinsten Handlungsspiel des Kindes. Doch sehe man sich diese Produkte näher an; es sind in der Regel Fetzen, die das Spielzimmer erfüllen, solange noch Praxis gespielt wird; erst wenn Poesis gespielt wird, dann sind die Produkte „Bauten“ u. dgl. m. Genau so sind es nicht selten nur Redefetzen, die bei der rein empraktischen Rede herauskommen, Ellipsen, Anakoluthe usw. Sie erfüllen ihren Zweck vorzüglich; ein Dummkopf, wer sie ausrotten wollte. Sie blühen auf in jeder dramatischen Rede, die ihren Namen verdient. Anders aber werden die Dinge (wieder wie im kindlichen Spiel), wenn diese Produkte *auf Entbindbarkeit* aus ihrer individuellen praktischen Crescenz hin *gestaltet werden*. Genau an diesem Punkte wird unsere Lehre vom Satz beginnen und nachweisen, wie die Erlösung des Satzsinnnes aus der Sprechsituation vonstatten geht.

2. Man muß die Dinge nach den höchsten Ordnungsgesichtspunkten von Praxis und Poesis einmal soweit aufgespalten haben, um danach das faktische Ineinander der Leitfäden im Falle des hochgeübten kultivierten Sprechens nicht zu leugnen, sondern als ein eigenes Problem und Thema allererst richtig zu sehen. Es gibt eine Kunst des schlagfertigen und treffsicheren Fassens und Gestaltens im praktisch fruchtbaren Augenblick. Doch bleiben wir wissenschaftlich abstrakt und einseitig, um zuzusehen, wohin im weiten Reich der Sprachtheorie die Werkbetrachtung und wohin die Analyse der Sprechhandlung führt.

Hervorragende Sprachwerke sind wie andere Geschöpfe des Menschen, wie die neunte Symphonie und die Brooklynbridge und das Kraftwerk am Walchensee der Forschung bedeutsam in einmaligen Zügen von besonderer Qualität. Man kann am Werk Züge des Schöpfers und seines Schaffens, man kann noch vieles andere an ihm studieren. Wenn einem Kinde aus ungeheurer innerer Spannung zum erstenmal die sprachliche Fassung von dem und jenem, z. B. die Erzählung eines eindrucksvollen Vorgangs aus der Vergangenheit gelingt wie in *daten lalala* (Soldaten haben gesungen)¹⁾, so sieht der Erforscher der Menschwerdung des Kindes eine bedeutende Leistung in diesem „Sprachwerk“. Es gibt einen Dichter, der einen bestimmten Stoff so faßte:

1) Vgl. den Fundbericht in meiner Geistigen Entwicklung des Kindes, 5. Aufl., S. 309f.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Ob der Stoff ein äußeres Ereignis, Erlebnis oder sonst etwas ist, jedenfalls zielt die sprachliche Werkbetrachtung in allen Fällen auf die *Fassung* und in vielen Fällen minutiös auf die einmalige Fassung und Gestaltung als solche ab. Man sollte aber auch für die Erfassung des Einzelnen geeignete Kategorien haben; denn jede Wissenschaft ist auf „Prinzipien“ fundiert. Eine umsichtige Sprachtheorie muß Platz haben in ihrem Systeme auch für diesen Zweig der Sprachforschung. Die neuen Bewegungen im Hause der Wissenschaft vom Sprachwerk sind, soweit ich sehen kann, einer Wiederaufnahme dessen, was die Alten begonnen und schon sehr weit geführt hatten, geneigter als die Forscher im 19. Jahrhundert. Aus guten Gründen, wie mir scheint. O. WALZEL läßt in seinem Buche „Gehalt und Gestalt“ (S. 190) WILAMOWITZ zu Worte kommen, der schon 1905 den „unbestreitbar hohen und dauernden Wert der Stilistik des Hellenismus und ihrer viel älteren griechischen Vorarbeiten“ rühmt. „In dem Buch über den sprachlichen Ausdruck habe THEOPHRAST auf dem Boden des wunderbar feinen aristotelischen Buches, das wir jetzt als drittes der Rhetorik lesen, ein festgefügtcs System erbaut, namentlich durch die Anerkennung verschiedener Prosastile.“ Die Dinge liegen nicht auf unserem Wege; doch möchte ich in der Voranzeige schon darauf hinweisen, daß uns die Analyse der darstellenden Sprache völlig ungesucht an Stellen führen wird, wo zu sehen ist, wie die alten „genera dicendi oder orationis“ in erweitertem Horizonte neu erstehen können. Es ist dort nicht die Lyrik und nicht die Rhetorik im engeren Wortsinn, es ist der Unterschied der dramatischen und der epischen Sprache, auf den ein erstes Streiflicht fällt; vorbereitet ist das dramatische Moment in jeder anschaulich präsentierenden Rede und begrifflich faßbar wird etwas von ihm in der ‚Deixis am Phantasma‘, die in etwas verschiedener Form vom Dramatiker und vom Epiker eingesetzt und ausgenützt wird. Soviel hier von Sprachwerk.

In ein anderes Geleise führt die Aufgabe, eine Theorie der *Sprechhandlung* aufzubauen; überschlagen wir summarisch, was die Psychologie von heute dafür vorbereitet, aber noch nicht vollendet hat. Die neueste Psychologie ist drauf und dran, die tierische und menschliche Handlung wieder einmal mit neuen Augen zu sehen, und wird auf alle Fälle mit einem umfassenden und sorgfältig vorbereiteten Apparat von Fragen, Gesichtspunkten, Unter-

suchungsmöglichkeiten diese Aufgabe bewältigen. Denn alle die sonst soweit auseinanderstrebenden Richtungen der modernen Psychologie konvergieren im Faktum der Handlung und tragen heute schon faßbar jede das ihre zu seiner Aufhellung bei. In meiner Fassung der Axiomatik in den KANT-Studien sind einige Belege zu dieser These erbracht; ich will sie hier nicht reproduzieren, sondern nur das eine daraus unterstreichen, daß ‚Handlung‘, wie immer man das Gemeinte wissenschaftlich fassen mag, ein *historischer* Begriff ist und auch in der Psychologie nichts anderes werden kann. Es gibt in jeder Handlung ein Feld; ich habe es vor Jahren schon *Aktionsfeld* genannt und in den KANT-Studien noch einmal die zwei Determinationsquellen jeder Handlung als *Bedürfnis* und *Gelegenheit* bestimmt. Daß es zwei sind, haben ARISTOTELES und GOETHE gewußt; derselbe Zweifaktoren-Ansatz, den ich für nötig halte, steht plastisch greifbar in GOETHES physiognomischen Studien¹⁾. Doch es bedarf neben der Aufgliederung des Aktionsfeldes in seine zwei präsenten Bestimmungsmomente (der inneren und äußeren Situation) einer hinreichenden *historischen* Kenntnis des Handelnden selbst, um einigermaßen präzise vorauszusagen, was geschehen wird oder nachher wissenschaftlich zu begreifen, was geschehen ist. Die Duplizität im Aktionsfeld und die Tatsache der nur historisch faßbaren Reaktions- oder Aktionsbasis, das sind die zwei wichtigsten Einsichten, die ich prinzipienmonistischen Neigungen gegenüber für unentbehrlich halte. Ich habe vor allem die Berliner Gestaltpsychologie im Auge.

Ist die Handlung eine Sprechhandlung (Parole), so weiß der Sachverständige sofort, was in diesem Fall unter dem Titel des individuell Erworbenen zu bringen ist: der gesamte Lernerwerb des Sprechkönnens natürlich bis zu der Stufe von Fertigkeit (oder Unfertigkeit), auf der man ihn im Moment des Handelns antrifft. Was alles dazu gehört, gibt man im ersten Aufriß am besten per exclusionem an. Das letzte vor allem muß ausgenommen sein, was außerdem noch in die (historische) Exposition hineingehört. Jede menschliche Handlung (wenn man genau zusieht, wohl auch auf anderem Entwicklungsplateau die tierische) hat, was man in einem spezifischen Sinn des Wortes ihre *Aktgeschichte* nennen kann. Versteht sich bald eine lange und reiche, bald eine kurze und arme Aktgeschichte. RASKOLNIKOW braucht Wochen vom ersten Auftauchen der Idee bis zur Handlung, eine lange und reichbewegte

1) K. BÜHLER, Ausdruckstheorie, S. 23 ff.

Aktgeschichte. Die Kriminalarchive, Romane und Dramen sind voll von anderen. Was es zu erfassen gilt, ist, daß von der Theorie Sekunden oder Bruchteile von Sekunden nicht vernachlässigt werden dürfen, wenn sie die denkbar kürzeste Aktgeschichte umschließen. Gleichviel, ob sie in der schlagfertigen Rede nach Bruchteilen von Sekunden oder sonstwo länger zu bemessen ist, so ist die Aktgeschichte ein Faktum, das die Denkpsychologen in ihren Protokollen so präzise als möglich zu fixieren und wissenschaftlich zu begreifen versuchten. In der Linguistik hatte man vor der Denkpsychologie nur ganz schematische Vorstellungen, z. B. von der Aktgeschichte eines Satzes, und formulierte dies schematische Wissen aus der unkontrollierten Alltagserfahrung so, wie es noch bei WUNDT und H. PAUL zu lesen ist. Die Diskussion zwischen beiden darüber, ob dies Geschehen eine Ausgliederung (Analysis) oder ein Aufbau (Synthesis) sei, entsprang aus einer sehr mangelhaften Kenntnis von der faktischen Mannigfaltigkeit der Aktgeschichten in konkreten Fällen.

3. An dritter Stelle etwas von dem ältesten Besitz der Sprachwissenschaft, von der Gebildelehre. Der logische Charakter der *Sprachgebilde* ist von keinem neueren Linguisten und direkt aus der eigenen erfolgreichen Forschungsarbeit heraus so treffend beschrieben worden wie von F. DE SAUSSURE. Nur ist es bei der „Beschreibung“ geblieben und keine konsequente begriffliche Erfassung daraus entstanden. Geordnet aufgezählt sind es folgende Angaben über den Gegenstand der *linguistique de la langue*, die von DE SAUSSURE gemacht werden. Erstens, methodisch voran steht die Erkenntnis von der reinlichen Ablösbarkeit des „Objektes“ der *linguistique de la langue*. „Die Wissenschaft von der Sprache (*la langue*) kann nicht nur der anderen Elemente der menschlichen Rede entraten, sondern sie ist überhaupt nur möglich, wenn diese anderen Elemente nicht damit verquickt werden.“ Da spricht die Weisheit des erfolgreichen empirischen Forschers und harrt nur einer logisch scharfen Auslegung, um des Scheins von Paradoxie, den sie mitbringen mag, entledigt zu werden; es ist die Erkenntnis von der Erlösung der Sprachgebilde (ihrem Funktionswerte nach) aus den Umständen der konkreten Sprechsituation. Das zweite ist die Anwendung des Schlüsselsatzes von der Zeichennatur der Sprache: „Die Sprache (*la langue*) ist ein System von Zeichen, in dem einzig die *Verbindung von Sinn und Lautzeichen* wesentlich ist.“ Man ersetze die unbrauchbare Deutung dieser „Verbindung“ als einer Assoziation durch etwas Besseres, und die Verstrickung in

unlösbar Scheinprobleme wird behoben, ein wahres Rattenest von Unzulänglichkeiten wird getilgt sein. Bestehen bleibt die Erkenntnis, daß die *semantischen Relationen* in der Tat den Gegenstand ‚Sprache‘ konstituieren. Es fehlt auch drittens nicht an einer konsequenten Durchführung dieses regulativen Grundsatzes an allen Sprachgebilden. DE SAUSSURE ist seiner Zeit vorausgeeilt und einer Konzeption der Phonologie so nahe gekommen, daß eigentlich nur noch eines in seinem Konzepte fehlte, nämlich die Angabe, wie sich die Phonologie zur Phonetik verhält. Warum die Phonetik daneben bestehen bleiben muß und warum sie den Weg einer exakten Naturwissenschaft zu seiner Zeit schon eingeschlagen hatte, das blieb DE SAUSSURE verborgen. Doch weiter: er hat viertens den intersubjektiven Charakter der Sprachgebilde und im Zusammenhang damit ihre *Unabhängigkeit vom einzelnen Sprecher* einer Sprachgemeinschaft scharf, in einigem vielleicht sogar überspitzt herausgearbeitet. La langue „ist unabhängig vom Einzelnen, welcher für sich allein sie weder schaffen noch umgestalten kann; sie besteht nur kraft einer Art von Konvention zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft“. Das gilt überall nur bis an gewisse Grenzen; es gilt nicht mehr in jenen Freiheitsgraden, worin eine echte „Bedeutungsverleihung“ an das Sprachzeichen stattfindet; es gilt nicht, wo Neuerungen von sprachschöpferischen Sprechern angeregt und von der Gemeinschaft angenommen werden. Davon später mehr in dem Abschnitt vom Sprechakte. Vorerst stehen noch die Sprachgebilde zur Diskussion.

Die Synopsis und ein Ausdenken der vier Angaben DE SAUSSURES muß die Frage nach dem logischen Charakter der Sprachgebilde befriedigend zu beantworten imstande sein. Ausgeschlossen ist die von DE SAUSSURE noch nicht überwundene Metzgeranalyse, nach welcher la langue ein „Gegenstand konkreter Art“ sei und daß er „lokalisiert“ werden könne „in demjenigen Teil des Kreislaufs, wo ein Lautbild sich einer Vorstellung (= Sachvorstellung) assoziiert“ (17). Schroff gegen diese verhängnisvollste aller Stoffentgleisungen wird von uns erstens die These von der *Idealität* des Gegenstandes ‚Sprache‘, wie er von der üblichen Sprachwissenschaft gefaßt und behandelt wird, zu vertreten und zweitens wird der prinzipielle Mißgriff aufzudecken und als Mißgriff zu entlarven sein, den all jene getan haben, die im Banne der klassischen Assoziationstheorie die zweifelsfrei nachzuweisenden Komplexions- und Verlaufsverkettungen in unserem Vorstellungsleben verwechseln mit dem *Bedeutungserlebnis*.

Wenn, um dies gleich anzubringen, das Bedeutungserlebnis (A bedeutet B) mit irgendeinem Innigkeitsgrad (Festigkeitsgrad) der Verkittung von zwei Vorstellungen α und β identisch wäre, so müßte in allen Assoziationsketten, die uns Gelerntes wie am Schnürchen und sogar im Halbschlaf reihenhaft zu reproduzieren gestatten wie das Vaterunser und das Alphabet und die Zahlenreihe, die bei Definitionsgleichungen immer wieder vernachlässigte logische Prüfung auf Umkehrbarkeit durchzuführen sein. „Bedeutet“ in der Assoziationskette des Alphabets z. B. „kraft“ inniger Assoziation, die zweifelsfrei besteht, jedes vorausgehende Glied jedes folgende? Bedeutet die Vorstellung α das folgende β oder bedeutet der Gegenstand von α den Gegenstand von β usw.? Wenn nicht, dann ist die angesetzte Identität ein Nonsens und nichts anderes. Kein Wunder, daß selbst ein Denker vom Formate eines J. ST. MILL, der sich aus der Verstrickung der faktisch so einfachen Grundthese der klassischen Assoziationstheorie nicht zu lösen vermochte, nach langen Erörterungen über die z. B. im Urteil S ist P zwischen σ und π (den Vorstellungen von S und P) bestehende assoziative Verkettung, zum Einverständnis kam: Es müsse zwar so sein, daß diese Verkettung das Spezifische im Urteilserlebnis enthält, allein das Ganze käme ihm wie das „tiefste Mysterium der menschlichen Natur“ vor¹⁾.

Nach der Kritik das Positive: Wo die Linguisten eine schlichte Strukturaufnahme von *lingua latina* oder „den“ Bantusprachen machen, einen Lautschatz mit Nummern, einen Wortschatz anlegen und eine Grammatik schreiben, da geht es zuletzt um Systeme von Sprachgebilden. Was immer auch an Wichtigem, ja sogar Unentbehrlichem dazu und drum herum bestimmt werden mag z. B. in der Phonetik, so ist die Gebildelehre der Kern dazu. DE SAUSSURE behauptet, dieser Kern sei *ablösbar* aus der Fülle des Irrelevanten an den konkreten Sprechereignissen *hic et nunc*, und kein Linguist wird ihm darin widersprechen. Man kann ja z. B. Gräzisten oder Latinisten sagen hören, es liege eigentlich ganz an der Grenze ihres Interessengebietes, wie die Laute aus dem Munde der homerischen Griechen oder Ciceros wirklich geklungen haben. Denn der wahre Gehalt der Wissenschaft von der griechischen und lateinischen Sprache sei nicht wesentlich verstümmelt durch den Umstand, daß er nur aus geschriebenen Dokumenten abgelesen werden müsse. Die Ägyptologen werden dem für ihr Gebiet gewiß nur maßvoll widersprechen, wenn sie es für nötig halten. Es trägt,

1) Mein erstes Wort als junger Psychologe war 1907 ein von den Fachgenossen damals gar nicht freundlich aufgenommener Widerspruch gegen diesen säkularen theoretischen Mißgriff. Heute gilt er in psychologischen Fachkreisen als entlarvt und überwunden; es besteht aber einige Veranlassung, nun umgekehrt gegen die Tendenzen eines anderen, in mehr als einer Hinsicht antithetischen Prinzipienmonismus die alte Assoziationsidee in ihrem beschränkten Geltungsbereich zu verteidigen. Dazu E. FRENKEL, Atomismus und Mechanismus in der Assoziationspsychologie, Zeitschr. f. Psych. 123 (1931).

so spekuliert DE SAUSSURE weiter, das also Bestimmte einen *über-individuellen* Charakter und sei die Quintessenz dessen, was angibt, *wie man spricht* oder sprach *in einer gegebenen Sprachgemeinschaft*. Auch das sind Behauptungen, die von keinem Sachverständigen bestritten werden. Alles zusammen: Die Sprachgebilde sind platonisch gesprochen ideenartige Gegenstände, sie sind logistisch gesprochen Klassen von Klassen wie die Zahlen oder Gegenstände einer höheren Formalisierungsstufe des wissenschaftlichen Denkens.

Nur muß, wer die platonische Darstellungsweise wählt, die Annahme der Ewigkeit und Unveränderlichkeit dieser „Ideen“ ein wenig umdenken oder weglassen; wer die logistische Sprechweise wählt, darf den Vergleich mit den Zahlen nicht pressen, um Konflikte mit greifbaren Tatsachen zu vermeiden. Gemeinsam aber wird von jeder objektiven Sprachanalyse seit PLATON, wird auch von der logistischen unseres Zeitalters die Eignung der Sprachgebilde für den intersubjektiven Verkehr unterstrichen. Legen wir den Finger darauf, um an Vergleichbarem deutlich zu machen, was damit getroffen ist.

Das Pendant zum Zeichenverkehr ist der *Güteraustausch*. Machen wir uns an einem schematischen Vergleiche deutlich, wie es bestellt ist mit der Formalisierung der drei Verkehrsdinge: *Markenware, Münzen, Wörter*. Die Fabriken versehen Zigaretten, Schokolade, Seife mit bestimmten Marken und versichern z. B. „Khedive ist Khedive“, es sei ein Stück wie das andere. Der Verbraucher sagt: „in einer bestimmten Toleranzzone ja, subtiler beurteilt nein“. Denn eine Zigarette wird zuletzt geraucht, ein Stück Schokolade gegessen und ein Stück Seife verbraucht, wobei es subtil auf ihre Stoffeigenschaften ankommt und individuelle Differenzen zwischen Stück und Stück ins Gewicht fallen können. Der Dollar rollt, und dabei verlassen sich die Verkehrspartner, weil sie ihn nicht essen und nicht rauchen müssen, weitergehend auf die Abmachung ‚Dollar ist Dollar‘. Die Wörter fungieren im Sprechverkehr in einer Hinsicht noch stoffgleichgültiger (entstofflichter, abstrakter) wie der Dollar und sie sind in anderer Hinsicht wieder mit verkehrsrelevanten von Fall zu Fall variierenden Qualitäten ausgestattet, für welche die Verkehrspartner sehr sensibel sind; was ich im Auge habe, sind die Ausdrucks- und Appellvalenzen der Wörter. Doch blicken wir zuerst auf ihren Symbolwert allein. Die Münze hat ein Gepräge, das ihr vom Münzstock verliehen ist; beim unbesorgten Kaufakt prüft man nicht lange, sondern verläßt sich auf das Erkennen des ersten Blickes. Aber wenn Echtheitszweifel

aufsteigen, ist es doch geratener, das Stück zu prüfen oder abzulehnen. Im unbesorgten Sprechverkehr riskiert man im allgemeinen keinen späteren Verlust und wenn ich nur genügend sicher weiß, was eine phonematisch schlecht geprägte Wortmünze sein *soll* nach der Intention des Sprechers, darf ich sie hinnehmen; wenn nötig, präge ich sie meinerseits richtig, sei es zur Sicherung gegen Mißverständnisse oder zur Belehrung des Sprechers, wie das alle Sprachlehrer ihren Schülern gegenüber berufsmäßig tun.

Es ist das *phonematische Gepräge am Klangbild* eines Wortes, woran vergleichbar der Warenmarke und dem Münzgepräge eine Verkehrskonvention geknüpft ist; diese (rein logisch gemeinte) Konvention fixiert den Symbolwert des Wortes, der in einer Sprachgemeinschaft konform dem Satze ‚Dollar ist Dollar‘ in allen Realisierungsfällen gleichgestellt ist. Vieles ist wahr und wird uns beschäftigen, was zu dieser ersten Parallele hinzugefügt werden kann und hinzugefügt werden muß, um die Eigenart der sprachlichen Verkehrszeichen ganz zu erfassen; vor allem ist (um wieder von dem Vergleiche frei zu werden) das konkrete Wort ein Zeichending und der Dollar ist und bleibt, so sehr er sich in seiner Papierform den Zeichendingen nähern mag, den Gütern verhaftet. Denn wenn man ihn auch nicht essen kann, so erhält man im Kaufakt etwas für ihn, was im allgemeinen von den „Sprachmünzen“ nicht behauptet werden kann.

Die Sematologie ist nicht berufen, nebenbei den Geldtheoretikern ins Konzept hineinzusprechen. Doch wird sie, wenn einer das Geld schlankweg den zeichenhaften Produkten des homo faber einordnen wollte, Bedenken vorbringen dürfen. Eine Dollarnote liegt vor mir auf dem Tisch; sie ist mit individuellen Erkennungszeichen versehen, sie trägt nach allem andern eine Nummer, die nur diesem Stück hier eigen ist. Wozu das ganze (polizeiliche) Signalement? Damit dies Stück Papier im Bedarfsfalle seine Echtheitsprüfung bestehen kann. Die Note und die Münze muß stofflich das Stück sein, welches dem offiziellen Druck- oder Prägeverfahren unterworfen war und aus ihm hervorgegangen ist. Davon ist bei reinen Zeichendingen nur dort die Rede, wo sie z. B. physiognomisch ausgewertet als *Anzeichen* fungieren, oder wo der Pegasus „Symbol“ ins Joch gespannt und angeheftet wird dem symbolisierten oder eines Echtheitszeichens (Eigentums-, Herkunftszeichens) bedürftigen Ding. Sonst gibt es für Symbole keinen offiziellen und privilegierten Prägestock, aus dem das Stück hervorgehen muß. Das alles scheint mir von der Sematologie her gesehen die Gründe derer zu stützen, welche die unerläßliche Verhaftung auch der sekundär und tertiär mit einem Geldwert versehenen Papierstücke (also des sogenannten Zeichengeldes im engeren Wortsinn), ihre Verhaftung im Reiche der Güter theoretisch stark unterstreichen und zum Definitionsmerkmal des Geldbegriffs erheben. Doch dies nur nebenbei.

Aber alles später sonst noch Hinzugefügte hebt die Erkenntnis nicht auf, daß die Sprachwissenschaft in ihrer Wortlehre Einheiten

erfaßt, die logisch auf derselben Formalisierungsstufe stehen, wie z. B. die Einheit ‚der Dollar‘ oder die Einheit ‚Warenart Khedive‘. Wenn der Linguist sagt: ‚das Wort Vater‘ und den Singularis dabei gebraucht, so meint er, bezogen auf das, was seine Sinne zu rühren imstande ist, eine Klasse von Phänomenen. Das Ergebnis der historischen Sprachforschung ist dabei nicht aus-, sondern einzuschließen. Denn was immer z. B. in der indogermanischen Sprachfamilie mit dem Worte, das bei uns *Vater* geschrieben wird, geschehen sein mag, so dürfte niemals weder sein phonematisches Gepräge noch sein Symbolwert sprunghaft und gesetzlos gewechselt haben. Im Hinblick auf solche Genidentität wird sprachhistorisch die Einheit Vater gebildet und hat ihren Platz im Wortschatz der deutschen Sprache für Vergangenheit und Gegenwart und alle Dialekte; darum ist ‚Vater‘ *ein* Wort für den Linguisten. Solche Einheiten im Wortschatz sind im Hinblick auf das, was die Sinne des Sprachforschers zu rühren vermag, natürliche Klassen. Der Grammatiker aber kommt und erfaßt am Wort ‚Vater‘ und an vielen anderen Einheiten des Lexikons zugleich z. B. die Wortklasse *Substantiva* und befindet sich damit in seinem Reich, nämlich in der sprachwissenschaftlichen Gebildelehre. Man wird genau zusehen müssen, worin rein logisch der Formalisierungsschritt des Mathematikers von den wahrnehmbaren Dingpaaren zur Zahl ‚zwei‘ gleich und verschieden ist von dem hier beschriebenen Formalisierungsschritt des Grammatikers. Zunächst aber muß er als Schritt erkannt und anerkannt sein. Im Axiom D erfolgt die Scheidung der Sprachgebilde in Wörter und Sätze und im vierten Kapitel wird ihr Aufbau untersucht.

Zu dem Namen ‚Sprachgebilde‘ als Terminus bleibt nur hinzuzufügen, daß dem Wort der Umgangssprache gegenüber vielleicht ein Zwang angetan wird durch unsere Definition. Denn lax verstanden kann ‚Gebilde‘ auch einmal das Individuum (mit Eigennamen) *als solches* treffen. Die Regel ist dies keineswegs, sondern ‚Gebilde‘ unterstreicht auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch schon irgendein Strukturmoment am Sinnending. Und wir verlangen nur, daß das linguistisch Strukturhafte an den Zeichendingen als solches gemeint sein soll; dasjenige, was den Gegenstand der *linguistique de la langue* ausmacht. Nicht wesentlich anders, wie ‚das rechtwinklige Dreieck‘ zu den ‚Gebilden‘ der elementaren Geometrie, gehört das Verbum, der Artikel und der Akkusativ zu den sprachwissenschaftlichen Gebilden.

4. Am wenigsten ausgebaut und noch sehr umstritten ist die Lehre von den *Sprechakten* in dem spezifischen und scharf zu definierenden Sinn des Wortes, wie ihn unser Vierfelderschema verlangt. Doch gehen wir einmal zu HUSSERL und holen aus seinen Logischen Untersuchungen das einzig uns hier Interessierende

heraus; es sind seine subtilen Erörterungen über die sinnverleihenden Akte. In unserem bereits vorangezeigten Abschnitt über die sprachlichen Begriffszeichen wird genauer darzulegen sein, daß man den Sprechverkehr mit den Wortmünzen unserer Nennwörter theoretisch nicht vollständig begreifen kann ohne eine Übernahme der wichtigen Unterscheidungen von HUSSERL. Ob in einem Texte das Wort ‚Pferd‘ ein Individuum oder ob es die Spezies der Zoologen trifft, ist gewiß nicht gleichgültig und wird weder im artikellosen Latein noch in den indogermanischen Artikelsprachen morphologisch erkennbar. Man muß es detektivisch gleichsam dem Kontexte oder den Umständen der Sprechsituation entnehmen, ob der Sprecher das eine oder das andere im Auge hat und *meint*. Was geht daraus hervor? Für uns, die Empfänger der Rede, ergibt sich, daß wir dem Sender irgendwie ins innere Konzept zu schauen vermögen; und für ihn, den Sprecher, ergibt sich, daß er teilweise wenigstens der gebrauchten Wortmünze einen präzisieren, bestimmteren Sinn verleiht, als der beste Kenner der Sprache dem isolierten Wort ‚Pferd‘ anmerkt. In keinem Lexikon sind die Aktcharaktere HUSSERLS mitverzeichnet, es sei denn, das Wort wird in der Sprache einseitig als Eigenname verwendet wie SOKRATES.

So wie das dasteht, überrascht es gewiß keinen Sachverständigen, sondern gehört zu den Trivialitäten. Doch verdient diese Trivialität sehr genau und sorgsam bedacht zu werden, und zwar in mehreren Richtungen. Wo findet das Detektivverfahren, von dem die Rede ist, seine Indizien? Wenn ein deutscher Text vorliegt, der ins Lateinische übersetzt werden muß, hat der Schüler den Sachverhalt und seine deutsche Fassung verstanden und ich kann ihm nach einem Verbum dicendi das *ut* mit dem Konjunktiv sowohl „nachfühlen“, wie als unlateinisch korrigieren; die Bedeutungsverleihung, welche der Schüler dem gebrauchten Sprachmittel angedeihen ließ, widerspricht der Norm des klassischen Latein, ein *Sprechakt* des Schülers fiel aus dem festen Rahmen der lateinischen *Gebildekonventionen*. Ich reihe einen kleinen Hexensabbat korrigierter Verfehlungen aus einem Werke an, das seine historische Mission in der Sprachforschung des 19. Jahrhunderts erfüllt hat, obwohl es nur ein kühner Husarenritt gegen die engstirnige und verknöcherte Sprachlogik derer um BECKER gewesen ist; ich meine STEINTHALS „Grammatik, Logik und Psychologie“ (1855). Dort steht:

„Es tritt jemand an eine runde Tafel und spricht: diese runde Tafel ist vier-eckig; so schweigt der Grammatiker vollständig befriedigt; der Logiker aber ruft: Unsinn! Jener spricht: diese Tafel ist rund, oder *hic tabulam sunt rotundum*; der

Logiker an sich verstellt weder Deutsch noch Latein und schweigt, der Grammatiker tadelt. Gibt man aber dem Logiker zu seinem allgemeinen logischen Maßstabe noch das besondere grammatische Gesetz der Kongruenz, so würde auch er tadeln. Ein solcher Logiker, der zu den logischen Gesetzen noch ein grammatisches hinzubringt, ist eben der Grammatiker. Denn dieser ist, außerdem, daß er Grammatiker ist, noch überdies Logiker, d. h. nach logischen Gesetzen denkend und beurteilend; aber der Logiker ist nicht auch Grammatiker. Würde nun der obige Satz korrigiert: hoc tabulum est rotundum, so wäre der Logiker selbst mit Kenntnis der Kongruenzregel befriedigt. Der Grammatiker aber hat eine fernere Kenntnis der Sprache und verbessert: tabula. Dies genügt dem Logiker, um das Übrige zu korrigieren; d. h. nun ist der Grammatiker gezwungen, eine logische Anwendung der Regel der Kongruenz zu machen. Also die Kongruenzregel und das bestimmte Genus des Wortes tabula sind Verhältnisse, die *ausschließlich* der Grammatik gehören, und *sie* mit ihresgleichen *machen* den Gegenstand der Grammatik, *die Sprache* aus. In dem formalen Verfahren aber, in der Anwendung der sprachlichen Gesetze auf sprachliche Stoffe tritt notwendig die Logik ein“ (S. 220f.).

Wohin sind wir geraten? Zu einem Sonderproblem, das, sachgerecht behandelt, auf die Unterscheidung von Sprechakten und Sprachgebilden zurückführen wird; wir scheuen den Umweg nicht. Wie also ist die von STEINTHAL vorgeschlagene Arbeitsteilung zwischen dem Censor grammaticus und logicus zu verstehen? Sind es wirklich verschiedene Tintenfässer, aus welchen die roten Striche an den korrupten Texten bezogen werden? Nehmen wir, um nicht unbesonnen zu urteilen, HUSSERLS Auffassung aus den logischen Untersuchungen hinzu. Auch da steht, die grammatische Zensur sei unempfindlich für den *Widersinn* sprachlicher Gefüge vom Typus des viereckigen Kreises und hölzernen Eisens. Äußerst empfindlich dagegen sei sie für den *Unsinn* unvereinbarer Worthaufen; weil diese überhaupt keinen Sinn, also auch keinen Widerspruch ergeben, wird die grammatische Korrektheit der logischen vorgeordnet und die Grammatik im ganzen als Basis der Logik charakterisiert.

„Wir können abschließend sagen: Innerhalb der reinen Logik grenzt sich als eine, an sich betrachtet, erste und grundlegende Sphäre, die reine Formenlehre der Bedeutungen ab; das ist die Lehre von den reinen Bedeutungskategorien und den a priori in ihnen gründenden Gesetzen der Komplexion bzw. Modifikation. Sie legt das ideale Gerüst bloß, das jede faktische Sprache, teils allgemein menschlichen, teils zufällig wechselnden empirischen Motiven folgend, in verschiedener Weise mit empirischem Material ausfüllt und umkleidet. Wie viel vom tatsächlichen Inhalt der historischen Sprachen, sowie von ihren grammatischen Formen in dieser Weise empirisch bestimmt sein mag, an dieses ideale Gerüst ist jede gebunden; und so muß die theoretische Erforschung desselben eines der Fundamente für die letzte wissenschaftliche Klärung aller Sprachen überhaupt ausmachen. Mit Rücksicht darauf, daß in diesem unteren logischen Gebiete die Fragen nach der Wahrheit, Gegenständlichkeit, objektiven Möglichkeit noch außer dem Spiele bleiben, und mit Rücksicht auf die eben charakterisierte Funktion dieses Gebietes zur Ver-

ständlichung des idealen Wesens aller Sprache als solcher, könnte man dieses fundierende Gebiet der reinen Logik als „reine Grammatik“ bezeichnen“ (319f.).

Es ist sehr die Frage, ob diese Schichtung mit der Grammatik als Erdgeschoß und der Logik als höherem Stockwerk nicht ebenso gut umgekehrt angesetzt werden kann. Komplexionsgesetze von der Art, wie sie HUSSERL als Kerngebiet der „reinen Grammatik“ vorschweben, müßten z. B. am nominalen Kompositum und an der Metapher, die wir studieren werden, zu finden sein. Allein, was wir wirklich dort finden, hat einen ganz anderen Charakter, es zeigt uns, daß die Sprache in ihren Gefügen *stets* an das Sachwissen der Empfänger appelliert; Gefüge wie *Backstein*, *Backofen*, *Schlängenfraß* können nur vom Sachwissen her im letzten Schritte so vollzogen werden, wie dies das Deutsche von den Gebrauchern dieser Komposita verlangt, und das Metaphorische in der Sprache wird uns offenbaren, wie tief und unmittelbar die sachgesteuerten Selektionen *jeden* Bedeutungsaufbau mitbestimmen; man kann ebensogut die Sachsteuerung als erstes, wie mit HUSSERL als letztes ins Auge fassen. Umstände, wie die später bei der Analyse der Kontextfaktoren besprochenen verlangen geradezu die gemeinte Umkehr. Im übrigen macht HUSSERL selbst an einer bestimmten Stelle das Tor auf und gibt uns die Handhabe zu dem Nein, das wir aussprechen. Denn er rechnet zu den zu erforschenden Erscheinungen auch die „Bedeutungsmodifikationen“ und sieht ein, „daß Bedeutungen bei Erhaltung eines wesentlichen Kerns in neue Bedeutungen umzuwandeln sind“ (311) und „daß gewisse Bedeutungsänderungen sogar zum grammatisch normalen Bestande jeder Sprache gehören“ (309). Das wird dann freilich nur an dem Falle der *suppositio materialis* der Scholastiker erläutert: ‚der Centaur ist eine Fiktion der Poeten‘, und ist eine Konjunktion‘ und die Sache mit der folgenden Erledigung *ad acta* gelegt:

„Durch den Zusammenhang der Rede kann die modifizierte Bedeutung *immerhin* leicht verständlich sein, und sind die Motive der Modifikation von durchgreifender Allgemeinheit, wurzeln sie z. B. im allgemeinen Charakter der Ausdrücke als solcher oder gar in der reinen Natur des Bedeutungsgebietes an sich, so werden die betreffenden Klassen von Abnormitäten überall wiederkehren, das *logisch Abnorme* erscheint dann *grammatisch als sanktioniert*“ (309f.).

Und hier wiederholen und präzisieren wir unser Nein. Was dem Logiker verwunderlich vorkommt, gehört zu den Grundeinrichtungen der natürlichen Sprache. Gewiß ist es so, daß die gemeinten Velleitäten „im allgemeinen Charakter der Ausdrücke als solcher“ wurzeln; nur eben in einem anderen Sinn, als es der

Diogenes im Fasse wahrhaben will. Denn alles, was wir an Zugeständnissen brauchen, ist mit einem Schlage zu treffen: die sprachliche Darstellung läßt allenthalben *Spielräume* der Bedeutungsunbestimmtheit offen, die auf keine andere Weise wie durch den Hinblick auf die „objektiven Möglichkeiten“ geschlossen werden können und in jeder menschlichen Rede auch faktisch geschlossen werden. Wäre dem nicht so, dann hätten es die Lexikographen leichter; das ist wahr. Aber die natürliche Sprache wäre um das Erstaunlichste und praktisch Wertvollste, was ihr eignet, verarmt. Verarmt um die erstaunliche Anpassungsfähigkeit an den unerschöpflichen Reichtum des im konkreten Falle sprachlich zu Fassenden; und dies macht, von der anderen Seite gesehen, die Freiheitsgrade der Bedeutungsverteilung möglich und damit die HUSSERL'sche Aktlehre allererst notwendig und unentbehrlich auch für eine im ersten Anlauf „objektive“ Sprachanalyse.

Es ist nach meiner Meinung etwas viel Greifbareres, was wir aus dem von STEINTHAL vorgesprochenen und von HUSSERL akzeptierten Satz von der Unempfindlichkeit der Sprache gegen den Widersinn und ihrer Empfindlichkeit gegen den Unsinn ableiten können. STEINTHAL hebt an mit der Einführung: „es tritt jemand an eine runde Tafel und spricht“. Er gibt also eine Umschreibung der *Sprechsituation*, aus der wir als Zensoren der sprachlichen Bocksprünge von Anfang an unsere Überlegenheit beziehen. Weiter: Der korrekte lateinische Satz ist in diesem wie in allen anderen Fällen reichlich, ja *überreichlich* ausgestattet mit Kontexthilfen. Und das gehört zu den bemerkenswertesten Einrichtungen jeder natürlichen Sprache, daß sie ihre Fassungen verschiedenartig und mehrfach gegen Mißverständnisse sichert. Gerade darum, weil sie mit weitgehend vieldeutigen Symbolen operiert und eine Präzisierung oder Modifikation dieser Bedeutungen von der Sache her erwartet, muß sie auf der anderen Seite mehrfache Korrekturhilfen vorsehen; sie liegen für die situationsferne Rede beschlossen in einem reichen Inbegriff von Momenten, die wir in der Lehre vom Symbolfeld der Sprache systematisch untersuchen. Und genau so wie unter gewissen Umständen die „Stoffhilfen“ in flüchtigen und nur halb durchdachten Reden vernachlässigt werden, so bestimmen sie in anderen Fällen *dominierend* den Sinn der Rede; einen allgemein gültigen Trennungsstrich zwischen Grammatik und Logik hier durchzulegen, geht deshalb nicht an, weil die Sprachen des Erdkreises in wechselndem Ausmaß das eine *und* das andere von ihren Sprechern verlangen. Man erhielte in jeder Sprache einen etwas

anderen Trennungsstrich, wenn man das, wofür sie empfindlich und das, wofür sie (scheinbar) unempfindlich ist, zum Kriterium erheben wollte.

Im übrigen scheint mir die Phänomenologie HUSSERLS in der Tat berufen, eine bestimmte Schwierigkeit jener „objektiven“ Sprachanalyse, die wir im Abschnitt über die Sprachgebilde Männern wie DE SAUSSURE und so gut wie der gesamten Grammatik seit dem Altertum nachgezeichnet haben, zu entwirren und ergänzend zu lösen. HUSSERL wird nur deshalb nicht recht fertig damit, weil er die ganze Welt der Bedeutungen subjektsbezogen aufbaut. Es ist korrekter Weise, genau wie es unser Vierfelderschema verlangt, nicht das in jedem Einzelfall erlebte, psychologische und nur deiktisch erreichbare Subjekt oder Ich, nicht jenes *Ich*, das uns im zweiten Kapitel beschäftigt, sondern es ist ein Subjekt der zweiten Formalisierungsstufe (das logische oder transzendente Ich), d. h. ein Gegenpol zu dem „intendierten Gegenstand“, zwei Grundbegriffe, welche HUSSERL dabei vonnöten hat. Denn alles individuell Zufällige wird „eingeklammert“, wo es gilt, die grundlegenden Aktcharaktere oder *genera significandi* (wie man sie bezeichnen könnte) zu entwickeln. Es sei einsichtig zu erfassen, meint HUSSERL, nicht daß ich in diesem Augenblick beim Sprechdenken ein Individuelles als solches und ein andermal wieder die Spezies als solche intendiert habe (was wenig interessant ist), sondern daß diese und andere *Aktcharaktere* zur Welt der Bedeutungen gehören. Wäre nun das System dieser Aktcharaktere vollständig aufgestellt, so könnte sich die Sprachtheorie darauf stützen und nicht nur die Angelegenheit der empirisch in den bekannten Sprachen nachgewiesenen Eigennamen und Artnamen und deren wechselnden Gebrauch, sondern noch vieles andere als vorgezeichnet im Reiche der allgemeinen *genera significandi* einführen. Alles, was zusammenhängt mit dem Phänomen der Abstraktion, ist durch HUSSERLS Phänomenologie gereinigt und entscheidend gefördert worden. Auch alles, was zusammenhängt mit der *Freiheit* des Bedeutungsverleihens.

Man vertraue sich also der echt phänomenologischen Grundhaltung der logischen Untersuchungen an und übe das Einklammern. Dann werden dem Monadenwesen, welches alle Tentakeln eingezogen hat, im Felde der DESCARTESSchen *Cogitatio* Schritt für Schritt Strukturgesetze des Bedeutens aufgehen. Woran eigentlich? Natürlich an den Modellen, die dieser Diogenes im Faß gewinnt an der von Kindheit auf von ihm gelernten und gesprochenen Sprache. Sie hat er mitgenommen und seine Sinne (Augen und Ohren) hat er

auch noch und seine Erinnerungen; im ganzen ein genügendes Material von Erlebnissen, um daran das Einklammern und die Modellschau zu vollziehen. Die neueren *Méditations Cartésiennes* haben besonders in der fünften Meditation den Irrtum zerstört, als sei durch den Rückzug auf die *Cogitatio* das *Cogitatum* und das *Du* (ein alter *ego* als Empfänger von Sprachzeichen) der Modellschau entzogen. Nein, sie werden in bewundernswerten Gedankengängen als mitgegeben, sie werden innerhalb des fensterlosen Monadenraumes der subjektsbezogenen Bedeutungen einwandfrei logisch konstituiert. Der Verfasser dieses Buches zweifelt weder an der Möglichkeit noch an der Fruchtbarkeit der phänomenologischen Methode und ist überzeugt, daß mit manchem andern die „reine“ Sematologie dadurch gefördert werden kann; die reine Sematologie, welche ähnlich der reinen Mathematik konstruktiv aufgebaut werden muß. Es gehört eine vollständige und systematische Entwicklung der Aktcharaktere oder (vom Zeichen aus bestimmt) der *modi (genera) significandi*, der möglichen Weisen des *Zeichensetzens*, dazu.

Allein, um von da zu einem System wie ‚die deutsche Sprache‘ oder ‚lingua latina‘ zurückzukehren, gehört erstens nach dem Einklammern das ebenso notwendige *Wiederausklammern* und das Verlassen des Monadenraums mit seiner nichts als intendierten (vorgestellten) Welt. Es gehört zweitens positiv dazu ein Koordinatensystem, welches die objektive Sprachanalyse und in ihm den Ansatz des Organon-Modells der Sprache erlaubt; es gehört mit einem Wort neben die Aktlehre und zu ihrer Ergänzung eine Gebildelehre, die nur so, wie das die Grammatik aller Zeiten getan hat, aufgebaut werden kann.

Man befrage mit uns noch einmal die Griechen, welche der abendländischen Wissenschaft mit unbestechlichem Blick für das Wesentliche und noch unbeirrt von bändereichem Tatsachenwissen bestimmte Denkmodelle unübertrefflich sicher vorgedacht haben. PLATON erläutert im *Kratylos*, man müsse zum Weber gehen, um die Prinzipien des Webens, und zum Zimmermann, der die Webelade verfertigt hat, um die „Prinzipien“ des Organons ‚Webelade‘ zu erkunden. Sollte dem, der die Prinzipien der Sprachforschung finden will, ein Lehrgang beim Weber genügen und der Gang zum Zimmermann erspart bleiben? Das ist es, was ich nicht glaube. Das korrekte Analogon zum Lehrgang beim Zimmermann ist das Studium der intersubjektiv geregelten Sprachkonventionen. Wohl wahr, daß wie alles andere, was wir ererbt von den Vätern haben, so auch „die Sprache“ rezipiert sein will und ihre Auferstehung

erleben muß im Monadenraum des Sprechers. Allein *Rezeption* und *Selbstschaffen* (Entnahme und Setzung) ist zweierlei; gehört zum Setzen die HUSSERLSche Freiheit der bedeutungsverleihenden Akte, so gehört als Grenze dieser Freiheit und korrelativ zu ihr die *Bindung* des Entnehmens, beim Entnehmen. Sprachgebilde gebrauchen im intersubjektiven Verkehr oder zum Aufbau eines einmaligen Sprachwerkes, sie gebrauchen wie alle anderen Sprachgenossen ist das eine; und ihnen die im Sprachbau selbst vorgesehene Bedeutungspräzision von Fall zu Fall und darüber hinaus ihnen da und dort eine einmalig modifizierte Bedeutung verleihen, ist das andere. Und weil es zweierlei ist, so kann man nicht, wie es die logischen Untersuchungen versuchen, vom Akt her das Ganze der Bedeutungslehre bewältigen. Auch dann nicht, wenn man in Parenthese und von Zeit zu Zeit immer wieder versichert, die empirischen Züge der einzelnen Sprachen seien „historisch zufällig“ so, wie sie gefunden werden. Ich sage nein; nicht so sehr zu dem Begriff des historischen Zufalls, obwohl auch der noch zu „klären“ wäre, sondern ich sage nein zu der Annahme, daß alles, was nicht zur Aktlehre gehört, eines Prinzipienhaltes entbehre.

Das ist so falsch, daß man umgekehrt die aus dem echten Organon-Modell der Sprache und damit aus der objektiven Sprachbetrachtung in alter Weise gewonnene Gebildelehre und mit ihr das *soziale Moment der Sprache* als logisch vorgeordnet oder mindestens als logisch gleichgeordnet einer subjektsbezogenen Akttheorie bezeichnen muß. Alles andere wäre ein der Sprache gegenüber insuffizienter Individualismus und Subjektivismus. Es wäre entweder eine Monadenkonstruktion oder ein Subjektsuniversalismus, Auffassungen, die man vielleicht (vielleicht auch nicht) in den höchsten Regionen philosophischer Annahmen rechtfertigen kann, die aber abgewiesen werden müssen in den Niederungen der greifbaren Phänomene, mit denen sich die Sprachtheorie befaßt. Die Dinge werden aktuell in einer Theorie der sprachlichen Begriffszeichen; dort mehr davon.

§ 5. Wort und Satz. Das S-F-System vom Typus Sprache (D).

Die Logik unserer Tage hat ein System künstlicher Zeichen für sehende Menschen geschaffen und nennt es ‚Sprache‘; die Sachverständigen auf dem Gebiet der Mimik und Pantomimik, die Ausdruckstheoretiker, wußten von jeher, sie wissen präziser seit ENGEL und BELL nichts Achtungsvolleres und, wie sie meinen, Treffenderes über die Gebärden vorzubringen, als daß sie ‚Sprache‘ seien, und

zwar die allgemeinste Sprache der Menschen und höheren Tiere. Man erlasse uns aufzuzählen, was sonst noch alles bald im flüchtigen Vergleiche und bald mit dem Beiton philosophischen Ernstes der Sprache beigesellt und zugerechnet worden ist; irgendwo im Wortschatz braucht man eben einen gemeinsamen ‚Nenner‘ für vieles, was in dem oder jenem Punkte vergleichbar ist mit der eigentlichen Sprache, der Sprache ohne Beiwort und Bindestrich. Was bleibt, so lautet die Frage, nach allem Vergleichen und Analogisieren als eigenes, einmaliges Gesicht der Sprache ohne Beiwort und Bindestrich erhalten? Über ihre Mehrseitigkeit als Organon, ihre Mehrstufigkeit als Zeichengerät und wie sie uns erscheint sub specie Praxis und Poesis, ist gesprochen. Es bleibt ein viertes zu fixieren, was den Alten das erste war und uns selbst durch dies ganze Buch am meisten beschäftigen soll: die Sprachgebilde sind *Wörter* und *Sätze*. Nicht der eine *oder* der andere Terminus ist zum Range einer Kategorie zu erheben, sondern beide gehören zusammen und sind nur korrelativ zu definieren.

Geprüft an diesem letzten Kriterium allein besteht der Anspruch der modernen Logik, eine künstliche „Sprache“ geschaffen zu haben; geprüft an den anderen Kriterien besteht er nicht. Umgekehrt besteht der Anspruch von Mimik und Gebärden, eine natürliche „Sprache“ vor und außerhalb der menschlichen Lautsprache zu sein, gerade die letzte Prüfung nicht. Vorsichtiger und richtiger gesagt: dieser Anspruch ist nur dort berechtigt, wo man die natürliche Beredsamkeit des menschlichen Körpers zu einem Symbolsystem nach dem Muster der gewachsenen Sprache aus- und umgebildet hat, wie in der Gebärdensprache der Taubstummen, der Zisterziensermönche usw. Dies trifft von vornherein für die Kunstsprache der Logiker zu; denn ihre Zeichen sind Symbole und werden in ein Symbolfeld gesetzt. Prinzipiell genau so, wie die Wörter der gewachsenen Sprache Symbole sind und im Symbolfeld der Sprache ihre syntaktischen Funktionen erfüllen. Es dürfte zweckmäßig sein, durch Abhebung der Sprache von einem anderen Systeme leistungsfähiger Verkehrszeichen den Unterschied von Systemen *ohne* und *mit Symbolfeld* zu erläutern.

1. Vor Einführung der drahtlosen Telegraphie waren im Schiffsverkehr zur See auf Grund internationaler Konvention einige Systeme von Flaggenzeichen im Gebrauch. Eines von ihnen, das nur drei elementare Formen (kreisrunder Ball, dreieckiger Wimpel und viereckige Flagge) enthielt, sei hier als Beispiel herangezogen. Es bedeutete:

- △ Sie begeben sich in Gefahr,
- △○ Mangel an Proviant, Hunger leidend,
- Feuer oder Leck. Haben augenblickliche Hilfe nötig,
- Auf Grund. Haben augenblickliche Hilfe nötig,
- △○□ Stoppen Sie oder drehen Sie bei. Es sind wichtige Mitteilungen zu machen,
- △ Haben Sie Telegramme oder Nachrichten für mich?
- △ Ja,
- △△ Nein

und so weiter. Das gab für die häufigsten Fälle schon eine genügende Anzahl von Zeichen. Jeder Komplex ist von links nach rechts, bei senkrechter Anordnung von oben nach unten zu lesen¹⁾).

Wir beginnen mit dem Hinweis auf zwei Punkte: es sind da erstens die drei Elementarformen, welche in allen Komplexionen wiederkehren. Keine von ihnen, weder der Einzelball, der Einzelwimpel, die Einzelflagge, noch irgendeine Untergruppe aus ihnen hat für sich genommen einen Signalsinn, vielmehr erschöpft sich ihre ganze Funktion darin, an einer bestimmten Komplexstelle stehend den wahrnehmbaren Komplex mit zu konstruieren und diakritisch abzuheben von den anderen. Diese Elementarformen sind also elementare Merkzeichen genau so wie die Phoneme der Sprache. Zweitens: nur die Komplexion als solche, jeder Flaggensatz, hat einen Signalsinn. Die Wiedergabe dieses Sinnes in kurrenter Lautsprache erfordert oft mehrere, und zwar verschiedenartige Sätze (Aussagen, Befehle, Appelle, Fragen). Wir verstehen: es handelt sich jeweils darum, in einem einzigen Flaggensatz die Eigensituation des Zeichengebers samt einem Appell an den Empfänger oder eine Aufforderung, eine Frage samt Begründung zu symbolisieren. Man könnte schon von hier aus versucht sein, dies als eine *globale Symbolisierung* zu bezeichnen. Allein nicht darauf kommt es an, daß bei der Übersetzung in die Lautsprache eine Menge von Wörtern und Sätzen benötigt werden; denn das wäre keine immanente, sondern eine von außen herangetragene Charakteristik des Systems. Vielmehr ist das entscheidende Merkmal des Systems darin zu erblicken, daß nichts von irgendeiner Gliederung des Signalsinnes an den sinnlich wahrnehmbaren Zeichen in Erscheinung tritt. So wollen wir den Terminus *globale Symbolisierung* verstanden wissen. Es wäre ebenso verfehlt, die Flaggen„sätze“

1) Über kompliziertere Systeme gibt z. B. der „Codice Commerciale de' Segnali“ Editio Austro-Ungarica. Firenze 1869, der vor mir liegt, Aufschluß. Man kann, was uns hier nicht interessiert, natürlich auch buchstabieren mit Flaggen.

den Satzsätzen wie sie den Namen gleichzustellen; sie sind weder das eine noch das andere. Was sich sagen läßt, ist nur, daß jede Flaggenkomplexion berufen ist, in einer typischen Verkehrssituation als ungegliedertes Kommunikationsmittel zu fungieren. Das ganze System enthält nur Sinneinheiten dieser einen Art oder Klasse; das System ist nichts als eine Kollektion aus ihnen, es ist ein *einklassiges* Zeichengerät. Die Sprache dagegen, von der Seite der Sprachgebilde her gesehen, ist ein *zweiklassiges* System¹⁾.

Zwischendurch sei ein Wort über eine Entwicklungsphase des Kindes gesagt, die man mit diesem einklassigen globalen Signalsystem der Schiffer vergleichen kann. Solange das Kind nichts anderes als seine jedem Beobachter wohlbekannten, bequemen „Einwortsätze“ verwendet, verfährt es damit *ungefähr* ebenso global wie ein Kapitän oder Signalmann mit seinen Flaggen; soweit nämlich, als man von der musikalischen Modulation dieser Verkehrszeichen absieht und absehen darf. Natürlich, das Kind hat keinen Code zur Hand, aus dem es entnehmen könnte, wie es sich im Augenblick international verständlich ausdrücken muß. Aber darauf kommt es für das Kind ja auch gar nicht an. Denn die Empfänger seiner Botschaften sind keine fremden Schiffskapitäne, sondern die Genossen einer viel engeren Sprachgemeinschaft, in der man aus täglichem Umgang die paar typischen Situationen, in denen es mit Sprachlauten zu signalisieren pflegt, und den mehr oder minder eigenartigen Sondercode des Kindes kennt. Aber dann: je nun, manchmal ist auch da das Schiff auf Grund geraten und augenblickliche Hilfe vonnöten oder der vorübersehlende Erwachsene soll stoppen und beidrehen, weil wichtige Mitteilungen zu machen sind u. dgl. m. Und all das wird jeweils durch einen einzigen aus ein paar Dutzend dem Kinde bereits geläufigen, nicht gerade kodifizierten, aber kodifizierbaren „Einwortsätzen“ zum Ausdruck gebracht und an den Empfänger signalisiert. Der Terminus „Einwortsätze“ ist nichts als ein Verlegenheitsausdruck der Kinderpsychologen, ein Ausdruck, der andeuten soll, man könne die Phänomene so gut zu den Wörtern wie zu den Sätzen rechnen, sie seien eigentlich „noch“ beides in eins. Dies wird dahin zu korrigieren

1) Die reine Hilfsfunktion der Phoneme steht ja auf einem anderen Blatt und bleibt bei dieser Namengebung unberücksichtigt. Globale Signale dort und gegliederte Symbolik hier, das ist der entscheidende Systemunterschied. Er bleibt derselbe, ob man die wahrnehmbaren Zeichen mit oder ohne die Hilfe diakritischer elementarer Kennzeichen aufbaut. Es gibt isoliert aufzeigbare „Flaggenmale“ dort, wie es isoliert aufzeigbare Lautmale (Phoneme) in der Sprache gibt — allein, das interessiert uns hier nicht weiter.

sein, daß sie „noch nicht“ das eine und noch nicht das andere sind; denn es vollzieht sich eine Systemänderung, es erfolgt der Schritt von einem Einklassensystem zu dem S-F-System unserer fertigen Sprache, wenn das Kind zu den echten Sätzen mit Wörtern übergeht. Bemerkenswert ist nur noch, daß *jedes* Kind unseres Kulturkreises, auch das sprachlich bestgepflegte, ungefähr ein Dreivierteljahr lang ein solches Einklassensystem lautlicher Ordnungszeichen benutzt und nach Ausweis der Versuche, die der Amerikaner MAJOR beschrieben hat, vom eingreifenden Erwachsenen nicht vorzeitig davon abgebracht und zur Verwendung von mehr als einem seiner Lautgebilde in einem Atemzuge veranlaßt werden kann.

Das Schlußwort ist kurz: Ein Einklassensystem globaler Symbole vom Typus der Schiffssignale ist wissenschaftlich erschöpfend bestimmt, wenn erstens der Aufbau der Signale festgelegt und zweitens für jedes Signal die typische Verwendungssituation und in ihr der Kommunikationszweck, den es zu erfüllen hat, beschrieben ist. Das besorgt im Falle der künstlich verabredeten Flaggenzeichen der Code, ein Buch mit zwei Kapiteln.

2. Ein System dagegen vom Typus der Sprache beruht nicht auf einer, sondern (mindestens) auf zwei Klassen von Setzungen (Konventionen) und enthält dementsprechend zwei Klassen von Sprachgebilden. Ein System vom Typus der Sprache baut jede vollendete (und situationsentbindbare) Darstellung in zwei abstraktiv zu sondernden Schritten auf, sagen wir einmal kurz, wenn auch unscharf und mißverständlich: in Wortwahl und Satzbau. Da gibt es eine erste Klasse von Sprachgebilden und zugehörigen Setzungen, die so verfahren, als gälte es, die Welt in Fetzen zu zerschneiden oder in Klassen von Dingen, Vorgängen usw. aufzugliedern oder in abstrakte Momente aufzulösen und jedem von ihnen ein Zeichen zuzuordnen, während die zweite darauf Bedacht nimmt, einer Durchkonstruktion derselben Welt (des Darzustellenden) nach Relationen die zeichenmäßigen Mittel bereitzustellen. Das sind, darstellungstheoretisch gesehen, zwei durchaus zu trennende Schritte und Weisen des Vorgehens. Darüber muß vollkommene Klarheit geschaffen werden und keiner soll sich täuschen lassen durch das psychologische Faktum einer glatten und reibungslosen Kooperation bei der Verwendung dieser zwei Klassen von Sprachgebilden. Keiner soll sich täuschen lassen durch das linguistische Faktum eines fast unbeschränkten Hinüber- und Herüberwandels der Elemente beider Systeme. Man kann grob gesprochen wohl in jeder Sprache ursprünglich Syntaktisches in den Wortschatz und

Lexikalisches in die syntaktische Klasse von Sprachgebilden übergehen sehen und übergehen lassen. Das deutet auf eine bewundernswerte Souveränität in der Nutzung der korrelativ aufeinander angewiesenen, aufeinander abgestimmten Momente hin, mehr nicht. Jedes für sich genommen ist durchaus verschieden vom anderen.

Der Abschluß unseres Vergleiches lautet: Die wissenschaftliche Bestimmung eines Systems vom Typus der Sprache erfordert etwas anderes als ein Buch von der Art des Code. Man kann nur die Phonologie im engsten Sinn des Wortes teilweise mit dem ersten Kapitel des Code parallelisieren. Der Wortschatz dagegen und die Grammatik, welche die beiden Klassen von Setzungen und Gebilden im Bereich der Sprache spiegeln, sind erstens unter sich und zweitens vom Code wesensverschieden.

Wir werden am systematischen Ort Prinzipielles über das merkwürdige *Zusammengehen* der beiden hier abstraktiv unterschiedenen Momente, wir werden über den Symbolbegriff, über den Symbolwert und die Feldwerte der Sprachzeichen Fragen und Antworten bieten. Die dabei nachdrücklich ins Auge zu fassende Tatsache, daß erst das Sinngefüge des Satzes dem Wort die höchste von ihm überhaupt erreichte Bedeutungsfülle und Bedeutungspräzision verleiht, hat Psychologen und Linguisten im 19. Jahrhundert zur Aufstellung der These veranlaßt: Am Anfang war der Satz und nur der Satz, nicht das Wort. Oder nur der Satz nicht das Wort sei die wahre, die greifbare Bedeutungseinheit oder Sinn-einheit der Sprache u. dgl. m.¹⁾ Darin kann bei schärferer Interpretation Richtiges, es kann aber auch völlig unhaltbar Behauptetes zum Vorschein kommen. Darstellungstheoretisch gilt es nur das eine zu sagen, daß, wo immer diese teilweise sehr emphatisch vortragene These die Sprache als ein Einklassensystem konstitutiver Sinneinheiten aufgefaßt wissen will, ein Mißverständnis oder Irrtum vorliegen muß. Der Satz kann ebensowenig vor dem Wort, wie das Wort vor dem Satz gewesen sein, weil beides *korrelative Momente* an ein und demselben (vielleicht fortgeschrittenen) Zustand der menschlichen Sprache sind.

Man kann sich allerhand Einklassensysteme ausdenken, die menschliche Kommunikationszwecke zu erfüllen vermögen, nur solche nicht, in denen es Sätze im strengsten Wortsinn ohne Wörter

1) Schon DE SAUSSURE nennt diese Auffassung eine „ziemlich verbreitete Theorie“ und verteidigt die nach seiner Auffassung linguistisch unentbehrliche ältere Auffassung. — Lehrreich ist nachzulesen, wie sich die Sache in WUNDTs Theorie verschiebt und zu einem psychologischen, aktualgenetischen Problem wird: Die Sprache, I², S. 602f.

oder umgekehrt gegeben hätte. Das reine Satzschema ohne Worterfüllung ist ein genau so bestandsunfähiges Moment wie irgendeine Relation ohne Fundamente. Übrigens kann man den Beweisgang auch umdrehen und zeigen, daß und wie im Synthema nicht nur die isoliert betrachtet vage, oft schwer faßbare Bedeutung der Wörter von dem „anderen“, sondern wie auch umgekehrt jenes andere von hier aus in gewissen Grenzen mitbestimmt und präzisiert wird. Die „vage“ syntaktische Anweisung des indoeuropäischen Kompositums z. B. oder die mehrdeutige syntaktische Anweisung des lateinischen Genitivs oder Akkusativs — wie sie zu erfüllen seien wird weitgehend und in vielen Fällen schon durch die in das Schema eingehenden „Wörter“ (wird von den bezeichneten Gegenständen, vom „Stoff“ her) bestimmt, ohne daß man auf andere, umfassendere Kontexthilfen warten müßte¹⁾. Dazu wird später noch viel Wichtiges zu sagen sein.

Und last not least: wer das in Rede stehende Zweifelsmoment aus der Struktur der Sprache zu eliminieren versucht, der vergreift sich aus theoretischem Unverstand an einem, vielleicht an *dem* für sie bezeichnendsten Strukturgesetz. Der vergleichende Blick mag suchen, wo er will, es gibt z. B. weder in der Musik, noch am optischen Bilde, noch an irgendeinem der vielfältigen, in der modernen Wissenschaft und darüber hinaus für diese und jene Darstellungszwecke erfundenen Symbolsysteme ein exaktes Analogon zu den zwei komplementären Gebilden der Sprache, zu Wort und Satz, kurz gesprochen. Nur — und das ist ebenso verständlich wie aufschlußreich — diejenigen darstellenden Symbolsysteme, welche in gewissen Grenzen dieselbe volle Darstellungsfunktion wie die Sprache zu erfüllen berufen sind, z. B. die mathematische Gleichung und das Symbolsystem der modernen Logistik, kopieren auch das Lexikon und die Syntax. Die theoretisch reflektierenden Logistiker (z. B. CARNAP) haben diesen Zusammenhang erkannt: ich lege Wert darauf zu betonen, daß ich selbst unabhängig von und wohl auch vor ihnen in meinen sprachtheoretischen Vorlesungen das „Dogma vom Lexikon und von der Syntax“ aufgestellt und begründet habe²⁾.

1) Der linguistisch nicht versierte Leser überlege, um das Gesagte rasch an einer einzigen Beispielgruppe zu verifizieren, wie verschieden das Sinngefüge der folgenden Komposita im Deutschen ausgeführt werden muß: Back-Ofen, Back-Stein, Back-Huhn, Back-Pulver. Die Sprache stellt in allen Fällen ganz gleichartig zusammen; der Vollzieher des Sinngefüges muß aus seiner Sachkenntnis schöpfen, um sich dabei nicht zu vergreifen.

2) Im Konzept der großen Sprachforscher der Vergangenheit tritt die Erkenntnis des hier gemeinten Zweifelsmomentes manchmal in merkwürdiger Ver-

3. Was gibt es da noch zu begründen? Man stelle noch einmal das Einklassensystem kommunikativer Symbole vom Typus der Schiffssignale mit der Sprache zusammen und frage ganz naiv, *warum* wohl die Sprache, wenn sie je, wie viele glauben, die Phase des globalen deiktischen Rufes in ihrem Entwicklungsgang passierte, nicht stehen geblieben ist auf ihr. Unter Mithilfe eines Schatzes diakritisch wirksamer Phoneme konnte man praktisch ausreichend viele (bleiben wir bei dem Worte) „Signale“ in Verkehr setzen, das Verfahren ist bequem und denkbar lakonisch. Gewiß, es bietet sogar noch andere Vorteile, die den Feldsystemen fehlen. Aber eines kann es nie und nimmer, was sofort mit einem Feldsystem erreicht wird, nämlich: mit einem beschränkten Schatz von Konventionen und dementsprechend von Sprachgebilden unbeschränkt Mannigfaltiges hinreichend differenziert und exakt zur Darstellung bringen. Man stelle sich den Benutzer eines Einklassensystems in „neuen“ Situationen vor. Wollte er, weil die alten nicht ausreichen, neue Symbole erfinden, so wären diese vorerst nicht intersubjektiv verständlich. Was soll er anstellen, um aus dem Schatz bestehender Konventionen definiert neue Ausdrücke zu gewinnen? Die menschlichen Sprachen, die wir heute kennen, erheben alle den Anspruch, solch „produktive“, ja geradezu *universelle* Symbolsysteme zu sein. Und sie sind es auch in erstaunlichem Grade. Teile der Bibel sind ich weiß nicht in wieviel tausend Sprachen übersetzt. Man frage nicht, ob schlecht oder recht, sondern, warum das nicht ab ovo in 90 Prozent der Fälle ein aussichtsloses Unternehmen war. Doch offenbar deshalb, weil mit Geduld und Findigkeit überall in irgendeinem Annäherungsgrad der genannte Anspruch aller Sprachen auch erfüllbar ist. Versteht sich in Stufen und aus vielen Gründen. Wir stellen nichts fest als dies, daß er prinzipiell aussichtsreich nur erhoben werden kann von einem Feldsystem.

hüllung auf oder muß aus ableitenden Gedankengängen erschlossen werden. Im Konzepte SCHLEICHERS z. B. spielt die Gegenüberstellung von Bedeutungs- und Beziehungsausdruck in der Sprache eine große Rolle. In seiner ersten Phase spekuliert SCHLEICHER damit im HEGELSchen Geiste über den Unterschied und die vermeintliche Dreistufenfolge: monosyllabisch-isolierende: agglutinierende: flektierende Sprachen. Das alles ist, wie man weiß, längst überholt. Geblieben aber ist und sprachtheoretisch exakt gefaßt werden muß der für alle Sprachen gültige Satz von den unentbehrlichen zwei Klassen von Sprachgebilden. Zu dem über Wort und Satz hier Gesagten siehe auch CASSIRER, *Die Sprache*¹, S. 281f. Das Zweitmoment wird dort ganz anders eingeführt; im Endergebnis aber treffen wir vollkommen zusammen. In der Anm. auf S. 281 zitiert CASSIRER einige Belege zu dem Gesagten aus dem Befunde der vergleichenden Sprachforschung.

Ein Code globaler Symbole, ob geschrieben oder ungeschrieben, muß wie das geschriebene oder ungeschriebene Lexikon einer gesprochenen Sprache und aus denselben Gründen beschränkt sein, aus Gründen einfach der beschränkten Kapazität des menschlichen Gedächtnisses. Besonders dort, wo es sich darum handelt, Einzelzuordnungen einer Vielheit von Menschen derart einzuprägen, daß sie im intersubjektiven Verkehr diakritisch hinreichend scharf und flüssig genug verwendet werden können, stößt man auf gar nicht sehr weit gespannte Kapazitätsgrenzen. Ich glaube, man könnte sie für näher angegebene Bedingungen im Massenexperiment zahlenmäßig bestimmen. Dabei denke ich zuerst und vor allem an wirklich streng isolierte Einzelzuordnungen, wie sie z. B. beim Einprägen der Schiffssignale, solange nicht irgendein immanentes oder künstlich hinzugebrachtes Hilfssystem vorhanden wäre, geleistet werden müßten. Und das ist es ja, worauf es ankommt: jede Systemhilfe erweitert die Kapazitätsgrenzen. Die Sprache aber hat das Problem dieser Erweiterungen mit einigem, was wir in ihr finden, gelöst und im entscheidenden Punkte kurz herausgesagt umgangen, d. h. aus der Welt geschafft. Denn wir alle können nicht darum praktisch ins Unabsehbare Neues und immer wieder Neues intersubjektiv verständlich sprachlich zur Darstellung bringen, weil wir und die anderen Akrobaten der Mnemotechnik wären, sondern weil dies bei einem Feldsystem vom Typus der Sprache gar nicht verlangt wird. Wir können auch Zahlen ins Unbegrenzte mit nur zehn Elementarzeichen und einer sehr einfachen, konventionell festgelegten „Syntax“ symbolisieren. Die Konvention des dekadischen Ziffersystems lautet: Die Ziffern erhalten von rechts nach links den Wert von Einern, Zehnern, Hundertern . . . Was wir hier das Mitverwerten, Mitausnutzen der Reihenfolge leisten sehen, dasselbe und noch weit Subtileres liegt nach Anlage und Leistung in der Syntax der Sprache beschlossen.

4. Beim Zuendedenken des derart vorgezeichneten Gedankenanges trennen sich vielleicht zeitweilig die Interessen des Logikers und des Linguisten. Am Ende aber kommen sie sicher wieder zusammen in der Frage, ob man beweisen kann, daß ein Darstellungsgerät vom Typus der Sprache, zu dem ja z. B. auch das Symbolgerät der Logistik gehört, das einzige ist, was den Anspruch als *universelles* Darstellungsmittel betrachtet zu werden, prinzipiell zu erfüllen vermag. Man kann, glaube ich, diesen Beweis führen, wenn man auf der einen Seite voraussetzt, daß alles Darzustellende hinreichend aufgliederbar ist nach dem logistischen Schema der

Relation mit zwei Fundamenten, und auf der anderen Seite sieht und von den besten Analytikern der Sprache erfährt, daß im Grunde fast alles *binär* und dichotomisch in „Oppositionen“ schon im System der Phoneme und dann einfach und gestuft *binomisch* im Aufbau ihrer verwickelten Gebilde zugeht. So wie es anfängt mit Subjekt: Prädikat, so geht es nach der Auffassung dieser Analytiker konsequent weiter¹⁾. Der Schluß ist einfach genug: Dann ist vermutlich, wenn irgendeines, ein Darstellungsgerät vom Typus der Sprache bei der Konkurrenz um die Weltmeisterschaft im Grade der Universalität der Leistung begünstigt. Hier breche ich ab. In unserem Zusammenhang genügte der Nachweis, daß eine praktisch ausreichende Produktivität und Anpassungsfähigkeit unter den Grenzbedingungen des gegebenen Materials und der Gedächtniskapazität, die wir fixiert haben, nur von einem Feldsystem vom Typus der Sprache erwartet werden kann²⁾.

1) Die Idee von der fast durchgehenden binomischen Struktur der Sprache ist nicht ganz neu, hat aber z. B. im Kreise der Forscher um TRUBETZKOY zu neuen bemerkenswerten Erfolgen der Analyse geführt.

2) In etwas anderer Form ist eine logische Deduktion des Dogmas vom Lexikon und der Syntax von KÄTHE WOLF auf dem Hamburger Psychologenkongreß vorgelegt worden. Dazu 12. Kongr.-Ber., S. 449—453. In unseren Überlegungen hier wird das Eingehen auf die „Darstellungsfelder“ der Sprache, die dort herangezogen sind, vermieden.

II. Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter.

Die Arm- und Fingergeste des Menschen, der unser Zeigefinger den Namen verdankt, kehrt nachgebildet im ausgestreckten „Arm“ der Wegweiser wieder und ist neben dem Sinnbild des Pfeiles ein weit verbreitetes Weg- oder Richtungszeichen. Moderne Denker wie FREYER und KLAGES haben dieser Geste verdiente Beachtung geschenkt und sie als spezifisch menschlich charakterisiert. Es gibt mehr als nur eine Art gestenhaft zu deuten; doch bleiben wir beim Wegweiser: an Wegverzweigungen oder irgendwo im weglosen Gelände ist weithin sichtbar ein ‚Arm‘, ein ‚Pfeil‘ errichtet; ein Arm oder Pfeil, der gewöhnlich einen Ortsnamen trägt. Er tut dem Wanderer gute Dienste, wenn alles klappt, wozu vorweg nötig ist, daß er in seinem *Zeigfeld* richtig steht. Kaum mehr als diese triviale Einsicht soll mitgenommen und die Frage erhoben werden, ob es unter den lautsprachlichen Zeichen solche gibt, welche wie Wegweiser fungieren. Die Antwort lautet: ja, ähnlich fungieren Zeigwörter wie *hier* und *dort*.

Allein das konkrete Sprechereignis unterscheidet sich vom unbewegten Dastehen des hölzernen Armes im Gelände in dem einen wichtigen Punkte, daß es ein Ereignis ist. Noch mehr: es ist eine komplexe menschliche Handlung. Und in ihr hat der Sender nicht nur wie der Wegweiser eine bestimmte Position im Gelände, sondern er spielt auch eine *Rolle*, die Rolle des Senders abgehoben von der Rolle des Empfängers. Denn es gehören zwei nicht nur zum Heiraten, sondern zu jedem sozialen Geschehen und das konkrete Sprechereignis muß am vollen Modell des Sprechverkehrs zuerst beschrieben werden. Wenn ein Sprecher auf den Sender des aktuellen Wortes „verweisen will“, dann sagt er *ich*, und wenn er auf den Empfänger verweisen will, dann sagt er *du*. Auch ‚ich‘ und ‚du‘ sind Zeigwörter und primär nichts anderes. Wenn man den üblichen Namen *Personalia*, den sie tragen, zurückübersetzt ins Griechische *Prosopon* gleich ‚Antlitz, Maske oder Rolle‘, verschwindet etwas von dem ersten Erstaunen über unsere These; es ist primär nichts anderes als die Rolle des Senders im aktuellen Signalverkehr, was den je-

weils mit *ich* getroffenen Menschen charakterisiert, und primär nichts anderes als die Rolle des Empfängers, was den *du* charakterisiert. Das haben die ersten griechischen Grammatiker mit voller Klarheit erfaßt und die Personalia unter die deiktischen Sprachzeichen eingereiht.

Die ältesten Dokumente der indogermanischen Sprachgeschichte fordern genau so wie die Sache selbst von uns, daß wir beim Klassennamen ‚deiktische Sprachzeichen‘ zuerst an solche Wörter denken, die ob ihres Widerstandes gegen eine Aufnahme unter die beugsamen (z. B. deklinierbaren) Nennwörter von den Sprachgelehrten ‚Zeigpartikeln‘ mehr gescholten als genannt worden sind; was man nicht deklinieren kann, das sieht man als Partikel an. Die sematologische Analyse ist keineswegs blind für die Funktion der schließlich doch deklinierten, im Symbolfeld der Sprache pro nominibus zu stehen und damit in den Rang der Pronomina aufzurücken. Der Vorschlag des Sprachtheoretikers, eine *distinctio rationis* vorzunehmen und zuerst das deiktische Moment, das ihnen auch als deklinierten Wörtern noch verbleibt, ins Auge zu fassen, findet seine definitive Rechtfertigung in der Tatsache, daß alles sprachlich Deiktische deshalb zusammengehört, weil es nicht im Symbolfeld, sondern im *Zeigfeld* der Sprache die Bedeutungserfüllung und Bedeutungspräzision von Fall zu Fall erfährt; und *nur* in ihm *erfahren kann*. Was ‚hier‘ und ‚dort‘ ist, wechselt mit der Position des Sprechers genau so, wie das ‚ich‘ und ‚du‘ mit dem Umschlag der Sender- und Empfängerrolle von einem auf den anderen Sprechpartner überspringt. Der Begriff Zeigfeld ist berufen, diesen uns ebenso vertrauten wie merkwürdigen Tatbestand zum Ausgang der Betrachtung zu machen.

Daß es in der Sprache nur ein einziges Zeigfeld gibt und wie die Bedeutungserfüllung der Zeigwörter an sinnliche Zeighilfen gebunden, auf sie und ihre Äquivalente angewiesen bleibt, ist die tragende Behauptung, die ausgelegt und begründet werden soll. Die Modi des Zeigens sind verschieden; ich kann *ad oculos* demonstrieren und in der situationsfernen Rede dieselben Zeigwörter *anaphorisch* gebrauchen. Es gibt noch einen dritten Modus, den wir als *Deixis am Phantasma* charakterisieren werden. Phänomenologisch aber gilt der Satz, daß der Zeigefinger, das natürliche Werkzeug der demonstratio ad oculos zwar ersetzt wird durch andere Zeighilfen; ersetzt schon in der Rede von präsenten Dingen. Doch kann die Hilfe, die er und seine Äquivalente leisten, niemals schlechterdings wegfallen und entbehrt werden; auch nicht

in der Anaphora, dem merkwürdigsten und spezifisch sprachlichen Modus des Zeigens. Diese Einsicht ist der Angelpunkt unserer Lehre vom Zeigfeld der Sprache.

Was ich Neues in diesen Dingen zu bieten vermag, soll als eine Vollendung dessen, was WEGENER und BRUGMANN begonnen haben, betrachtet werden. Vor ihnen schon und von den verschiedensten Erscheinungen her sind moderne Sprachforscher auf das Faktum gestoßen, daß die adäquate Analyse des konkreten Sprechereignisses ein weitgehendes Miterfassen der gegebenen Situationsmomente fordert. Aber erst WEGENER und BRUGMANN haben die Funktion der Zeigwörter sachentsprechend unter dem obersten Gesichtspunkt, daß sie *Signale* sind, beschrieben. Der Gattungsname ist diesen Forschern nicht, wohl aber der Bestimmungsgesichtspunkt geläufig. Doch verhält es sich mit ihrer neuartigen Beschreibung wie mit allem begrifflich zu Ordnenen, daß erst die Grenze des Verfahrens scharf erkennen läßt, was es zu bieten vermag. Genau so wie die Zeigwörter fordern, daß man sie als Signale bestimmt, verlangen die Nennwörter eine andere, den Signalen inadäquate Bestimmung; nämlich die herkömmliche. Die Nennwörter fungieren als *Symbole* und erfahren ihre spezifische Bedeutungserfüllung und -präzision im synsemantischen Umfeld; ich schlage den Namen *Symbolfeld* für diese andere, keineswegs mit den Situationsmomenten zu verwechselnde Ordnung vor. Es ist also rein formal bestimmt eine *Zweifelderlehre*, die in diesem Buche vorgetragen wird.

Es ist das Kernstück, es ist die bevorzugte Technik der *anschaulichen* Sprache, was wir als Zeigfeld beschreiben; ich beginne mit einer psychologischen Erläuterung des sprachhistorischen Befundes im Bereich des Indogermanischen, wie ihn BRUGMANN geschildert hat in seiner programmatischen Abhandlung über die Demonstrativa¹⁾. Die Personalia sind dort nicht behandelt; sie parallel dazu aufzureihen und die unentbehrliche Zeighilfe, deren sie in der konkreten Sprechsituation teilhaftig werden, nachzuweisen, ist das zweite. Dann folgt die phänomenologische Scheidung von Zeigwörtern und Nennwörtern, eine Trennung, welche grundständig ist und sachgemäß unterstrichen werden muß; es war mir eine Ermutigung nachträglich zu finden, daß sie von den ersten griechischen Grammatikern genau so und an derselben Stelle wie es mir notwendig erschien, bereits gezogen worden war. Später kam eine gewisse Verdunkelung und Verwischung auf durch die Dominanz des Interesses

1) K. BRUGMANN, Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen. Abh. der sächs. Ges. d. Wiss. 22 (1904).

an der Mischklasse der Pronomina; niemand wird ihre Existenz bestreiten, aber daß sie semantische Mischlinge sind, den Nachweis müssen sie sich gefallen lassen. Besonders aufklärend über den Bereich des Indogermanischen hinaus wird die Angelegenheit, wenn es vergleichbar zu unseren Pronomina in anderen Sprachfamilien Wortklassen gibt, die man phänomenologisch korrekt nicht als Pronomina, sondern als *Prodemonstrativa* auffassen muß, weil sie kurz gesagt nicht ein zeigendes Nennen, sondern ein nennendes Zeigen vollbringen. Davon handelt der Schlußabschnitt des Kapitels.

Den Anfang mit dem Schluß zu verbinden ist die Psychologie berufen; ich traute meinen Augen kaum, als sich die Schlußfolgerungen, welche vom Tatbestand der Linguistik her gezogen werden mußten, bei genauerem Zusehen als identisch erwiesen mit einem mir längst vertrauten Ergebnis der Vorstellungslehre. Die Dinge stehen ungefähr so, wie wir sie brauchen, gedruckt in der von mir besorgten vierten Ausgabe des EBBINGHAUSSCHEN Lehrbuches. Nur der Modus des anaphorischen Zeigens nicht, den man außerhalb der Sprache kaum entdecken kann. Im übrigen hatten weder die Autoren, auf die ich mich damals stützte, noch ich selbst eine Ahnung davon, daß die beschriebenen Phänomene bei der Sprachwerdung von Mitteilungsbedürfnissen wichtig, ja grundlegend sind. Die gemeinten Phänomene sollen den Namen ‚die Deixis am Phantasma‘ erhalten. Sie waren, wie ich noch einmal später erkannte, vor uns von ENGEL und PIDERIT entdeckt und an zentraler Stelle in der Ausdruckstheorie (von ENGEL in der Pantomimik und von PIDERIT in der Minik) zur Deutung der Tatsachen herangezogen worden¹⁾. Freilich alles nur so halb geklärt und halb verstanden, daß man begreifen kann, warum weder Psychologen noch Linguisten auch nur die spärlichste Notiz von ihrer Erstentdeckung genommen haben.

§ 6. Die psychologischen Grundlagen der indogermanischen Positionszeigarten.

Um an der Schwelle schon erkenntlich zu machen, was die klassische Arbeit von BRUGMANN für die Sprachtheorie bedeutet, sei ein Zitat an die Spitze gestellt:

„Und gerade bei dieser Wortklasse, wo sich von urindogermanischer Zeit bis zur Gegenwart ein so rascher Wechsel in den Ausdrucksmitteln vollzogen hat und wie kaum bei einer anderen und deshalb so zahlreiche etymologische und formgeschichtliche Fragen hineinspielen, hat der „Sprachvergleichler“ nicht länger auf die noch zu leistenden semasiologischen Arbeiten der Spezialisten zu warten, um erst dann, wenn diese vorliegen, den ganzen geschichtlichen Zusammenhang auf-

1) K. BÜHLER, Ausdruckstheorie 1933, S. 44 und 74ff.

zuweisen. Er hat vielmehr jenen Forschern auch *zuvorzu kommen*, indem er ihnen zeigt, von welcher historischen Grundlage auszugehen ist und um welche entwicklungsgeschichtlichen Probleme es sich handelt. — Schon jetzt ließe sich an vielen Stellen im Verfolg dieser Untersuchung zeigen, wie Spezialisten bei Versuchen, Erscheinungen, die die Demonstrativa betreffen, historisch zu erklären, aus dem Grunde in die Irre gegangen sind, weil sie *die größeren Zusammenhänge, denen diese Erscheinungen angehören*, zu wenig beachtet haben“ (S. 17 f., die Hervorhebung von mir).

Ich denke, das „Zuvorkommen“ und das vom „größeren Zusammenhang“ ist ein gutes Wort und appelliert an den Sprachtheoretiker, der es aufgreifen soll. Wenn nötig, so käme ein zweiter Sprachhistoriker, nämlich H. PAUL zu Hilfe mit dem anderen guten Wort, es sei eine Selbsttäuschung, „wenn man meint, das einfachste historische Faktum ohne einen Zusatz von Spekulation konstatieren zu können“. BRUGMANN selbst ist auf dem Wege zu einem theoretischen Modell; es fällt ihm ein, daß die moderne Lehre vom Verbum Aktionsarten kennt und er will analog dazu die *Zeigarten* (Demonstrationsarten) der indogermanischen Sprachen finden. Es sind vier, die er sorgsam herausarbeitet, und alle vier sind Positionszeigarten im Sinne unseres Schemas. Man darf sich nicht irreführen lassen durch die Namen Ich-Deixis und Du-Deixis für die zweite und dritte; WACKERNAGEL hat diesen terminologischen Fehlgriff BRUGMANNs schon korrigiert und vorgeschlagen, die zweite und dritte als *hic-Deixis* und *istic-Deixis* zu führen. Denn es ist nicht das Ich und das Du, sondern der Ort des Ich und der Ort des Du, was die Zeigwörter der zweiten und dritten BRUGMANNschen Klasse hinweisend treffen. Die erste und vierte Zeigart heißen bei BRUGMANN *der-Deixis* und *jener-Deixis*; Namen, die exemplarisch scharf aus dem Deutschen gewählt sind.

So stehen die vier Zeigarten da. Wer hat sie hingestellt, was hat sie viermal verschieden hervorgetrieben im Indogermanischen? Das Bedürfnis der Sprecher natürlich; aber was wir als Sprachtheoretiker fragen, zielt weiter, zielt ab auf eine Einsicht in den Systemgedanken, auf ein Modell, aus dem nicht nur die indogermanischen, sondern die Zeigarten aller Sprachen, das Zeigen *der* menschlichen Sprache im Singularis überblickbar wird. Die Lösung dieser Aufgabe ist viel einfacher, als man von vornherein denken sollte. Und zwar deshalb einfach, weil sprechende Menschen gar nicht auf unendlich viele Weisen zeigen können, sondern immer wieder auf dasselbe verfallen; sie können nicht anders als ausnützen, was ihnen das Zeigfeld an Möglichkeiten bietet, versteht sich mehr oder weniger davon, aber nichts, was derjenige, der das Zeigfeld kennt, nicht vorauszusagen oder, wo es da ist, einzuordnen vermöchte.

Merkwürdig, wie nahe BRUGMANN an die Konzeption des Zeigfeldes herangekommen ist, ohne sie zu vollziehen. Er hat den Quellpunkt seiner eigenen allgemeinen Überlegungen, zu denen er sich gezwungen sieht, um den komplexen historischen Tatbestand der indogermanischen Demonstrativa zu bewältigen, mit einem (oder richtiger einigen) Namen versehen, die man nur ernst genug zu nehmen und scharf genug zu interpretieren braucht, um darin die Lehre vom Zeigfeld der Sprache mit dem meisten, was dazu gehört, angedeutet zu finden. Es sei, so heißt es im ersten Satz, beim „Alltagsverkehr“ so, daß das, was der Sprechende sagt, vom Angeredeten weitgehend „aus der Situation, in der die Äußerung geschieht, das heißt aus der Örtlichkeit, wo das Gespräch stattfindet, den umgebenden Gegenständen, dem Beruf und Geschäft des Redenden, die dem Angeredeten bekannt sind, usw.“ verstanden wird. Wir fügen von uns aus nur das eine hinzu, daß es an erster Stelle Gesten und psychologisch äquivalente sinnliche Daten sind, welche dieses Verständnis der Rede aus den Situationsumständen vermitteln. Alles andere Wissen und Verstehen kann und muß vorerst in den Hintergrund geschoben werden, um die Angelegenheit der Gesten theoretisch in Ordnung zu bringen. Wer diese Parole ‚eins nach dem anderen und die Gesten voraus‘ mitmacht, hat den Schlüssel in der Hand und muß das Zeigfeld finden.

BRUGMANN selbst fährt fort: Das Beredete gehöre oft in ein ‚Anschauungsbild‘, „aus welchem und durch welches die gehörte Rede in Hinblick auf ihren Zweck ihre mehr oder minder notwendige Ergänzung erfährt“. Das entscheidende Wort ist damit bereits gesagt. Wir übersetzen: Es ist also mit den Sprachzeichen so, daß sie im „Alltagsverkehr“ in das Feld der Sprechsituation eingesetzt bestimmte *Feldwerte* erhalten. Es kommt sprachtheoretisch nur darauf an zu ergründen, von welcher Tragweite dies gewiß unbestrittene und auch von anderen (z. B. WEGENER) schon unterstrichene Faktum ist. Aufgezeigt wird es von BRUGMANN an dem „Alltagsverkehr“. Ist dem „Nichtalltagsverkehr“ und der „hohen“ Sprache billig, was für die profane Schwester recht ist? Wie weit erstreckt sich in den ganzen Bau der Sprache hinein das „Anschauungsbild“ und seine Ausnützung für den Darstellungszweck der Sprache? Das ist gewiß eine vernünftige und legitime Frage des Sprachtheoretikers¹⁾.

1) PH. WEGENER, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, 1885, bes. S. 19ff. Neuerdings hat A. H. GARDINER den Bau der Sprache von hier aus beleuchtet: The theory of speech and language 1932.

BRUGMANN sieht sich danach um, wo sonst noch die Demonstrativa blühen, und erwähnt das Drama. „Der dramatische Gebrauch der Demonstrativa, um ihn kurz so zu nennen, ist jedenfalls der ursprünglichste [von mir gesperrt], und gewisse Pronomina und Pronominalverbindungen, die in dieser Sprachverwendung aufgekommen sind, sind auch auf sie beschränkt geblieben“ (6). BRUGMANN kommt später noch einmal auf den „dramatischen Gebrauch“ zu sprechen, und dort ist deutlicher zu erkennen, was ihn daran besonderes interessiert. Ich zitiere (mit eigenmächtiger Unterstreichung des für uns Wichtigen):

„Es ändert an der Natur der ichdeiktischen Pronomina nichts, daß sie zum Teil auch in der Erzählung vergangener Ereignisse gebraucht werden. Wenn nämlich Demonstrativa räumlicher oder zeitlicher Bedeutung, wie sie für die Anwesenheit und Gegenwart vom Standpunkt des Sprechenden aus gelten, in der Erzählung auftreten, so ist dies *dramatische* Gebrauchsweise, ähnlich, wie wenn in der Erzählung das Präsens statt eines Vergangenheitsstempus angewendet wird. So: *er saß den ganzen Abend traurig da*; *er hatte heute* (statt: *an dem Tage*) *zwei Hiobsposten erhalten* — *er fuhr nach Rom*; *hier* (statt: *da* oder *dort*) *blieb er zwei Tage* — *er kam rasch her* (statt: *dar*, vgl. LUTHER, *als er dar gekommen war*)“ (S. 41f.).

Auch dies sind wieder durchaus bekannte Tatsachen. Man wird versuchen müssen, den Punkt zu finden, von dem aus all das Gesagte und noch vieles andere, was dazu gehört, systematisch überschaubar wird. Wo liegt in der Wurzel der darstellenden Sprache die Anlage zum Drama, zur ‚dramatischen‘ und dicht daneben die Anlage zur ‚epischen‘ Rede, und wie entfaltet sich das dramatische Verfahren? Wir wollen uns diese Frage vormerken, ohne geraden Weges auf ihre Beantwortung auszugehen. Die Untersuchung BRUGMANNs gestattet und verlangt einige allgemeinere sprachtheoretische Erwägungen, die richtig angelegt und zu Ende gedacht wie von selbst auf die formulierte Frage zurückführen. Sie soll dann erst in den folgenden Paragraphen von der Psychologie her beantwortet werden. Der dramatischen Rede wird sich dabei die epische Rede als zweite Modifikation gegenüberstellen. Zunächst aber gilt es, geführt von BRUGMANN, das Wissen der Sprachhistoriker über die Zeigwörter in genügendem Ausmaß aufzunehmen; denn dazu ist letzten Endes die Sprachtheorie da, daß sie entgegennimmt und wieder gibt. Entgegennimmt in Ehrfurcht vor den Tatsachen; ich lege den größten Wert darauf, die sprachtheoretisch entscheidenden Gesichtspunkte induktiv aus dem Befunde der historischen Sprachforschung herauszuarbeiten. Das ist einigermaßen umständlich und erfordert einige Druckbogen mehr in diesem Buche, als ein deduktives Verfahren erfordert hätte; allein es bringt

den großen Vorteil mit sich, daß der Kontakt der Sprachtheorie mit den Alltagsproblemen der Linguisten gewahrt bleibt.

1. Eine Vorbemerkung. Man begegnet heute da und dort einem modernen Mythos über den Sprachursprung, der sich entweder ausgesprochen oder unausgesprochen auf die Denkweise BRUGMANNs und anderer stützt und das Thema von den Zeigwörtern so aufnimmt und weiterspinnst, daß sie als die *Urwörter* der Menschensprache schlechthin erscheinen. Vorausgegangen sei die stumme Deixis, das Hinweisen mit dem ausgestreckten Arm und Zeigefinger und ähnliche hinweisende Gebärden mit Kopf und Augen. Dies stumm oder schreiend und rufend vollzogene Deuten auf Gegenständliches und Vorgänge im Wahrnehmungsbereich (auch die Tiere schreien und rufen, aber deuten noch nicht) sei zuerst unterstrichen und dann weiter und weiter ausgestattet worden mit und weitergeführt durch mitdemonstrierende Lautzeichen. Und schließlich sei die Geste überflügelt und teilweise ersetzt worden durch Lautzeichen allein. Das spezifisch Menschliche beginne, so sagt man, schon mit der echten Zeiggeste und aus ihr gehe das übrige gesetzmäßig hervor¹⁾. Einige betrachten den Wegweiser an Straßeneinkreuzungen als (abgeleitetes) Bild und Gleichnis der urmenschlichen Fingergeste. Man kann alle Varianten zusammengekommen das Ganze als den Mythos vom deiktischen Quellpunkt der darstellenden Sprache bezeichnen.

Mythen müssen nicht falsch sein, dieser moderne so wenig wie die Schäferidylle im Stile des 18. Jahrhunderts, die einst HERDER über den Ursprung der Sprache geschrieben hat, wo das nützliche Tier vor des Menschen Auge tritt und dieser ihm einen Laut nach dem Merkmal des Blöckens oder des Wollichten als Namen beilegt. HERDER denkt eben mit allen alten Sprachtheoretikern bis zurück auf PLATON und die ansprechende Erzählung in der Genesis zuerst an die Nennfunktion der Wörter und fixiert die in ihnen aufscheinende Thesis als den schöpferischen Akt *kat' exochen* der Sprachbildung. Es muß aber betont werden, daß Deixis und Nennen zwei zu sondernde Akte, Zeigwörter und Nennwörter zwei scharf zu trennende Wortklassen sind, von denen man z. B. für das Indogermanische nicht anzunehmen berechtigt ist, die eine sei aus der anderen entstanden²⁾.

1) Die Tatsachen dazu sind ausführlich in meiner „Ausdruckstheorie“ besprochen; man sehe darin besonders die Ausführungen von WUNDT (136f.) und KLAGES (180f.) nach und orientiere sich allgemeiner nach dem Stichwort Deixis im Sachregister.

2) Vgl. dazu z. B. BRUGMANN-DELBRÜCK, *Grundriß der vgl. Gram. der indogerm. Sprachen*, 2. Bd., 2. Teil, 2. Aufl. (1911), S. 307ff.

Die Hypothese von der zeitlichen Priorität eines nennungsfreien Hinweisens, ist an sich eine widerspruchsfreie Annahme, die man machen kann. Doch erschöpft sie nicht, was als gegeben und (zum mindesten bis heute) als unableitbar hingenommen werden muß von jedem, der über den Sprachursprung nachsinnt. Das ist an den erläuternden Beispielen, die BRUGMANN für seine vier indogermanischen Demonstrationsarten bietet, eindeutig abzulesen.

BRUGMANN legt keinen Wert darauf, diese Exempel aus ältesten Dokumenten zu entnehmen, sondern greift sie mit Vorliebe aus dem modernen Deutsch, das er selber spricht. Wenn einer von uns auf etwas in seinem Wahrnehmungsbereiche faktisch mit dem Finger deutend die Lautfolge *dér Hut* ausspricht, so ist das ein Fall der ersten Demonstrationsart im Sinne BRUGMANNS, für welche in der indogermanischen Sprachfamilie unter anderem die Stämme **to-* und **so-* verwendet worden sind. Wer uns nun zuvor den genannten modernen Mythos erzählt hat, versuche sich einmal analytisch an diesem Exempel. Er findet drei Momente, von denen keines entbehrlich sein dürfte, nämlich die *Fingergeste*, das Wort *dér* und das Wort *Hut*. Gewiß kann man sich auch eine Zweierkomplexion von Zeichen aus *Geste* + **to-* (Demonstrativum) oder *Geste* + (Wort) *Hut* oder **to-* + *Hut* ausdenken. Allein man muß sich genau überlegen, ob die einzige von diesen Zweierkomplexionen, die das Nennwort *Hut* nicht enthält, ob *Fingergeste* + *to*, also das Hinzufügen eines demonstrierenden Lautzeichens zu der *Fingergeste* allein den entscheidenden Fortschritt hätte bringen können.

Hindeuten ist Hindeuten und nie etwas mehr, ob ich es nun stumm mit dem Finger oder zwiefach mit dem Finger und einem die Geste begleitenden Laute tue. Nein, der Fortschritt ist einzig und allein an die Bedingung geknüpft, daß der Laut etwas hinzubringt, etwas Neues an Leistung. Und wie immer man die Dinge auch drehen und wenden mag, so kann dieses Plus aus keiner anderen Quelle kommen als aus der Nennfunktion des Lautes. Auch eine stumme Gebärde kann das „Bedeutete“ charakterisieren, indem sie es nachbildet; der Laut symbolisiert es. In beiden Fällen ist der schlichte Hinweis auf ein da und da im Wahrnehmungsbereich zu Findendes durchaus zu trennen von der andersartigen Angabe, daß es ein so und so Beschaffenes sei. Diese beiden Angaben und Bestimmungsweisen sind in Ewigkeit nicht auseinander abzuleiten, wohl aber sind sie berufen, einander zu ergänzen. Und wer der Meinung ist, daß die eine vor der anderen dagewesen sei, nun der mag seine Gründe dafür haben, über die man diskutieren kann;

aber einen hinreichenden Ansatz für den Ursprung der Sprache oder für die Menschwerdung an der Sprache hat er damit allein noch nicht gefunden. Man muß, anders gesagt, rein phänomenologisch Zeigwörter und Nennwörter voneinander trennen und ihr Unterschied kann durch keine Ursprungsspekulation aufgehoben werden.

2. Wir stehen mitten in der Erörterung derjenigen Zeigart, welche BRUGMANN mit Recht als die nächstliegende und am wenigsten entbehrliche auffaßt; es ist seine *Dér-Deixis*, WACKERNAGEL schlägt im Hinblick auf die häufigste Wurzelsilbe den Namen *to-Deixis* vor. Das Musterbeispiel in BRUGMANNs eigenem Text lautet *dér ist es gewesen*, wir stellten daneben *dér Hut*. Das zweite sieht sprachlich unvollendet aus, es ist nach der herkömmlichen Auffassung kein ganzer Satz, sondern „nur“ eine Ellipse. BRUGMANN weiß wie jeder andere, der sich einmal mit der Umgangssprache und mit der hochkultivierten Sprache des Dramas beschäftigt hat, daß „die sogenannten Ellipsen . . . nicht nur gelegentlich vorkommen, sondern allgemein üblich sind und geradezu die Regel bilden“ (4). Wir werden diese Tatsache später genauer ins Auge fassen.

Jedenfalls aber lenkt die allgemeine Tatsache, daß Überflüssiges, Entbehrliches weggelassen wird im knappen Sprechverkehr, die Aufmerksamkeit auf den Grenzfall, mit dessen Betrachtung man beginnen muß, um das volle Gewicht der Situationshilfen theoretisch richtig zu erfassen. Daß es auch einen restlos stummen seelischen Verkehr zwischen Menschen gibt und daß in ihm nur dann und wann einmal ein Lautzeichen wie eine Insel im Meer auftauchen kann, dies Faktum ist es, von dem man ausgehen muß. Solch lautarmer Verkehr darf nicht summarisch und für alle Umstände als armseliges, primitives, unvollendetes Sprechen gekennzeichnet werden. Denn das wäre genau so falsch, wie wenn man z. B. den bargeldlosen und bargeldarmen Güterverkehr summarisch als den Ausdruck einer primitiven und unvollkommenen Wirtschaftsordnung betrachten wollte. Sondern es kann höchstes Raffinement in beiden liegen. Es gibt auch eine Hochkultur des „elliptischen“ Sprechens, wobei zur Erfüllung und Präzisierung des Sinnes der Lautinseln die Feldwerte der Situation ausgenützt werden.

Angenommen das Exempel *dér Hut* gehöre zu den präzisen Äußerungen dieser Art, so kann man ob seiner Prägnanz besonders einfach analytisch an ihm das Folgende verdeutlichen. Die hinweisende *Geste*, welche in der lebendigen Wahrnehmungssituation beobachtet wird, ist unentbehrlich, kann höchstens durch Äqui-

valente vertreten werden. Wozu dann aber das *dér*, allgemein das demonstrierende Wort der *to-Deixis? Es leistet dem Anschein nach nichts Neues, sondern wiederholt nur, was die Geste auch schon bietet. Doch gerade dies dürfte eine Täuschung sein. Man könnte sagen, das demonstrierende Lautzeichen kopuliere die Fingergeste mit dem Namen *Hut* und mache das Ganze erst zu einem ordentlichen Gefüge. Eine derartige Vermittlerrolle vermöge es deshalb zu spielen, weil es auf der einen Seite dem Material nach mit dem Namen zu den Lautzeichen und auf der anderen Seite der Funktion nach mit der Geste zu den hinweisenden Zeichen gehört.

Doch müßte diese analytische Betrachtung problematisch bleiben, wenn das nur konstruktiv erschlossene indogermanische *to* tatsächlich formlos geblieben wäre und keine grammatische (oder logische) Funktionen übernommen hätte. Faktisch hat es aber solche Funktionen übernommen, denn das deutsche *dér* zeigt das grammatische Geschlecht des folgenden Namens, im Lateinischen kommt es zur Erscheinung der Kongruenz dabei. Derartiges mag man im gebräuchlichen Sinn des Wortes als rein „grammatische“ Funktionen betrachten. Viel durchgreifender und entscheidender aber ist es, daß die geformten Demonstrativa ganz allgemein bestimmte und unzweifelhaft *logische* Funktionen übernommen haben. Wir stellen eine von ihnen in den Vordergrund und werden in der Lehre vom Artikel noch andere angeben. Im Deutschen können Ausdrücke wie *das Maiglöckchen* und *der Baum* im hinweisfreien Kontexte Artnamen sein, das heißt die species oder Klasse als solche treffen, während Ausdrücke wie *dies Maiglöckchen* oder *jener Baum* Individuen treffen. Das demonstrierende Wort individualisiert also in diesen Fällen das durch das Nennwort Genannte und das ist eine von seinen logischen Funktionen. Man wird sorgfältig untersuchen müssen, wieweit diese Regel gültig ist. Jedenfalls aber lassen sich an Derartigem die Eigenfunktionen der Zeigwörter, welche zu der ersten der von BRUGMANN unterschiedenen Klassen gehören, aufsuchen und genauer angeben. Wir werden beim ‚Artikel‘ darauf zurückkommen. Durchaus parallel zur ersten liegen die Verhältnisse in dieser Hinsicht für die vierte BRUGMANNsche Zeigart. Er nennt sie die Jener-Deixis, WACKERNAGEL setzt das lateinische ‚ille‘ beispielhaft in ihren Namen. Man wird an denen, die zur zweiten und dritten Klasse gehören, leichter als an denen der ersten und vierten Klasse noch andere Funktionen systematisch aufweisen können. Und all das gehört zu einer ordentlich aufgebauten Lehre vom Zeigfeld der Sprache.

Ist man so weit, dann gilt es in einem letzten Denkschritt den ersten Ansatz, den man gemacht hat, zu korrigieren: die Zeigwörter hätten die logischen Funktionen, von denen wir sprechen, nie übernehmen können, wenn sie nicht von vornherein das Zeug dazu in sich getragen hätten. Auch sie sind *Symbole* (nicht nur Signale); ein *da* und *dort* symbolisiert, es nennt einen Bereich, nennt den geometrischen Ort sozusagen d. h. einen Bereich um den jeweils Sprechenden herum, in welchem das Gedeutete gefunden werden kann; genau so wie das Wort *heute* den Inbegriff aller Tage, an denen es gesprochen werden kann, faktisch nennt und das Wort *ich* alle möglichen Sender menschlicher Botschaften und das Wort *du* die Klasse aller Empfänger als solcher. Doch ein Unterschied dieser Namen von den übrigen Nennwörtern der Sprache bleibt trotzdem bestehen; er liegt darin beschlossen, daß sie ihre Bedeutungspräzisierung von Fall zu Fall im Zeigfeld der Sprache erwarten und in dem, was das Zeigfeld den Sinnen zu bieten vermag.

3. Ähnliches wie die erste und vierte, so gehören die zweite und dritte Zeigart BRUGMANNs enger zusammen. Seine Termini sind unzweckmäßig: man soll nicht Ich-Deixis und Du-Deixis sagen, wenn man den Hinweis auf den *Ort* des Senders und auf den *Ort* des Empfängers meint. WACKERNAGEL schlägt korrekter ‚hic‘ und ‚istic‘ als namengebende Exempel vor und hilft damit, vermeidbare Mißverständnisse auszuschließen. Im Deutschen gibt es kein Analogon zu ‚iste‘, kein Zeigwort, das einigermaßen ebenso scharf wie ‚istic‘ die Position des Empfängers im Zeigfeld träge. ‚Hier‘ und ‚hic‘ entsprechen sich, während ‚istic‘ in den theoretisch maßgebenden Fällen nicht einfach mit ‚da‘, sondern, soweit BRUGMANN im Recht ist, mit ‚da bei dir‘ übersetzt werden muß¹⁾.

Beginnen wir mit den psychologisch eindeutigen und klaren Verhältnissen des Hic und Hier. BRUGMANN schreibt:

„Der Sprechende lenkt den Blick des Angeredeten geflissentlich auf sich selbst, den Sprechenden, und seine Sphäre oder darauf, daß er selbst den betreffenden Gegenstand vor Augen hat: sich her auf mich oder auf das, was mein Wahrnehmungsobjekt ist.“ Dazu sind Wörter, wie nhd. *hier*, *her*, gr. *ἔδε*, lat. *hic* berufen. „Zu einem Pronomen der ersten Person hinzugefügt oder geradezu an dessen Stelle tretend, hebt diese Gattung von Demonstrativa das Ich als solches hervor, z. B.:

1) Die Differenzierung zwischen einem speziell die Position des Empfängers treffenden *da*-Wort und anderen, die ihn nicht treffen, sondern etwas, was auch dem Empfänger ein *da* ist, ist im Italienischen und (wie ich höre) auch sonst in romanischen Sprachen lebendig. Im Lateinischen scheint das *iste*-Wort präzise auf den gegenwärtigen Partner bezogen vor allem in der Gerichtssprache ein wohldefinierter Terminus gewesen zu sein; nicht ganz streng, aber doch überwiegend scheint auch *οὗτος* den Empfänger zu treffen: *τίς δ' οὗτος*; = wer bist du da?

... *tu si hic sis, aliter sentias*" (10); für das letztere sagt man drastisch im Deutschen etwa: wenn du in meiner Haut stecktest.

Es dürfte wieder lehrreich sein, kontextarme „elliptische“ oder ganz kontextfreie Verwendungsfälle aus dem Alltagsverkehr an die Spitze zu stellen. Wenn z. B. zum Zweck der Präsenzkontrolle in einer Versammlung die Mitgliederliste verlesen wird, antwortet jeder auf die Verlesung seines Eigennamens mit *hier*. Manchmal antwortet es auch aus unsichtbaren Bereichen, aus Finsternis oder durch geschlossene Türen auf die Frage *wo bist du?* mit *hier* und auf die Frage *wer da?* mit *ich*. Der Anschein einer unzulänglichen Antwort verschwindet in den letzten Fällen oder wird verstärkt, je nachdem es dem Empfänger möglich ist oder nicht, die erwünschte Ortsbestimmung oder Personalbestimmung aus dem *Klänge* durchzuführen. Und es lohnt die Mühe, dieses Faktum psychologisch zureichend zu analysieren, weil man gewisse Fingerzeige zu einer allgemeinen und fruchtbaren Problemstellung dabei gewinnt.

Wo Klänge und Geräusche als Verkehrszeichen fungieren, da wird erfahrungsgemäß so gut wie immer erstens ihr Klangcharakter und zweitens die räumliche Herkunftsqualität dieser Klänge und Geräusche verkehrstechnisch ausgewertet; ich behaupte, das sei im Sprechverkehr genau ebenso. Ein Hupensignal auf der Straße z. B. ist kraft bestehender Polizeivorschriften als gewöhnliches Autohupen erkenntlich und von den Signalen der Radfahrer und der privilegierten Feuerwehrfahrzeuge unterscheidbar am Klang der Signalhörner. Außerdem aber hört es der einzelne Empfänger (sagen wir Fußgänger) als von vorn oder hinten, rechts oder links herkommend und benimmt sich entsprechend. Produkte des menschlichen Stimmapparates haben ebenso für jeden Hörer eine *räumliche Herkunftsqualität* und werden als menschliche Stimmprodukte in der Regel leicht von allen sonstigem Lärm unterschieden. Mehr noch; sie haben einen Individualcharakter, den wir kraft vitaler Interessen und lebenslanger Übung kennen und einigen Dutzend oder Hundert bestbekannter Sprecher um uns individuell richtig zuordnen. Wir erkennen unsere nächsten Bekannten und sonst noch allerhand Leute leicht und sicher an ihrer Stimme.

Unser Sprecher aus unsichtbarem Orte verläßt sich darauf, daß sein *hier* aus der Herkunftsqualität und sein *ich* aus dem personalen Stimmcharakter eindeutig sei und tut dies, weil er aus normalen Sprechsituationen daran gewöhnt ist. Wer mitten in einer Menschengruppe *hier* ruft, sobald sein Eigenname verlesen wird, darf erwarten, daß der Lautempfänger den Lautsender mit den Augen

aufzufinden vermag nach der Herkunftsqualität dieses *hier*. Der Hörer blickt dahin, woher kommend er den Laut vernimmt und erkennt dort den Sprecher optisch. Blinde können das nicht, sie müssen sich auf ihr Ohr allein verlassen, um zu ähnlichen Ergebnissen zu kommen; und das ist es, was der Rufer aus dem Unsichtbaren auch vom normalen Hörer erwartet. Nicht immer vergeblich, wie man weiß, und zwar deshalb nicht, weil wir alle aus dem Alltagsverkehr eine große Fertigkeit für derartige Leistungen, die immer wieder von uns verlangt werden, besitzen.

4. Danach behaupte ich, daß an der Wurzel der Hic-Deixis die Herkunftsqualität der Klänge zu finden ist und daß sie eine ähnliche Rolle spielt wie die Finger-Geste an der Wurzel der Der-Deixis. Genau so wie in dem Gesamtausdruck *dér ist es gewesen* die Fingergeste unentbehrlich ist, so ist in dem Gesamtausdruck *hier ist es trocken* das anschauliche ortsbestimmende Moment der Klangherkunft unentbehrlich. Ein kleiner Unterschied liegt darin, daß Fingergeste + *dér* zwei faktisch isolierbare Teile des Gesamtausdrucks sind, während die Herkunftsqualität und die Wortform des *hier* nur als abstraktiv unterscheidbare Momente an ein und demselben physischen Phänomen vorkommen. Doch darf man diesem Unterschiede deshalb kein zu großes Gewicht beilegen, weil jeder, der sich durch ein *hier* besonders energisch, dauerhaft, eindeutig bemerklich und auffindbar machen will, auch allerhand optisch wahrnehmbare Deutehilfen benützt. Man kann aufstehen oder die Hand aufheben in einer Versammlung, man kann auch mit dem Finger auf seinen eigenen Standort hinab- oder auf sich selbst (gleichsam zurück-) verweisen, durch eine Art reflexiver Zeigegeste. Diese Geste steht in natürlicher Opposition zu der *Dér*-Geste und allem anderen, was sonst noch dem Modell des einfachen Wegweisers unterzuordnen ist, weil es sowohl ‚den Weg‘ wie ‚weg‘ weist. Der Appell des *Her*, die Her-Lenkung, hebt sich zunächst einmal ab von jedem Appell des *Hin*, der Hin-Lenkung.

Wir wollen dieser Opposition zuerst das Augenmerk schenken. Sie wurde von BRUGMANN im wesentlichen richtig gesehen und bestimmt, weil der Befund der indogermanischen Sprachvergleichung gerade diese Opposition unverkennbar hervortreten läßt. Denn ähnlich wie der **to*-Stamm im Bereich der ersten, so dominiert der **ko*-Stamm im Bereich der zweiten BRUGMANNSchen Zeigart. Der *ko*-Stamm hat „Anspruch darauf, als urindogermanische Bezeichnung dieser Zeigart angesehen zu werden“ (51). Fügen wir sofort hinzu, daß er sowohl die Schar der Hier-Wörter wie die Schar der

isolierten Ich-Wörter in den indogermanischen Sprachen führt; der *ko*-Stamm „erscheint in sämtlichen Sprachzweigen außer dem Arischen“. Wir werden darauf zurückkommen und später eine, wie mir scheint, nicht ganz unwichtige Beobachtung der Kinderpsychologie dazu in Parallele stellen. Unterstrichen wird das Gewicht dieser Dominanz durch die Tatsache, daß im Bereich der dritten und vierten Zeigart BRUGMANNs beträchtlich andere Verhältnisse bestehen. Dort verteilen sich die Zeigwörter viel weiter auf verschiedene Stämme. Mag man für die Jener-Deixis den *l*-Stamm und *u*-Stamm zusammen (*ille*, *jener*) noch ein gewisses Übergewicht zuschreiben, so läßt sich die *iste*-Deixis lautlich überhaupt nicht mehr als eine Einheit fassen. Ja, um es schlang herauszusagen, im modernen Deutsch, das ich spreche, vermag ich auch von der Funktion her keine *iste*-Deixis zu erkennen. Und was die isolierten *Du*-Wörter angeht, so sind sie, wie BRUGMANN und mit ihm alle anderen Sachverständigen wissen, in den meisten indogermanischen Sprachzweigen genau so aus dem *to*-Stamm oder *so*-Stamm hervorgegangen, wie die Schar der *dér*-deiktischen Zeigwörter.

5. Es sei aus all dem nicht mehr für unsere Diskussion entnommen, als das im ganzen doch recht deutliche Hervortreten der Opposition *to* gegen *ko*. Ist psychologisch etwas darüber zu sagen, was Hand und Fuß hat? Antwort: ja, wenn der Leitgedanke richtig ist, dem wir uns anvertraut haben. Ich sage noch einmal: es gibt kein lautliches Zeigzeichen, das der Geste oder eines der Geste äquivalenten sinnlichen Leitfadens oder schließlich einer an deren Stelle tretenden Orientierungskonvention entbehren könnte. Das ist eine vielleicht fürs erste Hören noch umständlich anmutende Fassung; sie hat aber den Vorteil, daß sie *restfrei* alles einbegreift, was sprachliches Zeigen genannt werden darf. Es geschieht nur aus Gründen der Übersichtlichkeit, daß vorerst die Anaphora und die Deixis am Phantasma beiseite geschoben und einzig das lautliche Zeigen im Wahrnehmungsfelde besprochen werden soll. Hier liegen die Dinge so einfach, daß sie mit ein paar Sätzen hinreichend erläutern sind. Wir rufen noch einmal den Wegweiser zur Hilfe.

Der stumm mit dem Finger zeigende Mensch nimmt vorübergehend die Haltung eines Wegweisers an. Laßt ihn die Fingergeste mit einem *to*-Demonstrativum lautlich bereichern, so ist dieser Laut, wie alles Akustische, was von seinen Lippen kommt, mit einer Herkunftsqualität ausgestattet. Der Hörer braucht dem sinnlichen Leitfaden der Herkunftsqualität nur zu folgen und findet den Standort des Sprechers im Gelände. Ein geformtes, eigenes Lautzeichen

dafür ist und bleibt so lange das überflüssigste Gebilde in der Welt, als der Hörer es nicht vergißt, dem Leitfaden der Herkunftsqualität des Lautes zu folgen. Wo immer im lebendigen Sprechverkehr ein Hier-Wort in die Luft geschickt wird, geschieht es, weil das eigentlich Selbstverständliche nicht mehr selbstverständlich ist und unterstrichen werden muß. Ein Hupensignal schreckt den unachtsamen Verkehrspartner auf und braucht nicht (eigens und geformt) *hier* zu sagen, weil sein ungeformter Leitfaden, die Herkunftsqualität des Lautes, unmittelbar wirksam wird. Wann und warum sagen wir (im direkten Verkehr von Mund zu Ohr) eigentlich ‚hier‘? Weil die menschliche Sprache über das Stadium der Tierrufe hinausgekommen ist und der Empfänger manchmal eigens wieder zur Beachtung der Herkunftsqualität, die er an der vom Zeigfeld entbundenen Rede unbeachtet lassen durfte und lassen mußte, aufgefordert werden soll. Was er nach der akustischen oder (was bei uns Sehtieren die Regel ist), nach der optischen Ortsfindung, sei es praktisch oder denkend, weiter machen soll, besprechen wir noch nicht.

Damit das Gesagte ein gewisses Relief gewinnt, sei parallel dazu ein erstes Wort über den psychologischen Quellpunkt der lautlichen Ich-Zeichen gesagt und damit vorbereitet, was auf breiterer Basis und mit einem Blick auf bestimmte Ergebnisse der indogermanischen Sprachvergleiche erst im folgenden Paragraphen ausgeführt wird. Ungefähr so, wie das Hier-Wort zur Herkunftsqualität, verhält sich das Ich-Wort zum individuellen Stimmcharakter der Sprechlaute. Jedem von uns ist aus seiner Lebenserfahrung geläufig, daß individuelle (oder typische) Eigentümlichkeiten an gehörter Stimme und Rede Zuordnungen und Deutungen einer anderen Klasse als die der Herkunftsqualität erlauben und dazu herausfordern. Wenn aus dem Unsichtbaren auf *wer da?* ein *ich* ertönt, dann soll der Empfänger eine *personale Diakrise* vollziehen, ähnlich als wäre ihm ein Eigenname geboten worden. Nun, ein Name ist ein Nennwort und kein Zeigwort; das *ich* aber ist ursprünglich ein Zeigwort und kein Name, wir werden darauf zurückkommen. Wären wir nicht alle lebenslang aufs feinste geübt, personale Diakrisen an Sprechlauten zu vollziehen, so bliebe jenes *ich* aus dem Unsichtbaren eine sinnlose Reaktion. Wieviel man der Übung in diesen Dingen verdankt, ist mir selbst in einer Reihe von Arbeiten über den Ausdruck (die physiognomische und pathognomische Ausdeutung) der Sprechstimme deutlich geworden. Ich will im Vorbeigehen auf eine andere Tatsache hinweisen, die gewiß mit mir vielen Eltern von heute an ihren Kindern aufgefallen ist.

Wir gewöhnlichen Erwachsenen von heute erfassen kraft polizeilicher Vorsorge das typische Autohupen als solches auf der Straße und kaum mehr daran. Unsere Jungens dagegen, welche innerlich ganz anders mit dem Autowesen befaßt sind, unterscheiden mehr. Sie erkennen am Klange z. B. das Bosch-Horn und andere Markenhörner. Wenn das noch weiter geht mit dem übenden und differenzierenden Interesse, dann kann es kommen (und ist schon manchmal so), daß auch der Wagen des Herrn N. N. an seinem individuellen Hupen erkannt wird. Was Stimme und Rede angeht, so ist es jedenfalls bei uns allen schon lange soweit, daß wir nicht nur Männer, Frauen und Kinder an ihren typischen Stimmen, sondern darüber hinaus noch vieles andere aus der Stimme erkennen und daß wir die Nächsten um uns an ihrem eindeutig ‚individuellen Hupen‘ unterscheiden.

Die Stimme aus dem Unsichtbaren, welche auf *wer da?* mit *ich* reagiert, erwartet dies und nichts anderes vom Empfänger. Und derartige Fälle stehen nach meiner Auffassung dem psychologischen Quellpunkt des geformten Ich-Wortes sehr nahe. Es ist also mit dem ‚hier‘ und ‚ich‘ ungefähr so: BRUGMANN gibt sehr treffend die ‚Herlenkung in erster Linie des Blickes auf den Standort des Redenden‘ als die Kernfunktion des Hier-Wortes an. Das Ur-Ichwort (wenn man kurz so sagen darf, wo nichts als eine rein psychologische Reduktion versucht wird) fordert den Empfänger im ersten Schritt zu ähnlichem und im zweiten Schritt zu anderem heraus. Unbestritten richtig ist, was BRUGMANN, der sonst in der zitierten Abhandlung nur die Positionszeitwörter zum Vorwurf nimmt, zwischendurch auch vom Ich-Wort sagt. Es fordert in den einfachsten Fällen genau so wie das ‚hier‘ zum Aufsuchen des Sprechers mit den Augen auf. Allein das ist nur die erste Phase dessen, wozu es den Hörer herausfordert. Mein Partner soll hersehen, wenn er kann, sonst wenigstens herhorchen auf mich. Aber nicht, wie beim ‚hier‘, um meine örtliche Position oder etwas, was mit ihr zusammenhängt, zu finden, sondern er soll den Sprecher treffen *mit physiognomischem Blick* kurz gesagt. Es gilt etwas wahrzunehmen an dem, der im lebendigen Verkehr ‚ich‘ sagt; kann sein, es sind sichtbare Ausdrucksgebärden oder ausdrucks haltige Momente an der Stimme, die beachtet werden wollen, kann sein, es ist nur die Diakrise zu vollziehen, zu der man sonst die Eigennamen verwendet. Es kann noch manches andere und Differenzierteres sein. Wir formulieren: Das reine ‚hier‘ fungiert als *Positionssignal* und das reine ‚ich‘ als *Individualsignal* des

Senders einer sprachlichen Botschaft. Die Form der Wörter ist bei allen Sendern einer Sprachgemeinschaft für alle Positionen, die sie einnehmen mögen, bzw. für alle Erlebnislagen, aus denen heraus sie sprechen, eine und dieselbe, nämlich das eine Mal ‚hier‘ und das andere Mal ‚ich‘. Die Erfüllung dessen aber, wozu sie auffordern, muß beim reinen ‚hier‘ im Herkunftscharakter und beim reinen ‚ich‘ im Individualcharakter der Stimme gefunden werden.

6. Im Sprechverkehr spielen also (logisch vor jeder Ausformung von Zeigwörtern) die Fingergeste und die genannten zwei Stimmattribute eine Rolle. Ohne sie hätten Demonstrativa wie *dér*, *hier* und *ich* (das wir aus guten Gründen mit dazu rechnen) nicht entstehen können, sie fänden auch, nachdem sie einmal da sind und verwendet werden, keine letzte Sinnerfüllung ohne die genannten Situationshilfen. Eine auf systematische Vollständigkeit angelegte Untersuchung muß nun an dem Punkt, bis zu dem wir vorgedrungen sind, zwei Fragen stellen. Die eine von ihnen zielt ab auf die istic-Deixis und die andere auf eine endgültige Übersicht aller anderen natürlichen Hinweise, die sonst noch in der konkreten Sprechsituation enthalten sein mögen und von den Partnern für die Zwecke des Zeichenverkehrs mehr oder minder unmittelbar ausgenützt werden. Wir stellen diese letzte und umfassendste Frage zurück und wenden uns der ersten zu.

Was die psychologischen Grundlagen der iste-Deixis angeht, so gilt es, eine allgemeine Antwort auf die Frage zu finden, ob es natürliche Hinweise auf den Ort und die Person des Angeredeten gibt. Der Ausdruck ‚Hinweis‘ ist hier sowohl im wörtlichen wie im übertragenen Sinne zu verstehen. Gibt es in der natürlichen Sprechsituation direkt gestenähnliche oder indirekte Umstandsmomente, die *adressenhaft* fungieren und den Angesprochenen als solchen treffen und aufrufen, bevor er durch geformte Wörter getroffen und aufgerufen wird? Das ist die sinngemäße Parallelfraße, die wir hier stellen und beantworten müssen. Denn so war es doch mit der Fingergeste und den zwei Stimmeigenschaften, daß sie vor jedem Formwort etwas treffen, daß jedes von ihnen ein Leitseil ist, dem man nur zu folgen braucht, um etwas in der konkreten Sprechsituation Präsentes aufzufinden. Gibt es analoge Hinweise, denen man nur zu folgen braucht, um den Ort des Angeredeten zu finden oder auf irgend etwas zu treffen, was seiner personalen Sphäre angehört? Denn auch das personale *du* gehört zu den Zeigwörtern.

Die allgemeine Antwort auf diese Frage lautet, daß es in der konkreten Sprechsituation eine Fülle von indirekten Anzeichen der

in Frage stehenden Klasse gibt, kaum aber ein einziges direktes Indizium, das so ausgezeichnet und allgemein ausnützbar wäre wie die Fingergeste und jene Stimmeigenschaften. Wer alles durchmustert, was wechselnd von Fall zu Fall den Standort und die Person des Angeredeten tatsächlich kennzeichnet, hat schließlich ein Aggregat von Umständen beisammen, die das Herz eines Detektivs erfreuen mögen; aber irgendein konstantes Moment, das überall vorhanden wäre, ist nicht darunter. Ich will versuchen, das Greifbare zu ordnen:

a) Am nächsten verwandt mir der *dér*-zeigenden Fingergeste ist alles, was der Sprechende tun kann, um an der Haltung seines eigenen Körpers *sichtbar* und *ablesbar* zu machen, wohin seine Anrede zielt. Gesamtkörper und Kopf und Augen können sich daran beteiligen und ein Schauspieler versteht, wo es ihm darauf ankommt, aus diesen Mitteln vor allem dynamische Bewegungsgesten, *Wendungen* herauszuarbeiten, die einen Zielcharakter haben. Im Alltag findet man dasselbe in grober oder feiner Form wieder; auch die gehaltene Fixation des Blickes auf ein Etwas im Gesichtsfeld ist im stummen Verkehr zwischen Menschen ein geläufiges, generelles Zielzeigemittel, das nicht nur *dér*-deiktisch, sondern auch adressenhaft (ich meine *istic-deiktisch*) verwendet wird. Natürlich muß ein derart Angezielter vom Verhalten des Zielenden optisch Kenntnis nehmen, um sich auch getroffen oder betroffen vorzukommen. Optischer Kontakt und optisches Notiznehmen gehören zu den Voraussetzungen jedes Gestenverkehrs. Warum nicht auch die Fingergeste hier einreihen? Auch sie wird unter Umständen *iste-deiktisch* verwendet; man braucht nur den Sprechtext, nicht die Fingergeste zu verändern beim Übergang von *dér ist es gewesen* in *dü bist es gewesen*. Es sei eigens festgestellt, daß es bei uns keine für die *iste-Deixis* spezifisch ausgeformte Fingergeste gibt und hinzugefügt, daß eine beiläufige Bemerkung BRUGMANNs darüber, warum dem so ist, als unbefriedigend betrachtet werden muß.

Diese Bemerkung lautet: „Die *Dér-Deixis* führt vom Sprechenden hinweg in dessen Anschauungsbild hinein, ohne Rücksicht auf Nah- oder Fernsein des gewiesenen Gegenstandes. Sie trifft geradeaus gehend, wenn der Sprechende dem, an den seine Worte sich richten, zugekehrt ist, naturgemäß auch diesen. So erklärt sich diese Anwendung der *Dér-Demonstrativa* einfach“ (74). Erklärt soll damit sein der historische Befund, daß man kein Pronomen findet, welches von urindogermanischer Zeit her „ausschließlich oder auch nur vorwiegend der *iste-Deixis*, d. h. dem Hinweis auf die Person des Angesprochenen und seine Sphäre“ gedient hätte, wohl aber in mehreren indogermanischen Sprachen Pronomina der *Dér-Deixis*, die eine engere und schließlich „durchaus feste und unveräußerliche Beziehung“ auf den Angeredeten erhalten haben. So im Arischen, Armenischen, Griechischen, Lateinischen und Südslawischen (z. B. Bulgarischen).

Das ist gewiß eine interessante historische Tatsache. Allein die phänomenologische Analyse, die zu ihrer „Erklärung“ herangezogen wird, ist unhaltbar. Denn schon eine einfache geometrische Überlegung lehrt, daß eine *dér*-deiktische Fingergeste nur in dem einzigen ausgezeichneten Falle, wo gemeintes Ding und Angeredeter in einer und derselben Ziellinie vom Sprecher weg liegen, „naturgemäß auch diesen trifft“. Sonst aber (und das ist die statistische Regel) trifft sie ihn durchaus nicht.

Was die Geste angeht, so kann man oft einen Wettstreit zwischen der Hinwendung des Senders auf den Empfänger und auf den zu zeigenden Gegenstand beobachten. Denn der Sender ist zwiefach beansprucht, wenn er beides zeigen soll, und löst die Aufgabe entweder sukzessiv oder indem er sich gleichsam teilt. Sukzessiv, indem er mit Finger oder Augen zuerst den Empfänger attackiert und dann dessen Blick mitreißend auf den Gegenstand deutet. Sich teilend z. B. so, daß er seine Augen dem Partner und seinen Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger dem Gegenstand widmet, eine Gesamthaltung, die jedem Maler wohlvertraut ist.

b) Soviel vom Optischen. Man kann aber auch Veranstaltungen treffen, um die *Stimme* mit einem Zielcharakter auszustatten. Das Faktum scheint mir unbestreitbar, wenn es psychologisch auch noch weitgehend unaufgeklärt ist. Unter meinen Mitarbeitern ist ein Blinder, Herr Dr. FRIEDRICH MANSFELD. Wir haben in einfachen Versuchen festgestellt, daß er sich im geselligen Kreise, wo die Rede unregelmäßig kreuz und quer von einem zu den anderen geht, mit großer Regelmäßigkeit angesprochen fühlt, wenn immer sich irgendeiner speziell an ihn wendet. Versteht sich ohne die Hilfe eines namentlichen oder sonst sprachlich nur auf ihn gemünzten Appells, sondern rein stimmlich. Die Sache ist so, daß er feiner als wir Sehenden achtet auf ein leicht verwertbares Diakritikon. Wenn der Kopf (die Augen) und mit ihm der sprechende Mund eines Tischgenossen auf den Blinden gerichtet sind, treffen ihn die Schallwellen dieses Sprechers hinsichtlich ihrer Lautheit optimal günstig. Und er hat gelernt, darauf zu achten und darauf zu reagieren. Wieweit dies auch für andere Blinde gilt, entzieht sich meiner Kenntnis und noch weniger weiß ich, ob wir Sehenden ohne eigene Übung auf dieses oder andere akustische Momente in der Lebenspraxis regelmäßig reagieren.

Es kommt, wenn man die Dinge genau überlegt und auf das achtet, was der Sender tut, um einen bestimmten Empfänger mit seiner Stimme zu „treffen“ und aufhorend zu machen, wie bei der Artillerie auf Richtungseinstellung und Entfernungsdosierung hinaus. Und daß alles, was der Sender dazu tun kann, richtig erfaßt wird vom Empfänger, hat mich veranlaßt, eine zentrale Annahme zu machen. Wir müssen damit rechnen, daß auf dem Gebiet der Phonorezeption ein auffallendes Konstanzgesetz besteht, ein Phänomen, das man in Analogie zu wohlbekannten optischen Konstanzfaktoren die „angenäherte Lautheitskonstanz der Töne und Geräusche im Entfernungswechsel“ nennen wird. Ähnlich wie wir die Größe der Sehdinge freisehen von ihrer perspektivischen Schrumpfung, hören wir vermutlich die Hördinge (f. v. v.!) frei von ihrer perspektivischen Lautheits-Schrumpfung; und vermutlich ist dies Gesetz für die Rezeption des Lautheitscharakters menschlicher Sprachlaute im Sprechverkehr von grundlegender Bedeutung¹⁾.

1) Seitdem dies niedergeschrieben wurde, ist es uns gelungen, mit Hilfe des Phonogrammarchivs in Wien eine Apparatur aufzubauen, mit der es möglich wurde, (in einem nahezu widerhallfreien Raum) die Vermutung experimentell zu prüfen. Sie hat sich in hohem Grade als richtig herausgestellt; Herr MOHRMANN wird in seiner Dissertation darüber berichten. Wir hören danach die Intensität der Sprachlaute ungefähr so, wie wir die Größe der Sehdinge sehen, nämlich nahezu korrekt in ihrer *Senderstärke* (nicht nach Empfangsstärke an unserem Ohr); ein Faktum, das wichtig werden dürfte für die Phonologie und viele von uns meist naiv als selbstverständlich hingenommene Tatsachen des alltäglichen Sprechverkehrs. — Es muß nun (und zwar diesmal in einem wiederhallreichen und klar überhörbaren Raum) ebenso sorgfältig das Phänomen des Hörens der Senderrichtung (abgehoben von der Herkunftsqualität) studiert werden. Dann werden wir besser als heute darauf

Was die Dosierung angeht, so spricht jeder von uns leiser zu einem Tischnachbarn als zu einem Partner über den Tisch hinweg, lauter noch, wenn er alle erreichen will, die an einer langen Tafel sitzen und am lautesten, wenn seine Sprechlaute im Freien die Grenzen ihrer normalen Tragfähigkeit übersteigen müssen, um vom Angeredeten noch erfaßt zu werden. Wer auf diesem Intensitätsregister nicht situationsgerecht zu spielen vermag und entweder zu laut oder zu leise spricht, fällt unter Umständen und besonders an Orten, wo viele Menschen beisammen sind, bald dem Angeredeten, bald den Unbeteiligten recht lästig. Lästig ist der überlaute Sprecher an Nachbartischen im Gasthaus oder in einem fernen Abteil desselben Eisenbahnwagens; lästig fällt auch derjenige, welcher entfernungsrelativ zu leise spricht. Das alles wird durch die interessanten Ergebnisse der genannten Untersuchung von MOHRMANN psychologisch verständlich; es fällt durch sie auch einiges Licht auf die merkwürdige Erfahrung, die wohl jeder schon einmal gemacht hat, daß man sich bestimmt angesprochen fühlt und nicht zu sagen vermag, warum eigentlich. Doch genug davon.

Ich wiederhole zum Abschluß den einleitenden Satz: es gibt verschiedenartige natürliche Hilfsmittel, einen Anzusprechenden gestenhaft oder stimmlich zu treffen und aufhören zu lassen. Unter Sehenden dominieren, wo es die Umstände gestatten, adressenhafte optische Wendungen des Senders zum Empfänger hin. Sonst stehen auch akustische Möglichkeiten offen, über deren Funktion und Gebrauchsfähigkeit wir noch nicht ganz im klaren sind. Wo alle anderen Stricke reißen, gibt es allgemein gebräuchliche ungeformte Appellmittel wie *psst!* *he!* *hallo!* und geformte Nennwörter, darunter last not least die Eigennamen. Es fehlt also zur Ausbildung einer lautsprachlichen Zeigart, welche *istic-Deixis* heißt, nicht an verwertbaren sinnlichen Leitfäden. Trotzdem will mir scheinen, es sei kein historischer Zufall, sondern nach der Lage der Dinge psychologisch verständlich, daß sie (im Bereich der indogermanischen Sprachen jedenfalls) nicht allgemein und in den bekannten Fällen erst als ein vielleicht relativ spätes und keineswegs scharf abgegrenztes Phänomen aufgetreten ist. Denn die natürlichen Hilfsmittel sind entweder ziemlich kompliziert wie die akustischen oder sie stehen den Mitteln der *der-Deixis* zu nahe wie die optischen. Und außerdem, was wohl das wichtigste ist, hat das Du-Wort dieselben Mittel in Anspruch genommen und der *istic-Zeigart* neben sich keine rechte Entfaltungsmöglichkeit übrig gelassen.

7. Um unsere psychologische Durchmusterung der indogermanischen Positionszeigarten gewissenhaft zu beenden, noch ein Wort zu der *Jener-Deixis* im BRUGMANNschen Schema. Es wird

vorbereitet sein, die akustischen Leitfäden der *istic-Deixis* zu beschreiben. Diese Leithilfen sind gewiß nicht sehr exakt, aber praktisch unter wohlüberhörten Raumverhältnissen brauchbare und allgemein ausgewertete Indizien.

hervorgehoben, daß durch die Wörter dieser Klasse meist untrennbar zweierlei gezeigt werden soll, nämlich etwas Ferneres und etwas auf der anderen Seite einer Grenze, die zwischen dem Zeigenden und dem Gezeigten liegt.

„Der Hinweis auf das anderseitig Befindliche ist vermutlich die Grundbedeutung der Pronomina der Jener-Deixis gewesen und das Bedeutungselement der größeren Entfernthet durch die Gruppierung der Pronomina der Ich-Deixis und der Dér-Deixis entsprungen“ (12).

Ich knüpfe an das letzte an. Es ist eine sonst im Bereiche der Gesten nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß sie sich paarweise in gegensätzlicher Abhebung hochtreiben¹⁾. Dies dürfte zutreffen für die Fingergesten der hier- und der dér-Deixis; doch wüßte ich nichts anzugeben, was als einigermaßen konstante und spezifische Geste der Jener-Deixis zuzuordnen wäre. Oppositionen von Fall zu Fall können sich natürlich immer einstellen. Wenn ein Kranker am eigenen Körper dem Arzt eine schmerzende Stelle zeigen will, so wird er mit *da* berühren, was er erreichen kann und unter Umständen mit *dort* fortfahren auf eine ihm im Augenblick unerreichbare eigene Körperstelle hinzuweisen. Um objektiv große Fernen geht es gewiß nicht bei derart verwendetem ‚jener Fleck dort‘ oder ‚dort‘. Also ‚da‘ und ‚dort‘ können im Deutschen okkasionell und relativ in dem angedeuteten Sinn opponiert werden. Umgekehrt kann zum Hier-Bereich die ganze Erde gerechnet werden, wenn irgendein Jenseits mit ‚dort‘ angedeutet wird. Wenn die Geste dabei manchmal in die Höhe geht, so ist das lokalbedingt; denn das Jenseits des Erdenlebens ist für uns irgendwo in der Höhe untergebracht. Wenn ein Fluß oder Lattenzaun die Grenze zwischen dem Diesseits und Jenseits bildet, so geht die Geste sinngemäß nicht in die Höhe, um das Drüben zu zeigen. Es geht also offenbar alles sehr relativ und okkasionell zu bei diesen Oppositionen und darum auch bei den entsprechenden Gesten.

Unser *da* in der gegenwärtigen Umgangssprache wird, wenn ich meinem eigenen Sprachgefühl vertrauen darf, mit Vorliebe für das sofort Erreichbare, sei es mit der Hand oder mit ein paar Schritten oder unter Überwindung von Ortsentfernungen, die man für nichts rechnet, gebraucht; einer ist *da* kann heißen, er sei in Wien (zurück von den Ferien)²⁾, es kann auch heißen ‚in Sprech- oder Greifweite‘ ‚in meiner Hand‘. Wenn ich einem Gesprächspartner etwas zuschiebe,

1) Dazu K. BÜHLER, Ausdruckstheorie, S. 105ff.

2) ‚Das Messer ist nicht da‘ heißt im ganzen deutschen Sprachgebiet, es sei nicht aufzufinden oder sonstwie im Augenblick unerreichbar, und die Einheimischen heißen in einigen Gegenden Österreichs (von den Sommergästen abgehoben) ‚dasige‘ statt ‚hiesige‘.

sage ich *dā* (oder *dā*) *nimm dies!* Das *dort* in der Umgangssprache von heute hebt sich von dem *da* als Hinweis auf etwas nicht mehr im augenblicklichen Greifbereich oder Schrittbereich oder Blickbereich oder Straßenbahnbereich des Sprechenden Befindliches ab. Es kommt mir vor, als wäre so etwas wie der gerade in Rede stehende räumliche Aktionsbereich des Sprechers der geometrische Ort, worin man mit *da* zu zeigen pflegt und von dem sich das *dort* entsprechend abhebt.

Wie es mit dem Worte ‚jener‘ bestellt sei in meiner Umgangssprache, vermag ich noch weniger scharf anzugeben. Der anaphorische und anamnestic Gebrauch von ‚jener‘ ist vielleicht noch am klarsten umrissen; da entspricht es ungefähr dem lateinischen *ille* und deutet auf etwas, was nicht unmittelbar präsent ist, aber wie ein psychoanalytischer Komplex an der Schwelle meines Bewußtseins lauert. Ein *jener* im Wahrnehmungsfeld befindet sich auch heute noch in vielen Fällen deutlich, in anderen wenigstens einigermaßen spürbar über einer Grenze oder über einer Zwischenstation oder über einem als solchen erlebten Zwischenraum hinweg von mir aus gesehen

8. Man gerät bei derart subtilen Bedeutungsanalysen, die oft zu keinerlei festem Ergebnis führen, in Zweifel darüber, ob die Jener-Deixis eine eigene, besondere Zeigart sei im lebendigen Sprachgefühl der Gegenwart. Und muß, wenn der Zweifel fruchtbar werden soll, der Frage nachgehen, welches die wissenschaftlichen Kriterien bei der Aufstellung und Umgrenzung der BRUGMANNschen Zeigarten gewesen sind. Zugegeben, das System der vier indogermanischen Positionszeugarten war ein imponierender Wurf; es steckt nicht nur gewissenhafteste sprachhistorische und vergleichende Materialkenntnis, sondern auch eine feine Fingerspitzen-Psychologie darin, eine Psychologie, wie sie den Philologen als solchen geradezu definiert. Denn Linguistik, universale Bildung und Menschenkenntnis dürften doch wohl die Ingredienzien sein, aus denen der große Glockengießer die genialen Philologen zu bilden pflegt. Die vier Zeigarten BRUGMANNs sind geschaut und hingesetzt von einem genialen Philologen. Geschaut, aber nicht begrifflich definiert. Der Autor, dem wir folgen, will den Terminus ‚Zeigarten‘ ungefähr so verwendet wissen, wie man von ‚Aktionsarten‘ in der Lehre vom Verbum spricht: „man unterscheidet punktuelle, kursive usw. Aktion. Entsprechend kann man die verschiedenen Anwendungsweisen unserer Pronominalklasse ihre Demonstrationsarten oder Zeigarten nennen“ (9). Damit sind, wie man leicht einsieht, keine Kriterien angegeben, an denen z. B. geprüft werden könnte, wohin heute unser deutsches *dort* gehört, ob zur Der-Deixis oder zur Jener-Deixis. Und wo einmal der Zweifel erwacht ist, ob die vier ein non plus ultra, ein irgendwie festes System bilden, dem man keinen Stein ausbrechen darf oder hinzuzufügen vermag, wird guter Rat teuer. Wir werden sehen, ob die Psychologie etwas dazu sagen kann.

§ 7. Die Origo des Zeigfeldes und ihre Markierung.

Zwei Striche auf dem Papier, die sich senkrecht schneiden, sollen uns ein Koordinatensystem andeuten, O die Origo, den Koordinatenausgangspunkt:

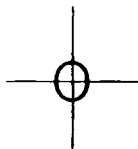


Fig. 4.

Ich behaupte, daß drei Zeigwörter an die Stelle von O gesetzt werden müssen, wenn dies Schema das Zeigfeld der menschlichen Sprache repräsentieren soll, nämlich die Zeigwörter *hier*, *jetzt* und *ich*. Der Sprachtheoretiker soll weder aus philosophischen Abgründen esoterisch zu sprechen anfangen, noch ein ehrfürchtiges Schweigen vorziehen, wenn ihm diese lautlich harmlosen Gebilde im Lexikon begegnen und eine Funktionsbestimmung verlangen. Sondern er soll nur bekennen, es sei zwar höchst merkwürdig, aber doch exakt angebbar, wie sie im konkreten Sprechfall fungieren. Wenn ich als Spielleiter eines Wettlaufs das Startsignal zu geben habe, bereite ich die Beteiligten vor: *Achtung!* und kurz darauf sage ich *los!* oder *jetzt!* Das astronomische Zeitzeichen im Radio ist nach geeigneter sprachlicher Vorbereitung ein kurzer Glockenschlag. Das geformte Wörtchen *jetzt* an Stelle des Kommandos *los!* oder des Glockenschlages fungiert wie irgendeine andere *Augenblicks-Marke*; es ist *die* sprachliche AugenblicksMarke. So sprechen Wörter sonst nicht zu uns, sondern im Gegenteil: sie lenken uns ab von allem Lautstofflichen, aus dem sie gebildet sind, und vom Akzidentiellen ihres Auftretens; ihr Auftreten wird weder als Zeitmarke noch als Ortsmarke in den Sprechverkehr eingesetzt. Bleiben wir bei dem Begriffspaar Form und Stoff, das sich wie von selbst angeboten hat. An der Lautform der Wörtchen *jetzt*, *hier*, *ich*, an ihrem phonematischen Gepräge, ist nichts Auffallendes; nur das ist eigenartig, daß jedes von ihnen fordert: schau auf mich Klangphänomen und nimm mich als AugenblicksMarke das eine, als Ortsmarke das andere, als Sendermarke (Sendercharakteristikum) das dritte.

Und der naive Sprechpartner hat es gelernt und nimmt sie auch so. Problemlos; was sollte denn auch Besonderes dabei sein? Nur der Logiker stutzt, weil solche Verwendungsweise seine Zirkel wirklich oder nur scheinbar stört; der Logiker ist eben so, daß ihm dies und das an der Welt in die Quere kommt. Aber auf dem Umweg über die Koordinatenidee hoffen wir seine Bedenken zu zerstreuen; denn mit der „Setzung“ eines Koordinatensystems hat es ja überall seine besondere Bewandnis, wie der Logiker weiß. In unserem Falle ist es einfach hinzunehmen, das Koordinatensystem der „subjektiven Orientierung“, in welcher alle Verkehrspartner

befangen sind und befangen bleiben. Jeder benimmt sich wohl-orientiert in dem seinigen und versteht das Verhalten des anderen. Wenn ich Nase gegen Nase als Kommandant vor einer ausgerichteten Front von Turnern stehe, wähle ich konventionsgemäß die Kommandos ‚vor, zurück, rechtsum, linksum‘ adäquat nicht meinem eigenen, sondern adäquat dem fremden Orientierungssystem, und die Übersetzung ist psychologisch so einfach, daß jeder Gruppenführer sie beherrschen lernt. Daß das klappt, und zwar ohne Denkakrobatik klappt, ist Faktum, und daran wird keine Logik etwas ändern können; wenn sie ihre wahre Aufgabe versteht, versucht sie es auch gar nicht. Nehmen wir, was gute Logiker über die Zeigwörter gesagt haben, voraus und schicken die linguistischen Befunde nach.

1. Eigenartig, wie zwanglos sich im Hauptpunkt zusammenfügt, was die Logik der antiken Grammatiker und die moderne Logistik über die Zeigwörter lehren. Jene stellte fest, daß die deiktischen Wörter nicht wie die Nennwörter eine Wasbestimmtheit (*πορώτης*) angeben, und diese bestreitet, daß sie ebenso einfach objektiv definierbare Begriffszeichen sind wie die anderen Wörter. Mit vollem Recht, und beides gehört innerlich zusammen. Ein für den intersubjektiven Austausch brauchbares „Begriffszeichen“ muß die Eigenschaft haben, daß es im Munde jedes und aller als Symbol für *denselben* Gegenstand verwendet wird, und das ist (wenn wir vorerst von den Eigennamen absehen) nur dann der Fall, wenn das Wort eine Wasbestimmtheit des Gegenstandes trifft; d. h. wenn es dem Gegenstand beigelegt, für ihn verwendet wird, sofern er die und die nicht grundsätzlich mit dem Gebrauchsfall wechselnden Eigenschaften hat. Das gilt für kein Zeigwort und kann auch gar nicht gelten. Denn *ich* kann jeder sagen und jeder, der es sagt, weist auf einen anderen Gegenstand hin als jeder andere; man braucht so viele Eigennamen als es Sprecher gibt, um in der Weise, wie das Nennwörter vollbringen, die intersubjektive Vieldeutigkeit des einen Wortes *ich* in die vom Logiker geforderte Eindeutigkeit sprachlicher Symbole überzuführen. Und genau so ist es im Prinzip mit jedem anderen Zeigwort auch.

Wo es anders zu sein scheint, wie bei dem Worte *hier*, mit dem alle Wiener auf Wien und alle Berliner auf Berlin hinweisen, da liegt das nur an einer leicht durchschaubaren und den Logiker nicht befriedigenden Laxheit oder Unbestimmtheit der erweiterten Bedeutung dieses Positionszeigwortes. Streng genommen wird mit *hier* die momentane Position des Sprechers angezeigt und diese Position kann mit jedem Sprecher und mit jedem Sprechakt wechseln.

Ebenso ist es völlig dem Zufall anheim gegeben, ob ein zweimal verwendetes *du* zweimal auf den Träger desselben Eigennamens hinweist oder nicht; in dem Verwendungsstatut des Wortes *du* ist jedenfalls keine Garantie für ein derartiges Zusammentreffen enthalten. Und darauf allein kommt es bei der vom Logiker geforderten Zuordnungskonstanz von Sprachsymbolen und Gegenständen an. Wo sie vorhanden ist, liegen Nennwörter, wo sie nicht vorhanden ist, liegen keine Nennwörter vor. Das ist in der Tat eine klare Trennung und eine inappellable Entscheidung der Logik in der Frage, ob *ich* und *du* und alle anderen Zeigwörter zu den Sprachsymbolen im Sinne des Logikers gerechnet werden dürfen oder nicht. Die Logistik ist im Recht, wenn sie im ersten Anlauf die Zeigwörter aus der Liste der im intersubjektiven Verkehr brauchbaren Begriffszeichen (und damit aus der Liste der sprachlichen ‚Symbole‘) ausstreicht. Verachtet mir die Meister nicht! Zum Beckmesser braucht man darob noch lange nicht zu werden.

Es gibt in jeder Kunst und Wissenschaft Beckmessereien; ich will hier eine berühren, die im Schoße der neuesten Logik entstanden ist und rasch wieder von ihr abgestoßen werden sollte. Die neueste Entwicklung hat in der Logik imponierende Fortschritte gezeitigt; man hat (ich denke vor allem an RUSSELL) eine Reinigung und Verallgemeinerung und damit eine Leistung vollbracht, die des Vergleiches mit der Schöpfung der Logik durch ARISTOTELES würdig ist. Die Dinge sind auch für die Sprachtheorie von hohem Interesse, wie wir sehen werden. Aber folgendes bedarf der Ausmerzung. Einige verdienstvolle Logistiker (nicht RUSSELL selbst) sind geneigt, nach der Entscheidung, die wir besprochen und gebilligt haben, dem *ich* und *du* (und, wenn sie konsequent genug sind, auch allen anderen Zeigwörtern) zum mindesten, soweit die Wissenschaft mit ihrer Höchstkultur der sprachlichen Darstellung reicht, so etwas wie eine Ausrottungsabsicht anzukündigen. Sogar die Psychologie müsse diese ‚sinnleeren‘ Wörter entbehren lernen, um eine echte Wissenschaft zu werden, das wird heute von einigen Psychologen und vielen Nichtpsychologen mit Pathos und Überzeugungskraft gelehrt. Ja sogar die Umgangssprache, angefangen von der Kinderstube, wo sie gelernt wird, sollte letzten Endes gereinigt werden von diesen vermeintlichen Überbleibseln aus einer überwundenen Phase der Menschheitsgeschichte; denn sie seien Schlupfwinkel der Metaphysik. Wozu denn noch das *ich* und *du*, wenn das sprechenlernende Kind selbst anfangs seinen Eigennamen an Stelle des viel schwierigeren *ich* verwendet?

Versteht sich, daß kein Denker von wissenschaftlichem Gewicht und einiger Menschenkenntnis, wenn er solche Gedanken über die Sprache im Busen hegt und gelegentlich auch laut werden läßt, sich einer Täuschung über den vorerst rein akademischen Charakter seiner Zukunftswünsche hingibt. Allein sie sind doch da, und es liegt ihnen eine im Grunde so einfache, aber radikale Verkenning der Mannigfaltigkeit praktischer Bedürfnisse, denen die Umgangssprache gerecht werden muß und faktisch gerecht wird, zugrunde, daß man es einem Psychologen und Sprachtheoretiker nachsehen muß, wenn er am systematischen Ort d. h. eben bei der Betrachtung der Zeigwörter eine Bemerkung einfügt, die wie ein Plädoyer für sie aussehen mag. Letzten Endes wird auch diese Bemerkung etwas zur Förderung der Sprachtheorie beitragen können.

Wo steht geschrieben, daß eine intersubjektive Verständigung über die Dinge, so wie sie die Menschen brauchen, nur auf dem *einen* Weg über Nennwörter, Begriffszeichen, sprachliche Symbole möglich ist? Ein solches Axiom ist das *proton Pseudos* der Logiker, die ich im Auge habe. Es soll hier kein Wort über die wissenschaftliche Sprache und ihren Aufbau gesagt sein; darin stimme ich weitgehend mit ihnen überein und will nur anmerken, daß sie sich die Sache mit dem ‚Ich‘ in der Psychologie doch wohl zu einfach vorstellen. Doch hier nicht mehr darüber; es geht nur um das Wörtchen *ich* und seine Artgenossen in der Alltagssprache. Die Neuzeit hat im Unterschied von den besten Sprachtheoretikern des Altertums faktisch in das Sprachzeichen *ich* etwas zu viel an philosophischen Spekulationen hineingedacht. Befreit davon steckt gar keine Mystik mehr darin. Die Theorie muß von der schlichten Tatsache ausgehen, daß eine *demonstratio ad oculos* und *ad aures* das einfachste und zweckmäßigste Verhalten ist, das Lebewesen einschlagen können, die im sozialen Kontakt eine erweiterte und verfeinerte Berücksichtigung der Situationsumstände und dazu Zeigwörter brauchen. Wenn A, der Partner von B, auf einer Jagd zu zweien das Wild nicht rechtzeitig sieht, was könnte da einfacher und zweckmäßiger sein als eine *to-deiktische* Geste des B und das dazugehörige Wort, welches den A akustisch erreicht? Wenn A den B aus dem Auge verloren hat, was könnte ihm dienlicher sein als ein *hier* aus dem Munde von B mit klarer Herkunftsqualität? usw.

Kurz gesagt: die geformten Zeigwörter, phonologisch verschieden voneinander wie andere Wörter, steuern den Partner in zweckmäßiger Weise. Der Partner wird angerufen durch sie, und sein suchender Blick, allgemeiner seine suchende Wahrnehmungs-

tätigkeit, seine sinnliche Rezeptionsbereitschaft wird durch die Zeigwörter auf Hilfen verwiesen, gestenartige Hilfen und deren Äquivalente, die seine Orientierung im Bereich der Situationsumstände verbessern, ergänzen. Das ist die Funktion der Zeigwörter im Sprechverkehr, wenn man darauf besteht, diese Funktion auf eine einzige allgemeine Wortformel zu bringen. Diese Formel gilt für alle Zeigarten BRUGMANNs und für alle Modi des Zeigens; für das anaphorische und die Deixis am Phantasma genau so gut wie für die ursprüngliche Art, die demonstratio ad oculos.

Es gibt zum mindesten eine Zeigart, von der man sich kaum vorstellen kann, daß sie in irgendeiner Menschengesprache ganz und gar fehlen sollte. Das ist die Dér-Deixis im Sinne BRUGMANNs. Im logistischen Symbolsystem, das ja auch eine Sprache ist, fehlt zwar die demonstratio ad oculos mit Hilfe to-deiktischer Zeichen, nicht aber deren anaphorischer Gebrauch. Denn Wörter wie *dennach*, *also* u. dgl. m. zurückverweisende Zeichen, die in jedem Beweisgang vorkommen, sind Zeigzeichen. Man kann irgendwelche optische Symbole für sie einführen, das ändert nichts an der Tatsache ihrer Unentbehrlichkeit. Und wenn man an irgendeine illustrative geometrische Figur, sagen wir an die Ecken eines Polygons, wie üblich, Buchstaben schreibt, so ist das eine echte Deixis ad oculos. Denn der Symbolwert dieser dann im Texte verwendeten Buchstaben kann immer nur durch einen Hinblick auf die Figur, also wahrnehmungsmäßig festgestellt werden. Jeder Buchstabe sagt ‚sieh her! ich meine dies‘.

Die Umgangssprache demonstriert häufiger, mannigfaltiger, sorgloser als die Wissenschaft, das ist wahr. Aber sie erfüllt damit ohne allzu viele Mißverständnisse und auf kürzestem Wege die elementarsten praktischen Mitteilungsbedürfnisse der Menschen. Der Vorwurf einer unheilbaren Subjektivität, den man immer wieder gegen Wörter wie *ich* und *du* machen hört und konsequent von ihnen auf alle Zeigwörter ausdehnen darf, beruht auf einem mißverstandenen Anspruch, den man von den Nennwörtern her auch an die Zeigwörter stellt. Sie sind subjektiv in demselben Sinne, wie jeder Wegweiser eine ‚subjektive‘, d. h. nur von seinem Standort aus gültige und fehlerfrei vollziehbare Angabe macht. Die Wegweiser rund um eine Stadt zeigen alle eine objektiv (geographisch) verschiedene Richtung an unter Verwendung eines und desselben Zeichens, nämlich eines ausgestreckten Armes. Und wenn sie *hier* sagen könnten, gäbe dies ein Wort wieder ebenso viele verschiedene Positionen an wie das *hier* aus Menschenmunde. Mit dem *ich* ist es genau so.

Wer kritisch gegen Wörter wie *hier* und *ich* und *jetzt* als Verkehrszeichen den Einwand einer unheilbaren Subjektivität vorbringt, muß von den Verkehrsvereinen auch die Entfernung sämtlicher Wegweiser alten Stils verlangen; oder er muß einsehen, daß er sich von einem unhaltbaren, weil zu engen Axiom eine voreilige Meinung über den Sinn jener Wörter hat eingeben lassen. Das sprachtheoretische Axiom, daß alle Sprachzeichen *Symbole* derselben Art sein müssen, ist zu eng; denn einige darunter wie die Zeigwörter erweisen sich als *Signale*. Und von einem Signal darf man nicht dasselbe verlangen wie von einem (reinen) Symbol, weil zwischen beiden ein sematologischer Unterschied besteht. Die Zeigwörter sind eine eigene Klasse von Signalen, nämlich Rezeptionssignale (verschieden von den Aktionssignalen, zu denen der Imperativ gehört). Ein *dér* oder *ich* löst eine bestimmte Blickwendung u. dgl. und in ihrem Gefolge eine Rezeption aus. Der Imperativ *komm* dagegen ist be-rufen, eine bestimmte Aktion im Hörer auszulösen. Psychologisch Subtileres über die Ordnung, das Koordinationssystem, in welchem die Zeigwörter als Signale klaglos fungieren, folgt im nächsten Paragraphen.

2. Von der Origo des anschaulichen Hier aus werden sprachlich alle anderen Positionen gezeigt, von der Origo Jetzt aus alle anderen Zeitpunkte. Es ist vorerst von nichts als vom *Zeigen* die Rede; selbstverständlich können Positionen, wie alles andere in der Welt, auch durch sprachliche Begriffszeichen angegeben werden. Eine Rede wie ‚die Kirche neben dem Pfarrhaus‘ bestimmt die Position des einen Dinges vom anderen aus und verwendet dazu ein waschechtes Begriffswort, die Präposition *neben*; die Präpositionen im Indogermanischen sind selbst keine Zeigwörter, gehen aber häufig eine Wortehe mit Zeigwörtern ein. So entstehen Komposita vom Typus ‚daneben, danach, hiebei‘ und freie Gruppen vom Typus ‚von jetzt an, auf mich zu‘. In diesen Fügungen wird häufig eine Deixis am Phantasma vollzogen oder sie fungieren zeigend im Modus der Anaphora; es ist zweckmäßig, ihre Behandlung an die Stelle zu verschieben, wo nach einer psychologischen Untersuchung der Zeigmodi die Frage allgemein genug beantwortet werden kann, in welchen Formen sich Zeigen und Nennen zugleich, sei es durch ein einfaches Wort oder durch ein zusammengesetztes, vollbracht wird.

Wir denken nach dieser wichtigen Abscheidung wieder an die Grundzeigwörter *hier*, *jetzt*, *ich* in ihrer sozusagen absoluten Funktion als sprachliche Ortsmarke, Zeitmarke, Individualmarke. Die Kenner des Indogermanischen belehren uns, daß die Personalsuffixe am

Verbum und die isolierten Personalia wie *ich* und *du* im allgemeinen abgehoben sind von den (örtlichen) Positionszeigwörtern. Doch gibt es semantische und Form-Tatsachen genug, an denen eine Abstammungsgemeinschaft und vielfache Kreuzungen der beiden Klassen hervortreten. Noch deutlicher kommt ein solches Hinüber und Herüber in der Geschichte der für das Indogermanische äußerst charakteristischen ‚dritten‘ Person zum Vorschein; ich zitiere aus dem Standardwerk der vergleichenden Grammatik von BRUGMANN-DELBROÜCK:

„Zwischen diesen beiden Gruppen bestehen deutliche Zusammenhänge und Übergänge. Zunächst sind die Pronomina der dritten Person von den Demonstrativa nicht rein zu trennen und fallen begrifflich nicht selten mit ihnen zusammen (von mir gesperrt). Sie sind, wie man sagen dürfte, Demonstrativpronomina in substantivischer Funktion, die auf in Rede Stehendes, auf Ausgesprochenes oder sofort Auszusprechendes, hinweisen [Zeigwörter in anaphorischem Gebrauch also], z. B. franz. *il* aus lat. *ille*, oder got. *is* = nhd. *er*, mit lat. *is* identisch. Aber auch die Ich- und Du-Pronomina scheinen wenigstens zum Teil ursprünglich Demonstrativa gewesen zu sein, indem z. B. griech. *ἐγώ* usw. etymologisch mit ai. *áma-h*, der hier, dieser hier, oder ai. *te* griech. *τοί* lat. *tibi* usw. etymologisch mit ai. *tá-m* griech. *τόν* (Hinweis auf Angeredetes als auf etwas nicht zur Ichsphäre Gehöriges, aber geradeaus vor dem Sprechenden Befindliches) zusammengehören dürfte“ (2. Bd., 2. Teil in 2. Aufl., S. 306f.).

Das ist psychologisch bedacht alles eher denn überraschend; ich stelle einen historischen Sonderfall, der mir psychologisch aufschlußreich zu sein scheint, dazu; es ist der sogenannte persönliche Artikel im Armenischen:

BRUGMANN berichtet darüber im Anschluß an W. VON HUMBOLDT und MEILLET das Folgende: „Der Armenier gebraucht . . . kein demonstratives Pronomen, ohne daß sich damit zugleich mehr oder minder deutlich die Vorstellung der ersten, der zweiten oder der dritten Person verbände. Die betreffenden drei Elemente sind *s*, *d* und *n*. Einem Nomen, Personalpronomen oder Verbum angehängt, fungieren sie als sogenannter persönlicher Artikel. *tēr-s* ‚der Herr hier, dieser Herr‘ kann auch sein ‚ich der Herr‘.“ „*tēr-d* ‚der Herr da‘ kann auch sein ‚du der Herr‘.“ „Wo keine Beziehung zur ersten oder zweiten Person vorliegt, tritt ein *-n* ein, welches die häufigste Artikelform ist.“ „Als selbständige Formen gehören dazu *ai-s* für die erste Person, *ai-d* für die zweite, *ai-n* für die dritte“ (S. 43).

Diesem Bericht über das Armenische muß, wie ich von einem Kenner mündlich erfahren habe, hinzugefügt werden, daß überall, wo es darauf ankommt, geformte Diakritika anderer Art zwischen ‚ich der Herr‘ und ‚der Herr hier‘ usw. zur Verfügung stehen¹⁾; es wäre ja auch einigermaßen verwunderlich, wenn eine moderne indoeuropäische Sprache ohne solche Diakritika auskommen sollte. Immerhin gibt es Konjekturen über dies und das im Bestande der Zeigwörter des Urindoeuropäischen, die das Fehlen solcher Diakritika anzunehmen scheinen.

1) Im Bulgarischen, das manchmal mit angeführt wird, soll die Erscheinung überhaupt nicht vorhanden sein.

Eine der lehrreichsten Hypothesen dieser Art, die ich bei BRUGMANN gefunden habe, ist die über die Herkunft des lateinischen *hic*, das unbestritten zwei Bestandteile enthält, die uralisch **hē-ke* oder **hō-ke* oder **hā-ke* gelautet haben dürften. Ist der zweite Bestandteil ein allgemeines Hinweis-Zeichen, so dreht sich die weitere Diskussion um die Frage: „Wie ist nun **ho-* etymologisch unterzubringen?“ Und da kann man nun sehen, wie in einer der beiden Hypothesen, die BRUGMANN ernst nimmt, aus einem offenbar noch undifferenzierten Zeigwort **gho* zwei Übergänge konstruiert werden, von denen der eine zu dem griechischen ἔγώ, *ēgō* und lateinischen *ego*, der andere zu dem **ho-* in *hic* führt. Das lateinische *hic* neben *ego* am Ende der Entwicklung kann wohl nicht wesentlich anders als unser *hier* neben *ich* ausgelegt werden, d. h. so, daß es hauptamtlich den Positionshinweis neben dem davon getrennten Personalhinweis des *ego* erfüllt. Mag sein, daß es seinen ursprünglichen Gebrauch am nächsten kommt in Sätzen wie ‚tu si hic sis aliter sentias‘. Und dieses *hic* übersetzt BRUGMANN mit ‚ich hier‘.

Das psychologisch Relevante in dieser interessanten Hypothese (VON WINDISCH, J. SCHMIDT, BRUGMANN) wäre also im Sinne unserer phänomenologischen Analyse sehr kurz so zu fassen, daß ein vermutlich ambivalentes **gho* zu den zwei differenzierten Wörtern *hic* und *ego* fortgebildet wurde. Auf dem einen Weg durch Verbindung mit einer allgemeinen Hinweis-Partikel *-ce*, die auch sonst im Lateinischen noch lebendig ist, und auf dem anderen Weg durch eine „analogische Neuerung“ (SCHMIDT). Ich bringe diese Bemerkung nur, um an einem Beispiel zu zeigen, daß und wie man linguistisch arbeiten kann mit dem Modell, das wir durch schlichte phänomenologische Analyse der Verhältnisse gefunden haben. Was ich allgemein sagen will, hängt nicht davon ab, ob die als Beispiel verwendete Hypothese richtig ist oder nicht. Jedenfalls findet die Sprachvergleichung eine Stammverwandtschaft der indogermanischen Wörter, die der BRUGMANNSchen ‚Hier-Deixis‘ dienen und den Pronomina der ersten Person.

Wozu der Psychologe das Wort ergreift, um zu sagen, das sei phänomenologisch so sehr verständlich, daß man es nahezu rückwärts prophezeien könnte. Denn es sei an der Verwendung jedes akustischen Verkehrssignals abzulesen, daß zwei Momente an ihm relevant werden, nämlich erstens seine (räumliche) Herkunftsqualität und zweitens sein akustischer Gesamtcharakter. Und die Lautzeichen der Sprache gehören doch psychologisch zu den akustischen Verkehrssignalen. Für einen sehenden Signalempfänger ist nichts natürlicher, als daß er sich der Schallquelle zuwendet. Die ist bei sprachlichen Verkehrszeichen der Sprecher und steht am Ort des Sprechers. Das *hier* und das *ich* verlangen diese Reaktion gemeinsam oder legen sie zum mindesten nahe. Soweit geht das Identische in ihrer Funktion als Zeigwörter. Dann aber spaltet sich die Intention (das Interesse), das sie empfehlen, um das eine Mal die Position und Milieumstände des Senders und das andere Mal den Sender selbst mit physiognomischem oder pathognomischem Blick zu erfassen. Ein *hier* enthält die Aufforderung, an der Weggabelung die erste, und ein *ich* enthält die Aufforderung, an der Weggabelung die

zweite Interessenrichtung zu verfolgen. Das ist die voraussetzungsärmste und allgemeinste Analyse, die man zu bieten vermag. Es ist (nebenbei gesagt) eine möglichst objektivistisch gehaltene Analyse, die auf das Erlebnis des Sprechers noch gar nicht näher eingeht.

Nichts natürlicher demnach als das Faktum, daß es Phasen in der Sprachentwicklung gibt, wo die Differenzierung an dieser Wegscheide noch nicht eingetreten ist. Vielleicht wissen die Sachverständigen von ganzen Sprachstämmen zu berichten, für die das zutrifft. Jedenfalls aber gehört im Bereich des Indogermanischen das nachgewiesene armenische *ter-s* und das hypothetisch vermutete urindogermanische **gho* dazu. Ich weiß von einem deutschen Kinde zu berichten, das in dem Stadium, wo es sich um die Rezeption und richtige Verwendung des Ich-Wortes bemühte und in einer Situation, wo es wieder einmal *hier* und *ich* verwechselt hatte und von dem erwachsenen Gesprächspartner lachend korrigiert worden war, ärgerlich diese Schrulle der Erwachsenen abwies. Wenn die Entwicklungsregel eines Fortschritts aus weniger differenziertem zu reichem Formenschatz sinngemäß angewendet werden darf, so ist der historische Befund eines indogermanischen Hauptstammes **ko-***ki-* (**kio-*), aus welchem nach der Auffassung der Sachverständigen die meisten Zeigwörter der Hier-Deixis (und doch wohl auch der Ich-Deixis) hervorgegangen sind, parallel zu der Beobachtung an jenem Kinde zu interpretieren. Der **ko*-Stamm „erscheint in sämtlichen Sprachzweigen außer dem Arischen“ stellt BRUGMANN fest¹⁾.

1) Mit der neueren Arbeit von THEODOR BAADER, Die identifizierende Funktion der Ich-Deixis im Indoeuropäischen. Indog. Bibl. 3. Abt., 10. Bd. (1929), bin ich als Laie in diesen Dingen nicht recht fertig geworden. BAADER untersucht die Nennwörter, welche einen k-Stamm enthalten und findet neun Klassen solcher Wörter. Einige von diesen Klassen erwecken in der Tat den Eindruck, als seien sie innerlich zusammengehalten durch Momente, die dem Ich-Bereich und Eigentumsbereich näher stehen als anderes in der Welt der Nennwörter. Der Sprachtheoretiker aber vermißt in dieser Arbeit irgendein Wort darüber, wie sich ihr Verfasser im Bereich des Indogermanischen den allgemeinen Zusammenhang von Zeigwörtern und Nennwörtern vorstellt. Es ist nicht selbstverständlich, daß ein k-Stamm dort und ein k-Stamm hier sphärenverwandt verwendet sein müssen. Und dies dürfte doch wohl die tragende Voraussetzung der ungemein materialgesättigten Untersuchung von BAADER sein. Es gibt Sprachstämme, die offenkundiges Zeigen weitgehend unter Mitverwertung von Nennwörtern vollziehen; BAADER scheint umgekehrt anzunehmen, daß im Indogermanischen der k-Stamm, dessen deiktische Verwendung außer Zweifel steht, auch zum Aufbau einheitlicher Nennwortklassen (und nur für diese?) verwendet wurde.

3. Wenn die immer wieder geforderte gegenseitige wissenschaftliche Handreichung zwischen Psychologie und Linguistik Früchte zeitigen soll, so müssen die Fachmänner auf beiden Seiten den Mut aufbringen, jeder dem anderen ins Konzept zu sprechen. Keiner vermag sich selbst dem Gesetz von der beschränkten menschlichen Fassungskraft zu entziehen. Ein Psychologe hat hier dargelegt, wie er bestimmte linguistische Tatbestände psychologisch zu interpretieren vorschlägt. Sollte dies und das schief oder unvollständig von ihm aufgegriffen sein aus der Linguistik, dann wird von drüben her eine fachmännische Korrektur am Platze sein und die Diskussion um einen Schritt weiter bringen. Am besten die Antwort spricht umgekehrt gleich selbst in das Konzept des Psychologen hinein, wie es vorbildlich von BRUGMANN geschehen ist. Seine phänomenologische Analyse der allgemein menschlichen Sprechsituation und der Faktoren, die in ihr das einzelne Sprachzeichen oder ganze Komplexionen von Sprachzeichen aufnehmen und sinnbestimmend determinieren, ist vorzüglich. Es fehlt ihr nichts als die letzte sprachtheoretische Konsequenz, die daraus zu ziehen ist. Ich zitiere:

„Sie (die Positionszeigwörter) sind nicht nur, wie jeder beliebige Bestandteil der Rede, im allgemeinen eine Aufforderung an den Angeredeten, der betreffenden Vorstellung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, sondern sie sind *zugleich* (von mir gesperrt) lautliche Fingerzeige, hörbare Winke, sie enthalten (wie es WEGENER, Grundfragen des Sprachlebens, S. 100, ausdrückt) immer ein *sieh her!* oder ein *hier gibt es etwas zu sehen*“ (5).

Auffallend und des Nachdenkens wert ist in dieser Bestimmung vor allem anderen das von mir hervorgehobene Wort ‚zugleich‘ und hinzuzufügen ist, daß genau dieselbe Bestimmung und wiederum mit dem merkwürdigen ‚zugleich‘ auch für die Personalia, die Rollenzeigwörter, von BRUGMANN gemacht wird. Wir behaupten: beide sind in ihrer ursprünglichen Form nichts anderes als Zeigwörter; das ist für den Anfang genug. Sie sind nicht nebenbei und von ungefähr auch noch Nennwörter. So etwas kann man nicht nebenbei und wie zur linken Hand auch noch sein. Ein paar Sätze vorher steht im Texte BRUGMANNs: „Mit den anderen Pronomina haben sie gemein, daß sie einen Gegenstand nicht seiner besonderen Qualität nach bezeichnen.“ Das ist die alte Angabe, daß ihnen die Bestimmung der Poiotes zunächst fehlt. Damit mache man ernst und es ist alles in Ordnung. BRUGMANN sagt ferner:

„Die Frage, ob von Anfang an die Demonstrativa, wenn sie auf das gegenwärtig Wahrnehmbare gingen, immer und notwendig mit hinweisenden Gesten verbunden gewesen sind, läßt sich mit den Mitteln der geschichtlichen Forschung nicht entscheiden“ (7f.).

Auch mit den Mitteln der psychologischen Forschung läßt sich das dann nicht entscheiden, wenn unter ‚Geste‘ nur die Fingergeste verstanden wird. Versteht man darunter aber sachgemäß etwas mehr als nur die Fingergeste, dann läßt sich psychologisch sogar noch mehr entscheiden als nur die Streitfrage, wie es am Anfang gewesen sein mag. Es läßt sich nämlich zeigen, wie es heute noch ist und nie anders gewesen sein oder einmal werden kann. Statt der Fingergeste können andere optische oder akustische Leithilfen verwendet werden und statt aller zusammen können indirekt Situationsindizien oder konventionelle Deuthilfen eintreten. Aber etwas von dem damit Aufgezählten darf *nirgends* fehlen.

Und zwar einfach deshalb nicht, weil jedes Zeigwort ohne solche Leitfäden dem Sinn nach unbestimmt ins Blaue hineingeschickt wäre; es gäbe uns nichts anderes an als eine Sphäre, einen „geometrischen Ort“, der uns nicht genügt, um das Etwas darin zu finden. Man denke sofort an diejenige Verwendungsweise der Zeigwörter, von der her der erste Widerspruch gegen unsere These zu erwarten ist, nämlich an den anaphorischen Gebrauch. Wo soll denn ein solcher sinnlicher Leitfaden zu finden sein, wenn ich im Deutschen mit *dieser* und *jener* auf kurz zuvor in derselben Rede Genanntes hinweise? Antwort: Zugegeben, ein sinnlicher Leitfaden ist in diesem Falle nicht vorhanden. Aber an seiner Stelle tritt die Konvention in Kraft, daß der Hörer rückblickend das zuletzt Genannte als das nächste bei *dieser* und das zuerst Genannte als das fernere bei *jener* wieder aufnehmen soll in seinem Denken. Diese Konvention könnte ebensogut umgedreht werden. Dann wäre das in der Rede schon Dagewesene noch einmal in der natürlichen Reihenfolge zu durchlaufen und mit *dieser* das zuerst und mit *jener* das zuletzt Genannte gemeint. Man möchte es fast vor jeder Untersuchung für wahrscheinlich halten, daß auch diese umgedrehte Konvention hier oder dort in Sprachgemeinschaften usuell ist.

Auf jeden Fall wird deutlich, was zum Ersatz sinnlicher Leitfäden der Deixis dienen kann. Es ist, wo phonematische Hilfen wie die Kongruenz u. dgl. m. fehlen, ein Ordnungsschema aus dem Bereich des Zeigfeldes. Dieser Begriff wird später noch im Detail zu erläutern sein. Wenn ich einem Fremden auf der Straße sage: „Gehen sie gerade aus, die zweite Querstraße rechts ist, was sie suchen“ — dann verfare ich im Prinzip genau so, wie bei der Benützung eines derartigen Ordnungsschemas an Stelle eines sinnlichen Leitfadens der sprachlichen Deixis. Denn ich benütze das

vor uns beiden liegende Straßennetz als Ordnungsschema und darin die zufällige oder von mir absichtlich hergestellte Raumorientierung des Fragenden; in diesem Koordinationssystem spreche ich zu ihm. Die Wörter ‚gerade aus‘ und ‚rechts‘ in meiner Rede wären gar nicht eindeutig, wenn der Fremde nicht mit der Nase schon dahin gerichtet wäre, wohin er gehen soll.

4. Dann das *ich* und das *du*. Es ist ein gesunder und fruchtbarer Grundsatz der Wortforschung, die Ausgangsbedeutung in der sinnlichen Anschauung zu suchen. Jeder Mensch kann mich ansprechen und *ich* sagen. Ich werde ihn ansehen oder, wo dies unmöglich ist, nur hinhorchen auf den Sprecher. Daß es geschehe mit physiognomischem oder pathognomischem Blick, dies und nichts anderes ist die Ausgangsbedeutung von *ich*, ist seine Urfunktion. Die Wörter *ich* und *du* weisen kurz gesagt auf die Rollenträger im aktuellen Sprechdrama, auf die Rollenträger der Sprechhandlung hin. Die Griechen hatten in dem Worte Prosopon einen ausgezeichneten Namen dafür und die Lateiner meinten mit persona auch nichts anderes als die Rolle im Sprechakt. Auf diese antike Bedeutung des Namens persona muß die Sprachtheorie mit voller Klarheit und Konsequenz zurückgreifen. An BRUGMANN-DELBÜCK ist an diesem Punkte nichts auszusetzen, sondern nur die Forderung nach Konsequenz zu erheben. Die Personalia, z. B. *ich* und *du*, *bezeichnen* im Hauptberuf und von allem Anfang an nicht den Sender und Empfänger der Sprachbotschaft wie die *Namen* Bezeichnungen sind, sondern sie weisen nur hin auf diese Rollenträger in dem Sinne, wie das treffend schon bei Apollonius steht.

Gewiß, wenn ein Bekannter *ich* zu mir sagt, klingt mehr an, und wenn einer vor der Türe draußen auf meine Frage ‚wer da‘ mit *ich* antwortet, so verläßt er sich darauf, daß ich ihn am Klange seiner Stimme aus der Schar meiner näheren Bekannten heraus individuell erkenne. Das phonologisch geprägte und von allen anderen Wörtern der deutschen Sprache genügend scharf abgehobene Formgebilde *ich* erklingt phonologisch gleichförmig aus Millionen von Mündern. Nur die Stimmaterie, das Klanggesicht, individualisiert es und das ist der Sinn der Antwort *ich* meines Besuchers vor der Türe, daß das phonematische Gepräge, das sprachliche Formmoment an seinem *ich* mich, den Fragenden, auf den Stimmcharakter hinweist. Zugegeben, daß dies eine sehr merkwürdige Relation ist; die Form eines Etwas ist dazu da, auf die Besonderheit des Stoffes, an dem die Form realisiert ist, hinzuweisen. Doch steht diese Relation nicht ganz so isoliert in der Welt, wie man denken

könnte. Es sei hier aber der Kürze halber auf die Erörterung illustrierender Parallelbeispiele verzichtet.

Noch einmal: die Funktion dieses geformten Sprachgebildes als Verkehrsmittel erschöpft sich in dem einfachen und durchsichtigen Fall, den wir fingiert haben, der Hauptsache nach darin, daß es den physiognomischen „Blick“ des Empfängers auf den Stimmcharakter lenkt. Gleichviel ob mit Auge und Ohr zugleich oder nur mit dem Ohr, der Empfänger soll wahrnehmend den Sender erfassen. Nichts also von dem Wer oder Was des zu Erfassenden ist der Wortform als solcher bedeutungsmäßig zugeordnet. Darum ist *ich* fürs erste kein Name. Aber der Klangmaterie, durch die das der Form nach identische Wort *ich* jetzt so und dann aus einem anderen Munde wieder anders realisiert wird, ist allerhand abzuhören. Unser Sender vor der Türe verläßt sich darauf, daß er individuell an dieser Materie erkannt wird. Was diesem Zeigwort *ich* an neuen Funktionen im Satzzusammenhang aufgegeben wird und was Psychologen und Philosophen daraus machen, wenn sie es zum wissenschaftlichen Begriffswort erwählen, gehört nicht hierher.

Man denke zum Vergleich noch an die Funktion des Eigennamens, der wirklich ein Name ist; mein Besucher vor der Türe produziere, wenn er an der Stimme nicht erkannt wird, seinen Eigennamen. (Das ganze Vorspiel mit dem *ich* hat er überhaupt nur, so sei zu seiner Rechtfertigung angenommen, zur Belehrung der Sprachtheoretiker aufgeführt). Der Eigenname ist ein Sprachgebilde, das im Kreise derer, die es kennen und verwenden, seiner *Form* nach berufen ist, als Individualzeichen zu fungieren. J. ST. MILL illustriert die Funktion der Eigennamen an der berühmten Räubergeschichte aus Tausend und eine Nacht, wo einer aus der Bande einen Rötelstrich an dem Stadthaus anbringt, um es, wenn er mit seinen Genossen zurückkäme, aus der Schar der Häuser wieder zu erkennen. Genau so wie dieser Rötelstrich erschöpft sich die Funktion des Eigennamens nach J. ST. MILL als Diakritikon, als reines Individualzeichen, während der Artnamen eine „connotation“ enthält. Das letztere geht uns noch nichts an. Jedenfalls aber erkennt man den Charakter des Eigennamens als eines Nennwortes daran, daß dies Sprachzeichen aus irgend welchen Sprechers Munde kommen kann, die Lautmaterie in ihm ist irrelevant für seine Nennfunktion. Nicht an dem Stimmcharakter, sondern an der phonematischen Prägung haftet die Funktion des Eigennamens als Individualzeichen. Situationsmäßig äquivalent ist ihm das *ich* meines Besuchers vor der Türe nur dann, wenn man in der

Äußerung *ich* den diakritischen Wert des Stimmcharakters dazu-rechnet.

Genug, wenn die primäre Bedeutungserfüllung des *ich* an einem einzigen Beispiel begrifflich erläutert ist. Mit dem *du* ist es ähnlich. Nur muß man bei ihm theoretisch von vornherein auch die Fälle ins Auge fassen, wo es als so gut wie reines Appellwort verwendet wird: *du (paß mal auf)*, *ich will dir was sagen*. Das ist ein Auftakt im Nahverkehr, der mit einem Appellwort beginnt und dann die Rollen der angekündigten Sprechhandlung verteilt. Man kann einfach genug mit dem Ton eines solchen appellierenden *du* auch ein Ausdrucks- und Aufforderungsregister ziehen, wie man es im Prinzip mit dem Ton und anderen Modifikationen bei jedem Worte ziehen kann. Das gehört in ein anderes Kapitel der Sprachtheorie und soll uns hier nicht beschäftigen. Die einigermaßen reine Zeigfunktion des *du* scheint in solchen Wendungen des Gespräches auf, wo sich der Sender versucht fühlt, das Wort mit einer Finger-geste oder anderen anschaulichen Zielmitteln eindeutig zu machen. Ein *du da*; *du dort* u. dgl. m. unterscheidet sich in solchen Fällen von dem *dér da*, *dér dort* nur durch das Prosopon im Sinne der griechischen Grammatiker. Daß es überhaupt ein drittes Prosopon gibt und daß ihm sowohl in den reinen, d. h. von Positionszeigwerten freien Personalzeigwörtern wie *er*, *sie*, *es* als auch in den Positionszeichen wie *dér*, *dic*, *dás* das Diakritikon des grammatischen Geschlechtes verliehen wird, ist eine Angelegenheit der indogermanischen Sprachen, die nicht mehr zu dem engeren Thema der Zeigwörter gehört, wie wir es uns hier abgegrenzt haben. Das *ich* und *du* könnten ebenso behandelt werden und das dritte Prosopon könnte ganz fehlen. Die Positionszeigwörter der BRUGMANNschen Dér-Deixis wären dann sowohl in der demonstratio ad oculos wie im anaphorischen Gebrauch rein „unpersönliche“ Zeigwörter, wie sie es vielleicht faktisch einmal in den indogermanischen Sprachen, als sie noch den Charakter indeklinabler ‚Partikeln‘ hatten, gewesen sind.

5. Über die Herkunft der heute in mehreren Wortklassen anzu-treffenden deiktischen Wörter ist man im Kreise der Historiker, soweit ich sehen kann, derselben Meinung. Bei BRUGMANN-DEL-BRÜCK wird die übliche Lehre so gefaßt:

„Vielleicht sind alle Demonstrativa einmal deiktische Partikeln, also indeklinable Wörter gewesen. Sie traten, wenn der Gegenstand zugleich genannt war, vor oder hinter seine Bezeichnung. Dergleichen Partikeln finden sich in attributiver Verbindung mit Substantiva auch noch vielfach in den historischen Perioden der indogermanischen Sprachen, z. B. nhd. *der mensch da*, *da der mensch*,

du da. Für diesen Ursprung der deklinierten Pronomina läßt sich mehreres geltend machen“ (311).

Gewiß, und die von BRUGMANN selbst angeführten Gründe scheinen mir sehr gewichtig zu sein (s. bes. S. 307ff.). Die Frage des Systematikers aber lautet, ob solche indeklinable deiktische Partikeln auch schon für Namen stehen und darum mit Recht Pronomina genannt werden dürfen oder nicht. Wer diese Frage verneint, muß konsequent genug sein und anerkennen, daß die ganze Klasse nicht durch das Merkmal der pronominalen Verwendung, sondern durch das Merkmal der deiktischen Funktion zusammengehalten wird. Am deutlichsten wird dies, wenn man die Konjunktionen daneben hält.

Um den wohl nie verkannten deiktischen Gehalt der Konjunktionen mit den Worten eines Sachverständigen festzulegen, sei ein Zitat aus der lateinischen Grammatik von STOLZ-SCHMALZ eingefügt:

„Die Bindewörter (Konjunktionen) lassen sich einteilen in ursprünglich hinweisende (deiktische, sowohl bei- als unterordnend) und in rein verknüpfende (der Fortsetzung [*und*], Steigerung [*auch*] oder dem Gegensatz [*jedoch*] dienende, meist beiordnend); ein scharfer Gegensatz besteht zwischen beiden Gruppen schon deswegen nicht, weil viele rein verknüpfende Konjunktionen (vgl. *nam*, *tamen* u. a.) aus demonstrativer Grundlage unter Verflüchtigung ihres deiktischen Sinnes erwachsen sind“. 5. Aufl. von J. B. Hofmann, S. 653, die Sperrung am Ende und die deutschen Beispiele in [...] von mir; den deiktischen Gehalt der Konjunktionen erkennt auch KALEPKY, Neuaufbau der Grammatik (1928). S. 55ff.; er nennt sie ‚Markierwörter‘.

Auch dies steht in völliger Harmonie mit der schlichten phänomenologischen Analyse. Man braucht mit dem Autor nicht einmal darüber in Streit zu geraten, ob er wirklich im Lateinischen Konjunktionen nachweisen kann, die nicht ursprünglich deiktische Partikeln waren, wenn nur das mit der ‚Verflüchtigung‘ so verstanden werden darf, daß die schärfste Analyse heute immer noch etwas von dem Verflüchtigten verspürt und feststellt.

Schließlich wird, wenn man bei BRUGMANN-DELBRÜCK alle Sonderklassen, die dem Oberbegriff ‚Pronomina‘ eingeordnet sind, einzeln daraufhin durchsieht, immer wieder irgendwo gesagt, sie seien einmal Zeigwörter gewesen oder seien es jetzt noch nebenbei: So heißt es z. B. über die Relativa:

„Als Relativum fungiert seit urindogermanischer Zeit der Stamm **i-* **iō-s*, **iā*, **iō-d*“. „*iō-s* war dann ursprünglich ein *anaphorisches Demonstrativum* (von mir hervorgehoben), das auf einen nominalen oder pronominalen Substantivbegriff des vorausgehenden Satzes hinwies“ (347).

Schön; und die phänomenologische Analyse würde von einem weit und exakt genug gefaßten Begriff des Anaphorischen ausgehend

feststellen, daß die Relativa ihren deiktischen Beruf niemals eingebüßt haben, sondern ihn bis heute erfüllen, unbeschadet der logischen Differenzierung, die eingetreten ist zwischen ihnen und den übrigen satzverbindenden Partikeln.

Schließlich sieht sich ein Theoretiker um nach den entscheidenden Ordnungsgesichtspunkten der Gesamtklasse ‚Pronomina‘ und findet Sätze, die er nicht unwidersprochen hinnehmen kann:

„Die Pronomina sondern sich zunächst in zwei Hauptgruppen. 1. Die Demonstrativ- und Fragepronomina mit dem Relativum und dem Indefinitum, *die irgend welche Begriffe stellvertretend andeuten*. Den Hauptbestandteil dieser Gruppe bilden die hinweisenden Pronomina, die mit zu den ältesten Bestandteilen jeder Sprache gehören. 2. Die Personal- und Possessivpronomina, *die den Begriff der Person zu ihrer selbständigen Grundlage haben*. Sie bezeichnen die Personen der Unterredung, das Ich und Du, Wir und Ihr und die sogenannten dritten Personen, auf die sich die Rede bezieht. Die herkömmliche Bezeichnung Possessiva ist zu enge, da außer dem Besitz auch andere Beziehungen durch diese adjektivistischen Formen ausgedrückt werden, z. B. *odium tuum* nicht nur ‚Haß, den du hast‘, sondern auch ‚Haß gegen dich‘ (2. Bd., 2. Teil in 2. Aufl. [1911], S. 302ff.).

Man braucht auf Klassifikationen keinen übertriebenen Wert zu legen; allein die von mir hervorgehobenen Definitionen enthalten oder verbergen eine Unklarheit von weittragender Bedeutung, an welcher ein Logiker nicht achtlos vorübergehen darf. Den modernen Sprachhistorikern konnte die enge Verwandtschaft der beiden Gruppen nicht verborgen bleiben; allein dieser Fund wurde durch die in Rede stehenden Definitionen nicht aufgeklärt, sondern eher zu einem Rätsel gemacht. Wie kommt es, daß Wörter, die angeblich berufen sind, ‚irgendwelche Begriffe stellvertretend anzudeuten‘ und andere, die eine so spezifische Funktion haben wie die Personalialia, stammverwandt sind und im Lauf der Sprachgeschichte vielfach hinüber und herüber ihre Funktion gewechselt haben? Kurz und bündig: die erste der beiden BRUGMANNschen Definitionen ist unhaltbar; die Demonstrativa sind ursprünglich und ihrer Hauptfunktion nach keine Begriffszeichen, weder direkte noch stellvertretende, sondern es sind, wie ihr Name richtig sagt, ‚Zeigwörter‘, und das ist etwas ganz anderes als die echten Begriffszeichen, nämlich die ‚Nennwörter‘. Auch die Personalialia sind Zeigwörter und daher die Stammverwandtschaft der beiden Gruppen. Man muß das deiktische Moment zum Merkmal des Gattungsbegriffes erheben, dann wird eine Reihe klassifikatorischer Schiefheiten aus der Terminologie der Grammatiker verschwinden und das natürliche Gesamtsystem der Zeigwörter sichtbar werden.

6. Wenn man von der Lektüre der Monographie BRUGMANN über die Demonstrativa zu BRUGMANN-DELBRÜCK kommt, versteht man

zunächst gar nicht, warum das überall gefundene und anerkannte deiktische Moment nicht resolut, so wie wir es fordern, zum Merkmal der ganzen Klasse erhoben wird. Eine Besinnung auf die Grundlagen der tradierten Terminologie, die von den antiken Grammatikern geschaffen worden ist, würde vielleicht in dem, wogegen unsere Kritik sich richtet, ein interessantes Überbleibsel jener Art Verquickung von Grammatik und Logik erkennen, gegen die STEINTHAL und seine Zeitgenossen im 19. Jahrhundert zuerst Sturm gelaufen sind. Der Logiker ist berufsmäßig geneigt, in den Wörtern nichts anderes als Begriffszeichen zu sehen. Findet er eine ganze Klasse von Wörtern, die keine direkten Begriffszeichen, keine Nennwörter sind, so hebt er an ihnen etwas hervor, was doch noch gestattet, sie irgendwie mit den Namen in eine Reihe zu bringen. Sie sind ihm dann zwar selbst keine echten Namen mehr, wohl aber Stellvertreter von Namen, Pronomina. So dürfte (schematisch geschildert) im Geiste der antiken Grammatik, die programmgemäß als ein Stück der Logik behandelt wurde, der Oberbegriff Pronomina entstanden sein.

Zugegeben, daß darin nicht nur ein Körnchen, sondern ein dicker Kern von Wahrheit enthalten ist. Und wenn auch ebenso zugegeben werden muß, daß die Hand der Logiker manchmal unglücklich in die Angelegenheiten der Sprachtheorie eingegriffen hat, so wäre ich trotzdem bereit, den Beweis anzutreten, daß alle bis heute in der Linguistik erfolgten Tempelaustreibungen der Logik so geendet haben, daß man das bekannte lateinische Sprichwort umdichten möchte: *logicam expellas furca ...* Deshalb ist es wichtig, Entgleisungen aus mißverständlicher Anwendung logischer Einsichten auf das vorbestimmte und natürliche Gerät des menschlichen Denkens, die Sprache, schon auf dem Boden der Logik selbst aufzudecken und unschädlich zu machen. So haben wir die Verwendbarkeit von Zeigzeichen im intersubjektiven Verkehr rein „logisch“ zu erweisen versucht und gewissen übereifrigen Sprachreinigern vordemonstriert, daß sie selbst in ihrer künstlichen Sprache der Zeigzeichen faktisch nicht entraten können.

Die Angelegenheit der ‚Pronomina‘ ist viel verwickelter, interessanter und aufschlußreicher, als es die ziemlich robusten Tempelaustreiber vom Geiste STEINTHALS wahrhaben mögen. Denn es ist dokumentarisch zu beweisen, daß die genialen ersten griechischen Grammatiker eine unübertrefflich klare Einsicht in den *semantologischen* Unterschied von Zeigen und Nennen gehabt haben. Die Stoiker und APOLLONIOS DYSKOLOS haben nach dem Ausweis von

STEINTHAL¹⁾ die Scheidung von Nennwörtern und Zeigwörtern treffend vollzogen, APOLLONIOS in etwas anderer ontologischer Einkleidung als die Stoiker. Doch kommt es selbstverständlich auf die ganze Metaphysik, die da mit hineinspielt, nicht an. Entscheidend ist die Erkenntnis, daß nur die Nennwörter ihren Gegenstand als ein so und so Beschaffenes charakterisieren, daß nur sie ihren Gegenstand als ein Etwas, unterschieden von anderem, nach seiner Wasbestimmtheit (*ποιότης*) fassen, während die Pronomina sich nach APOLLONIOS mit einer Deixis auf das Etwas hin, das sie treffen wollen, begnügen.

„Ihr Wesen ist ... Hinweisung auf gegenwärtige Gegenstände, oder *ἀναγορά*, Rückbeziehung auf Abwesendes, aber schon Bekanntes. Durch die *δεξις* auf *τὰ ἐπὶ ὅντι ὄντα* entsteht eine *πρώτη γνώσις*, durch *ἀναγορά* eine *δευτέρα γνώσις*.“ Und die Personalpronomina werden darin den übrigen durchaus gleichgestellt. „Die Pronomina der ersten und zweiten Person sind *δεικνύσαι*“, die der dritten Person teilweise deiktisch und anaphorisch zugleich, teilweise anaphorisch allein“ (316).

Das ist, wie gesagt, die eine Seite des Tatbestandes. Es fehlt aber die Konsequenz, die der Logiker daraus ziehen muß und die wir explizite ziehen werden. Den Griechen fehlte der Einblick in die historischen Zusammenhänge der Dinge; sie wußten nicht wie BRUGMANN-DELBRÜCK, daß alle indogermanischen Demonstrativa vermutlich einmal ‚deiktische Partikeln‘ gewesen sind. Schon der wegwerfende Name ‚Partikeln‘, d. h. Schnitzeln der Rede, die übrig bleiben, nachdem man die edleren und tragenden Bestandteile systematisch behandelt hat, paßt heute nicht mehr recht in die Terminologie. Aber sie waren doch da, diese Partikeln, und haben offenbar auch zu einer Zeit schon ihre Funktion erfüllt, wo sie noch nicht die spätere Rolle der Pronomina übernommen hatten. Ich behaupte, diese älteste Funktion, die nicht verloren gegangen ist, müsse zum Range des Klassenmerkmals erhoben werden.

Sie kann logisch einwandfrei dazu erhoben werden von einer *Zweifelderlehre* und nur von ihr. Die Zeigwörter bedürfen nicht des Symbolfeldes der Sprache, um ihre volle und präzise Leistung zu erfüllen; sie bedürfen aber des Zeigfeldes und der Determination von Fall zu Fall aus dem Zeigfeld oder, wie WEGENER-BRUGMANN noch sagten: der anschaulichen Momente einer gegebenen Sprechsituation. Mit den Nennwörtern verhält es sich in diesem Punkte ganz anders; sie können zwar empirisch (oder wie man früher

1) Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, 2. Aufl., 2. Teil (1891), S. 313 und 316.

sagte: elliptisch) in einem Zeigfeld stehend ihren vollendeten Sinn erfahren. Allein das ist nicht unerlässlich; sondern im vollendeten Darstellungssatze vom Typus $S \rightarrow P$ erscheint die sprachliche Darstellung in hohem Maße erlöst aus konkreten Situationshilfen. Und diesen Musterfall allein hatten die griechischen Grammatiker vor Augen. Hier wird die Frage nicht nur sinnvoll, sondern unerlässlich an jede Wortart gerichtet: was leistet ihr im Satze, was ist dort eure Funktion? Die Antwort fällt den „Partikeln“ schwer oder ist sogar unmöglich. Die Zeigwörter antworten zum größten Teil (aber durchaus nicht alle): wir vertreten die Nomina. Und faktisch wurden die urindogermanischen Partikeln im Lauf der Sprachgeschichte mehr und mehr und differenzierter dazu herangezogen und dafür ausgestattet. Aber es ist ihnen nach Ausweis der Sprachgeschichte schwer genug gefallen, sich einigermaßen und mehr schlecht als recht dem Kasusystem der von ihnen vertretenen Nennwörter einzufügen und anzupassen.

Soweit sie es getan haben, müssen sie in einer ordentlich aufgebauten Syntax behandelt werden; und so ist es seit zweitausend Jahren üblich. Nur darf man sich dann in einer solchen syntaktischen Theorie nicht wie es üblich ist, mit semantischen Angaben wie der aus BRUGMANN-DELBRÜCK, daß sie „irgendwelche Begriffe stellvertretend andeuten“ zufrieden geben. Wir selbst werden im letzten Paragraphen dieses Buches die Rolle der Anaphora im Satzgefüge zum Thema erheben; das ist, wie mir scheint, die sachgemäße syntaktische Analyse der Zeigwörter.

Vorerst aber ging es nur um ihre korrekte sematologische Bestimmung und dabei hat jede Wortklasse ein Recht darauf, vom Theoretiker in ihrer Eigenart erfaßt zu werden; wenn sie wie die Zeigwörter im Lauf der Sprachgeschichte anerkannt jüngere Funktionen übernimmt und Verbindungen mit anderen Wortarten eingeht, so muß das notiert werden, darf aber nicht dazu führen, daß man das nie aufgegebenes Wesensmoment in ihrer Funktion aus dem Auge verliert. Das übliche Verfahren führt zu begrifflichen Überschneidungen und Plackereien. Wenn man der Klasse, wie üblich, den Taufnamen ‚Pronomina‘ verleiht, so melden sich die ungetauften und untaufbaren ‚Partikeln‘, die nach dem Ausweis der Sprachgeschichte mit zur Familie gehören, und erheben Einspruch dagegen; es melden sich ebenso die Konjunktionen, die keine Pronomina sind. Und was beide zu sagen haben, lautet bestimmt und vornehmlich genug: demonstrare necesse est, stare pro nominibus non est necesse.

§ 8. Die Deixis am Phantasma und der anaphorische Gebrauch der Zeigwörter.

Man weist mit *dieser* und *jener* (oder *hier* und *dort* u. dgl. m.) auf- soeben in der Rede Behandeltes zurück, man weist mit *dér* (*derjenige*) und anderen Zeigwörtern auf sofort zu Behandelndes voraus. Das heißt von alters her Anaphora. Wer sie in ihrem ganzen Bereich ausmessen will, darf nicht vergessen, das Moment des Zeigens auch in solchen Wörtern noch aufzusuchen, wo es mit spezielleren grammatischen Funktionen verquickt ist. So enthalten nicht nur die Relativpronomina im engeren Sinn des Wortes, sondern auch die indogermanischen Konjunktionen ein Moment des Zeigens, und zwar eines Zeigens auf etwas, was nicht an Plätzen des Wahrnehmungsraumes, sondern an Plätzen im Ganzen der Rede aufgesucht und vorgefunden werden soll. Ich verweise zur Illustration etwa auf das deutsche *da* in den verschiedenen Funktionen, die es allein und in Verquickung mit anderen Partikeln erfüllt. Es ist im Wahrnehmungsfeld ein Positionszeigwort; es wird anaphorisch in *darum* = *deshalb* und in dem (sowohl sachzeitlich wie anaphorisch verwendeten) *danach*; und schließlich erscheint es isoliert wieder als Konjunktion in Begründungssätzen (= weil), womit ihm aber das anaphorische Moment (zurück oder vorwärts) keineswegs verloren gegangen ist.

So weit, glaube ich, muß man im ersten Anlauf den Begriff des Anaphorischen fassen, um historisch Zusammengehörendes nicht auseinanderzureißen und sachlich dem Gesamtatbestand des Zeigens gerecht zu werden. Einfach genug: es gibt auch ein Zeigen auf Plätze im Aufbau der Rede, und die indogermanischen Sprachen benützen für dieses Zeigen zum guten Teil dieselben Wörter wie für die demonstratio ad oculos. Einfach (wie wir es nannten) ist, wenn nicht mehr, so zum mindesten die Beschreibung des Tatbestandes: eine Ordnung dort im Raume und Stellen darin - eine Ordnung hier im Abfluß der Rede und Plätze darin, oder Redeteile, auf die verwiesen wird, um das Gemeinte zu treffen; und der Verweis erfolgt im großen und ganzen mit Hilfe desselben Apparates von Zeigwörtern.

Psychologisch betrachtet setzt jeder anaphorische Gebrauch der Zeigwörter das eine voraus, daß Sender und Empfänger den Redeabfluß als ein Ganzes vor sich haben, auf dessen Teile man zurück- und vorgreifen kann¹⁾. Sender und Empfänger müssen also dies Ganze soweit präsent haben, daß ein Wandern

1) Das „Vorgreifen“ auf noch nicht Gesagtes ist psychologisch durchaus verständlich, seitdem wir wissen, wie regelmäßig dem erst noch zu erfüllenden ein mehr oder minder „leeres“ Satzschema in unserem Denken vorausleitet. Auf Plätze

möglich ist, vergleichbar dem Wandern des Blickes an einem optisch präsenten Gegenstand. Das alles überrascht den Psychologen nicht; denn er weiß, daß nicht nur der Redefluß, sondern auch andere geformte akustische Reihen ein solches Wandern, Wiederaufnehmen und Vorkonstruieren verlangen und gestatten. Die adäquate Produktion und Aufnahme jedes Musikstückes z. B. verlangt nicht gerade dasselbe, aber Ähnliches. Setzen wir also derartige Operationen im Bereich des sogenannten unmittelbaren Gedächtnisses oder richtiger gesagt am unmittelbar Behaltenden als bekannt voraus, dann ist die psychologische Grundlage des anaphorischen Zeigens angegeben; wir brauchen darüber nichts Spezielles zu ermitteln.

Es sei denn, ein scharfer Analytiker komme schon hier dahinter, daß der zur Erläuterung angesetzte Vergleich des sprachlich anaphorischen Verfahrens mit dem, was man bei der detaillierten Aufnahme eines musikalischen Ganzen oder eines optisch ausgebreiteten Gegenstandes beobachten kann, auf einem Beine hinkt. In der Tat bestehen einige bemerkenswerte Unterschiede. Vor allem: weder auf einem Gemälde noch im Gefüge eines Musikstückes gibt es *eigene Zeichen*, die ausschließlich oder hauptsächlich dazu berufen sind, als Wegweiser des Blickes zu fungieren, vergleichbar den anaphorischen Zeigwörtern. Wir erkennen dies an und merken es vor zu einer befriedigenden Erledigung im Schlußparagraphen. Es ist so, daß uns diese einfache Erkenntnis dort zum Schlüssel wird für das Verständnis einer der merkwürdigsten Eigenschaften sprachlicher Gefüge. Einstweilen aber genügt der Vergleich, soweit in diesem Schema erfolgt der Vorverweis. BRUGMANN nennt den Vorverweis einmal ‚präparatorische‘ Verwendung der Demonstrativa im Unterschied von der rückverweisenden Anaphora. Der neue Terminus ‚präparatorisch‘ ist nicht sehr scharf; wo unterschieden werden muß, sagen wir Rückverweis und Vorverweis (oder Rückblick und Vorblick). Sonst müßte man ein zweites Wort aus dem Griechischen suchen und dies wäre *Kataphora*. Die griechischen Sprachgelehrten sagten wie wir ‚oben‘ und ‚unten im Texte‘ (*ἄνω* und *κάτω*); sie hatten ein gutes Recht dazu im Hinblick auf ihre Textrollen. Wir werden uns diese Entstehung vormerken für die exakt theoretische Behandlung der Anaphora und Kataphora; im Zeitalter BRUGMANNS war die Einsicht in den wahren Charakter der beiden verloren gegangen, sie muß wiederhergestellt werden. — Ob das am optischen Text gewonnene sprachliche Bild und die Namen zwanglos auch auf die akustische Erscheinungsform der Rede übersetzbar seien, ist eine sekundäre Frage, die immerhin gestellt werden kann. Falls es in die Vergangenheit zurück „hinauf“ geht, so müßte der Vorblick in die Zukunft „hinab“ gerichtet sein. Es sei denn, die Griechen hätten sich den Gegenwartsaugenblick wie einen Tiefpunkt vorgestellt, von dem aus es nach beiden Seiten ‚hinauf‘ geht. Nun dann wäre das eine Wort Anaphora für beides auch vom sinnlichen Bild her gerechtfertigt. Wie blicken eigentlich die Völker des Erdkreises in die Vergangenheit und wie in die Zukunft?

er nicht hinkt, es genügt die Feststellung, daß die sprachliche Darstellung eben in gewissem Ausmaß eigene Mittel aufwendet, um das Vor- und Zurückgreifen zu veranlassen und zu steuern, Operationen, die anderwärts ohne solche Mittel erfolgen. Wie reich oder arm das anaphorische Zeigen durch geformte Mittel erfolgen mag, ist eine Spezialangelegenheit der einzelnen Sprachen. Restlos läßt sich das psychologisch erforderliche Vor- und Zurückgreifen nirgends ganz an wohlgeordnete Kommandos binden und auf sie allein einschränken. Es wäre aus mehreren Gründen undurchführbar und außerdem höchst überflüssig, den Empfänger einer verwickelten sprachlichen Botschaft freiheitslos am Gängelband der anaphorischen Zeigwörter zu führen. Genug, daß es in gewissem Ausmaße geschieht. Soviel vorerst über die psychologische Grundlage des Vor- und Rückverweizens. Mit der Anaphora allein aber ist noch nicht alles gesagt.

Wenn der Psychologe irgendwo auf Leistungen im Bereich des sogenannten unmittelbaren Behaltens stößt, dann forscht er nach ähnlichen Leistungen im Bereich des nicht mehr unmittelbaren, sondern mittelbaren Behaltens, d. h. im Bereiche der ausgewachsenen *Erinnerungen* und der konstruktiven *Phantasie*. Seine Erwartung, auch dort den Zeigwörtern zu begegnen, wird nicht enttäuscht, sondern in einem ungeahnten Ausmaß erfüllt. Erfüllt auch die Vorahnung, die wir aus BRUGMANNs hingeworfenen Bemerkungen gewonnen haben, daß ein in der Wurzel der sprachlichen Darstellung angelegtes dramatisches Moment dort besonders rein und wissenschaftlich leicht greifbar zum Vorschein kommen dürfte. Wir wollen diesen dritten Modus des Zeigens die *Deixis am Phantasma* nennen¹⁾. Zu unterscheiden ist also von der demonstratio ad oculos die Anaphora und die Deixis am Phantasma.

Es ist zweckmäßig, die psychologische Analyse mit einer Gegenüberstellung des ersten und dritten Modus zu beginnen und die Anaphora abzutrennen. Sie hebt sich, wie wir sehen werden, in entscheidenden Punkten von den beiden anderen Modi des Zeigens ab und wäre unverständlich, wenn es neben dem Zeigfeld nicht noch ein zweites, nämlich ein Symbolfeld der Sprache, d. h. eine Syntax gäbe. Man kann dies auch so ausdrücken, daß die Anaphora in eminentem Maße gerade dazu berufen erscheint, das Zeigen mit dem eigentlichen Darstellen zu verknüpfen. Es ist zweckmäßiger, sie

1) Das ist ein Terminus, der Mißverständnissen weniger ausgesetzt ist als der Terminus „Anamnestisches Zeigen“, der mir zuerst vorschwebte. Denn anamnestisch ist im Grunde auch die Anaphora, und das eigentlich produktive Moment am konstruierten Phantasma ist nicht anamnestisch, sondern überschreitet die Leistung der reinen Reproduktion.

systematisch erst nach der Lehre vom Symbolfeld der Sprache, und zwar im vierten Kapitel, zu behandeln. Dort wird dann deutlich werden, daß der werdende Kontext einer Rede selbst zum Zeigfeld erhoben wird, wenn wir anaphorisch zeigen; ein höchst merkwürdiges und für die sprachliche Darstellung außerordentlich charakteristisches Phänomen. Die zwei Felder: (sachliches) Zeigfeld und Symbolfeld der Sprache werden also durch ein drittes (wenn man so will) zusammengeschlossen, nämlich durch das kontextliche Zeigfeld. Logisch korrekter aber erscheint es mir, dies dritte nicht als ein *neues* Feld, sondern als eine Unterart des einen Zeigfeldes zu charakterisieren; denn neu und eigenartig ist nur das Moment der Reflexion, durch welche es gewonnen wird. Die werdende Rede wendet sich sozusagen auf sich selbst zurück oder voraus im Phänomen der Anaphora; im übrigen aber sind es (abgesehen von gewissen spezifischen Reflexionswörtern) dieselben Zeigwörter, die dort und hier verwendet werden.

1. Man muß, um die psychologischen Fragen über die Deixis am Phantasma reinlich zu beantworten, etwas weiter ausholen. Wenn einer einem anderen etwas zeigen will, so müssen beide, der Führer und der Geführte, ein hinreichendes Maß harmonischen Orientiertseins besitzen. Des Orientiertseins in einer Ordnung, worin das zu Zeigende seinen Platz hat. Grob erläutert muß ein Stadtführer in der Stadt und der Museumsführer in dem Museum, worin er dies und das zeigen will, orientiert sein. Und der Geführte resp. der Hörer? Es soll bewiesen werden, daß auch er im Falle der sprachlichen Demonstrationen besonders des zweiten und dritten Modus eine gute Portion eigener Aktivität und einen bestimmten Grad von Orientiertheit in der Ordnung des zu Zeigenden mitbringen muß. Solange es nur darauf ankommt, durch Wörter wie *hier* und *dort*, *ich* und *du* mit dem äußeren Auge und Ohr Auffindbares zu treffen, weil es im gemeinsamen Wahrnehmungsfelde präsent ist, braucht man sich um die feinere Analyse des harmonischen Orientiertseins der Partner in diesem Felde nicht eingehend zu kümmern. Wir meinen mit unserem gesunden Menschenverstande die gegebenen Bedingungen hinreichend zu durchschauen, wir glauben zu begreifen, wie und warum der Empfänger trifft, was der Sender intendiert. Die natürlichen (vorsprachlichen) Hilfsmittel, die ihnen dabei zur Verfügung stehen, wurden angegeben und analysiert, soweit wir sie kennen. Dazu ist hier nichts nachzutragen.

Die Verhältnisse ändern sich aber mit einem Schlage, wie es scheint, wenn ein Erzähler den Hörer ins Reich des abwesend Er-

innerbaren oder gar ins Reich der konstruktiven Phantasie führt und ihn dort mit denselben Zeigwörtern traktiert, damit er sehe und höre, was es dort zu sehen und zu hören (und zu tasten, versteht sich, und vielleicht auch einmal zu riechen und zu schmecken) gibt. Nicht mit dem äußeren Auge, Ohr usw., sondern mit dem, was man zum Unterschiede davon in der Umgangssprache und wohl auch aus Bequemlichkeit in der Psychologie das „innere“ oder „geistige“ Auge und Ohr zu nennen pflegt. Die Verhältnisse müssen dort anders werden, wie es scheint, weil jene vorsprachlichen Zeighilfen, die für die demonstratio ad oculos unentbehrlich sind, beim Zeigen am Phantasma wegfallen. Der am Phantasma Geführte kann nicht dem Pfeile eines vom Sprecher ausgestreckten Armes und Zeigefingers mit dem Blicke folgen, um das Etwas *dort* zu finden; er kann nicht die räumliche Herkunftsqualität des Stimmklanges ausnützen, um den Ort eines Sprechers zu finden, welcher *hier* sagt; er hört in der geschriebenen Sprache auch nicht den Stimmcharakter eines abwesenden Sprechers, welcher *ich* sagt. Und doch werden ihm diese und andere Zeigwörter in reicher Mannigfaltigkeit auch in der anschaulichen Erzählung von abwesenden Gegenständen und von abwesenden Erzählern geboten. Man schlage eine beliebige Reiseschilderung oder einen Roman auf, um das Gesagte im Groben auf der ersten Seite bestätigt zu finden. Das psychologisch Feinere daran erfordert freilich etwas mehr an Überlegungen, um es wissenschaftlich zu begreifen.

Die psychologische Kernfrage lautet also, wie ein derartiges Führen und Geführtwerden am Abwesenden möglich ist. Doch wie es in der Wissenschaft vielfach zu gehen pflegt, so wird der Forscher, der dies Fernerliegende erfahren will, von der Sache selbst zunächst gründlich zurückverwiesen auf etwas, was er schon durch und durch zu kennen glaubte, nämlich auf das Zeigen am Anwesenden. Hier muß er sich die Verhältnisse noch einmal mit neuen Augen ansehen, um für die weitere Forschung gerüstet zu sein. Wir sprachen bisher völlig naiv von einem gemeinsamen Wahrnehmungsraum als einer Ordnung, in welcher alles beisammen ist: Zeigobjekte, Sender und Empfänger der Zeiganweisungen, und worin sich die beiden Kontaktpartner harmonisch-sinnvoll benehmen. Das Ineinanderspielen, die Harmonie dieses Benehmens ist nicht so ganz selbstverständlich, wie der psychologisch Naive denken mag. Doch wollen wir die letzten erkenntnistheoretischen Probleme, die von den Tatsachen aufgegeben werden, hier nicht behandeln, sondern uns mit einer möglichst schlichten Beschreibung des Orientiertseins von A und B,

der beiden Gesprächspartner in ihrem Wahrnehmungsraum begnügen.

Das ist deshalb notwendig, weil es sich herausstellt, daß dies Orientiertsein in toto hineinspielt und hinübergangen wird in den ‚Phantasieraum‘, in das Reich des Irgendwo der reinen Phantasie und in das Reich des Da-und-da der Erinnerung. Die Voraussetzung, aus der das Erstaunen über die Möglichkeit der Deixis am Phantasma entsteht, ist zum guten Teil falsch. Es ist gar nicht so, daß die natürlichen Zeighilfen, auf welchen die demonstratio ad oculos beruht, der Deixis am Phantasma restlos mangeln. Sondern es ist so, daß Sprecher und Hörer einer anschaulichen Schilderung von Abwesendem die Gaben und Mittel besitzen, welche es dem Schauspieler auf der Bühne gestatten, Abwesendes präsent zu machen und dem Zuschauer des Spieles, das auf der Bühne Präsenze als eine Mimesis des Abwesenden zu deuten¹⁾. Die ‚anschauliche‘ Sprache ist durch und durch auf dieses Fiktionsspiel eingerichtet und nur soweit die Sprache es ausnützt, sollte man sie als anschaulich bezeichnen. Nur muß es nicht in jeder Hinsicht genau dasselbe sein, was der Schauspieler macht; sondern es gibt daneben eine zweite Möglichkeit, die vom Epiker kultiviert wird. Quod erit demonstrandum.

2. Wer immer im Wachzustand und „bei sich“ ist, befindet sich orientiert in seiner gegebenen Wahrnehmungssituation und das heißt zunächst einmal, daß alle Sinnesdaten, die ihm zufließen, eingetragen sind in eine Ordnung, ein Koordinationssystem, dessen Origo (Koordinationsausgangspunkt) das ist, worauf die Zeigwörter *hier, jetzt, ich* hindeuten. Diese drei Wörter müssen zusammen an den Fixpunkt der Ordnung, die wir beschreiben wollen, gesetzt werden. Das Faktum des wachen Orientiertseins wird in der Erlebnispsychologie in verschiedenen Kapiteln behandelt, die man synoptisch ausziehen muß, um sich die für jede gründliche Sprachtheorie unentbehrlichen Informationen aus dem Schatz des wissenschaftlich Festgestellten zu verschaffen. Es gehört nicht allzuviel Buchwissen dazu und das Größte kann jeder phänomenologisch Geschulte mit jener Unbefangenheit, die dann und wann mitten in einer Wissenschaft am Platze ist, auch offenen Auges an Alltagserscheinungen selbst ablesen. Er mache sich z. B. den Unterschied des wachen Bei-sich-seins von der uns allen wohlbekannten Form des Entrücktseins im Traume klar. Es gibt noch andere Formen des

¹⁾ Belege dazu aus Theaterbeobachtungen in meinem Buche „Ausdrucks-theorie“, besonders S. 44ff.

„Entrücktseins“ (der Ekstase), auf die wir hier gar nicht einzugehen brauchen.

Nur eine von ihnen wollen wir im Vorbeigehen noch streifen, weil man methodisch aufschlußreiche Erläuterungen an ihr zu bieten vermag; es sind die Störungen des Beisichseins der Kranken und Verletzten. Wenn einer je wie der Arzt am Krankenbette in die Lage kommt, nachzuforschen, ob ein anderer bei sich ist, so gehört nur ein gewisses Maß von natürlicher Geschicklichkeit oder Praxis in solchen Dingen dazu, um ihm die üblichen ersten Testfragen einzugeben. Wie immer man das im einzelnen anstellen mag, so wird im Groben festgestellt, ob man mit dem Geprüften überhaupt in einen Sprechkontakt gelangen kann, und im Feineren, ob er auf vorsprachliches und sprachliches Zeigen in der uns allen geläufigen Weise anspricht und reagiert. Dabei wird sich herausstellen, ob der Geprüfte die Wahrnehmungsdaten, auf die wir ihn hinlenken, oder die wir ihm künstlich verschaffen, in das *Hier-Jetzt-Ich*-System wie ein Beisichseiender einträgt oder nicht. Es muß aus seinen sprachlichen oder anderen Reaktionen hervorgehen, ob er das Weiße um sich als Bett und Zimmerwände und sich selbst an einem bestimmten Ort in diesem Raumganzen befindlich erfaßt oder nicht. Es muß hervorgehen, ob er von einem *Jetzt* aus das Nächstvergangene und das Kommende geordnet überblickt oder nicht. Es muß hervorgehen, ob er *ich* nicht nur sagen, sondern auch denken kann und was und wieviel von seinen Erinnerungsdaten er geordnet an dieses Augenblicksich anknüpft. Nur eines noch: Es gehört zu solcher Prüfung, daß man die Ansprüche situationsgerecht zu reduzieren vermag. Man kommt mit rein behavioristischen Prüfungsmitteln schon beim menschlichen Säugling und bei Tieren ins Klare darüber, ob sie die ihrer Entwicklungsstufe entsprechende Orientierung in der Wahrnehmungssituation besitzen oder nicht. Ein praktisches Orientiertsein besitzen selbstverständlich auch menschliche Säuglinge und Tiere auf ihrer Stufe und für ihr Aktionssystem.

3. Nun etwas Subtileres über die *räumliche Komponente* in dieser Gesamtorientierung des wachen Menschen, der bei sich ist. Wir sind ja „Sehtiere“, d. h. der Sehraum ist zwar nicht alles, aber steht doch im Vordergrund der räumlichen Orientierung bei uns sehenden Menschen. Auch im Zeigverfahren des Sprechverkehrs, wie wir im Anschluß an BRUGMANN „gesehen“ haben. Wie gehen die Psychologen vor, wenn der (erlebte) Sehraum beschrieben werden soll? Die älteren Sehraum-Phänomenologen wie HERING und HILLEBRAND, HELMHOLTZ, BOURDON, WITASEK u. a. m. kannten dabei

nur einen Ausgang und eine Richtung des Fortschreitens der wissenschaftlichen Analyse. Angenommen alles ruht, die Dinge um uns ebenso wie wir selbst (der ganze Körper, der Kopf und die Augen) und es werde nicht mit zwei, sondern vorerst nur mit einem unbewegten Auge geschaut; es werde nicht „geblickt“, sondern nur aufgenommen, was sich diesem Auge bietet und aufdrängt an Raumdaten aus einem so und so hergerichteten Gesichtsfeld. Dies schien den Älteren der einzig sachgerechte Ausgang der Untersuchung zu sein. Zweiauge und Bewegungen aller Art wurden dann erst sekundär und schrittweise als komplizierende Bedingungen des Raumsehens eingeführt. Nun, wir verdanken jenen Pionieren wahrhaftig genug, um sicher zu sein, daß dieser Ausgang nicht falsch war.

Wir wissen aber ebenso gut, daß die Analyse methodisch genau so einwandfrei am anderen Ende beginnen kann, zur Kontrolle und Vervollständigung der Befunde vielleicht sogar beginnen muß. Angenommen also, einer, der uns Aufschluß geben soll, wandert frei und unbekümmert umher, sagen wir vom Bahnhof einer fremden Stadt ein Stück hinein in das Gewinkel und lebendige Getriebe der Straßen. Er vermag uns nach einiger Zeit Angaben zu machen, von denen wir im Kapitel „Raumorientierung“ ebenso gut ausgehen können. Mag sein, unser Wanderer besinnt sich, weil er zurück muß, und hat die Orientierung zum Bahnhof verloren; oder aber er vermag die Richtung und Entfernung des Bahnhofs mit praktisch ausreichender Genauigkeit anzugeben. Beides ist, wenn richtig aufgenommen und durchdacht, von wissenschaftlichem Interesse. blieb er orientiert, dann liegt eine Leistung vor, die wir potenziert aus Berichten über menschliche Steppenführer und eindrucksvoller, theoretisch vielleicht auch leichter durchsichtig noch, von anderen gut orientierten Lebewesen kennen; Pferde finden zurück und Vögel, auch Ameisen, Bienen und Wespen.

Ich stelle diese bunte Liste von Könnern hier zusammen, um damit anzudeuten, daß der Sprachtheoretiker, welcher sich ernstlich informieren will, nicht versinken und sich verlieren sollte in das physiologische Detail, das hundertmal anders ist, wenn man die ganze Tierreihe und das menschliche Raumorientierungsvermögen durchgeht. Denn gleichviel, wie es geleistet werden mag, so bleibt dies in allen Fällen ein zentrales Faktum, daß ein Registrierapparat fungiert und dem also ausgestatteten Lebewesen eine Art von Orientierungstafel für sein praktisches Verhalten bereit stellt. Jedes von ihnen mag sich bewegen in seiner Art, nach seinem Aktionssystem, so konstatieren wir in schlichten Beobachtungen

das Faktum, daß all die genannten Lebewesen bei ihren Aktionen mehr oder minder weitgehend richtig orientiert bleiben auf bestimmte objektive, für das Tier oder den Menschen lebenswichtige Ortsdaten oder Raumrichtungen hin.

Und wenn eines von den derart orientierten Lebewesen, nämlich der Mensch, den Mund auftut und deiktisch zu sprechen anfängt, so sagt er z. B. *dort! muß der Bahnhof sein*, und nimmt dabei vorübergehend die Haltung eines Wegweisers an. Das Lexikon von Wörtern, die aus demselben Orientiertsein ihre Feldwerte erhalten, ist mit dem *dort* noch keineswegs erschöpft. Wenn derselbe Mensch Wörter wie *vorn-hinten*, *rechts-links*, *oben-unten* verwendet, so wird eine neue Tatsache offenbar, die Tatsache nämlich, daß er in Relation zu seiner optischen Orientierung auch seinen Körper verspürt und zeigend einsetzt. Sein (bewußtes, erlebtes) *Körpertastbild* steht in Relation zum Sehraum. Die Raumorientierung kann nirgendwo bei Tier oder Mensch eine Angelegenheit des isoliert gedachten Gesichtssinns allein sein. Sonst verstünden wir eine Menge wohlbekannter Tatsachen nicht. Wir wissen vom Menschen, daß Daten des Gesichts-, Tast- und Gehörsinns zusammen von jenem bereits genannten Registrierapparat aufgenommen und verwertet und daß von bestimmten Eigenbewegungen unseres Kopfes und Körpers her noch einmal eigene Beiträge, Beiträge der sogenannten Kinästhesis dort mit verbucht werden. Es ist neben anderem der große Regulator des „statischen“ Apparates der Bogengänge, den man bei der Aufzählung nicht vergessen darf. Und was im Speziellen die Verbindung von Sehrichtungen und Körpertastbild, auf die wir gestoßen sind, angeht, so ist über einige wohlbekannte Tatsachen zu berichten, die für ein analytisches Verständnis des sprachlichen Zeigverfahrens von hervorragender Bedeutung sind. Ich werde sie im folgenden Abschnitt so prägnant als möglich wiedergeben.

4. Man weiß vor allem, daß die Origo, der Koordinatenausgangspunkt der Sehrichtungen, im Körpertastbild *wandert*. Das anschauliche *Hier*, selbst wenn es vorwiegend optisch gemeint ist, liegt kurz gesagt im Körpertastbild nicht immer an derselben Stelle. Eine grundlegende Verschiebung erfolgt bereits, wenn man vom Sehfeld des Einauges zu dem einheitlichen Sehfeld des Zweiauges übergeht. Das ist eine Tatsache, die schon den älteren Raumphänomenologen bekannt war; HERING hat, um sie zu fixieren, die theoretische Konstruktion eines Zyklopenauges an der Nasenwurzel vorgeschlagen. Wir sehen faktisch die binokular einheitlichen Sehrichtungen „von dort aus“, wir sehen sie so, als ob jeder von uns

ein Polyphem mit nur einem Zyklopenauge wäre. Woran ein lehrhafter Verehrer der Griechen demonstrieren mag, wie menschlich sinnvoll sie ihre Phantasiegestalten geschaffen haben, während ein moderner Mediziner zu ebenso wichtigen Überlegungen in anderer Richtung kommt. Das Faktum ist von viel größerer Tragweite, als man beim ersten Hören zu ahnen vermag¹⁾.

Vor allem ist, so fühlt man sich versucht die Dinge kurz zu schildern, mit diesem ersten Schritt schon die engste Organgebundenheit des „Anschauungsbildes“ oder „Wahrnehmungsbildes“ im Sinne von BRUGMANN, jener Endordnung, wie man sie in der Sprachtheorie erfassen muß, gelockert. Und diese Befreiung geht weiter und kann Schritt für Schritt verfolgt werden. Nur wer diese Befreiungsschritte einmal ordentlich durchdacht hat, vermag die anscheinend willkürliche und bunte Mannigfaltigkeit der Zeigwörter und des Zeigverfahrens, von denen die Erforscher uns fremder, exotischer Sprachen so viel zu berichten haben, von sich selbst aus zu verstehen. Die Sprecher jener Sprachen sind gar nicht so verschieden von uns, wie es den Anschein hat. Das relativ Wenige, wovon ich selbst literarisch Kenntnis nehmen konnte, z. B. die merkwürdigen Zeigarten in vielen Indianersprachen, lassen sich psychologisch restfrei und, was das Wichtigste ist, systematisch unterbringen in dem, was wir alle da und dort an uns selbst beobachten und verfolgen können. Die Psychologen haben es gefunden und beschrieben, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es Sprachen gibt, die dies, und Sprachen, die etwas anderes zum generellen Zeigverfahren erhoben haben. Ich werde mich in meiner Schilderung darauf beschränken, die genannten Befreiungsschritte des Raumbewußtseins von seiner engsten und engeren Organgebundenheit im Schema zu zeichnen und bringe nur, was durch zuverlässige Psychologen in den verschiedensten Untersuchungen entdeckt und protokollarisch festgehalten worden ist.

Man hat Erscheinungen gefunden noch fast ganz im Bereich der sogenannten reinen Wahrnehmung, die am einfachsten fixiert

1) Dies Faktum, wie es HERING und andere experimentell festgestellt haben, ist nicht ganz so allgemeingültig, als die Älteren annahmen. Denn es wurde neuerdings bewiesen, daß viele Menschen gewohnheitsmäßig die Schrichtungen eines Auges bevorzugen. Es gibt Rechtsäuger und Linksäuger, ähnlich wie es Rechtshänder und Linkshänder gibt. Ein Rechtsäuger sieht die binokularen Schrichtungen gewöhnlich von seinem rechten Auge aus. Das schränkt die Bedeutung der HERINGschen Konstruktion ein wenig ein, hebt sie aber nicht prinzipiell auf. Um die Aufklärung der Rechtsäugigkeit und Linksäugigkeit hat sich besonders W. R. MILES verdient gemacht; seine Ergebnisse sind in größerem Zusammenhang bequem nachzulesen in: *The Journal of General Psych.* 3 (1930), p. 412ff.

werden, wenn man die theoretische Konstruktion von der Wanderung des optischen *Hier* im Körpertastbild fortsetzt und beendet. Es gibt Fälle, wo wir das vorn-hinten usw. überhaupt nicht mehr direkt vom Auge aus, sondern in Relation zum Globus des Kopfes bestimmen und „wahrnehmen“. Der Kopf hat auch in unserem eigenen Körpertastbild sein *vorn-hinten*, *rechts-links*, und es ist nun dies System auch für das Optische maßgebend geworden. G. E. MÜLLER nennt es einfach das System der Kopfkoordinaten. Noch einmal anders, wenn auch der Kopf sozusagen freigegeben und die Brustkoordinaten relevant werden und schließlich, wenn Kopf und Oberkörper freigegeben und der Bein-Beckenteil des Körpertastbildes die Rolle eines Koordinatenträgers übernimmt. Dann ist vorn, wohin das Becken und das Knie und der Schritt „sinnet“, während es irrelevant bleibt, wohin Augen, Kopf und Oberkörper gedreht sein mögen. Das ist das wichtigste System der Standpunktskoordinaten.

Wir brauchen uns um das Detail der psychologischen Beobachtungen, die dazu gehören, nicht weiter zu bekümmern; es ist ja deutlich, daß nach und nach dies und das im Körpertastbild führend wird und die optischen Daten sich einordnen. Mehr brauchen wir eigentlich nicht. Es sei, daß man hier sofort den Hinweis auf einen noch weiter gehenden Sprung der anschaulichen Raumorientierung anfügt, den Sprung aus der egozentrischen in die topomnestische Orientierung, wie man sie genannt hat. Als eine Art von Übergang dazu darf der wichtige Fall betrachtet werden, wo man z. B. an einem Fahrzeug (Wagen, Schiff, Lokomotive, Auto) die Orientierung sofort und nicht nur gedanklich, sondern durchaus zwangsmäßig anschaulich nach der geläufigen Bewegungsrichtung des Dinges vornimmt. Genau so natürlich wie am Tier und am anderen Menschen. Wenn ein Turnlehrer vor der Front und Nase gegen Nase mit der ausgerichteten Reihe der Turner Kommandos gibt, dann wird verabredungsgemäß das Kommando *rechts* und *links* in der Orientierung der Turner gegeben und verstanden. Das ist ein Musterfall, den man sich zur Erläuterung der ungemein leichten Übersetzbarkeit aller Feldwerte des räumlichen Orientierungs- und des sprachlichen Zeigsystems aus einer in eine andere Orientierungstafel vormerken muß.

Diese leichte Übersetzbarkeit enthält schon die Vorbedingungen zum Übergang in die sogenannte „topomnestische“ Raumorientierung. Und diese lebt sich überall dort aus, wo usuell z. B. in alles die Himmelsrichtungen (Nord-Süd, Ost-West) u. dgl. m. eingetragen

werden. Eine exakte Verfolgung der topomnestischen Orientiertheit über diese von der egozentrischen her am leichtesten verständlichen Fälle hinaus wäre nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse auf Spekulationen angewiesen, die wir vermeiden wollen. Wir schließen also damit den Bericht über die psychologische Analyse der normalen räumlichen Orientierung des wachen Menschen in seiner gegebenen Wahrnehmungssituation ab.

5. Über die zeitliche Komponente, die mit darin liegt und die vom anschaulichen *Jetzt* aus erfolgt, ist aus exakten Beobachtungen nur wenig an bemerkenswerten Details bekannt. Wenn einmal die Linguisten aus dem ihnen vertrauten Material das Psychologische ausziehen, wird weit mehr zum Vorschein kommen, als die Psychologen bis heute gefunden haben. Daß das anschauliche ‚Jetzt‘ von der Sprache normalerweise zum Ausgangspunkt der Zeitbestimmungen verwendet wird, ist einfach genug, z. B. aus dem System der indogermanischen Konjugationen abzulesen. Das isolierte Wort *jetzt* zeigt wie das *hier* seinen Stellenwert selbst an, wenn es ausgesprochen wird. Es braucht ebensowenig wie das *hier* als ausdehnungsloser (mathematischer) Punkt, als Grenze im strengen Wortsinne, gedacht zu sein, sondern kann, je nach dem mitgedachten Nichtmehrjetzt eine kleinere oder auch beliebig große Ausdehnung annehmen. So wie ein gläubiger Christ *hier* sagt und das ganze Diesseits (die Erdoberfläche oder mehr noch) einschließt, mag einer, der in geologischen Zeitmaßen denkt, in ein ‚jetzt‘ die ganze Periode nach der letzten Eiszeit einschließen. Und genau so wie das Hier kann auch das Jetzt im Phantasma an eine beliebige Stelle versetzt werden, was nicht mehr hierher, sondern zum Gegenstand des folgenden Abschnitts gehört. Die indogermanischen Sprachen demonstrieren uns mit ihrer Vorvergangenheit und dem Futurum exactum eine Möglichkeit im Gebiet der Zeiten, deren Analogon auf dem Raumgebiet wir kennen lernen werden (s. unten den dritten Hauptfall). Ob es irgendwo in fremden Sprachen viel anders ist mit dem normalen Zeitschnitt durch das Jetzt, ist mir unbekannt. Rein konstruktiv könnte ein Psychologe die Kenner danach fragen, ob irgendwie eine Parallele zu der topomnestischen Raumorientierung vorkommt. Das müßte dann eine Zeitorientierung sein, die an einem oder einigen objektiven Fixpunkten im Jahreslauf (Sonnwenden u. dgl.) oder im Tageslauf (Sonnenaufgang, -untergang u. dgl.) ihre Nullpunkte hätte, von denen aus vor- und zurückbestimmt wird. Daß in den Zeitrechnungen, z. B. im römischen Kalender, dergleichen vorkommt, weiß ich wohl; die Frage war anders gemeint, nämlich.

ob viel primärer und vor der Aufstellung eines Kalenders schon in den sprachlichen Zeigarten und Zeigwörtern etwas Vergleichbares manifest wird.

Über das Ich als natürlichen Koordinatenausgangspunkt der ‚Weltanschauung‘ im wörtlichen Sinne des Namens und wie er sprachliche Form gewinnt, ist einiges bereits gesagt, was im folgenden noch vertieft und erweitert werden muß.

6. Wir stellen nach dieser unerläßlichen Vorarbeit nun erneut die Frage nach den psychologischen Grundlagen der Deixis am Phantasma.

Genau genommen müßte man zuvor noch angeben, daß nicht alle sogenannten Erinnerungs- und Phantasievorstellungen hierher gehören, die unser Selbstsprechen und Sprachverstehen stützen, begleiten und zum Teil erfüllen. Vielmehr gibt es ‚Bilder‘ und ‚Bildchen‘ (wie man sagen könnte), die ihrer ganzen Beschaffenheit nach abgetrennt werden müssen von den geschlossenen Situationsvergegenwärtigungen (so wollen wir die zweite Gruppe nennen). Im zweiten Falle treten Erinnerungs- und Phantasiesituationen von wahrnehmungsähnlichem Charakter auf und ersetzen die primäre Gegebenheit von Wahrnehmungssituationen. Jene anderen, die Bilder und Bildchen, welche eingestreut in den Gedankenzug da und dort auftauchen und wieder verschwinden wie momentane Illustrationen zu dem und jenem Wort oder Gedanken, leisten keine Zeighilfen. Sie gehören sprachlich gesehen in den Bereich der anschaulich vollziehbaren Bestimmungen *genannter* Gegenstände und können nur im Rahmen einer Lehre vom Symbolfeld der Sprache ihrer Erscheinungsweise und ihrer Funktion nach psychologisch erfaßt und begriffen werden. Auch von Metaphern und sprachlichen Gleichnissen ist hier nicht die Rede; das alles steht auf einem anderen Blatt.

Uns sollen hier die Situations-Phantasmata, an denen ‚gezeigt‘ wird, beschäftigen. Um rasch zum Ziele zu kommen, will ich nur die eine Frage beantworten, wie es ist, wenn ein wacher und bei sich bleibender Mensch (also nicht ein Träumender) selbst sprechend und schildernd oder als Hörer (Leser) in Erinnerungen ‚versinkt‘ oder Phantasiereisen unternimmt und Phantasiekonstruktionen ausführt¹⁾. Wie ist es mit dem sprachlichen Zeigen, das er selbst vollbringt oder dem er folgt im Phantasma? Er soll dabei unserer Verabredung gemäß nicht im wahren Sinn des Wortes entrückt werden aus seiner gegenwärtigen Wahrnehmungssituation. Und ein Normaler wird es in der Regel auch gar nicht; man erlebt z. B. den Übergang zurück in die Angelegenheiten des Alltags und zu dem, was der Augenblick erfordert, durchaus nicht als ein echtes Aufwachen wie aus einem Traum, wenn man irgendwann am Tage etwa eine anschauliche

1) So ist die Frage bereits gestellt und beantwortet in der von mir bearbeiteten 4. Aufl. der „Grundzüge der Psychologie“ von EBBINGHAUS, 1. Bdl., 1919, S. 585ff. Dort sind auch die Originalarbeiten, auf die sich die Antwort stützt, zitiert. Nur ist, wie gesagt, alles noch geschildert ohne eine Anwendung auf die Tatsachen des sprachlichen Zeigens, weshalb auch der Ausblick auf die Anaphora fehlt.

Reiseschilderung oder Romanszene aufgenommen hat. Dies und einige andere Kriterien gestatten es, das wirkliche Entrücktsein von einer noch so lebhaften ‚Versetzung‘ bei durchaus gewahrtem Beisichbleiben scharf genug zu unterscheiden.

Ich sagte *Versetzung* und habe damit schon den zweiten Hauptfall, welcher eintreten kann, vorweg genommen. Gleichnishaft gesagt, ist es entweder so, daß Mohammed zu dem Berg geht oder der Berg zu Mohammed kommt. Wobei sich der Berg, nebenbei bemerkt, in sehr vielen Fällen des Lebens viel williger benimmt als in der Fabel. Oft kommt das Vorgestellte, besonders wenn es sich um bewegliche Dinge wie Menschen handelt, zu uns, das heißt in die angegebene Wahrnehmungsordnung hinein und kann dort, wenn nicht geradezu „gesehen“, so doch lokalisiert werden. Es gibt die mannigfaltigsten Abschattungen, wie man heute aus den Befunden zur Eidetik weiß, zwischen dem gewöhnlichen Wahrnehmen mit dem leiblichen Auge und dem gewöhnlichen Auftauchen des Vorstellungsdinges vor dem sogenannten geistigen Auge. Doch diese Abschattungen interessieren uns hier programmgemäß weniger als die schlichte Tatsache, daß auch das in gewöhnlicher (nichteidetischer) Art vor dem geistigen Auge auftauchende Vorstellungsding einen Platz vor, neben oder hinter mir, und direkt unter den Dingen des Zimmers, in dem ich mich befinde, den Dingen, die ich teilweise wahrnehme, teilweise vorstelle, erhalten kann. Wer die Probe darauf machen will, versuche z. B., ob er ein vertrautes Möbelstück im leeren Wahrnehmungsraum, wo es nie gestanden ist, vorstellungsmäßig da oder dort unterbringen kann; ob er dorthin blickend entscheiden kann, wie weit es in die Höhe und Breite reichen und wie es sich ausnehmen würde im Gesamtmilieu.

Nach den Ergebnissen einer Arbeit von L. MARTIN können dies viele Menschen; und wenn es ihnen im Experimente nicht gelang, z. B. einen vorgestellten Blumentopf anschaulich vor sich auf den Wahrnehmungstisch zu stellen, so wußten doch die allermeisten von deutlicher Lokalisation in anderen Fällen, wo der Berg in irgendeiner der möglichen Erscheinungsweisen zu ihnen gekommen war, zu berichten. Solche, die in derartigen Fällen gar nichts Optisches bei sich vorfinden, wissen doch z. B., daß die innerlich gehörte Stimme des Freundes, um den es sich bei der Erinnerung handeln mag, jetzt von rechts oder links vor ihnen herzukommen schien. Man vergegenwärtigt sich ein Gesprächswort, hört es innerlich im Stimmcharakter des Bekannten und ertappt sich dabei, daß es erklang, als wäre er, der Sprecher dieses Wortes, hier bei uns am

Schreibtisch gestanden und hätte es von dort aus an uns gerichtet. Genug davon. Dieser erste Hauptfall kommt in vielen Varianten vor und ist als typisch anzusehen.

Genau das Entgegengesetzte liegt vor im zweiten Hauptfall, wo Mohammed zum Berge geht. Man ist nach einem charakteristischen Erlebnisvorspiel oder unvermittelt und plötzlich hinversetzt in der Vorstellung an den geographischen Ort des Vorgestellten, man hat das Vorgestellte vor dem geistigen Auge von einem bestimmten Aufnahmestandpunkt aus, den man angeben kann und an dem man selbst sich befindet in der Vorstellung. Wenn man sich umdreht in der Vorstellung, dann sieht man, was zuvor im Rücken war, wenn man wandert, sieht man vorstellungsmäßig die Dinge wieder wie einst bei der wirklichen Wanderung. Doch ist es viel bequemer und geht rascher, sich wie im Märchen sprunghaft versetzen zu lassen an neue Standorte, wohin immer der Gedanke vorausseilt. Eine Erzählungstechnik, die der kindlichen Leistungsfähigkeit angepaßt ist, und das moderne Kino suchen manchmal die Vorstellung als solche zu unterstützen; in Tausend und einer Nacht erhebt man sich mit einem Wundervogel in die Luft, das Kino führt rasch durch ein paar überlagerte Bilder von einem zum anderen Standort über. Die Analyse J. SEGALS, auf dessen sorgfältige Arbeit ich mich hier neben anderem stütze, fand zu all dem Analoga im Erlebnis seiner erwachsenen und geübten Beobachter.

Nun eines noch, was beim ersten Hören sehr merkwürdig klingt, aber durchaus gesichert und theoretisch konstruierbar ist. Es gibt einen Zwischenfall zwischen Hierbleiben und Hingehen; Berg und Mohammed bleiben jeder an seinem Ort, aber Mohammed sieht den Berg von seinem Wahrnehmungsplatz aus. Dieser dritte Hauptfall ist meist ein labiles und unbeständiges Eingangserlebnis. Sein Erkennungszeichen liegt darin, daß der Erlebende imstande ist, die Richtung, in welcher das Abwesende vom geistigen Auge gesehen wird, mit dem Finger anzugeben. Ungefähr so, wie unser Stadtwanderer die Richtung nach dem Bahnhof angibt. Ich frage z. B. 500 Hörer in der Vorlesung „wo ist der Stephansdom?“ und schätzungsweise 300 Zeigefinger erheben sich und deuten (mit allerhand interessanten Abweichungen) im Raum des Hörsaals. Sehr häufig ist, wie gesagt, dieser dritte Hauptfall nicht bei einigermaßen verwickelten und in sich abgeschlossenen Phantasieschilderungen. Das Märchenland liegt psychologisch gesprochen im Irgendwo, das mit dem Hier nicht angebar verbunden ist. Doch kann es auch anders sein und der dritte Hauptfall fixiert bestehen bleiben.

Alles zusammen macht uns viele von SEGAL sorgfältig beschriebene Züge am Wandern in der Vorstellung verständlich. Man versteht auch, um es noch einmal zu sagen, vieles in der Erzählungstechnik und der einfachen Funktionslust des Vorstellens, die das Märchen bereitet, erst, wenn man, was hier nur andeutend geschildert wurde, genauer studiert. Und von dem GRIMMSchen Märchen mit seiner einfachen, psychologisch leicht durchschaubaren Führungstechnik muß es allerhand Wege und Übergänge zu raffinierteren Erzählungstechniken geben, die wir Psychologen freilich im einzelnen wissenschaftlich nicht kennen. Aber wie verschieden diese raffinierten Schilderer auch vorgehen mögen, so wage ich bis zum Beweis des Gegenteils die Behauptung, daß unter die angegebenen drei Hauptfälle schematisch alles zu bringen ist, was sie an Phantasiesteuerungen und an Deixis am Phantasma fertig bringen.

7. Nun ist es an der Zeit, sich darauf zu besinnen, daß in der Wissenschaft auch die treffendsten Bilder, die vorübergehend unvermeidlich sind und gute Dienste leisten, schließlich durch Begriffe ersetzt werden müssen. Die Fabel von Mohammed und dem Berg lieferte der Beschreibung ein bequemes Bild, auch die Rede von ‚Versetzungen‘ in der Vorstellung ist bildhaft. Können diese Bilder aufgelöst und durch Begriffe ersetzt werden? Ich glaube ja. Denken wir noch einmal an die Tatsache, daß die Origo der Sehrichtungen, das anschauliche Hier, in Verbindung mit dem Körper-tastbild „wandert“. Der Fußgänger, Reiter oder Fahrer pflegt in einer Landschaft so orientiert zu sein, daß die erlebte Bewegungsrichtung maßgebend ist und sein ‚Vorn‘ bestimmt. Schon diese Orientierung enthält, wenn man genauer zusieht, die entscheidende Befreiung von der momentanen Körperlage und erfordert unter Umständen die Versetzung in eine fiktive Haltung, wenn der Bewegte das ‚Rechts und Links‘, in das die Landschaft von seiner Bewegungsrichtung zerschnitten wird, angeben soll. Man wird sich ähnlicher Einstellungen deutlich bewußt, wenn in der Erzählung z. B. vom rechten und linken Rheinufer oder Seineufer die Rede ist; jeder weiß, daß solche Angaben des Erzählers dem Leser mitunter Schwierigkeiten bereiten. Der Leser muß sich manchmal besinnen und eigens innerlich einstellen oder umstellen, um sie richtig zu vollziehen, und es gibt mehr als nur eine Technik, um das zustande zu bringen. Jedenfalls aber spürt jeder, dem es kraft einer Versetzung gelingt, daß zu guter Letzt sein *momentanes Körpertastbild* daran beteiligt ist. Köln: Deutz = linksrheinisch : rechtsrheinisch —

wenn ich mir dieses Sachverhaltes auf eine Besinnung hin deutlich bewußt werde, verspüre ich die Bereitschaft meiner Arme, hic et nunc als Wegweiser zu fungieren. Die Tatsachen der Versetzung in der Vorstellung müssen, wenn mich nicht alles täuscht, von derartigen Beobachtungen aus ihre wissenschaftliche Aufklärung erfahren. Es ist so, wenn sich Mohammed zum Berge ‚versetzt‘ vor- kommt, daß sein präsenten Körpertastbild mit einer phantasierten optischen Szene verknüpft wird. Deshalb vermag er als Sprecher die Positionszeigwörter *hier, da, dort* und die Richtungsangaben *vorn, hinten, rechts, links* genau so am Phantasma wie in der primären Wahrnehmungssituation zu verwenden. Und dasselbe gilt für den Hörer.

Der Hörer versteht sie, wenn er selbst in ähnlicher Weise ‚versetzt‘ ist, d. h. wenn sein eigenes präsenten Körpertastbild mit einer korrespondierenden optischen Phantasieszene verknüpft ist. Text: ‚Du gehst in Wien über den Graben an der Pestsäule vorbei auf den Stock im Eisen zu und plötzlich steht halb links der Stephansdom vor dir‘. Nun ja, wer dort war, wandert mit und sieht die Dinge aus seiner Erinnerung. Wer nicht dort war, wandert in einer Ersatzstadt, die er kennt, in Straßburg oder Freiburg i. Br. Das erforderliche Minimum an Harmonie zwischen Führer und Geführtem variiert nach dem, was an Details gezeigt werden soll. Das ärmste Schema einer Gasse mit einem Ausblick an der Ecke genügt immer noch, um den nackten Sinn der Zeigwörter zu vollziehen und (was die Hauptsache ist): die Koordinaten des ganzen Zeigfeldes sind deshalb konstant, weil sie den eisernen Bestand der Orientierung jedes wachen Menschen in seiner präsenten Wahrnehmungssituation bilden.

Hier wird deutlich, was wir meinten mit der Feststellung, es sei eine Täuschung anzunehmen, daß dem Zeigen am Phantasma die natürlichen Zeighilfen abgingen. Sie gehen ihm deshalb und soweit nicht ab, als Versetzungen stattfinden und jeder Versetzte das präsenten Körpertastbild ‚mitnimmt‘, bildlich gesprochen. Er nimmt es mit im zweiten Hauptfall (Versetzung); er behält von vornherein das präsenten Körpertastbild samt seiner optischen Wahrnehmungsorientierung im ersten Hauptfall und ordnet das Phantasierte ein. Der dritte Hauptfall erweist sich als ein additives Ganzes oder anders ausgedrückt als eine Superposition aus zwei Lokalisierungen, deren eine dem ersten, deren andere dem zweiten Hauptfall begrifflich einzuordnen sind. Wieweit man zu superponieren oder sonstwie zu kombinieren vermag, bleibt vom rein Psycho-

logischen her eine offene Frage. Wir erwarten Aufklärungen darüber von den Kennern der Sprachen und der zentralen Sprachstörungen.

8. Es ist kaum nötig zu beweisen, daß ein Horizont von weiteren Fragen durch das Gesagte für die Sprachpsychologie erschlossen ist. Man müßte, um dem skizzierten Tatbestand, den die Psychologen festgestellt haben, systematisch am Sprechdenken nachzugehen, alle sprachlichen Erscheinungen daraufhin prüfen, ob und wieweit sie einen der drei Hauptfälle, Abwesendes zu präsentieren, einschließen oder voraussetzen. Letzten Endes ist es aber, gleichviel welcher Hauptfall vorliegen mag, immer so, daß das Abwesende an die für den geordneten Sprechverkehr unentbehrliche Orientierung der Partner in ihrer Wahrnehmungssituation angeschlossen oder in sie aufgenommen wird. Es ist ein ungemein feines und von uns Erwachsenen kaum noch bemerktes Spiel von *Versetzungen* im Gange, wo immer wir sprachlich am Phantasma demonstrieren. Man verfolge z. B., um aufs Geradewohl irgendwo sich selbst das Unbemerkte wieder sichtbar zu machen, die Positionszeigwörter BRUGMANNs in einem geeigneten Text, einer anschaulichen Schilderung. Angenommen der Held wird nach Rom geschickt und der Autor steht vor der Wahl, ob er erzählend mit einem *dort* oder *hier* fortfahren soll. „*Dort* stapfte er den lieben langen Tag auf dem Forum herum, *dort* ...“. Es könnte ebensogut *hier* heißen; was ist der Unterschied? Das *hier* impliziert eine Versetzung Mohammeds zum Berge, während ein *dort* an solcher Kontextstelle den dritten Hauptfall fingiert.

Ob jeder Leser die sprachlichen Anweisungen exakt befolgt oder nicht, ist eine andere Frage. Einem mindestens durch seine Märchenzeit hindurchgegangenen und „dort“ vorgeübten Hörer oder Leser fällt das eine so leicht wie das andere. Er vollzieht die Fernschau von seinem Wahrnehmungsort oder von einem Phantasieort aus ebenso leicht und unbemerkt, wie er z. B. die Anweisungen des Präteritums und Futurums der indogermanischen Sprachen entweder von seinem anschaulichen Jetzt oder einem anderen Fixpunkt der phantasierten Zeitlinie aus vollzieht. Das Plusquamperfektum und das Futurum exactum „*necaverat* oder *necaverit* eum“ bestimmen den Vorgang so, als könne der Sprecher und seine Hörer ihn vom Jetzt aus über eine Zwischenversetzung hinweg als vollendet erkennen. Ob der zuvor oder nachträglich im Texte angegebene Versetzungspunkt in der Vergangenheit oder in der Zukunft liegt, macht in Hinsicht auf die Phantasieanforderungen nicht den mindesten Unterschied aus. Wieweit die Sprachen überhaupt zu gehen

vermögen mit derart kombinierten und gehäuften Versetzungsanforderungen, ist einstweilen psychologisch nicht abzusehen¹⁾.

Wohl aber erkennt der Theoretiker die zentrale Bedeutung der Versetzungen und Versetzungstechniken hinüber und herüber. Der Mensch vermag nur deshalb mit sprachlichen Mitteln Abwesendes einem anderen im Phantasma zu präsentieren, weil es Versetzungen gibt. Handelt es sich bei einer Erzählung (im einfachsten Grenzfall, den man sich ausdenken kann) um nichts anderes als um die Wiedererweckung einer vom jetzigen Sprecher und jetzigen Hörer gemeinsam erlebten Szene, die noch frisch in beider Gedächtnis haftet, dann bedarf es nicht vieler Worte. Vor allem können Nennwörter, welche die Wasbestimmtheit der Dinge und Ereignisse angeben, gespart werden. Es bedarf nur einer Aufstellungsskizze, um den präsenten Wahrnehmungsraum zur Bühne umzugestalten, auf welcher der Sprecher mit sinnlichen Gesten Anwesendes zu zeigen vermag. Der mitwissende Hörer wird ‚dort‘ jetzt mit geistigem Auge wiedersehen, was er damals mit leiblichem gesehen hat.

Kaum anders, wenn der Hörer zwar diesmal nicht mit dabei war, aber eine ihm dem Typus nach geläufige Handlung, sagen wir eine homerische Rauferei, geschildert wird. ‚Ich hier — er dort — da ist der Bach‘, so beginnt der Erzähler mit hinweisenden Gebärden und die Bühne ist fertig, der präsente Raum ist zur Bühne umgestaltet. Wir Papiermenschen greifen bei solchen Gelegenheiten zum Bleistift und skizzieren die Lage mit ein paar Strichen. Ich will z. B. den Verlauf der Entscheidungsschlacht zwischen Cäsar und Pompeius, wie ihn PLUTARCH schildert, anschaulich und mit Zeighilfen nacherzählen und entwerfe eine Strichskizze: ‚Dies ist Cäsars Schlachtlinie — hier die zehnte Legion — hier die Reiterei — hier er selbst. Dies ist die Schlachtlinie des Pompeius usw.‘ Von Derartigem muß man ausgehen, um psychologisch die elementarste sprachliche Deixis am Phantasma zu studieren. Wenn keine Zeichenfläche vorhanden ist, kann ein lebhafter Sprecher auch den eigenen Körper mit zwei ausgestreckten Armen vorübergehend zum Schema der Schlachtlinie ‚verwandeln‘.

Doch ich muß abbrechen, weil dazu vorerst nichts Geschlossenes und sorgsam Beobachtetes zu sagen wäre. Mir persönlich steht lebhaft in Erinnerung eine Nacht in San Francisco, wo uns

1) Vgl. BLASE, Geschichte des Plusquamperfekts im Latein. Gießen 1894. Man betrachtet heute die Ausbildung der „Zeitstufen“ unseres lateinischen Beispiels als eine relativ junge Erscheinung in der Geschichte des indogermanischen Verbums; einige subtile Bemerkungen dazu gibt PORZIG in „Aufgaben der indogermanischen Syntax“. Festschrift für STREITBERG (1924), S. 147.

ein chinesischer Student als Cicerone in ein chinesisches Theater führte. Was da vorging auf der Bühne, war geradezu paradigmatisch auf schlichteste Deixis am Phantasma abgestellt. Zum Beispiel: zwei Heere (geführt das eine vom Prinzip des Bösen in schwarzer Maske, das andere vom lichten Prinzip des Guten) mimen eine Schlacht. Auf der Bühne stehen faktisch zwei lange Tische in kleinem Abstand, das *Spatium* zwischen ihnen bedeutet einen Fluß; ein Brett darüber: die Brücke; ein nicht mitspielendes Faktotum entfernt das Brett: die Brücke ist abgebrochen; eine Gruppe von Spielern mit Wedeln aus Pferdeschweifen in der Hand: die Reiterei; die Wedel auf den Boden geworfen: die Reiter sind abgesessen usw. Psychologisch gesehen ist das gar nichts anderes als ein systematisiertes, von tausend Konventionen getragenes Fiktionsspiel, das ohne solche Konvention und mit souveräner Willkür aber zu guter Letzt doch mit ähnlichen Mitteln in allen Kinderstuben der Welt tagtäglich gespielt wird. Das Kind und das chinesische Theaterspiel — vielleicht wären das gutgewählte Beobachtungsbeispiele; Endpunkte in vieler Hinsicht einer Entwicklungslinie und nahe benachbart in anderer Hinsicht. Jedenfalls belehrt beides uns faßlich an den hin- und hergeschobenen, sinnlich konkreten Dingen über das, was im Falle des dramatischen Verfahrens *mit* und im Falle des epischen Verfahrens *ohne* solch gröbere Hilfen überall, wo einer den anderen am Phantasma führt, vonstatten geht. Ausgewertet wird überall das Orientierungsfeld der gegenwärtigen Wahrnehmungssituation und gearbeitet wird mit Versetzungen *wie im Epos* oder Zitationen von Abwesendem in den Präsenzraum hinein *wie im Drama*.

Wer einmal das Gesamtgebiet der von der anschaulich erzählenden Rede supponierten Versetzungen bestimmen und beschreiben will, vergesse die oft recht merkwürdigen Erscheinungen der ‚direkten‘ und ‚indirekten‘ Rede und ihre Mischungen nicht; er denke auch an die ‚Nebensätze‘, wenn er schildern will, wieweit hinein in den Herrschaftsbereich des Symbolfeldes der Sprache das Zeigfeld und mit ihm das ‚dramatische‘ Verfahren und das ‚epische‘ Verfahren greift. An diesem Punkt sei das Thema hier verlassen und später wieder aufgenommen.

§ 9. Das egozentrische und topomnestische Zeigen in den Sprachen.

Nacheinander kamen in unserer Darstellung das Ergebnis der indogermanischen Sprachvergleichung und das Ergebnis indogermanischer Psychologen zum Wort, um Zeigarten und *Modi* des laut-

sprachlichen Zeigens aufzuklären. Die Sprachtheorie hat ein vitales Interesse an der Frage, ob damit nur Indogermanisches, vielleicht in dem und jenem Punkte Allzu-Indogermanisches, geschildert wurde. Denn das Unternehmen der Sprachtheorie, wie ich es sehe, steht oder fällt mit der Durchführbarkeit oder Undurchführbarkeit der Forschungsidee, etwas Belangreiches über die Struktur der Menschensprache im Singularis zu ermitteln und die bekannten Unterschiede im Bau der Sprachen verschiedener Sprachfamilien als mögliche Varianten aufzufassen. Mit Abstammungsfragen hat diese Forschungshypothese zunächst und unmittelbar noch nichts zu tun; denn es konnte dieselbe Grundstruktur ebensogut vieltämmig wie eintämmig erreicht worden sein.

Wer die Beweise für die Entstehungen gleichstrukturierter Gebilde auf getrennten Entwicklungslinien, wie sie im Bereiche der ethnologischen Tatsachen vielfach versucht worden sind, nicht als gelungen ansieht, mag sich bei den vergleichenden Zoologen und Botanikern umsehen. Und wenn er auch dort nichts Entscheidendes zu finden glaubt, nun so ist es seine Sache, eine nachgewiesene Gleichheit der Grundstruktur aller Menschensprachen in Parallele zu stellen mit dem heute kaum bezweifelten Befunde einer weitgehenden Übereinstimmung des Körperbaues der Menschen in Abhebung von den nächstverwandten Tieren. Sprechen und Menschsein ist ein Thema von bestrickendem Reize, zu dem das Schicksal der Forschungsidee von der Strukturgleichheit der Sprachen wohl den entscheidendsten Beitrag liefern wird. Allein zu guter Letzt wäre auch ein einheitliches Menschsein sowohl polyphyletisch wie monophyletisch begreifbar; der Unterschied liefe, wenn die generelle Entwicklungsidee bestehen bleibt, ja nur darauf hinaus, ob das neue Blatt 'Mensch' in der Geschichte animalischer Lebewesen mehrmals oder nur einmal aufgeschlagen worden ist. Wozu vor allem definiert sein müßte, was zum Menschsein gehört.

Die Angelegenheit des Zeigfeldes der Sprache ist einfacher zu erledigen als die des Symbolfeldes; ich sehe auch greifbarer hier als dort die rückfließende empirische Fruchtbarkeit der Sprachtheorie. Zuerst aber gilt es, volle Klarheit darüber zu gewinnen, wo der Bereich des Möglichen offen bleibt und von keiner Sprachtheorie als solcher zur Zeit geschlossen werden kann. Dann erst sollen die zwei von Psychologen im Bereich des Vorstellungslebens gefundenen Arten des Vorgehens beim Zeigen im Hinblick auf bestimmte Sprachtatsachen behandelt werden.

1. Wo WEGENER und BRUGMANN, die Pioniere einer sachgerechten Lehre von den sprachlichen Zeigsignalen, die Umstände aufzählen, welche in konkreter Sprechsituation mitbestimmend werden können für den Verkehrswert der Lautzeichen, da erwähnen sie mit Recht gar vielerlei; z. B. auch den gegenseitig bekannten Beruf (und das Geschäft) der Gesprächspartner. Wer dies liest, denkt zunächst an die Tatsache, daß Jäger ihre Jägersprache und Studenten ihre Studentensprache mit teilweise eigenem Lexikon

und Sprachgewohnheiten haben. Das gehört im ganzen nicht hierher. Doch sei an einem einzigen Beispiel verdeutlicht, wie selbst Zeigwörter noch durch soziale Umstände beeinflußt werden können. Nach W. SCHMIDT gibt es in Australien streng exogame Gemeinschaften, bei denen die Frauen stets aus fremden Stämmen geholt werden und dann in der neuen Umgebung ihre eigene Sprache weitersprechen auch in Wechselrede mit den anders sprechenden Männern. Man versteht sich gegenseitig, aber nimmt selbst das Fremde nicht an. Dabei kommt es z. B. zu der merkwürdigen Erscheinung, daß das *wir* aus dem Mund der Männer anders lautet, wenn es die angeredete Frau aus der fremden Sippe das eine Mal einschließt und das andere Mal ausschließt; es gibt ein inklusives und ein exklusives ‚wir‘. Ich habe die einleuchtende Interpretation von SCHMIDT gleich mit eingeflochten; man kann aber die merkwürdige Erscheinung eines inklusiven und exklusiven Pronomens der ersten Person Pluralis auch freidenken von solch ganz spezifischen Verhältnissen und die Frage nach dem Durchscheinen sozialer Ordnungen in den Zeigarten der Sprache verallgemeinern.

Die Mannigfaltigkeit des Möglichen in dieser Hinsicht kann die Sprachtheorie bestimmt nicht überblicken; sie wünscht sich statt dessen konkrete Untersuchungen, die das Wirkliche abschreiten und mehr davon, als heute bekannt ist, sichtbar machen. Doch überlegen wir einmal genau, was vorliegt in der Doppelform des inklusiven und exklusiven ‚wir‘. Der Funktion nach scheiden sich auch in unserem Sprechen die Fälle, wo ein Sender bei ‚wir‘ den Empfänger einschließt, von den Fällen, wo er ihn ausschließt und vielleicht geradenwegs zu einer anderen, zur Ihr-Partei rechnet. Nur differenziert unsere Sprache beide Fälle nicht phonologisch (‚phonematisch‘ möchte man lieber sagen). ‚Unsere Sprache‘ ist la *langue allemande*; denn der Sprechakt (*la parole*) eines deutschen Senders von ‚wir‘ ist oft und mit Erfolg darum bemüht, keinen Zweifel über den Einschluß oder Ausschluß aufkommen zu lassen. Und wenn es der Laut nicht tut, so wird die Diakrise auch einmal der Geste aufgetragen; man deutet irgendwie den Kreis der in das Wir Eingerechneten mit der zeigenden Hand an oder markiert die Scheidelinie zwischen der Wir-Partei und den anderen. Oder, wenn alle Stricke reißen und ein naheliegendes Mißverständnis verhindert werden muß, so zählt man eben erläuternd auf: ‚Wir sc. ich und du‘ oder ‚wir sc. ich und meine Frau zu Hause‘.

Kein Zweifel, daß das Aufkommen und die Befriedigung derartiger Unterscheidungsbedürfnisse im Rahmen einer umsichtig

ausgeführten Lehre vom lautlichen Zeigen Platz haben muß. Doch, um es noch einmal zu sagen, erschöpfend aufzuzählen, was sonst noch an verwandten Erscheinungen dazu gehören mag, ist unmöglich. Im Vorbeigehen nur noch ein allgemeines Wort über das ‚wir‘. Wie das ‚ich‘, so setzt natürlich auch das ‚wir‘ zu seiner Erfüllung eine Zeighilfe voraus; aber es scheint von vornherein schon um einen Schritt weiter als das ‚ich‘ vom Grenzwert eines reinen Zeigzeichens entfernt zu sein. Denn es fordert doch irgendwie zur Bildung einer Klasse von Menschen auf; das inklusive ‚wir‘ z. B. verlangt eine andere Gruppenbildung als das exklusive. Und Klassenbildung ist nun einmal das Vorrecht der nennenden Wörter, der sprachlichen Begriffszeichen. Wohl möglich, daß das Moment der Einzahl, welches demgegenüber auf unserer Sprachstufe in dem ‚ich‘ enthalten ist, erst durch Opposition prägnanter hervorkam. Durch Opposition mit einem dazugetretenen Dual- und Plural-Senderzeichen. Und dieses prägnante Singularmoment ist dann logischerweise ebenso keine Angelegenheit des reinen Zeigens mehr, sondern der erste Schritt eines Nennens; wenn hundert deutsche Sprecher ‚ich‘ sagen, so ist dieses Singularmoment nicht von Fall zu Fall ein anderes, sondern gehört zu jenem von uns bereits umschriebenen Minimum, worin die logische Grundbedingung eines Begriffszeichens auch für das ich-Wort noch erfüllt erscheint.

Verwunderlich könnte das nur dem vorkommen, der die sachgerechten Abstraktionen nicht zustande bringt. Gewiß kann jedes Zeigzeichen eine Nennfunktion übernehmen; denn sonst gäbe es ja keine Pronomina.

Die zweifelnde Zwischenfrage, ob das alles nicht dazu angetan sei, die Scheidung von Zeigen und Nennen wieder aufzuheben oder zu durchlöchern, muß kategorisch verneint werden. Sonst war das bis hierher Gesagte vergebens aufgewendete Mühe und Beckmesser *logisticus* kann das kaum verstummte Hohnlied über ganze Klassen „sinnloser Wörter“ in der gewachsenen Sprache von neuem anstimmen. Die Linguistik aber wird auf dem rechten Geleise sein und bleiben, wenn sie sich volle Rechenschaft darüber abverlangt, was sematologisch gesehen eintrat, als die deiktischen Partikeln zu deklinierten Wörtern in den indogermanischen Sprachen umgewandelt worden sind. Damals nahm ein ihnen zum Zeigen hinzu aufgegebenes Nennen eine Lautgestalt an. Nicht alles sematologisch Aufgetragene muß phonematisch manifest werden; das zeigt unser Beispiel von dem inklusiven und exklusiven ‚wir‘ im Deutschen und ließe sich tausendfach anders auch noch belegen.

Wo EMIL WINKLER dies im Auge hat und unterstreicht in seinen „Sprachtheoretischen Studien“, stehe ich auf seiner Seite. Aber es kann doch sein, ja es muß im ausreichenden Maße der Fall sein, daß die Sprache (la langue) das Stadium einer amöbenhaften Plastizität von Sprechsituation zu Sprechsituation in einigem aufgibt, um auf höherem Niveau mit teilweise festgewordenem, erstarrtem Gerät dem Sprecher in neuer Hinsicht Produktivität zu gestatten. Das „reine“ Zeigsignal ist, war oder wäre, wenn es vorkommt, vorkam oder vorkäme, ein Wegpfeil ohne aufgeschriebenen Namen und sonst nichts; man löscht die Pfeilfunktion am Wegweiser nicht, wenn man einen Ortsnamen aufmalt und genau so wenig wurde sie gelöscht, als aus den Partikeln der to-Deixis Wörter wie das deutsche *dér* hervorgegangen sind. Diesem ‚der‘ ist zum mindesten soviel an Nennfunktion aufgegeben, daß es im Symbolfeld der übrigen Nennwörter Platz nehmen kann; daher der korrekte Name Pronomina.

2. Ein anderer Hauptfall, wie reine Zeigpartikeln oder Zeigsignale eine Nennfunktion mit übernehmen können, ist an den lateinischen Positionszeigwörtern abzulesen, wo diese Möglichkeit systematisch ausgestaltet wurde. Wie ist sematologisch zu beschreiben, was wir an bekannten Dreiergruppen wie *hic, hinc, huc; istic, istinc, istuc; illic, illinc, illuc* vor uns haben? Das ist, so denke ich, anzugeben präzis nach dem Rezepte, das uns die Übersetzungen aus dem Lateinischen in solche Sprachen, welche jenen Reichtum nicht aufweisen, vorlegen. Wir bilden deutsch (außerhalb der abgeblaßten und mehrdeutig gewordenen Analoga ‚her‘ und ‚hin‘ zu ‚hier‘) Zweiwort-Gruppen wie *von hier* und *von dort*. Präpositionen wie *von, in, auf* sind echte (zeigfreie) Nennwörter und das jenen lateinischen Bildungen außer dem Positionszeigen mit Aufgetragene ist auch nichts anderes als eine Nennung. Begrifflich bezeichnet werden die drei einfachsten und zugleich allgemeinsten Relationen, die ein Etwas, z. B. ein Geschehen, zu einem zeigend angegebenen Ort haben kann. Das Geschehen kann *an* dem zeigend bestimmten Platz, von ihm weg, auf ihn zu verlaufen. Auch das ist eine Angelegenheit begrifflicher Bestimmung und muß aus der Lehre vom Zeigfeld ausgeschieden werden. Wollte einer anfangen aufzuzählen, was einem Zeigwort sonst noch an Derartigem aufgegeben werden kann durch diese oder jene phonematische Modulation, so wäre das ein aussichtsloses Unterfangen. Man verweise den Draufgänger auf gewisse exotische Sprachen, um seine Phantasie zu beflügeln, aber zugleich die Einsicht in ihm vorzubereiten, daß

solche Vorkonstruktionen in Ermangelung anderer Daten, die man dazu nötig hätte, unausführbar, d. h. unvollendbar sind.

Eine Randbemerkung über das deutsche *her* und *hin*. Daß sie zu *hier* gehören, ist bekannt; ich denke jetzt nicht an Morphologisches, sondern frage als Sematologe, wie das deutsche System heute sich verhält zu dem geschlossenen System des lateinischen *hic*, *huc*, *hinc*. Recht merkwürdig und zwiespältig verhalten sich *her* und *hin* semantisch. ‚Er kommt her‘ trifft den Zielpunkt der Reise im ‚hier‘; aber in Wendungen wie ‚von Berlin her nach Breslau hin‘ fängt unser Sprachgefühl an schwankend zu werden. Wo muß hier (der wirkliche oder fiktive Standort des Sprechers) sein im letzten Fall? Wenn zwischen Berlin und Breslau, ist die Sache noch relativ einfach. Allein er muß gar nicht unbedingt dort gesucht werden, sondern kann weitgehend unbestimmt sein. So gut wie ganz gelöst vom *hier*, empfinde ich persönlich ein *hin* in Verwendungen wie ‚der Wind streicht über den See hin‘. Sonst ist viel stärker für mein Sprachgefühl die Koppelung des *her* an den Ausgangspunkt der Bewegung und korrelativ dazu die des *hin* an den Zielpunkt; es dürfte also in diesem Punkte heute eine Umorientierung des Sprachgefühls gegenüber der älteren Sprache vorliegen. Die Zusammensetzungen ‚dahin, dorthin, hierhin‘ deuten als solche schon an, daß das System gewiß nicht mehr so fest ist wie das lateinische *hic*, *huc*, *hinc*. Das *hierhin* neben *hie(r)her* enthält eine deutliche Aufforderung zu einer Versetzung; mein fiktiver Standpunkt als Sprecher fällt bei *hierhin* nicht zusammen mit dem faktischen. Ausländern bereiten diese merkwürdigen Verhältnisse bekanntlich ebenso große Schwierigkeiten, wie uns anfänglich etwa die lebendige iste-Deixis neben einer dér-Deixis (man denke an das Italienische als Beispiel).

Ein weiteres (noch nicht das letzte) Beispiel einer interessanten Superposition eines Nennens über das Zeigen bieten in allen Sprachen die Konjunktionen; davon einiges im Paragraphen von der Anaphora.

3. Und nun etwas, was uns auf die Scheidung egozentrischer und topomnestischer Zeigarten vorbereiten soll. Jemand könnte sich zum Scherze oder als fanatischer Bevorzuger des Nennens die Aufgabe stellen, alle Zeigwörter aus dem Lexikon zu streichen und doch im Verkehr mit Gesinnungsgenossen den Sprechbedürfnissen, die das Gestrichene in unserer gewachsenen Sprache erfüllt, gerecht zu werden. Einfachster Vorschlag: wir sagen nicht mehr ‚hier‘, sondern ‚Fuß‘ und nicht mehr ‚da oder dort‘ unter Mitbenützung der Zeigegeste, sondern wir führen Namen für Körperteile wie ‚Stirn‘, ‚Rücken‘, ‚Herz‘ und ‚Leber‘ ein und richten uns nach der Konvention, daß ‚Rücken‘ vom Sender nach hinten, ‚Stirn‘ soviel wie ‚vom Sender nach vorn‘ bedeutet. Es könnte natürlich auch der Empfänger zum Koordinatenträger gemacht oder diese Rolle irgendwie erkennbar auf beide Gesprächspartner verteilt sein. Was dann? Ich schlage der neuen Gemeinschaft als Parole vor: die Zeigwörter in unserem Sprachverkehr sind tot, es lebe das Zeigen. Denn man hätte nur bestimmte Wörter, aber nicht das Zeigen selbst gestrichen aus der Liste der Kommunikationsmittel.

Nun, die ganze Fiktion wäre eine müßige Seifenblase in diesem ersten Buch, wenn es nicht bestimmte gewachsene Menschensprachen gäbe, die von fern nach dem fingierten Rezept faktisch Zeigbedürfnisse lautsprachlich befriedigen; ob alle Zeigbedürfnisse auf einmal, ist eine andere Frage, aber einige jedenfalls. Das ‚ich‘ und ‚du‘ wären natürlich ebenso einfach zu bewältigen durch die Konvention, daß etwa ‚Mund‘ das Senderzeichen und ‚Ohr‘ das Empfängerzeichen sein soll; oder aber man verwendet statt ‚ich‘ und ‚du‘ die Eigennamen wie tatsächlich manche unserer sprechenden Kinder.

Es wäre vorteilhaft, einen guten Namen zu haben für die vorerst nur fiktiv geschilderte Art und Weise, Zeigbedürfnisse des Sprechverkehrs zu befriedigen. Sie ist sprachtheoretisch deshalb von hohem Interesse, weil in ihr exakt die Umkehrung der Pronomina-Genese aus reinen Zeigpartikeln vorliegt. Denn machen wir uns (wieder rein fiktiv) das Folgende deutlich: Sender und Empfänger A und B (sagen wir der Romantik wegen zwei Bärenhäuter auf der Jagd) müssen sich durch Zeichen aufmerksam machen auf Dinge im Wahrnehmungsfelde. Die Urindogermanen scheinen eindeutig zuerst gezeigt und dann mit ihren Zeigwörtern auch genannt zu haben. Zuerst das *to* mit Fingergeste; und dann aus dem *to* das BRUGMANNsche Musterbeispiel *dér*. In *dér kommt näher* vertritt das Zeigwort in der Tat das in konkretem Fall vielleicht überflüssige Nennwort ‚Bär‘ oder ‚Büffel‘. Das alles erscheint uns so natürlich, als ob es gar nicht anders sein und irgendwo einmal gewesen sein könnte. Warum ‚Nase‘ oder ‚Rücken‘ sagen, wenn man sich des zeigenden Armes bedienen kann? Das wüßte ich, offen gestanden, auf Anhieb auch nicht zu beantworten.

Aber etwas anderes halte ich für leicht begreifbar und psychologisch ebenso einfach wie das Fingerzeigen, nämlich ein *topo-mnestisches* Verfahren. Kennen A und B ihren Jagdgrund und sind sie in ihm nach vertrauten Landmarken orientiert, so können als Richtungsangaben die Namen der Landmarken dienen. So gibt man ja, wenn ich mich recht erinnere, bei der Kavallerie Befehle wie ‚Richtung Waldspitze‘ oder ‚Pappelbaum‘. Und wo Landmarken fehlen wie in der Steppe, da empfiehlt sich die Himmelsorientierung wie bei Seefahrern; auch wohlbekannte Windrichtungen sind für einen, der sie sich auf unabsehbar ebenem Plane als lebenswichtig gemerkt hat, gar nicht ungeeignet als *Leitfäden* zu fungieren. Letzten Endes kommt es ja nur darauf an, daß der Empfänger irgendeinem Leitfaden folgen kann und mit seinen Augen den Gegenstand

findet, auf den er hingelenkt werden soll. Jedenfalls aber sind die Psychologen, sogar solche Psychologen, die ihr Lebtage keine Jäger und Bärenhäuter waren, mit der Nase darauf gestoßen, daß es auch in unserem Vorstellungsleben etwas gibt, was den eigenen Namen topomnestisches Verfahren verdient. Und bei allen Kommunikationsmitteln, die auf topomnestische Orientierung basiert sind und an sie appellieren, steht das Nennen obenan und geht voraus. Warum sollen also, wenn bei uns Zeigzeichen pro nominibus stehen, unter anderen Verhältnissen nicht Nomina für Zeigzeichen eingetreten sein? Das ist eine psychologisch jedenfalls ausdenkbare Möglichkeit und man müßte sie terminologisch fixieren durch eine Neubildung wie *Prodemonstrativa*¹⁾.

Indogermanisten mögen das alles beiseite schieben; es geht andere an, z. B. die Kenner der Indianersprachen und in einigem, wie es scheint, die Kenner des Japanischen. Ich schlug Herrn Dr. SONNECK und Herrn Dr. LOCKER vor, sich einmal ernstlich und quellenmäßig nach dem Vorkommen der von mir rein als möglich erfaßten *Prodemonstrativa* umzusehen. Sie taten es und berichten über ihre Ausbeute so:

Wir wollen an Beispielen die Möglichkeit des topomnestischen Prinzips in der Sprache zeigen. Mag sein, daß Fachkenner entlegenerer Sprachen klarere und vollständigere Beispiele geben könnten — die Anregung einer umfassenderen vergleichenden Untersuchung dieser Erscheinungen wäre natürlich ein erfreulicher Erfolg unserer theoretischen Bemühungen; mag sein, daß einzelnes an unseren Belegen und ihrer Auswertung korrekturbedürftig ist; aber es kommt uns hier nur auf illustrierende Beispiele, nicht auf einen Nachweis der genauen Ausdehnung dieser Erscheinungen an.

a) Für das Japanische stützen wir uns auf das Lehrbuch der japanischen Umgangssprache von RUDOLF LANGE, Berlin 1906. Diese Sprache besitzt (LANGE, S. 43) ein System von Demonstrativen (im engeren Sinn), das dem lateinischen *hic*, *iste*, *ille* völlig entspricht; *kôno* (subst.) und *kôre* (adj.) beziehen sich auf Personen bzw. Gegenstände, die sich vor der redenden Person, *sôno* und *sôre* auf solche, die sich vor der angeredeten Person befinden, *âno* und *âre* auf solche, die von beiden entfernt sind. Während hier also wie übrigens auch bei gewissen Dubletten von Verben (LANGE, S. 161) die „Rollen“ der Gesprächspartner, die „Personen“ als differenzierendes Moment vorausgesetzt sind, gibt es auffallenderweise keine oder fast keine primären Personalpronomina, keine ursprünglich für diesen Zweck geschaffenen Rollenzeigwörter (LANGE, S. 33). Dafür treten als *Prodemonstrativa* in unserem Sinn Substantiva ein, deren Zuordnung zu den Personen vor allem nach dem Prinzip der sozialen Stellung erfolgt, wobei noch die Forderungen der Höflich-

1) Griechisch richtig wäre wohl die Bildung *ἀντιδεικτικά*; ich würde prodeiktisch der bequemen Sprechbarkeit wegen vorziehen, fürchte aber den Einspruch der Gräzisten, weil das Präfix ‚pro‘ seine lateinische und nicht seine griechische Bedeutung darin haben müßte.

keit des Sprechenden gegenüber dem Angesprochenen zu berücksichtigen sind¹⁾. In diesem Sinn finden wir für die erste Person wörtliche Bedeutungen wie *wertlose, nichtssagende Person, Diener*, für die zweite Person *Herr, Fürst, geehrter „Zustand“*, wobei freilich zu beachten ist, daß der gegenwärtige Verkehrswert dem etymologischen manchmal nicht mehr entspricht. Doch besagt dies nichts gegen die Gültigkeit des erwähnten Prinzips. Die Personen werden also genannt, nicht durch Zeigwörter „gezeigt“; die Zuordnung erfolgt nach sozialen Gesichtspunkten, die sich aus der Situation der Gesprächspartner ergeben.

Daneben steht ein anders geartetes, lokales und implizit-personales System, das Ableitungen vom, wie erwähnt, personal differenzierten Demonstrativum verwendet, Ableitungen freilich nicht durch Suffixe, sondern durch Zusatz des Substantivums *hō* Seite; also *kōno hō* diese (*hic!*) Seite = ich, *sōno hō* diese (*iste!*) Seite = du. Findet sich nun noch ein *té-mae* wörtlich vor der Hand, diesseits, das sowohl ein bescheiden-untertäniges *ich* als ein verächtliches *du* sein kann, so läßt sich diese auffallende Erscheinung als Kontamination des lokalen mit dem sozialen Prinzip verstehen. Zur zunächst nur lokal bestimmten Bedeutung gesellt sich die des sozial tiefer stehenden Partners, und je nach der Situation kann dies auch der Angesprochene sein.

Außerhalb dieser Systeme steht *wátak' shi* wörtlich privates Interesse, privat, und *wáre* (nach HOFMANN wörtlich Mittelpunkt) für ich; beide Wörter zeigen deutlich denselben prodemonstrativen Charakter, wie wir ihn oben für die erste Art der Ersatz-Personalpronomina nachweisen konnten, wenn auch die Grundlage der Zuordnung hier eine andere ist.

b) Für ein anderes Gebiet, das der lokalen Demonstration, sei auf die sogenannten Körperteilpräfixe gewisser Indianersprachen verwiesen. Im Takelma, das in BOAS' Handbook durch SAPIR bearbeitet wurde (Bd. II, S. 1—296), liegen die Verhältnisse folgendermaßen: Die Körperteilpräfixe (S. 73) kommen nur innerhalb des Verbalkomplexes als allgemeine Bestimmung des beteiligten Körperteils vor, neben ihnen stehen noch die gewöhnlichen Substantiva der entsprechenden Bedeutung; sie sind also nicht schlechthin als Nomina aufzufassen. Dies ändert aber nichts am prodemonstrativen Charakter ihres übertragenen Gebrauchs, in welchem sich entsprechen: Kopf — über, Mund — gegenüber, Ohr — entlang, Nacken — hinten, Rücken, Taille — zwischen, Brust — gegenüber, Gebärorganismus — in, Bein — unter, Auge, Gesicht — zu. Die lokale Beziehung wird genannt, nicht „gezeigt“; das egozentrische Moment kommt nur insofern zur Geltung, als die Lageverhältnisse am eigenen Körper die Basis für die Übertragungen abgeben.

1) Die weit verbreiteten ‚Höflichkeitspronomina‘ neben einem primären System von Personalia interessieren uns hier begreiflicherweise nicht.

III. Das Symbolfeld der Sprache und die Nennwörter.

Das Zeigfeld der Sprache im direkten Sprechverkehr ist das hier-
jetzt-ich-System der subjektiven Orientierung; Sender und
Empfänger leben wachend stets in dieser Orientierung und verstehen
aus ihr die Gesten und Leithilfen der demonstratio ad oculos. Und
die Deixis am Phantasma, die wir geschildert haben, nützt, wenn
nennend Versetzungen mobilisiert sind, dasselbe Zeigfeld und die-
selben Zeigwörter wie die demonstratio ad oculos. Das sprachliche
Symbolfeld im zusammengesetzten Sprachwerk stellt eine zweite
Klasse von Konstruktions- und Verständnishilfen bereit, die man
unter den Namen *Kontext* zusammenfassen kann; Situation und
Kontext sind also ganz grob gesagt die zwei Quellen, aus denen in
jedem Fall die präzise Interpretation sprachlicher Äußerungen
gespeist wird. Es gilt nun das Symbolfeld der Sprache im Ganzen
zu erfassen und systematisch aufzugliedern. Der Sprachtheorie
stehen zwei Wege zu diesem Endziele offen: der Weg einer *immanenten*
Analyse und der Weg eines *übergreifenden* Vergleichs der Sprache
mit anderem Darstellungsgerät, der Vergleich mit nicht-sprachlichen
Darstellungssystemen.

Ich schlage eine kombinierte Erkundung vor und brauche
deren Vorteile wohl kaum ausführlich zu erörtern. Bei dem imma-
nenten Verfahren bleibt man mit den Füßen auf festem Grund,
doch weiß man oft nicht mehr, wo ein und aus vor „Tatsachen“.
Es ist wahr, daß Teile der Sprachwissenschaft einem wohldurch-
forsteten Parke gleichen, aber ebenso wahr, daß man mit der Ge-
samtheit der Menschensprachen einfach noch nicht fertig geworden
ist¹⁾. Damit es gelinge, daneben unsere Idee vom Organon-Modell

1) Persönlich habe ich mit redlichem Bemühen, als sie um 1910 erschienen
waren, die faßlichen und äußerst instruktiven Übersichten von FR. N. FINCK, vor allem
sein didaktisches Meisterstück „Die Haupttypen des Sprachbaues“ und später noch
viele andere studiert; Bücher wie SAPIRS *Language* und einige Franzosen, voran
MEILLET und zuletzt das von ihm inspirierte Sammelwerk „*Les langues du monde*“
(1924); auch das methodisch neuorientierte Buch des ideenreichen Ethnologen
W. SCHMIDT, „*Die Sprachfamilien und Sprachkreise der Erde*“ (1926), das an einer
bestimmten Stelle hier ausführlich zu Wort kommen soll. Ein System der Sprach-
strukturen ist vielleicht in Anfängen da und dort zu ahnen; doch es auszuführen,

der Sprache und in seinem Rahmen die Dominanz ihrer Darstellungsfunktion für die Sprachtheorie fruchtbar zu machen, ist zunächst einmal der Wagemut zu übergreifenden Vergleichen aufzubringen. WUNDT hat vor einem Menschenalter die menschliche Lautsprache mitten hineingestellt unter alles, was bei Tieren und Menschen zum „Ausdruck“ gehört; ich habe die Grundgedanken dieser Ausdruckstheorie aus der Perspektive vom Heute und als Glied einer bemerkenswert einheitlichen Bewegung, die, im 18. Jahrhundert in Gang gebracht, heute im lebendig Neuen als Einschlag immer noch nachwirkt, auf frischem Blatt nachgezeichnet und eingehend gewürdigt¹⁾. Wer sich zur Einsicht durchgerungen hat, daß Ausdruck und Darstellung verschiedene Strukturen aufweisen, sieht sich unabweisbar vor die Aufgabe gestellt, eine zweite vergleichende Betrachtung durchzuführen, um die Sprache mitten hineinzustellen unter alles andere, was mit ihr zur Darstellung berufen ist.

Der moderne Mensch kennt und benützt verschiedenartige Darstellungsmittel; es ist nicht allzuschwer, jedes von ihnen nach Aufbau und Leistung mit der Lautsprache zu vergleichen und auf diesem Wege Schritt für Schritt Aufschluß über die Eigenart der Systeme vom Typus der Sprache zu gewinnen. Lehrreich sind wie bei jedem derartigen Vergleichsverfahren aufgefundene Ähnlichkeiten und Unterschiede im gleichen Maße. Soll ein ermunterndes historisches Vorbild größeren Stiles zu dem hier durchgeführten Vergleiche genannt werden, so denke ich aus mehr als einem Grunde zuerst an LESSINGS Vergleich der Poesie mit der Malerei. Denn zugegeben, daß dort nicht Sprach- sondern Kunstprobleme zur Diskussion standen und daß es bei dem Vergleiche noch sehr summarisch zugeht, so wurde doch das eine deutlich, was seither nicht mehr übersehen worden ist. Daß nämlich die mißverständene oder mißbrauchte HORAZISCHE Anweisung *ut pictura poesis* an der Strukturverschiedenheit des sprachlichen vom malerischen Darstellungsgeräts scheitern muß oder doch jedenfalls auf unüber-schreitbare Grenzen stößt.

Die Sprache malt nicht in dem Ausmaß, wie es mit menschlichen Stimmitteln möglich wäre, sondern symbolisiert; die Nennwörter sind Gegenstandssymbole. Aber ebenso wie die Farben des Malers einer Malfläche, so bedürfen die sprachlichen Symbole eines Umfeldes, in dem sie angeordnet werden. Wir geben ihm den Namen

dazu reichen nach der Auffassung aller Sachverständigen die auf bewährtem Wege induktiv gewonnenen Ergebnisse nicht aus.

1) Ausdruckstheorie, S. 128—151.

Symbolfeld der Sprache. Dieser zweite Feldbegriff, den ich vorschlage und im folgenden erläutere, erfüllt seine wichtigste Mission durch eine allgemeinere und schärfere Erfassung der Relation, welche besteht zwischen dem syntaktischen und lexikalischen Momente der Sprache. Man pflegt diese beiden korrelativen Momente vielfach wie Form und Stoff einander gegenüberzustellen und ist dabei trotz aller Erneuerungsversuche, die da und dort einmal gemacht wurden, aber ohnmächtig geblieben sind, über die aristotelische Denkweise kaum hinausgekommen. Die Psychologie aber hat im Zuge ihrer Denkontersuchungen und ihrer Gestaltdiskussion das Form-Stoffproblem neu durchdacht; es gilt, den Fortschritt in der Sprachtheorie fruchtbar zu machen.

Der Plan des Folgenden ist so zu verstehen: Immanent werden die Kontextfaktoren gefunden und durchgesprochen. Der übergreifende Vergleich, welcher nachfolgt, hilft im ersten Anlauf, die zwei Komponenten ‚Feld und Symbol‘ schärfer zu unterscheiden. Es wird uns übergreifend zur Einsicht, daß das immanent Gefundene zu jedem produktiven System von Darstellungsmitteln gehört; angefangen von der Bühne des Schauspielers und der Malfläche des Malers bis zu den Koordinatensystemen der „analytischen“ Geometrie gibt es überall Felder und Eingesetztes. Und mitten in all das hinein gehört die darstellende Sprache. Allein es muß dieser ersten Einsicht aus der vergleichenden Betrachtung eine zweite folgen, damit das Ganze praktisch anwendbar wird für die empirische Linguistik. Und diese zweite Einsicht lautet in prägnantester Einkleidung so: das sprachliche Darstellungsgerät gehört zu den *indirekt* Darstellenden, es ist ein *mediales* Gerät, in welchem bestimmte *Mittler* als Ordnungsfaktoren eine Rolle spielen. Es ist nicht so in der Sprache, daß die Lautmaterie kraft ihrer anschaulichen Ordnungseigenschaften direkt zum Spiegel der Welt erhoben wird und als Repräsentant auftritt, sondern wesentlich anders. Zwischen der Lautmaterie und der Welt steht ein Inbegriff medialer Faktoren, stehen (um das Wort zu wiederholen) die sprachlichen Mittler, steht z. B. in unserer Sprache das Gerät der indogermanischen Kasus. Wir fassen im folgenden das „Eingesetzte“, die sprachlichen Begriffszeichen ins Auge und bringen die Analyse vorläufig zu Ende mit einem einzigen, der Wissenschaft best bekannten Exempel eines sprachlichen Feldgerätes. Es ist das schon genannte Kasussystem der indogermanischen Sprachen.

Daß unserem Vorwitz, der aufs Ganze abzielt und erst mit der Übersicht aller ähnlichen Feldgeräte befriedigt wäre, ein Riegel

vorgeschoben wird, sei vorausgesagt. Es springt an der Stelle, bis zu der wir gelangen, die weltanschaulich bedingte Verschiedenheit der Menschengsprachen auf; jene Verschiedenheit, die W. von HUMBOLDT als erster innerlich vor sich sah und mit dem seither oft geschickt und öfter kurzsichtig neu ausgelegten Begriff der *inneren Sprachform* ausgezeichnet hat. Das ist nach meiner Meinung neben den (korrelativ dazugehörenden) Etymondifferenzen, über die von der Psychologie her einiges in § 14 zu bringen ist, der Kern der inneren Sprachform, daß verschiedene Sprachfamilien verschiedene Mittler- und Symbolfelder *bevorzugen*, weil sie das Darzustellende, die Welt, in der alle Sprechenden leben, mit verschiedenen Augen sehen. Vergleichbar ist das Ganze der Verschiedenheiten vielleicht am nächsten mit den uns gut bekannten Unterschieden im Blick des Malerauges. Weniger ist es sicher nicht, es dürfte aber auch nicht mehr sein. Und es ist und bleibt nach meiner Meinung auch nicht mehr als eine Bevorzugung. Denn unmöglich ist uns Indogermanen das Nachdenken fremder Symbolfelder keineswegs; sondern im Gegenteil; es werden sich so gut wie für alle fremden Feldgeräte auch Anklänge in unserer Sprache finden. Das kann ich nicht mehr beweisen; doch glaube ich es nach den Einsichten am Zeigfeld und einigen Auflösungen, die mir auch im Symbolfeld gelungen vorkommen. Sie sind in § 15 besprochen.

Diese selbsterlebten Erfahrungen sind es, die mir die Hoffnung begründen, es werde jüngeren Kräften auf der Basis des Erreichten gelingen, ein wirkliches System der Feldgeräte aus den Sprachen des Erdkreises zu erarbeiten; am Modell zunächst wie alles, was man wirklich Entdeckungen nennen kann im Reiche der Sprachtheorie. Aber dann muß, was ebenso wichtig ist, aus vielen Systemmodellen *eines* im gesicherten Umblick auf das Bestehende induktiv verifiziert werden. Denn die Modellschau allein genügt nicht, weder in der theoretischen Physik, wo es z. B. galt, nicht irgendein mögliches, sondern *das* empirisch fruchtbare Atommodell zu finden, noch in der Sprachtheorie, die in Verifizierungsangelegenheiten hinter den strengsten anderwärts üblichen Anforderungen an Beweise nicht zurückstehen darf. Ich habe selbst, um nichts Unfertiges vorzulegen, eine eigene Skizze unterdrückt, in welcher etwas Derartiges versucht war. Es kam mir vor, als ließen sich einige Züge an den Symbolfeldern etwa von daher verstehen, daß z. B. die Eskimosprachen als weitgehend *impressionistisch* mit den Bantusprachen als weitgehend *kategorial* und das Chinesische mit seiner bekannten Vorliebe für das *dinglich Individuelle* mit den indo-

germanischen Sprachen, die samt und sonders das *Universale* wie etwas Zeigbares behandeln, kontrastiert werden können. Doch mußte ich einsehen, daß mir persönlich die wirkliche Kenntnis der empirischen Daten, die zu solch einem vergleichenden Unternehmen nötig wären, unerreichbar sind. Und darum wird der Versuch hier nur erwähnt, um unverbindlich die Richtung anzudeuten, in welcher ich die Fortsetzung einer sprachtheoretischen Analyse der Symbolfelder menschlicher Sprachen für möglich halte.

Wie in einem Zwischenspiel wird in § 13 erkundet, ob die Sprache, wie wir sie kennen, außer dem Symbolfeld ein echtes *Malfeld* besitzt. Das Ergebnis ist negativ und weist den unbestrittenen Lautmalereien eine strukturanalytisch sekundäre und verkümmerte Existenzweise nach. Das anschauliche Moment der Sprache im Sinne des tiefdurchdachten Wortes von KANT, daß die Begriffe *leer* bleiben ohne Anschauung, ist nicht zu suchen in den Malpotenzen, sondern im Bereich des Zeigfeldes der Sprache. Ich selbst habe lange in meinen Vorlesungen zur Sprachtheorie beides zwar schon getrennt, sprach aber immer noch von einem primären Darstellungsfeld, das als Malfeld charakterisiert wurde. Heute aber sehe ich, daß die Malfleckchen, welche faktisch vorkommen, isoliert bleiben und nicht einer *kohärenten Ordnung* angehören, die wirklich den Namen Malfeld verdienen würde. Es gibt also nicht drei Felder in der Sprache, nämlich Malfeld, Zeigfeld und Symbolfeld, sondern nur zwei, nämlich Zeigfeld und Symbolfeld. Vielleicht sind die malenden Lautcharakteristiken, die man in vielen Wörtern findet, Urphänomene, welche der Entstehung der Phoneme vorausgingen. Das ist eine Vermutung, die später durchgesprochen wird und als Ergänzung zu unserer Würdigung der Lautmalerei gehört; eine Vermutung, nichts anderes und dort mehr als fiktive Basis und zur abhebenden Schilderung der wirklichen Verhältnisse eingeführt. Genau so mag man auch die etwas breit geratene Analyse des lautmalenden Verfahrens als ein Präludium zur Lehre vom Symbolfeld der Sprache betrachten; als solches mußte sie ausführlich sein.

Wir gehen in diesem Abschnitt *analysierend* zu Werke. Wer irgendwo Gebilde in wissenschaftlicher Absicht zerlegt, der sehe zu, daß er die Trennungen strukturgerecht vornimmt. Zerschneiden wie es der Metzger tut, hat auch einen Sinn, aber nur einen praktischen für die Küche. Der Anatom sondert nach anderen Richtpunkten, und die großen Linguisten waren von jeher bemüht, gute Anatomen der komplexen Sprachgebilde zu sein und sie *morphologisch* korrekt zu zerlegen; mehr als dies soll und braucht man nicht

zu erstreben als Analytiker der ‚Sprache‘, das Wort im Sinne von ‚la langue‘ genommen. Daß es Leichname sind, die der Anatom analysiert, hindert nicht, sein Ergebnis am Lebenden zu verwenden; daß es erstarrte Produkte oder ‚Hülsen‘ des lebendigen Sprechaktes sind, die der Grammatiker zerlegt, hindert ihn nicht, sein Ergebnis als wissenschaftlicher Interpret des einmalig Lebendigen oder lebendig Gewesenen, d. h. als Philologe im weitesten Wortsinn zu verwerten. Darüber sollten keine Meinungsverschiedenheiten aufkommen.

Was man im Rahmen einer Strukturbestimmung von la langue tun kann, um der Einseitigkeit des zerlegenden Verfahrens zu begegnen, ist eine Umkehr des Weges. Der vierte Abschnitt des vorliegenden Buches ist wieder aufbauend gedacht. Wer bauen will, sieht sich um nach den *Elementarien* und ihren *Gefügemitteln*; nach Steinen und Mörtel beim Hausbau, nach dem Lautsystem, dem Wortschatz und dem Inbegriff syntaktischer Fügemitte! als Linguist. So ist es von jeher gehalten worden und es war sachgemäß. Den Sprachtheoretiker interessiert daran am brennendsten die Frage, *warum* es sachgemäß gewesen ist. Natürlich kann und darf das Fazit des Zerlegens mit dem synthetischen Blick auf dieselbe Sache nicht in Widerspruch geraten, wenn alles in Ordnung ist. Die Verteilung der Fragen und Antworten auf zwei Kapitel wäre überflüssig am Ende der Forschung. Weil wir mitten in ihr stehen und noch lange kein Ende abzusehen ist, empfiehlt es sich, das fragmentarische Wissen zweimal durchzugehen.

§ 10. Das sympraktische, das symphysische und das synsemantische Umfeld der Sprachzeichen.

Ausdruck und Begriff *Umfeld*, wie sie hier verwendet werden, stammen aus der Lehre von den Farben. Es waren Schüler EWALD HERINGS, welche das wichtige Phänomen des Farbenkontrastes in einfacher Art beschrieben und exakt bestimmt haben durch die Angabe, daß jedes Fleckchen Farbe auf einer Fläche dem Eindruck nach mitbeeinflußt wird von dem ‚Umfeld‘ des Fleckchens. Der Einfluß von ‚Infeld‘ und ‚Umfeld‘ ist, was kaum betont zu werden braucht, wechselseitig. Erweitert und übertragen auf vieles andere wurde diese Erkenntnis in all den Ganzheitsbetrachtungen, die man heute summarisch mit dem Titel Gestaltpsychologie versieht. Es gehört zu den nie ganz übersehenen oder geleugneten, heute aber viel sorgfältiger als früher herausgearbeiteten Tatsachen, daß die Sinnesdaten nicht isoliert, sondern eingebettet oder eingebaut in

wechselnde „Ganzheiten“ des psychischen Geschehens aufzutreten pflegen und von dorthier wechselnde Modifikationen erfahren. Dafür bot sich der Name ‚Umfeld‘ wie von selbst an und hat sich eingebürgert.

Daß die Sondergruppe der Sinnendinge oder sinnlich wahrnehmbarer Vorgänge, die wir Sprachzeichen nennen, keine Ausnahme macht, versteht sich fast von selbst. Bleibt nur zu überlegen, was bei ihrem Auftreten als relevantes, nachweisbar wirksames ‚Umfeld‘ zu betrachten ist. Denn das muß in jedem neuen Anwendungsbereich der allgemeinen Regel von den Umgebungseinflüssen neu bestimmt werden. Und von den Zeichendingen gilt, was man vom Blut gesagt hat, es sei ein ganz besonderer Saft. Man braucht keinem Sachverständigen zu beweisen, daß das wichtigste und interessanteste Umfeld eines Sprachzeichens sein *Kontext* ist; das Einzelne erscheint mit anderen Seinesgleichen im Verbande, und der Verband erweist sich als wirksames Umfeld. Außer diesem Hauptfall aber gibt es noch zwei andere Fälle; es gibt Fälle eines zwar kontextfreien, aber keineswegs umfeldfreien Auftretens von Sprachzeichen. Ich schicke sie in der Darstellung voraus, um bei der Behandlung des synsemantischen Umfelds der Sprachzeichen alles beisammen zu haben und nach begrifflich scharfen Kriterien scheiden zu können, was geschieden werden muß, wenn z. B. die Angelegenheit der sogenannten sprachlichen *Ellipsen* endgültig bereinigt werden soll. Die Ellipsen sind eine alte crux der Sprachtheoretiker; die Beschäftigung mit ihnen gab mir den ersten Impuls zu den Untersuchungen, über die ich im folgenden berichte. Das Ergebnis ist dann aber, wie das zu gehen pflegt, über die erste Fragestellung hinausgewachsen.

1. Wer unbefangenen Umschau hält im Bereiche aller Verwendungen von Sprachzeichen, die das tägliche Leben hervorbringt, wird schnell eine lange Liste kontextarmer und völlig kontextfreier Fälle beisammen haben und dann herausfinden, daß sie sich ungezwungen und wie von selbst in zwei Klassen ordnen. Da sind erstens die *empraktischen* Nennungen und Hindeutungen mit Hilfe isolierter Sprachzeichen. Tatsache ist, daß ein wortkarger Gast im Kaffeehaus zum Kellner ‚einen schwarzen‘ oder der Passagier im Straßenbahnwagen zum Schaffner ‚gerade aus‘ oder ‚umsteigen‘ sagt, womit beide eine praktisch ausreichende Rede aus dem Gehege der Zähne entlassen haben. In Wien blieb früher dem Passagier sogar das ‚umsteigen‘ erspart, weil es nur eine Art von Fahrscheinen gab. Wer hier den bekannten Verkehrsakt des Billetkaufens klaglos

zwischen schweigenden Partnern ablaufen sah, der wußte auch, von welchem Grenzfall aus die meisten der sogenannten ‚elliptischen Reden‘ begriffen werden müssen: Sprachinseln tauchen im Meere des schweisgsamen aber eindeutigen Verkehrs an solchen Stellen auf, wo eine Differenzierung, eine *Diakrise*, eine Entscheidung zwischen mehreren Möglichkeiten getroffen werden soll und bequem durch ein eingestreutes Wort getroffen werden kann. Sie tauchen auf und sind willkommen wie Namen und Pfeile auf Wegweisern willkommen sind an den Kreuzungspunkten der Pfade, denen man entlang geht.

In der aus dem Alltag gesammelten Beispielgruppe, welche vor mir liegt, kommen abgebrochene und lückenhafte *Sätze* in vielen Graden und Nuancen der Unvollständigkeit und schließlich auch restlos kontextfrei gebrauchte oder nur mit ganz spärlichem Kontext versehene Wörter vor. Ob solche Wörter Zeigpartikeln sind oder Nennfunktionen haben, erscheint bei unbefangener Musterrung der Fälle weitgehend gleichgültig. Der Fahrgast im Straßenbahnwagen kann, wenns ihm beliebt, statt ‚umsteigen‘ zu sagen auch durch Fingergesten auf einen der beiden Fahrscheinblöcke in der Hand des Schaffners eindeutig machen, was er haben will. Sonst steht die vielleicht (vielleicht auch nicht) als ‚Adverb‘ zu deutende Partikel ‚geradeaus‘ auf einer Stufe mit dem Verbum ‚umsteigen‘. Es sieht so aus, als stehe ebenso der Akkusativ ‚einen schwarzen‘ mit einem Nominativ gleich; manchmal genügt auch ein Kopfnicken oder ein ‚ja‘, wenn der andere sich fragend anschickt, von selbst das Rechte zu tun, oder man sagt ‚heute den anderen‘, wenn sichs gerade so gibt. Die Nennwörter bleiben auch in solcher Verwendung, was sie sind, sie nennen etwas. Daß sie manchmal in Reih und Glied marschieren mit beliebigen anderen sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichen, die imstande sind, die erforderliche Diakrise zu bieten, verführt den Theoretiker leicht zu einer summarisch gleichen Auslegung aller Fälle. Allein er sollte mit Bedacht vorgehen.

Wo gar kein Kontext steht, muß sich der Sprachtheoretiker besonders hüten vor übereilten allgemeinen Subkonstruktionen. Kann sein, der Sprecher reproduziert auch hier ein Satzstück und schenkt sich und dem Hörer das andere; kann sein, der Linguist erkennt an diesem oder jenem Formmoment eine syntaktische Platzbestimmtheit des Sprachzeichens. Was hat das auf sich? Kaum viel mehr, als daß das Sprachzeichen, so wie es hier geäußert wurde, auch an einer bestimmten Kontextstelle stehen könnte und regulär

zu stehen pflegt. Kurz, es wäre nichts als eine gründliche Verkenning der psychologischen Bedingungen, wollte man dies als eine für alle Fälle ausreichende und notwendige Deutung betrachten. So verfuhr ich zuerst, bis ich einsehen mußte, wie willkürlich und gezwungen oft meine Ergänzungen ausfielen. Manchmal kommt man sich dabei wie ein dummer Schulbub oder (vielleicht richtiger gesagt) wie ein pedantischer Schulmeister vor, wenn man, wo die naive Praxis völlig unzweideutig ist, mit Satzergänzungen zu theoretisieren beginnt.

Wenn der wortkarge Kaffeehausgast ‚einen schwarzen‘ sagt, so reproduziert er aus dem Inventar seiner sprachlichen Gedächtnisdispositionen einen nächstgelegenen Brocken und verhält sich dabei ungefähr so wie ein Praktiker, der einen Nagel einklopfen will, und zum nächstbesten Gegenstand greift, der ihm gerade in die Hand kommt. Das braucht nicht ein echter Hammer, sondern kann auch ein Bergschuh, eine Beißzange oder ein Backstein sein. In der fingierten Verkehrssituation im Kaffeehaus muß eine Wahl zwischen den paar gleich wahrscheinlichen Getränken getroffen werden und dazu genügt das Nennwort ‚schwarz‘ oder auch die isolierte Präposition ‚ohne‘. Der Satzbrocken ‚einen schwarzen‘ war im Augenblick dispositionell bequem greifbar; damit ist, wie mir scheint, psychologisch alles gesagt, was zu sagen ist. Warum er näher lag, ist kein Rätsel. Wird er ausgesprochen, dann bringt er für beide Gesprächspartner wie eine Aura um sich ein Satzschema mit; das ist wahr. Aber weiter ausgefüllt als durch das eine faktisch geäußerte Wort braucht dies Satzschema nicht zu sein.

Ein unbekehrbarer Anhänger der generellen Ellipsenidee wird darauf hinweisen, daß man doch in allen Fällen einen Satz um die empraktische Nennung herumkonstruieren *kann*. Die Antwort lautet, das sei zwar unbestreitbar, beweise aber nichts. Denn ein sprachlich geschickter Interpret kann auch zu jeder Phase eines völlig stummen Verkehrsaktes einen mehr oder minder treffenden Text liefern; der aufgehobene rechte Arm mit dem Geld des Passagiers im Straßenbahnwagen „sagt“ zum Schaffner: ‚bitte, geben Sie mir einen Fahrschein!‘ Gewiß, die Geste ‚sagt‘ das ungefähr ebenso eindeutig wie die aufgehobene Vorderpfote eines winselnd bettelnden Hundes zum essenden Herrn sagt ‚Bitte, gib mir doch auch einen Brocken‘. Wenn der Fahrgast stumm oder ein Engländer ist, der kein Wort deutsch spricht, was sagt denn dann die Geste? Spricht sie alle Sprachen zugleich oder keine Sprache? Nein, Geste ist Geste und Sprache ist Sprache; es wäre schlimm bestellt um die

mimischen Gebärden und Gesten im menschlichen Verkehr, wenn alles lautsprachlich unterbaut und adäquat lautsprachlich übersetzbar (interpretierbar) sein müßte. Ein Elliptiker hätte den Beweis zu erbringen, daß die empraktisch verwendeten isolierten Nennungen ohne ein irgendwie mitgedachtes (vom Sender und Empfänger mitgedachtes) Satzschema unfähig wären, als eindeutige Verkehrszeichen zu fungieren.

Und dieser Beweis wird ihm weder aus dem Bereich der Vorgänge im psychophysischen System gesunder Sprecher noch aus dem Bereich der Vorgänge im psychologischen Systeme von Patienten mit zentralen Sprachstörungen gelingen. Von den letzteren aus wäre wohl, wenns nötig und lohnend sein sollte, der treffendste Gegenbeweis zu erbringen. Genauer gesagt: es wäre zu beweisen, daß in Fällen, wo die Fähigkeit, grammatisch wohlgebaute Sätze zu bilden, weitgehend gestört ist, die empraktische Verwendung von Nennwörtern nicht in gleichem Ausmaße herabgesetzt sein muß. Es gibt Aphasien und Apraxien, wie man weiß, und die Störungen gehen keineswegs derart parallel, sie *kovariieren* nicht so gesetzmäßig einfach, wie es die generelle Ellipsenidee voraussetzt. Bequemer und ebenso zwingend ist der Gegenbeweis, den man in der Kinderstube gewinnen kann. Das Kind gebraucht lange, bevor ihm ein einziger Mehrwortsatz gelingt, durchaus sinnvoll und für uns verständlich Gesten und die bequeme empraktische Nennung. Also muß diese ontogenetisch älter sein.

Der erwachsene Mensch ist zwar ein sprechendes Wesen, aber nicht in dem Grade, wie die Elliptiker stillschweigend anzunehmen scheinen, eine *homo loquax*. Wozu auch sprechen, wenns ohne dies ebensogut oder besser geht in der Lebenspraxis? Wo ein diakritisches Wortzeichen eingebaut wird in die Handlung, da bedarf es in vielen Fällen keines Hofes von weiteren Sprachzeichen um sich. Denn statt der stellvertretenden Zeichen hat es das sonst Vertretene selbst um sich und kann sich darauf stützen. Daß ein Kaffeehausgast die Absicht hat, etwas zu konsumieren, daß ein Mann, der sich an der Theaterkasse anstellt und vortritt an den geöffneten Schalter, wenn er an der Reihe ist, kaufen will und welche Warengattung, ist längst verstanden von seinem Partner (hinter dem Schalter); der Käufer braucht am mehrdeutigen Punkte (dem Kreuzweg bildlich gesprochen) seines stummen sinnvollen Verhaltens ein Sprachzeichen *nur als Diakritikon*. Er setzt es ein, und die Mehrdeutigkeit ist behoben; das ist ein *empraktischer* Gebrauch von Sprachzeichen. Das relevante Umfeld, in welchem es steht, ist in diesem Falle eine

Praxis; wir sagen darum (des Gleichklanges wegen) auch, es trete auf: sympraktisch eingebaut. Soviel vorerst zur einfachen Erläuterung der vorgeschlagenen Namen ‚empraktisch oder sympraktisch‘; wir werden die sachliche Diskussion später noch einmal und dann synoptisch für alle Hauptfälle aufnehmen.

2. Wesentlich anders liegen die Umstände in einer zweiten Klasse von Verwendungsfällen isolierter, d. h. kontextfreier Namen. Sie können *dingfest angeheftet* an das durch sie Benannte auftreten. Man druckt Markennamen auf Waren, schreibt Ortsnamen auf Wegweiser und ‚signiert‘ Gegenstände durch Eigennamen der Besitzer oder Erzeuger. Auch Buchtitel und Kapitelüberschriften, lakonisch nennende Bild- und Denkmalsunterschriften und -aufschriften sind dingfest verbunden mit und angebracht auf dem Benannten.

Richtig verstanden gilt diese Bedingungsformel auch für die Ortsnamen auf Wegweisern und die Eigentums- oder Erzeugernamen auf dinglichen Gebilden aus Menschenhand. Denn der dingliche Zeiger am Wege hat einen festen Standort im Gelände und trägt den Ortsnamen, der zwar nicht ihn, wohl aber den Ort benennt, auf den er hinweist. Er trägt diesen Ortsnamen wie ein *Fernanhefter*. Und nur um eine Nuance verschieden davon trägt das dingliche Eigentum oder Produkt aus Menschenhand den Eigennamen des Eigentümers oder Erzeugers. Erzeuger- und Eigentumsmarken treffen zwar nicht die Wasbestimmtheit (*πουότης*) der markierten Gegenstände, wohl aber nennen sie einen, der zu ihnen in der uns wohlbekannten Relation des Eigentümers oder Erzeugers steht. Und wenn die bildliche aber kurze Ausdrucksweise ‚Fernanhefter‘, die wir für die Funktion des Wegweisers als Ortsnamenträger gewählt haben, von einem verstehenswilligen Leser verstanden und hingenommen wird, so darf man demselben Leser wohl auch eine analoge (freilich nicht ganz identische) Interpretation der Nennung des Eigentümers oder Erzeugers durch dingfeste Namen auf Gegenständen zumuten¹⁾. Gemeinsam ist jedenfalls der ganzen Klasse von Namensverwendungen, die wir im Auge haben, die dingliche Anheftung; wir schlagen den Namen *symphysisch* für diesen Einbau vor²⁾.

1) Die Griechen und Lateiner setzen den Namen des Eigentümers im Genitiv und schreiben ‚Romam‘ auf Wegweiser so wie wir manchmal ‚nach Wien‘; solche Einzelheiten interessieren uns noch nicht. Vermutlich wird auch der ungeformte Ortsname auf Wegweisern allgemein verstanden. Wenn nicht, dann könnten wir andere Musterbeispiele vorschlagen.

2) Das Fremdwort *Symphyse* (Verwachsung) ist in der Medizin gebräuchlich; der nachdenkende Leser soll auch bei ‚symphysisches Umfeld‘ an ‚Zusammen-

Es gibt einige Grenzfälle, die man zwanglos mit einrechnen kann. So macht z. B. die raffinierte moderne Reklame gelegentlich eine merkwürdige Attacke auf wehrlose Leser, indem sie isolierte Warennamen in Zeitungen, auf Plakatflächen am Straßenrande, auf Häuserwänden oder gar an der blauen Himmelsfläche aufscheinen läßt. Die Namen und sonst nichts. Dabei setzt man entweder voraus, daß die also attackierten psychophysischen Systeme von sich aus die Ergänzung vollziehen und sich die Ware hinzu vorstellen, oder aber, daß sie wie nach einer unerledigten Aufgabe in einem der Reklame günstigen Zustand des Fragens geraten und bei der nächsten Gelegenheit, wo der Name angeheftet wieder vorkommt, ihn aus psychischer Nötigung und mit ihm die Ware ‚beachten‘. Ein psychologisch interessanter Trick — weiter nichts.

Lohnt es denn, einen eigenen Terminus für diese Klasse von Verwendungsfällen einzuführen? Gewiß; denn die angehefteten Namen fungieren vielfach als *Marken*. Marken und *Male* aber interessieren den umsichtigen Sprachtheoretiker aus mehr als einem Grunde; Male und Marken an Dingen, die natürlichen und künstlich angebrachten, sind sematologisch sehr interessant und offenbaren dem Sematologen manches, was auch für die Sprachtheorie aufschlußreich ist. Man bedenke z. B. nur, daß die Phoneme Male sind am Gesamtklang der flatus vocis, die wir als Wörter bezeichnen; die Phoneme sind Lautmale am Wortklang. Auch die Gegenstände (das Benannte der Nennwörter) müssen erkennbare und unterscheidende Eigenschaften an sich haben, wo immer sie einem Sprecher vor die Sinne kommen und benannt werden sollen ‚ein jedes nach seiner Art‘. Man hält sich oft an Momente dabei, die der naive Sprecher des Deutschen als richtige ‚Male oder Marken‘ bezeichnen würde. Der abstrahierende Logiker geht summarischer vor und sagt ‚Merkmale‘ für schlechthin alle Bedingungen, die ein Gegenstand erfüllen muß, damit ihm ein Nennwort als Begriffszeichen beigelegt werden darf. Es ist terminologisch zweckmäßig, das Simplex ‚Mal‘ und das Simplex ‚Marke‘ nur für sinnlich leicht isolierbare Sonderzeichen zu verwenden. Natürliche oder künstliche, versteht sich; Muttermale sind solche Sonderzeichen. Ganz scharf wird aber die Gruppenbildung nicht zu vollziehen sein.

Werden nun Nennwörter als *Warenmarken* verwendet, so geraten sie in die bunte Gesellschaft anderer, nichtsprachlicher Warenmarken (Bilder und symbolische, manchmal wappenartige oder den Wappen entlehnte und nachgebildete Elementarzeichen) und unterliegen in dieser Atmosphäre eigenartigen Umwandlungen, über die

wachsen‘ denken. Wenn ein flüchtiger Leser aber nur an ‚physischen Zusammenhang‘ denkt, so schadet das kaum, weil es sachlich nicht daneben trifft und das Wort Physis ja aus derselben Wurzel stammt.

in anderem Zusammenhang ausführlich berichtet werden soll. Die gesetzlichen Bestimmungen über Namen, die als Warenmarken eingetragen und geschützt werden sollen, sind sematologisch leicht und systematisch begründbar; man kann einige von ihnen, die schon da sind, post festum theoretisch rechtfertigen und den Sachverständigen auf diesem Gebiete Ratschläge erteilen in Fragen, die noch nicht ganz einheitlich und zweckmäßig beantwortet sind. Sprachtheoretisch entscheidend ist die Tatsache, daß die angehefteten Wörter als Warenmarken keinen Kontext um sich haben und keinen Kontext brauchen. Sie stehen angeheftet mit den sachlichen Kennzeichen einer Ware auf gleich und gleich, haben aber den Vorteil, daß sie außerdem einfach abzulesen und wieder als normale Nennwörter in Kontexte gestellt werden können; eine sematologisch höchst merkwürdige Zwitterstellung, deren Auswirkungen aufschlußreich sind.

Zu den Namen auf Wegweisern, allgemeiner: zu angehefteten Namen, die vom Leser die Befolgung einer deiktischen Vorschrift verlangen, damit er das Genannte findet, ist noch folgendes anzumerken. Man denke, um das eintönige Schema ein wenig zu beleben, an die Eintragungen auf ehernen Tafeln, die den ‚Rundblick‘ auf Aussichtswarten erläutern. Da gibt es Pfeile in allen Windrichtungen, lange und kurze, und geographische Namen an ihnen; auf einem photographischen Rundblick im Bäderckee stehen die Namen im Himmel und sind durch senkrechte Linien mit Berggipfeln und Gehöften verbunden. Auch das ist eine (deiktische) Zuordnung. Diese ausgebauten Demonstrationsmittel wiederholen nur in Fülle, was die gewöhnliche BRUGMANNsche Dér-Deixis, wenn sie in das Gefüge der Geste und des Zeigwortes ein Nennwort aufnimmt, auch schon bietet: *dér Hut*. Das Nennwort steht gleichmäßig sowohl im Falle einer lebendigen Rede wie im Falle einer Verbindung des optischen, lesbaren Wortbildes mit den pfeilartigen Zeigzeichen im Gefüge einer demonstratio ad oculos.

3. Ein Wort zum Abschluß. Richtig besehen hat jedes im konkreten Fall erzeugte und als Sprachzeichen verwertete Sinnending (wozu der Einfachheit halber gleich auch die ‚Vorgänge‘ gerechnet werden mögen) seinen wohldefinierten Platz im physischen Raum und damit eine dingliche Umgebung. Selbst die gedruckten Symbole der papierenen Sprache, die wir in Bibliotheken anhäufen, stehen als sinnlich wahrnehmbare Dinge irgendwo und irgendwie auf der weißen Papierfläche und sind dort dingfest verhaftet. Es kommt im Zuge unserer Analyse darauf an, ob diese Verhaftung

als solche relevant wird für den Beruf der Zeichendinge oder irrelevant bleibt. Das Papier der Bücher ist nichts als ein (freilich unentbehrlicher) Träger, der sich indifferent verhält und, wie man sprichwörtlich weiß, genau so willig und geduldig ist, alles zu tragen, wie die Druckerschwärze willig ist, alle Formen sichtbar zu machen. Ganz anders aber wie das Papier der Bücher zu den getragenen Schwarzfiguren verhält sich z. B. die Ware zu dem aufgedruckten Warennamen, verhält sich jeder Träger zum Sprachzeichen, wenn er das Getragene als seinen Namen usw. zur Schau stellt. In diesem Falle wird die Anheftung zum physischen, sinnlich manifesten Kriterium der Zuordnung. Dies Anheftungsverfahren sei nun noch an einem historisch interessanten Vergleichsfall erläutert, nämlich an dem Wappen.

Vornehmer als die moderne Warenmarke wucherte im symbolfreudigen, symbolbesessenen Mittelalter das *Wappenzeichen*. Marke und Warenzeichen sind wahrscheinlich uralte und teilweise stammverwandte. Denn der Eigentum schaffende und schützende homo socialis hat Eigentumsmaße respektiert und erfunden, hat Marken hervorgebracht; und derselbe in sozialen Verbänden kooperierende Mensch hat, wo es nötig wurde, Zusammengehörigkeitszeichen, Verbandszeichen geschaffen. Die mittelalterlichen Wappenfiguren sind nachweislich zuerst auf den Bannern der Kriegsscharen entstanden und haben erst vom 13. Jahrhundert an als erbliche Besitz- und dann hauptsächlich Familiensymbole eine Ausgestaltung erfahren, die sematologisch betrachtet, für gewisse Fragen aufschlußreich ist. Man denke z. B. daran, wie das Ritterwappen auf der Höhe seines historisch kurzfristigen Daseins (durch drei oder vier Jahrhunderte) bei den Prunkfesten des ritterlichen Waffenspiels auftrat. Angebracht und ausgeführt vor allem auf dem Schild des Wappenträgers, machte es diesen als den und den Kämpfer kenntlich. Das Wappen begnügte sich aber nicht mit der Funktion eines einfachen Diakritikons, sondern fing preisend zu erzählen an von den Familien, und ein wenig auch von den Individualtugenden und -schicksalen des Gewappneten. Und dazu brauchte es sofort, was jedes komplexere Darstellungsmittel braucht, nämlich ein *Darstellungsfeld*. Die Schildfläche war der natürliche Standort des Mannigfaltigen; sie wurde zum Darstellungsfelde erhoben und als Zeichenfeld hergerichtet. Es gab ein Oben und Unten, Rechts und Links am Schilde, und die verschiedensten Unterteilungen seiner Fläche sorgten für einen kleineren oder größeren Reichtum syntaktisch relevanter Plätze für die elementaren Symbole. Das Ganze hieß auch korrekt ‚das Feld‘ oder ‚die Felder‘.

Es lag gewiß nicht an den äußeren Mitteln, nicht an fehlendem Reichtum von Einzelsymbolen und Feldwerten, wenn daraus kein einheitliches Darstellungsverfahren entstanden ist. Weder die Wappenregeln der berufsmäßigen Herolde älterer Zeit, die als Ausleger und Reinheitswächter dieses Zeichenwesens bestellt waren, noch die Professoren der Heraldik an Universitäten vermochten das noch lebendige Wesen in den Bahnen einer klaren Systementfaltung zu halten. Das preußische Oberheroldsamt (seit 1706) hat sich im wesentlichen wohl nur um die korrekte Registrierung bemüht und der sematologisch ausgezeichnet gedachte Erneuerungs- und Reformversuch Napoleons, welcher die Hierarchie seines Beamtenadels im Wappen konsequent und durchsichtig widerspiegeln wollte, hielt sich nicht. Das muß andere als sematologische Gründe gehabt haben¹⁾.

Das ganze Wappen ist also ein Symbolfeld mit Einzelzeichen, die darin stehen und Feldwerte erhalten; denn es ist durchaus nicht gleichgültig, wie das Gesamtfeld aufgeteilt ist und auf welchem Platze das Einzelzeichen steht. Das Ganze sei ein im Wappenregister eingetragenes Familienwappen. Im praktischen Gebrauche erscheint es in einem symphysischen Umfeld; es wird vom Wappenherrn getragen z. B. im Turnier, oder es ist am Burgtor, dem Stammsitz der Familie, und schließlich als Eigentumszeichen auf beliebigen beweglichen Dingen angebracht. Und diese Verhaftung ist in allen Gebrauchsfällen relevant; was den Sprachzeichen nur sekundär widerfährt, ist für das Wappen der reguläre Verwendungsfall.

Noch ein Vergleichspunkt, und zwar des Wappens mit sprachlichen *Inschriften* auf Grabmälern u. dgl. m. Solche sprachlichen Inschriften enthalten oft Zeigwörter, welche das Anheften unterstützen und näher ausführen. Wer fungiert als Sender und wer als Empfänger in diesem Zeigfeld? Manchmal spricht der Stein oder einer, der daneben steht: *Hier* ruht in Gott Herr N. N. Doch kann auch der Tote sprechen zum Besucher des Denkmals: Wanderer, kommst Du nach Sparta ... *hier uns* liegen gesehen ... Klarer als im ersten Fall spricht nicht der Stein, sondern ein Cicerone, der vor ihm steht, in: *diesen* Turm aus Stein ... *hoc* monumentum erexit Carolus Theodorus'; anders jedenfalls, als wenn die Glocke sagt: *vivos voco, mortuos plango, fulgura frango*'. Ich weiß nicht, ob darüber hinaus noch verwickeltere Sprechsituationen fingiert werden; vielleicht wäre davon etwas, wenn es vorkommt, auf den erfindungsreichen alpenländischen Marterln zu entdecken.

Das Wappen hat keine eigenen Zeigzeichen; es müßte sie aus der Sprache entlehnen, wie das nicht ganz selten auf alten Münzenschriften vorkommt. Die Angelegenheit ist insofern eines be-

1) Siehe: JULIUS KLANFER, Sematologie der Wappenzeichen, Wiener Diss. 1934. Dort wird das Tatsachenmaterial vorgelegt, auf welches sich unsere Ausführungen stützen.

achtenden Blickes wert, als sie eine allgemeine Frage vorbereitet: Wie war es bei den historisch frühesten Fixierungen des gesprochenen Wortes auf Rinden, Holz oder Stein? Die Hilfe des lebendigen Zeigefingers, die Hilfe des Stimmcharakters und der Herkunftsqualität der Laute fallen weg; mußte solch ein Ausfall nicht zu erheblichen Anfangsschwierigkeiten führen? Antwort: Dort jedenfalls nicht, wo die *demonstratio ad oculos* schon in der gesprochenen Sprache überholt war; überholt in der Art, wie es uns der *epische* Hauptfall der höher entwickelten menschlichen Rede lehrt. Wohl aber mußte die optische Wiedergabe der höher entwickelten *dramatischen* menschlichen Rede auf Anfangsschwierigkeiten stoßen. Ich denke mir, ein echter Schauspieler und mit ihm jeder dramatisch Redende hätte in der Vorzeit einigermaßen hilflos vor der Steinfläche stehen müssen, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, seine Schöpfung optisch zu fixieren. Der blinde Homeros dagegen hätte ohne Übergangsschwierigkeiten den Griffel benützen können; auch der Gesetzgeber kann es, weil er sich in anderer Richtung vom gestenhaften Zeigen freigedacht hat.

Eine begriffliche Notiz: *Ideell zugeordnet* dem Genannten ist jedes Wort, wie es im Lexikon steht; d. h. zugeordnet im Konventionsbereich der Sprachgemeinschaft, für die das Lexikon aufgestellt wurde, in der ‚man‘ das Wort gebraucht. Zugeordnet in ähnlichem Sinne, wie das Familienwappen einer Familie zugeordnet ist. *Psychophysisch verknüpft* erweisen sich im Bereiche der Sprechdispositionen eines Individuums (kurz ausgedrückt) das Lautbild und Sachbild eines Wortes. *Intentional erzielt* und mehr oder minder auch intentional erreicht wird der genannte Gegenstand eines Namens in konkreten Sprecherlebnissen; jedesmal dann nämlich, wenn ein Mitglied jener Sprachgemeinschaft den Namen sinnvoll und korrekt selbst gebraucht als Sender oder korrekt versteht als Empfänger einer sprachlichen Mitteilung, worin er vorkommt.

Wenn man diese drei wohlbegründeten Behauptungen nicht reinlich auseinanderhält, wo immer es auf Begriffsschärfe in diesen Dingen ankommt, muß eine heillose Verwirrung entstehen; und ist faktisch vorhanden, z. B. noch in dem sonst so verdienstvollen Werke von DE SAUSSURE. Gewiß gehören alle drei Tatbestände irgendwie zusammen; aber bestimmt nicht in der Weise, daß man die Sätze, welche wir darüber formulierten, durch Gleichheitszeichen oder ein *d. h.* schlankweg verbinden dürfte. Besonders aber sündigt himmelschreiend jeder, der an entscheidender Kontextstelle explizite oder implizite durch ein *d. h.* die Aussage über ein Erlebnis (und die darin enthaltene Intention) verbindet mit der Aussage über die psychophysischen Voraussetzungen für das Eintreten dieses Erlebnisfalles (und die darin enthaltene Annahme einer Assoziation ‚Lautbild — Sachbild‘). Im Falle einer dingfesten Verknüpfung des optischen Namensbildes mit dem genannten Sinnending, einer Verknüpfung, die nach den Umständen im Sinne eines wirksamen symphysischen Umfeldes ausgelegt werden muß, wird diese sichtbare Anheftung zum Indizium einer (ideellen) Zuordnung. Nichts anderes haben wir festgestellt.

4. Die Erläuterungen zum Begriff des *synsemantischen* Umfeldes, das im folgenden Abschnitt eigens und eingehend untersucht wird, seien kurz gehalten. Nicht nur im Sprachlichen, sondern überall dort, wo Zeichendinge (die Vorgänge wieder eingeschlossen) eine sinnliche unitas multiplex bilden, sind die einfachsten Voraussetzungen für das Aufscheinen eines synsemantischen Umfeldes gegeben. Dies sei auf einem scheinbar von der Sprache weit abliegenden Gebiete erläutert. Das Reich der Farben war das erste, in das man den Begriff des Umfeldes eingeführt hat. Halten wir das Beispiel der Farben fest, um die Unterscheidung eines symphysischen vom synsemantischen Umfeld auch außersprachlich zu illustrieren und verständlich zu machen.

Der *Farbenkontrast* ist, wie wir heute wissen, eine relativ periphere Angelegenheit, er ist so gut wie vollständig eine einfache Funktion der Nachbarschaft gereizter Netzhautstellen. Er ist, wie wir in unserem Zusammenhang auch sagen können, zum mindesten der Hauptsache nach eine Erscheinung, die abzulesen ist dem symphysischen Umfeld der Farbflecken. Wesentlich anders dagegen steht es mit dem ‚Kontext‘ der *Bildwerte im Ganzen eines Gemäldes*. Wenn ein Maler auf der Palette dreimal dasselbe Grau mischt und dreimal physisch denselben Graufleck einsetzt in ein werdendes Bild, so kann dieser Fleck dreimal (oder noch öfter) einen verschiedenen *Bildwert* im Kontexte des Gemäldes erhalten; er kann z. B. als Schatten oder Lichtreflex oder als Gegenstandsfarbe (als ein Schmutzfleck z. B. auf weißem Tischtuch) imponieren. Durchaus gesetzmäßig und zwingend für den Betrachter in normaler Aufnahmebereitschaft. Das Strukturgesetz der Bildwerte eines Gemäldes ist ganz und gar etwas anderes wie der Farbenkontrast; diese Bildwerte stehen in einem synsemantischen Umfeld und erhalten in ihm bestimmte Feldwerte. Damit solche Strukturen in Erscheinung treten, müssen die Farbflecken (allgemein: die Sinnesdaten) einen Zeichenwert erhalten. Den erhalten Farbflecke in hervorragendem Maße und systematisch, wenn nicht der Anstreicher, sondern der Maler mit dem Instrument des Pinsels Farbmaterie aufträgt, und etwas durch Farben „zur Darstellung bringt“. Der Kontext von Bildwerten in einem Gemälde ist das Analogon zum Kontext der Sprachzeichen; dort und hier gibt es ein synsemantisches Umfeld¹⁾.

1) Diese Behauptung stützt sich auf Tatsachen, die im Kapitel Gemäldeoptik meiner „Erscheinungsweisen der Farben“ ausführlich besprochen sind. Sollten die Dinge einmal experimentell weiter verfolgt werden, dann wäre eine Bezugnahme auf die sprachliche Syntax hinüber und herüber gewiß sehr lehrreich. Es dürfte

Vielleicht ist es zweckmäßig, das eine noch zu unterstreichen, daß sich die Zeichen der Lautsprache im lebendigen Verkehrsakt des Alltags keineswegs exklusiv verhalten. Der Sprecher produziert sorglos Gesten, Mimik und Laute zusammen auf einmal; darin kommt als synsemantisches Umfeld des einzelnen Sprachzeichens der ganze Inbegriff der mitproduzierten Verkehrszeichen zur Geltung. Der Theoretiker aber muß sich, um das alles wissenschaftlich reinlich aufzulösen, zunächst nach relativ einfachen Fällen umsehen und Schritt für Schritt vorgehen. Wenn der Sprachforscher die ‚Syntax‘ einer gegebenen Sprache aufbaut, dann faßt er zuerst das Zusammen der phonematisch geprägten Lautzeichen allein ins Auge. Das ist eine sachgerechte Abstraktion, die sich als fruchtbar erwiesen hat. Nur an bestimmten Stellen macht sich das Bedürfnis nach einer Erweiterung des Gesichtskreises geltend und wird unabweisbar. Wir sahen dies bei der Behandlung der Zeigwörter, die ihrer Natur nach im Zeigfeld der Sprache stehen und dort der sinnlichen Leithilfen oder eigener Konventionen bedürfen, um eindeutig zu sein. Wir fanden es wieder in der bereits angeschnittenen Ellipsenfrage der Philologen, zu der hier noch eine Bemerkung angebracht erscheint.

5. Natürlich gibt es *Ellipsen*. Es gibt unvollendete Bauten (man denke an die Dome aus dem Mittelalter) und sonst noch allerhand in der Ausführung stecken gebliebenes Menschenwerk, darunter auch unvollendete Reden. Weit entfernt, daß ich den Tatbestand der sprachlichen Ellipsen im weitesten Wortsinn oder den spezielleren Tatbestand der elliptischen Sätze bestreiten wollte. Ursachen, Anlässe und Gründe gibt es genug dafür, daß einem Sprecher von innen her der Faden abreißt, oder der Atem ausgeht oder daß ihm jedes weitere Wort überflüssig und überholt erscheint oder daß ihm von außen her das Wort mitten im Satze abgeschnitten wird. Das alles bleibt solange sprachtheoretisch uninteressant, bis Produkte aufgezeigt werden, die, kurz gesagt, gewaltlos von einer Seite gesehen, unvollendet und von der anderen doch wieder geschlossen und vollendet anmuten. Gelingt es in dieser immer noch großen Klasse, das sympraktisch und das symphysisch Vollendete als solches zu charakterisieren und abzuheben, dann wird vermutlich ein einigermaßen homogener Rest von Fällen verbleiben, in denen wirklich eine echt syntaktische Vollendung innerlich erfordert, aber

neben der generellen Analogie auch durchgreifende Verschiedenheiten geben; denn beides ist zwar Darstellung, aber die Sprache ist *nicht* Gemälde. Vgl. vorerst die aufschlußreichen Untersuchungen von L. KARDOS, Ding und Schatten. Ergbd. 23 zur Z. f. Ps. 1934.

äußerlich nicht geleistet wird, weil sie kontextlich überflüssig erscheint. Die Gründe solch entbehrlicher Vollendung liegen manchmal offenkundig in redensartlicher Geläufigkeit oder werden philologisch d. h. aus der individuellen Textstelle zu ermitteln sein. Ausdrücke wie *ire ad Jovis* bereiten der Interpretation keine Schwierigkeit.

Wer sich an die kurze Definition von G. HERRMANN hält *„ellipsis est omissio vocabuli, quod et si non dictum tamen cogitatur“*, wird in jedem Einzelfall überlegen, ob die Annahme eines Mitgedachtseins unausweichlich ist. Das verlangt korrekt auch B. MAURENBRECHER in seinem Aufsatz *„Die lateinische Ellipse, Satzbegriff und Satzformen“*¹⁾. MAURENBRECHER formuliert am exegetischen Material der Latinisten einige Regeln, nach denen man der Landplage übereifriger Ellipsen-seher Herr werden kann. So weit in der Annahme von Ausfällen wie die alten Grammatiker aus der Schule der Stoa wird ja heute kein Philologe mehr gehen; immerhin mag im Sinne von MAURENBRECHER noch einiges einzudämmen sein. Mir scheint, auf unserem Wege sei das wesentlich einfacher und befriedigender zu erreichen als mit Hilfe der drei Regeln, die MAURENBRECHER formuliert. Keine Ellipse liegt danach vor:

„1. Wenn Bestandteile der Gesamtvorstellung (des Satzes) überhaupt nicht sprachlich ausgedrückt werden, sondern unausgedrückt im Bewußtsein des Sprechenden und Hörenden (Lesenden) vorhanden sind und sachlich gut verstanden werden.

2. Wenn dieselben durch andere Ausdrucksbewegungen als durch sprachliche (Gesten, Mienen, optische u. dgl. Zeichen, durch andere Töne usw.) zum Ausdruck kommen.

3. Wenn die Ergänzung aus anderen Sätzen (meist vorhergehenden), und zwar a) desselben Sprechers, b) aus der Rede des anderen, geschieht (letzteres z. B. in jeder Antwort)“ (23^b).

Der zweite Punkt dieser Liste trifft, was alle seit WEGENER, die sich mit den Zeighilfen beschäftigt haben, z. B. auch H. PAUL und BRUGMANN, meinten. Darüber ist nach einer subtileren Analyse des Zeigfeldes und der Funktion der Zeigwörter kaum mehr etwas Belangreiches zu sagen. Der dritte Punkt lenkt die Aufmerksamkeit speziell auf die wichtige Tatsache der Anaphora (sowohl auf das sprachlich geführte, als auf das nicht sprachlich geführte Zurückgreifen, Vorgreifen im Kontext). Hier wird unsere Betrachtung des Haupt-Nebensatz-Gefüges anknüpfen. Nur der erste Punkt könnte Veranlassung zu kritischen Bemerkungen bieten. Die Psychologen um WUNDT und H. PAUL waren nach unserer heutigen Auffassung viel zu sorglos in ihren erlebnispsychologischen Subkonstruktionen. Woher kennt denn MAURENBRECHER die ‚Vorstellungen‘ der Gesprächspartner so genau, daß er entscheiden kann: Das und das sei zwar mit vorgestellt gewesen, aber sprachlich nicht manifest geworden? Mit solchem bestreitbaren Wissen darf man heute nicht mehr operieren: selbst dort nicht, wo man einem wohlbegründeten philologischen Bedürfnis folgend die Ellipsenflut eindämmen will. Wie wenig an Sachvorstellungen im Erlebnis der Sender und Empfänger von Sprachzeichen wirklich nachzuweisen ist, davon erhält jeder, der sich die Mühe nimmt, die sorgfältigen Protokolle der Denkpsychologie daraufhin anzusehen, einen starken Eindruck. Die Ellipsenflut aber wird vor ihrem *Anschwellen* bewältigt, wenn man zu zeigen vermag, daß die Voraus-

1) STREITBERG-Festschrift 1924, S. 234 ff. Die HERRMANNSche Definition wird dort zitiert.

setzung falsch ist: alle sinnvoll verwendeten Wörter müssen in einem synsemantischen Umfeld stehen, müssen kontextgetragen sein. Das allein ist die wirksame *Radikalkur* gegen die zweimal tausendjährige Ellipsenplage.

§ 11. Kontext und Feldmomente im einzelnen.

Es ist kein Zufall, daß uns das sprachliche Zeigfeld an der *Sprechhandlung* und das Symbolfeld am entbundenen *Sprachwerk* am klarsten in die Augen fällt. Denn originär mit dem ausgestreckten Zeigefinger treffen kann man nur, was sinnlich wahrnehmbar ist und der ausgestreckte Zeigefinger ist nur dann ein brauchbares Verkehrsmittel, wenn der Empfänger ihn sehen und die Signalanweisung erfolgreich vollziehen kann. Die Deixis am Phantasma erfolgt, wenn der Berg zu Mohammed gekommen oder Mohammed zum Berge gegangen ist, d. h., wenn der Empfänger sein „inneres“ Auge auf-tun und wieder die Zeiganweisungen befolgen kann. Zeigen ist das sprechhandelnde Verhalten *kat' exochen* und bleibt es auch, wenn es in den Dienst der Poesis gestellt wird; der Leser nehme „Poesis“ im weiten Sinne, ganz so wie ARISTOTELES und die moderne Kinderpsychologie.

Die Entbindung des Sprachwerks aus den originären Zeighilfen ist ein Thema unserer Satzlehre. Man nehme es hier als ausgeführt an und suche eine Antwort auf die Frage: was dann? Entbundene Reden in dem Wortsinn, wie wir ihn brauchen, sind (nach dem später erbrachten Ausweis) in irgendeiner Gradabstufung *alle selbständigen Sätze*. Schieben wir jetzt die Übergangserscheinungen beiseite, um an selbständigen Sätzen die Kontextfaktoren aufzusuchen. Wir denken z. B. an die weitest abgelösten Reden, die auf Steinen oder schwarz auf weiß fixiert in Schriftwerken zu finden sind. Die Kenner der „toten“ Sprachen haben ihren Gegenstand nie in anderer Form gesehen oder gehört. Es ist in geringem Ausmaß das symphysische und in weit höherem das synsemantische Umfeld dieser Sprachzeichen, was jenen Forschern fort und fort den Anhalt bietet zu neuen Fragen und Antworten über ihren „toten“ Gegenstand. Denn die synsemantischen Umfeldfaktoren sind weitgehend mitkonserviert in dem Erhaltenen. Es gilt jetzt, sie restfrei und systematisch zu erfassen, wobei der vorübergehende Hinweis auf die reduzierten Forschungsmöglichkeiten an den toten Sprachen von selbst wieder unter den Tisch fallen kann.

Es war FRANZ XAVER MIKLOSICH, der in seiner „Vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen“ die bestrickend einfache Formel vorlegte, Syntax sei die Lehre von den Wortklassen und Wortformen. Wir werden kritisch einiges zur Ergänzung und viel

mehr Zustimmendes vorzubringen haben; benützen wir das klare Wort als Ausgangsthese, nicht um in ihr stecken zu bleiben, sondern um vorwärts und weiterzukommen. Es ist den Sachverständigen besonders nach dem Buch von JOHN RIES „Was ist Syntax?“ deutlich geworden, daß es mit einem Anlauf allein und in einem Zuge überhaupt nicht geht mit dem Aufbau der Syntax. Primär sind mindestens die zwei Hauptgänge, die RIES korrekt als den Weg von außen (mit MIKLOSICH) und den Weg von innen (aber besser als BECKER) charakterisiert hat, und sekundär sind noch andere möglich und erwünscht.

Warum das letztere? Die Syntax als Teil der Grammatik wird zwar stets unter dem regierenden Oberbegriff der *Gebildelehre* stehen und stehen bleiben; doch vergegenwärtige man sich am Vierfelderschema noch einmal den Reichtum innerer Beziehungen einer Theorie der Sprachgebilde zu dem, was in anderen Büchern über die Sprache stehen kann und stehen muß. Warum nicht z. B. eine Syntax des Altfranzösischen und Neuf Französischen schreiben, die sich möglichst eng an die Dokumente hält und Zug für Zug eine Syntax an den Belegstellen herausarbeitet? Eine solche Syntax muß verwachsen bleiben mit Interpretationen, muß mitberichten von inneren und äußeren Situationen, sie muß, wie das ETTMAYER unterstreicht, den Charakter einer „psychologisch“ (d. h. erlebnispsychologisch) unterbauten Lehre tragen. — Ein anderer mag kommen und den Schöpfer suchen, die schaffende Gestaltung in den Vordergrund seines Interesses schieben, wo er syntaktische Probleme verfolgt. Ihm wird zur Beantwortung von Stilfragen die HUSSERLSche Aktlehre viel zu bieten haben auch dort, wo er Grammatik treibt. Das sind sachgerechte Beleuchtungen bald von hier und bald von dort; das heißt man Syntax vom Standpunkt des Sprechhandelnden der Umgangssprache oder Syntax vom Standpunkt des Schöpfers auserlesener Sprachwerke her beleuchten; und beides gehört zu einer allseitigen Strukturerfassung der Sprache.

Die Analyse im Sinne von MIKLOSICH ist unvermeidbar; sie wurde nach ihm in großem Stile von DELBRÜCK, sie wurde noch einmal von WACKERNAGEL als Ausgang der Syntax gewählt. Was RIES als Ergänzung fordert, eine Satzlehre und Theorie der Wortgruppen, wird aus guten Gründen an zweite Stelle gerückt; doch sollte es nicht vergessen werden und unausgeführt bleiben. Wir suchen als Sprachtheoretiker aus der Vogelschau eine Ordnung der Faktoren des synsemantischen Umfeldes der Sprachzeichen und wissen, daß wir sachgerecht zuerst in die Bahn von MIKLOSICH geraten, den Weg ‚von außen nach innen‘ gehen müssen. Das Ergebnis lautet, daß das Inventar von MIKLOSICH erweitert werden muß. H. PAUL, J. RIES und andere haben korrekt die Klasse der musikalischen Modulationen und den Stellungsfaktor zur Anerkennung gebracht; wir holen noch einmal aus und unterstreichen ganz am Anfang den Faktor der *Stoffhilfen*. Wer ihn richtig sieht und nicht davor zurückschreckt, sein volles Gewicht in der Gesellschaft der

übrigen Kontextfaktoren anzuerkennen, gewinnt eine beträchtlich veränderte Meinung vom Wesen der Sprache. Es geschieht zum Teil um der Kürze willen, daß die Stoffhilfen und Wortklassen in einem Atemzug genannt und behandelt werden.

1. *Stoff und Wortklassen.* Philologen haben oft verstümmelte und verdorbene Texte wiederherzustellen und lösen die Aufgabe mitunter so, daß Nachkommende bekennen, die Konjekturen gleiche dem Ei des Kolumbus. Kontrollierbare Lösungen dieser Art hat CH. BÜHLER im psychologischen Experiment provoziert mit künstlich und systemgerecht verstümmelten Texten: Literarisch einigermaßen erfahrenen Versuchspersonen (Studenten) werden unbekannte prägnante Aussprüche (Sentenzen), längere Texte bis zu zehn, fünfzehn Wortzeichen vorgelegt; aber diese Texte sind gänzlich entformt und zu Worthaufen in sinnloser Reihe entstellt. Man soll zusehen, ob eine Restitution gelingt. Ich zitiere vier Beispiele aus der Sammlung, welche 62 Nummern enthält:

1. Bibliothek — Bände — Gehirn — Fächer — Gedanken — 100 000 — Generationen — riesig — ähnlich — verschwunden — aufreihen.
2. Edelstein — Fassung — Preis — Wert — erhöhen — nicht.
3. Häuser — Jahrmarkt — Stadt — alt — klein — herumhocken.
4. Ozean — Schiffe — Nacht — Dunkelheit — Leben — Menschen — Schweigen — Stimme — Signal — Ruf — Blick — einander — entfernt — sprechen — vorbeiziehen — begegnen — dann — wieder.

Eine im wesentlichen sinngetreue Wiederherstellung gelang in vielen Fällen und dabei kamen Ordnungstechniken des Sprechdenkens zum Vorschein, die offenkundig aus lebenslanger Übung im Operieren mit Sprachzeichen stammen. Ungefähr so wie auch sonst Scherben und andere membra disjecta zu probierendem Wiederaufbau reizen und ihn nicht selten eindeutig zu vollenden gestatten, so stellt sich bei unseren Versuchspersonen ein sprachlicher Konstruktionsdrang ein. Und der Text ist nicht selten unerwartet rasch in den Hauptlinien richtig hergestellt. Die unverdorbenen Ausgangstexte lauten:

1. Wie in den Fächern einer riesigen Bibliothek in 100 000 Bänden die Gedanken verschwundener Generationen aufgereiht sind, ähnlich in unserem Gehirn (STRINDBERG).
2. Die Fassung des Edelsteins erhöht zwar seinen Preis, aber nicht seinen Wert.
3. Wie auf einem Jahrmarkt hocken die alten Häuser der kleinen Stadt herum (RILKE).
4. Ships that pass in the night, and speak each other in passing
Only a signal shown, and a distant voice in the darkness;
So, on the ocean of life we pass and speak one another,
Only a look and a voice, then darkness again and a silence (LONGFELLOW).

Es kommt uns hier nicht an auf die Schilderung der Wege, Umwege, Abwege, welche die einzelnen Versuchspersonen näher oder weniger nah an eine sinnvolle Rekonstruktion gebracht haben. Darüber muß der Interessierte die beiden Arbeiten selbst befragen¹⁾. Sondern wir stellen viel elementarer fest, daß hier das Morphologische und die Reihungshilfen weitgehend vernichtet waren; es fehlen so gut wie vollständig die Kasuszeichen der Nomina, die Flexionsendungen der Verba und die meisten Partikeln. Dagegen blieb (im Deutschen) die Wortklasse erkennbar, der jedes Sprachsymbol zugehört, und es sprang jener andere Faktor mit ein, den ich kurz durch den Namen ‚Stoff‘ andeute. Wenn irgendwo das Wort ‚Radieschen‘ vorkommt, dann ist der Leser sofort an den Esstisch oder in den Garten versetzt; in eine ganz andere ‚Sphäre‘ also (der Terminus ist in der zitierten Arbeit denkpsychologisch definiert), wie wenn z. B. das Wort ‚Ozean‘ vorkommt. Jeder zum Worthaufen zerschlagene und entformte charaktervolle Text hat noch seinen Sphärengeruch, und man braucht gar nicht besonders sensibel dafür zu sein, um aus ihm Phantasiehilfen und damit einen Ariadnefaden zu gewinnen. Eines gibt das andere; wenn ein einzelner Kristallisationspunkt gewonnen ist, um den sich alles übrige herumgruppiert („Gesetz der Zentralisation“) oder wenn ein reicheres Beziehungsschema (Gegensatzpaar, Steigerungsreihe, Viererschema wie zu einer Analogie $a:b = c:d$) rein stofflich angedeutet ist und aufscheint dem Suchenden, dann ist die Rekonstruktion in der Regel schon in vollem Zuge.

Was ergibt sich sprachtheoretisch daraus? Aus dem Phänomen der stofflichen Ordnungshilfen ist nicht mehr und nicht weniger abzulesen, als daß es zur Lebensgewohnheit der gewöhnlichen Gebraucher von Sprachzeichen gehört, dem, wofür sie als Symbole stehen, die ganze Aufmerksamkeit und eigene innere, schaffende oder nachschaffende Aktivität als Sprecher oder Hörer zuzuwenden. Man ist dort bei den Dingen, von denen gesprochen wird, und läßt die konstruktive oder rekonstruierende innere Tätigkeit zum guten Teil *vom Gegenstand selbst*, den man schon kennt oder soweit er durch den Text bereits angelegt und aufgebaut ist, gesteuert werden. Die gewachsene Sprache verhindert dies Verfahren nicht, sondern verlangt es geradezu und ist darauf eingerichtet; die übliche Art des Sprechens rechnet damit, läßt allenthalben *Spielräume* offen. Unsere darstellende Alltagssprache und die des Dichters oft in ge-

1) CH. BÜHLER, Über Gedankenentstehung. Z. f. Ps. So (1918) und Über die Prozesse der Satzbildung, ebenda SI (1919).

steigertem Grade, aber auch die Sprache in wissenschaftlichen Werken zielt im einzelnen Satze meist nicht auf höchsterreichbare logische Eindeutigkeit und Lückenlosigkeit ab. Ein Einfangen des vollen Gegenstandes und Lückenlosigkeit seiner sprachlichen Darstellung ist in weit geringerem Grade ein Ideal als die meisten ahnen. Ja, es wird auch dann von der natürlichen Sprache nur erbärmlich unvollkommen erreicht, wenn man es ihr z. B. in logisch geschärften Beweisgängen aufnötigt. Der Sprachtheoretiker notiert das Phänomen der *stofflichen Steuerung* des Sprechdenkens und behält sich vor, darüber z. B. mit HUSSERL und seiner Idee einer reinen Grammatik in Diskussion zu geraten.

Hier aber mußte es Erwähnung finden, weil es den Theoretiker der sprachlichen Darstellung vernehmlicher als vieles andere auf die *prinzipielle Offenheit* sprachlicher Fassungen von Gegenständen und Sachverhalten hinlenkt. Die stoffliche Steuerung des Sprechdenkens ist ein Phänomen, welches mit einigen anderen Tatsachen zusammen den wichtigen Satz zu beweisen gestattet, daß das Andeuten, welches der zeigende Finger vollbringt, nicht nur die Leistung der Zeigwörter charakterisiert, sondern weit darüber hinaus auch im Funktionsbereich der Begriffswörter zu finden ist und zu den Struktureigenheiten der menschlichen Sprache gehört. Das wohl-dosierte Senden von Sprachzeichen, auch dann, wenn sie in geschlossenem Kontexte trocken darstellen, gleicht mehr oder minder den Hilfen, die ein Reiter seinem Pferde und sonst geschickte Lenker dem gelenkten Lebewesen geben. Ist das Selbstdenken des Hörers in Gang gebracht, dann lockert eine sprachtechnisch vollendete menschliche Rede die Zügel und setzt nur sparsam ganz neue Impulse. Daß es Grade und Abschattungen darin gibt, ist eine triviale Weisheit; wir behaupten, das konstruierende Eigendenken des Empfängers sei *uneliminierbar* und in weiten Grenzen *unschädlich*; sogar den meisten Sprachzwecken höchst *förderlich*. Jedenfalls aber muß es in der Sprachtheorie als vollgewichtiger Faktor, mit dem zu rechnen ist, gewürdigt werden. Bis jetzt am besten gesehen hat es WEGENER; doch bedürfen seine immer noch aphoristischen Belege einer systematischen Ergänzung.

Das andere sind die *Wortklassen*. Ich weiß nicht, wie alt sie sind in der Menschengesprache und welches die ersten waren; noch weiß ich, welche unentbehrlich sind und überall vorkommen. Aber wenn sie vorkommen wie im Deutschen und erfaßt werden, sei es ohne besondere Klassenzeichen oder an Klassenzeichen (wie unsere Infinitive), dann bieten sie dem Textaufbau fundamentale An-

weisungen. Nicht nur beim Rätselraten ist es so und im Angesicht von entformten Worthaufen, sondern selbstverständlich auch mitten unter den listfrei angesetzten und unverdorbenen anderen Kontextfaktoren. Es bestehen in jeder Sprache Wahlverwandtschaften; das Adverb sucht sein Verbum und ähnlich die anderen. Das läßt sich auch so ausdrücken, daß die Wörter einer bestimmten Wortklasse eine oder mehrere *Leerstellen* um sich eröffnen, die durch Wörter bestimmter anderer Wortklassen ausgefüllt werden müssen. Es ist der wichtige, schon den Scholastikern bekannte Tatbestand der *Connotatio*, den wir im Auge haben. Er ist neben den Stoffhilfen das zweite wichtige und generelle Kontextmittel. Man könnte sich, wie ich glaube, eine menschliche Sprache denken, die im wesentlichen mit Stoffhilfen und einer genügenden Anzahl wohlcharakterisierter und passend ausgesuchter Wortklassen auskommt. Man kann sich freilich ebensogut vorstellen, daß andere Kontextfaktoren (z. B. die Reihung) äußere Wortklassenmerkmale weitgehend überflüssig machen; ich denke an die Verhältnisse im Chinesischen und an Einbußen, die das Englische in seinem historischen Werdegang unbeschadet erlitten hat.

Unter den nichtsprachlichen Darstellungsgeräten, die wir zum Vergleich heranziehen werden, fällt die Notenschrift der Musiker auf ob ihres besonders einfachen Klassensystems. Es gibt dort zwei Grundklassen von Symbolen, Noten und Pausenzeichen, die im Kontext verbunden werden. Die Kunstsprache der Logistiker ist viel reicher an Symbolklassen; die bekannten natürlichen Sprachen sind es auch. Doch ist es niemand bis heute gelungen, die Wortklassen der natürlichen Sprachen im umfassenden Umblick auf alle Menschensprachen völlig durchsichtig zu ordnen.

2. Es gibt eine Liste der Kontextfaktoren von H. PAUL, worin der Wortklassen keine Erwähnung geschieht, während die klassisch einfache Definition des Begriffes Syntax bei MIKLOSICH sie ausdrücklich anführt: „Syntax ist die Lehre von der Bedeutung der Wortklassen und der Wortformen“. Den das ganze Unternehmen der Syntax begrenzenden Vordersatz von den Stoffhilfen kennt PAUL nicht dem Namen nach, bringt ihn aber als negativen Satz im zweiten Abschnitt unseres nächstfolgenden Zitates. Doch hängt, wie wir immer wieder sehen werden, außerordentlich viel daran, ihn positiv und exakt zu formulieren; wir sagen: ‚er hat den Schnupfen‘ — ‚er hat ein Haus‘ — ‚er hat Unglück‘ und variieren dabei dreimal den Charakter des dargestellten Sachverhaltes; der Freund, von dem wir sprechen, *hat* den Schnupfen gewiß nicht so, wie er sein Haus

und wieder anders, als er seine Frau oder Unglück *hat*. Aber die Spezifikation bleibt jeweils der Stoffhilfe überlassen. ‚Backstein — Backofen — Backholz‘ variieren dreimal die sachliche Relation der gefügten Glieder; die Spezifikation bleibt jeweils der Sachkenntnis (= Stoffhilfe) überlassen. Es ist nicht an dem, daß man nur zugibt, solch sachlich gesteuertes Ausdenken transzendiere die Mittel der sprachlichen Darstellung. Gewiß, aber es muß von vornherein Platz sein neben allem andern für dies Miteingreifen solch angeblich „sprachfremder“ Faktoren. Nicht mehr, als daß die Sprache keineswegs überrumpelt und beiseite geschoben wird, sondern darauf angelegt und eingerichtet ist, allenthalben eine gewisse Distanz zu wahren und Spielraum für solche Spezifikationen freizulassen, ist der Inhalt unserer These von den Stoffhilfen in jedem Kontexte.

MIKLOSICH trifft im zweiten Gliede seiner Liste zu wenig; vermutlich zum Teil deshalb, weil er vor allem die slawischen Sprachen und nicht etwa das moderne Französisch oder Englisch vor sich sah. Denn Wortformen sind es nicht, die z. B. den zwei englischen Sätzen ‚gentlemen prefer blonds‘ und ‚blonds prefer gentlemen‘ eine verschiedene „Bedeutung“ verleihen. Darin ist PAULS Liste unvergleichbar weitsichtiger; ja sie ist, wenn man zuvor die Angelegenheit der Stoffhilfen und der Wortklassen bereinigt hat, sogar nachweisbar vollständig, *erschöpfend*. Denn die syntaktischen Mittel der Systeme vom Typus Sprache sind nicht beliebig zu vermehren, sondern aufzählbar den Klassen nach; sie stellen ein geschlossenes System vor, dessen Dimensionen man angeben kann. Es sind sieben Gruppen bei PAUL; wir werden sie auf drei natürliche Klassen bringen, ohne etwas wesentlich Neues hinzuzufügen und ohne etwas von PAUL schon Genanntes wegzulassen. Der § 86 der PAULschen Prinzipien lautet sehr schlicht und anspruchslos:

„Zum sprachlichen Ausdruck der Verbindung von Vorstellungen gibt es folgende Mittel: 1. die Nebeneinanderstellung der den Vorstellungen entsprechenden Wörter an sich; 2. die Reihenfolge dieser Wörter; 3. die Abstufung zwischen denselben in bezug auf die Energie der Hervorbringung, die stärkere oder schwächere Betonung (vgl. Karl kommt nicht — Karl kommt nicht); 4. die Modulation der Tonhöhe (vgl. Karl kommt als Behauptungssatz und Karl kommt? als Fragesatz); 5. das Tempo, welches mit der Energie und der Tonhöhe in engem Zusammenhange zu stehen pflegt; 6. Verbindungswörter wie Präpositionen, Konjunktionen, Hilfszeitwörter; 7. die flexivische Abwandlung der Wörter, und zwar a) indem durch die Flexionsformen an sich die Art der Verbindung genauer bestimmt wird (*patri librum dat*); b) indem durch die formelle Übereinstimmung (Kongruenz) die Zusammengehörigkeit angedeutet wird (*anima candida*). Es ist selbstverständlich, daß die beiden letztgenannten Mittel sich erst allmählich durch längere geschicht-

liche Entwicklung haben bilden können, während die fünf erstgenannten von Anfang an dem Sprechenden zur Verfügung stehen. Aber auch 2—5 bestimmen sich nicht immer bloß unmittelbar nach dem natürlichen Ablauf der Vorstellungen und Empfindungen, sondern sind einer traditionellen Ausbildung fähig.

Je nach der Menge und Bestimmtheit der angewendeten Mittel ist die Art und Weise, wie die Vorstellungen miteinander zu verbinden sind, genauer oder ungenauer bezeichnet. Es verhält sich in bezug auf die Verbindungsweise gerade so wie in bezug auf die einzelne Vorstellung. Der sprachliche Ausdruck dafür braucht durchaus nicht dem psychischen Verhältnisse, wie es in der Seele des Sprechenden besteht und in der Seele des Hörenden erzeugt werden soll, adäquat zu sein. Er kann viel *unbestimmter* sein“ (123f.).

Wir betrachten das erste Mittel PAULS, den Kontaktfaktor schlechthin, als erläutert und feiner differenziert durch das, was im Anschluß an die Versuche CH. BÜHLERS gesagt worden ist. Über die syntaktische Funktion der *Reihenfolge* in den verschiedenen Sprachen ist am Beispiel des Kompositums im Anschluß an die kühne Theorie von W. SCHMIDT beispielhaft einiges zu erörtern, was wir eben dort unterbringen wollen. Dann bleiben weiter die *musikalischen* und die *phonematischen Modulationen*. Denn daß die beiden Gruppen PAULS eng zusammengehören, bedarf nur eines Hinweises auf die Sprachgeschichte; während ‚Energie, Tonhöhe, Tempo, Pausen‘ Gestaltungen erzeugen, die nicht genau so, aber doch vergleichbar auch in der Musik vorkommen und darum musikalische Modulationen heißen sollen. Ihre Zugehörigkeit zur Liste der Kontextfaktoren ist erbracht, wenn nur in einigen Sprachen wie im Deutschen der Satzakzent oder die Satzmelodie entscheidet, ob ein Gefüge als Aussage, Frage, Befehl u. dgl. m. zu fassen ist. In der kindlichen Sprachentwicklung sind musikalische Modulationen außerordentlich früh; vielleicht sind sie ebenso früh und allgemein verbreitet in den „Sprachkreisen und Sprachfamilien der Erde“; nur weiß ich das nicht.

W. SCHMIDT behandelt die Vor- oder Nachstellung an einem sehr charakteristischen Fall, nämlich im attributiven Gefüge und stellt im Umblick auf alle bekannten Menschengesprachen die Regel auf, daß eine durchgehende Affinität besteht zwischen Voranstellung des bestimmenden Gliedes wie in ‚Hausschlüssel‘ und Suffixbildungen einerseits und Nachstellung mit Präfixbildungen andererseits. Das ist eine sehr interessante (auch innerlich plausible) Korrelation, die selbst dann noch sehr beachtenswert wäre, wenn sie nicht alles umfaßte und nicht ausnahmslos gültig wäre in allen Sprachen.

Doch lassen wir die Korrelationen der verschiedenen Fügungsmittel auf sich beruhen und beweisen den Satz, daß es keine anderen gibt und geben kann als die aufgezählten. Man denkt beim Worte

„phonematische Modulationen“ nicht nur an die selbständigen Formwörter (Präpositionen, Postpositionen u. dgl. m.) und an die Formsilben, als welche die Suffixe und Präfixe häufig auftreten, sondern natürlich auch an zugefügte und weggelassene Phoneme allein, die den Silbenbestand nicht vermehren oder verringern; man denkt auch an Erscheinungen wie den deutschen Umlaut und Ablaut oder an die viel systematischer durchgeführten Vokalisationen in den semitischen Sprachen. Hier wird nichts hinzugefügt oder weggelassen und doch phonematisch moduliert; auch die sogenannten Infixe muß man irgendwo unterbringen. Damit aber ist man so gut wie am Ende. Und hat bereits mitzitiert die entscheidende Voraussetzung, die gemacht wird von einem, der nichts überraschend Neues mehr erwartet an neu zu entdeckenden Sprachen.

Es wäre, wenn z. B. der Phonetiker allein das Wort erhielte, nicht zu erfahren und von vornherein gar nicht abzusehen, wie viele und welche Modulationen eines gegebenen Lautstroms ausgewertet werden können von sprechenden Menschen zu dem Ende, syntaktische Funktionen manifest zu machen. Die Problemlage wird aber anders, wenn nach dem Phonetiker der Phonologe das Wort ergreift. Denn er schließt mit dem einen Satz, daß jede Sprache nur ein wohlcharakterisiertes System von Lautmalen zur Diakrise bestimmter Stücke des Lautstroms voneinander verwertet, sofort einen Großteil denkbarer und praktisch erzeugbarer, ja sogar vorkommender Modulationen aus. Das heißt nicht, sie seien, wo sie vorkommen, schlechthin irrelevant im Sprechverkehr, sondern es heißt nur, sie seien irrelevant für die Darstellungsfunktion der Sprache. Vibrationen der Sprechstimme z. B. und Modulationen des Timbre sind pathognomisch sehr wichtig; aber grammatisch relevant sind sie, soweit mir bekannt, in keiner Menschengesprache.

Freilich: der fingierte Phonologe muß umsichtig genug sein und ein offenes Auge behalten, belehrbar bleiben für Winke, die er von rechts und links erhält. Ich stelle mir den Grammatiker zu seiner Rechten und den Psychologen zu seiner Linken plziert vor, weil das sich so gehört. Es ist nicht die Phonologie, sondern die Grammatik oder sagen wir: die Wortlehre, welche bestimmte Stücke des Lautstroms einer Rede als Wörter und Wortbestandteile charakterisiert. Und das gehört mit zu den Voraussetzungen unserer Liste. Es ist weiter die moderne Psychologie, welche nachdrücklich darauf hinweist, daß zum Lautcharakter dieser Gebilde außer den Lautmalen = Phonemen auch bestimmte *Gestaltqualitäten* gehören. Ähnlich wie es die Großformen der sogenannten Satzmelodie, des

Satzrhythmus und der Zeitgestalten des Satzes gibt, so gibt es dieselben Gestalten im Kleinformate auch am Worte schon. Es gibt Wortakzente und Wortmelodien; sie dürfen natürlich nicht vergessen werden und sind es auch nicht in der aufgestellten Liste. Sie gehören zu den musikalischen Modulationen, die entweder direkt syntaktisch relevant werden können (z. B. als sogenannte Satzmelodie) oder auf dem Umweg über eine Modulation, die sie am einzelnen Wortklang vollbringen; übersetzen und übersetzen sind im Deutschen verschiedene Wörter, beides Verba freilich. Doch könnten solche Modulationen genau so gut wie Umlaut und Ablaut auch die Wortklasse ändern und direkt als Fügemitte fungieren; man denke z. B. an das Akzentgesetz der deutschen Komposita. Noch einmal anders ausgedrückt, so hat jedes Wort ein *Klangesicht*, das nicht restlos vom Ausdruck bestimmt wird, sondern teilweise auch den Symbolwert und die syntaktische Valenz des Wortes angibt.

Werden die aufgezählten allgemeinen Gestaltungsbedingungen des Lautstroms der menschlichen Rede anerkannt, dann sieht man ein, daß unsere Liste vollständig und abgeschlossen ist. Genauer gesagt, man findet keine Variationsbereiche mehr, die nicht als relevant aufgezählt oder als irrelevant ausgeschlossen wären. Wichtiger als der Beweis ihrer Vollständigkeit aber wäre, wie mich dünkt, der Versuch, aus dem Tatsachenmaterial der allgemeinen Sprachvergleichung erstens eine Typologie des verschieden kombinierten Gebrauchs der aufgezählten konstitutiven Feldzeichen in den Sprachfamilien der Erde zu gewinnen und zweitens dazu überall die Funktionen dieser Mittel systematisch anzugeben. Denn die Funktion desselben Mittels in verschiedenen Sprachen kann sehr verschieden sein.

3. Es galt als eine Forderung des induktiven Forschungsverfahrens, als man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem sinnlich manifesten Moment auch in der Syntax den Vortritt einräumte. Zum Beispiel: bestimme zuerst die Erscheinungsweisen der Kasus des Nomens, bevor Du über ihre semantischen Funktionen sprichst! Genauer besehen aber war es vielleicht noch mehr eine gewisse Unsicherheit, um nicht zu sagen, Ratlosigkeit dem zweiten Teil der Aufgabe gegenüber, was damals dem Weg ‚von außen nach innen‘ die wohlbekannte Bevorzugung verschaffte und bis in unsere Tage sicherte; JOHN RIES hat in seinem wichtigen Buche „Was ist Syntax?“ die Dinge faßlich geschildert. Der Weg von außen, den wir hier wählten, läßt sich gegen die RIESSchen Be-

denken verteidigen. Warum sollte ein Forscher der Gruppe MIKLOSICHS die Liste der manifesten syntaktischen Momente nicht sachgemäß erweitern über die Wortklassen und Wortformen hinaus?

Das Symbolfeld muß, wenn es im sprachlichen Verkehrsakt, wenn es zwischen Sender und Empfänger eine sprachliche Botschaft erfüllen soll, wozu es berufen ist, sinnlich manifest werden. Darum kann und muß für die Aufnahme einer Syntax der Weg MIKLOSICHS (der Weg von außen im Sinne von RIES) gangbar sein. Ich habe die RIESSchen Einwände und Schwierigkeiten Punkt für Punkt durchdacht und an dem klarsten und sprachtheoretisch aufschlußreichsten Versuch einer modernen Syntax, nämlich an dem Buch von WACKERNAGEL nachzuprüfen versucht, soweit das einem, der nicht von der Picke auf gedient hat, möglich ist¹⁾. Eingeordnet in das Schema von JOHN RIES wird der Aufbau des Buches von WACKERNAGEL in die Nähe von MIKLOSICH-SCHERER-ERDMANN zu stehen kommen; jedenfalls bietet WACKERNAGEL keine (geschlossene) Satzlehre, sondern etwas Verwandtes dem mehr oder minder konsequent durchgeführten Programm derer im 19. Jahrhundert, die den Weg ‚von außen nach innen‘ bevorzugten. Es sind die Wortklassen und Wortformen, welche in einigermaßen unbekümmert sorgloser Auswahl im Ganzen aber doch nach der Devise von MIKLOSICH durchgesprochen werden. Daß es ein Meister des Wortes ist, der dies tut, sei nebenbei gesagt. Einiges von dem, was die ersten griechischen Grammatiker, noch unbelastet von Bibliotheken des Wissens, mit staunendem Blicke der Sprache ablasen und als frische Erkenntnis niederlegten in der werdenden Terminologie, wird neben dem jüngsten Erkenntnisbesitz der vergleichenden Sprachforschung dem Hörer WACKERNAGELS zum Erlebnis. Man verspürt als Theoretiker den Anreiz, nach dem bekannten sokratischen Rezept gerade in dieser Werkstätte eines Sachverständigen in die Diskussion der Frage einzutreten: ‚Was ist also Syntax?‘

WACKERNAGELS Vorlesungen sind ein gutes Stück echter Syntax. Daß sie eklektisch vorgehen, fällt nicht ins Gewicht; ein anderer (wie DELBRÜCK) konnte auf dem gleichen Wege systemati-

1) J. WACKERNAGEL, Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch. 2 Bde., Basel 1920 und 1924. — Herr Kollege A. WILHELM, den ich um Aufschluß bat über Zeigwörter auf den ältesten griechischen Inschriften, hat mir das Buch von WACKERNAGEL in die Hand gedrückt und als das nach seiner Meinung beste empfohlen. Ich bin ihm dauernd zu Dank dafür verpflichtet.

scher verfahren. Und doch hat RIES recht mit seiner Behauptung, daß ein zweiter Gang notwendig ist, der Gang von innen nach außen. Stückweise wird er von den vergleichenden Sprachforschern auch überall gegangen; jeder weiß und kann angeben, wie z. B. das von der Funktion her als Genitiv Bezeichnete gebildet wird in den einzelnen Sprachzweigen und Einzelsprachen der großen indogermanischen Sprachfamilie oder wie das ‚Verbum‘ abgewandelt wird. Selbstverständliche und vielfach unerörterte Voraussetzung ist dabei zum mindesten, daß es im Vergleichsbereich Verba als eine Wortklasse und unter den ‚Formen‘ des Nomens eine oder einige gibt, die von der Funktion oder einer ganzen Schar von Funktionen her als Genitive zu bewerten sind. Kann ich ebenso unbefangen alle Menschensprachen danach befragen, wie sie den Akkusativ, den sogenannten Objektskasus bilden? An diesem Punkte wird die Problemlage spannend für die Sprachtheorie. Wir müssen ein wenig weiter ausholen, um an dem gewählten Exempel vorzudringen bis an den kritischen Punkt. Ich werde versuchen, am Kasussystem der indogermanischen Sprachen zu erläutern, was erforderlich wäre, aber keineswegs geleistet ist, um beim Aufbau der allgemeinen Syntax den ‚Weg von innen‘ nicht nur stückweise, sondern vollständig zu gehen.

§ 12. Symbolfelder in nicht-sprachlichen Darstellungsgeräten.

Es gibt Vergleiche im Großen, die man ausführt, um die Vergleichsglieder gegenseitig zu erhellen. Wir zielen hier nicht auf Derartiges ab, nicht auf die systematische Miterforschung von außersprachlichen Darstellungsgeräten. Wo wir uns mit einigen von ihnen beschäftigen, da wird eine eigensinnige Auswahl getroffen, weil die außersprachlichen Darstellungsgeräte hier einzig und allein als Analysatoren kurz gesagt benützt werden sollen, mit deren Hilfe man imstande ist, Strukturmomente an der darstellenden Sprache sichtbar zu machen. Wir gehen im Großen ungefähr so vor, wie die Metapher im Kleinen: Wer von einem Menschen sagt, er sei ein ‚Salonlöwe‘, der streift den zoologischen Kollegen dieses Menschen nur deshalb und dazu mit einem vergleichenden Blick, weil es ihm so auf einfache Weise gelingt, bestimmte Züge im Verhalten des Gemeinten zu unterstreichen und ihn dadurch zu charakterisieren. Ähnlich wollen wir mit vergleichendem Blicke einige nichtsprachliche Darstellungsarten streifen, um die sprachliche zu charakterisieren. Es gibt gar viele Darstellungsarten; sie systematisch zu behandeln, liegt uns nahezu ebenso fern, wie es dem Ge-

braucher der Metapher vom Salonlöwen liegt, eine Tierpsychologie zu schreiben. Wir wollen nur einige nichtsprachliche mit der Sprache konfrontieren. Züge und Strukturen, zu denen man Analoges in der Sprache kennt oder zu erkennen erwarten darf, sind jeweils an dem nichtsprachlichen Vergleichsgliede so klar, daß man sie wie auf einem Präsentierteller vor sich hat.

Merkwürdig genug, daß, soweit mir bekannt, die damit angedeutete Erkenntnisquelle eines *übergreifenden Vergleichens* nie ernstlich erschlossen und ausgenützt wurde. Denn die Umwege sind lohnend und das fremdartige Geräte, das man vorübergehend in die Sprachtheorie hineinzieht, fällt von selbst wieder heraus, wenn es seinen Dienst getan hat. Gerade seine Verschiedenartigkeit schützt vor der Gefahr, daß man vor lauter Ähnlichkeiten, näheren und fernerer, die aufscheinen mögen, zu guter Letzt den Blick verliert für das einmalig Unwiederholbare im Darstellungsverfahren der Sprache. Wer ebenso sorgfältig auf die Kontraste wie auf die Analogien achtet, wird um diese Enderkenntnis keineswegs betrogen. Entscheidend für das Verfahren spricht, daß es zu einigen Struktureinsichten am Modelle, zur Definition wichtiger Begriffe und exakten Problemstellungen führt.

1. Wir denken nebeneinander an das *Notenpapier der Musiker* und an die *geographische Karte*. Dort läuft das Band der fünf Parallelen und harrt der Noten- und Pausenzeichen, die auf ihm eingetragen werden sollen. Hier das Atlasblatt, welches ich aufgeschlagen habe, ist schon bedeckt mit einer Fülle von Eintragungen. Doch sehe ich auch da ein bestimmtes Gerüst, die Längen- und Breitengrade als gerade oder gekrümmte Linien; erst als diese da und bezeichnet waren in der bekannten Art, war das Blatt, war die Fläche, welche eine Karte werden sollte, geeicht und eindeutig einem Stück Erdoberfläche zugeordnet. An den Anfang des Notenbandes gehört (weil das in den Konventionen vorgesehen ist) der eichende Schlüssel samt den Tonartmerkmalen, die uns nicht näher interessieren; ebenso enthält die geographische Karte manches, was unbeachtet bleibt. Das Eingetragene auf dem Notenblatt und das Eingetragene auf der Karte sind sehr verschieden, aber das tertium comparationis kann im wesentlichen jedem Schulkinde deutlich gemacht werden.

Der Musiker hat ein kleines abgeschlossenes Inventar von Symbolen, die ganzen, halben, Viertelnoten usw. bis zur 32tel oder 64tel Note und parallel dazu die Reihe der Pausenzeichen. Das ist sein *Lexikon*; alles was sonst noch auf dem Notenblatt vor-

kommt, z. B. die dynamischen Zeichen und Tempozeichen, die Zeichen für Staccato und Legato u. dgl. m., ist für den Zweck unseres Vergleiches vorerst irrelevant. Weiter: Am Fuße der geographischen Karte steht unter dem Titel „Zeichenerklärung“ eine kleine oder größere Liste von Symbolen, die verwendet werden z. B. für Städte mit über 100000 Einwohnern, Städte mit 10—100000, unter 10000, für Dörfer und irgendwie charakterisierte Einzelsiedlungen. Ein Punkt mit daraufgesetztem Kreuzzeichen symbolisiert eine Kirche oder Kapelle im Gelände. Da wird ferner erklärt, daß die und die Strichverschiedenheiten diakritisch sind für Fußsteige, Fahrwege, Straßen dritter, zweiter, erster Ordnung und für Eisenbahnen. Auch das, was am Fuße der Karte unter ‚Zeichenerklärung‘ steht, ist ein Lexikon.

Eingesetzt an bestimmte Plätze des Feldes erhalten solche Symbole im Notenblatt und auf der Karte ihre *Feldwerte*. Auf dem Notenblatt ist es so, daß das Nacheinander der Töne abgebildet wird durch die Reihenfolge von links nach rechts, wozu gehört, daß senkrecht untereinander die Symbole für gleichzeitige Töne stehen. Die andere Dimension des Feldes verleiht jedem eingetragenen Notenzeichen einen Tonhöhenwert entsprechend der diskreten Tonleiter. Die Feldwerte der Karte sind natürlich ganz andere, aber auch sie sind Feldwerte. Man kann sowohl die absoluten geographischen Positionen der eingetragenen geographischen Gebilde wie ihre Entfernungen voneinander, man kann Richtungen und Richtungsverschiedenheiten, die zwischen ihnen bestehen, mit Zirkel und Winkelmesser aus der Karte entnehmen. Das genügt vorerst als Erläuterung des tertium comparationis vom Notenfeld und Kartenfeld.

2. Zur Vorbereitung eines fehlerfrei und fruchtbar angesetzten Vergleichs der leicht durchschaubaren Verhältnisse im Noten- und Kartenfeld mit dem viel schwerer zu erfassenden sprachlichen Symbolfeld gehört, daß man bestimmte allgemeine Einsichten gewinnt, die ein sematologisches Gewicht haben. Ein leeres Blatt Papier vor mir ist noch kein Feld. Genau so wenig ist das rohe Nacheinander im Lautstrom der menschlichen Rede schon ein Feld, sondern es gehört auch in die Lautreihe etwas hinein oder dazu, was dem Netz von geographischen Zuordnungslinien und dem Streifen der Fünferparallelen auf Notenblättern entspricht, um ein Feld oder Felder aus der Zeitreihe zu gewinnen. Genau so verhält es sich prinzipiell sogar mit dem ‚Feld‘ des Malers, der *Malfläche*, in die er seine Farbflecke einsetzt.

Das ist ein drittes Beispiel, was vorübergehend zum Vergleiche herangezogen wird. Auch der Maler eines Gemäldes muß seiner physischen Malfläche genau Entsprechendes zum Liniensystem des Kartographen und Notenschreibers zuerst verleihen, damit sie ein Darstellungsfeld wird, in das er seine Daten einsetzen kann. Es genügt, darauf zu achten, daß der Maler manchmal wie ein rechter Kartograph ein paar Orientierungsmarken, ein paar Umriß- oder Skelettlinien als das erste aufs Papier setzt, womit und worin der *Maßstab* enthalten und die Zuordnungsthesis getroffen ist. Wenn nicht, so laßt ihn anfangen mit irgendeinem Detail oder mit dem Entwurf des Kolorits, mit der Stellung und Abwägung von Farbwerten an Flecken. Nur wenn diese Daten und in dem Maße, wie sie einen Bildwert (= Darstellungswert) erhalten, ist auf der physischen Fläche das Darstellungsfeld des Bildners mit Farben entstanden. Sollte er sich nicht zu diesem Schritt entschließen, was wir seinem freien Ermessen selbstverständlich vollkommen überlassen, dann mag er sein Können z. B. als genialer Anstreicher einer Oberfläche oder er mag es im Wettbewerb mit anderen Farbfleck- und Lichtmusikern zeigen, jedenfalls gehört sein Produkt dann nicht mehr in die Gesellschaft dessen, was wir mit der sprachlichen Darstellung konfrontieren können. Im übrigen darf man sich durch die Parallele, welche LESSING ansetzte, nicht zu voreiligen Konsequenzen verleiten lassen. Wohl wahr, daß sich die Mannigfaltigkeit der Gemäldedaten im Raum und die der sprachlichen Daten eines Kontextes in der Zeitreihe entfaltet. Aber die Sprache, wie wir sie kennen, ist kein *Tonfilm* in dem (ungebräuchlichen) Sinne des Wortes, den wir im folgenden Paragraphen definieren.

Der Sprachtheoretiker muß an diesem kleinsten Punkt die größte Kraft sammeln, muß imstande sein zu zeigen, wie einer, der sich anschickt, mit Sprachzeichen darzustellen, überhaupt ein Feld oder Felder im Pluralis braucht und was sie leisten. Daß man sie haben muß, um darzustellen, ist eine sematologische Grundeinsicht. Prinzipiell genommen, ist es nirgends anders wie mit den Noten, der Karte oder dem Gemälde; so oder anders, ein Feld muß sich auf tun, wo und womit immer eine wohlgebaute und gegliederte Darstellung als *Sprachwerk* entstehen soll.

Ich will, um nichts zu versäumen, im Vorbeigehen zwei weitere Fälle erwähnen, wo Menschen sich anschicken darzustellen. Wir bringen sie in der Absicht zusammen, das eine Identische am scheinbar Disparatesten sichtbar zu machen. Die Situation des darstellenden *Schauspielers* nämlich und das heute in den verschiedensten

Wissenschaften mit Recht so beliebte *graphische* Darstellen. Daß man, um eine darstellende Kurve exakt lesbar zu machen, ein Koordinatensystem auf der physischen Zeichenfläche entwerfen und es ‚eichen‘ muß, bedarf keines weiteren Wortes. Doch differenziert man hier die eingetragenen Markierungen in der Regel nur dann symbolisch, wenn man z. B. mehrere Kurven zusammen auf demselben Blatt herstellen will; sonst ist dies meist überflüssig. Man markiert die Punkte einer Kurve nur irgendwie und alle gleichförmig, um sie hervorzuheben und miteinander zu verbinden; die graphische Darstellung ist ein Grenzfall unserer Liste.

Und wie ist es mit dem Schauspieler? Der Schauspieler tritt auf die Bühne, d. h. allgemeiner ausgedrückt, er erscheint in einem irgendwie hergerichteten physischen Raum und — sei es nun mit oder ohne weitgehende äußere Illusionshilfen — der Schauspieler nützt diesen physischen Raum aus als Darstellungsfeld; er muß ihn glaubhaft und zwingend zum Felde umgestalten, umschaffen muß er den physischen Raum, damit er als „Bühne“ fungiert. Es gelingt ihm unter Mitwirkung von allerhand Illusionsmitteln und der Konvention, die zwischen ihm und dem Zuschauer besteht. Daß der dort oben auftritt, schauspielerisch darstellen wird, ist die selbstverständliche Voraussetzung, mit welcher der Zuschauer ins Theater geht. Dieser Fall und die Situation des Schauspielers ist wichtiger für die sprachtheoretische Analyse, als man beim ersten Hören ahnen mag. Wir konnten genau hier ansetzen, um den Existenzbeweis eines Zeigfeldes der Sprache zu führen und die Funktion einer ganzen Klasse von Wörtern, der Zeigwörter, zu erläutern. Jetzt aber handelt es sich um das Symbolfeld der Sprache.

Aus dem Symbolfeld entspringen die *Feldwerte* der Sprachzeichen. Das formale Analogon zu ihnen vermag man am Notenblatt und an der geographischen Karte exemplarisch einfach abzulesen. Die Verhältnisse liegen hier so, daß alle Notenzeichen und die unter der Rubrik „Zeichenerklärung“ aufgeführten Symbole der Karte einen *feldfremden* Darstellungswert mitbringen, der ergänzt wird durch *feldeigene* Bestimmtheiten. Die Noten der Musiker, um mit ihnen zu beginnen, die isolierten Noten, wie sie im Lexikon stehen, haben keinerlei Kennzeichen der Tonhöhe an sich. Es gibt im Lexikon nur ein Zeichen für alle ganzen Noten, die in dem Musikstück vorkommen, nur eines für alle halben Noten usw., gleichviel, wie verschieden hoch und tief die damit symbolisierten Töne sein mögen. Im Notenblatt ist es eben eine reine Feldangelegenheit, die Tonhöhe anzugeben, während umgekehrt das Feld nicht beteiligt

ist an den Angaben der (relativen) Tondauer. Denn diese relative Tondauer wird einzig und allein durch die Gestalt der Noten symbolisiert¹⁾.

Ein Beispiel aus der Karte, um auch sie heranzuziehen: Das Kennzeichen für „Kirche oder Kapelle im Gelände“ ist isoliert, wie es im Lexikon steht, für Christen leicht verständlich und geht feldfremd in die Karte ein. Denn die zwei Kreuzbalken haben nichts zu tun mit Nord-Süd und Ost-West und den geographischen Strecken der Karte. Dies Zeichen liegt zwar auf dem Kartenblatt und nimmt dort einen Raum ein, bleibt aber frei von Feldwerten bis auf die Ortsmarke am Fuß des Kreuzzeichens, dem Punkt, der natürlich aus den Feldwerten bestimmt wird. Mit anderen Worten: nur die Positionsangabe, nicht aber die Angabe „Kirche“ ist eine Angelegenheit der Feldwerte. Die Zeichenform Kreuz ist unter den Küstenlinien, Flußläufen und allem, was sonst noch an derartigen abbildenden Formen vorkommen mag, ein Fremdling. Ähnlich im Prinzip ist im Felde der grammatischen (syntaktischen) Bestimmtheiten dasjenige, was das (Stoff-)Wort an ‚Bedeutung‘ aus dem Lexikon mitbringt, ein „Fremdling“. Doch (ich muß den Leser um Geduld bitten) so weit sind wir noch lange nicht.

3. Wo die Trennung der Feldwerte von feldfremden Bedeutungsmomenten eines Zeichens derart glatt durchzuführen ist, wie an den ausgesuchten Vergleichsbeispielen, da greift, wer den Symbolbegriff definieren will, zu und gewinnt eine klare Begriffsgleichung für das Adjektivum *symbolisch*. Symbolisch ist am Notenzeichen die Bedeutung der isolierten Notenform, symbolisch ist das Kreuzzeichen im Kartenfeld. Beides in Abhebung von den Feldwerten an denselben Zeichen und in Relation zu diesem Felde hier, wo es steht. Was symbolisch sei, kann jeweils nur in Relation zum Felde bestimmt werden. Man beachte z. B., daß die Kreuzform auf einem Malerbilde durchaus nicht symbolisch in unserem Sinn sein muß, sondern ein Bild sein kann, das Bild eines Kreuzes im Gelände; dann steht dieselbe Kreuzform ganz anders im Kontext der übrigen Formen, wie sie auf dem Kartenblatt liegt. Wenn weiterhin die Wage in der Hand und die Binde vor den Augen einer gemalten Justitia wie üblich „symbolische“ Attribute genannt werden, so ist das nichts als eine Wiederholung desselben Definitionsmotivs

1) Dem war, wie man weiß, noch teilweise anders in der Notenschrift der mittelalterlichen Musik. Aber was immer sie gewesen und wie die historische Entwicklung sich vollzogen haben mag, für das Verständnis der modernen Notenschrift als System ist das irrelevant.

auf höherer Stufe. Gewiß, die genannten sinnlichen Dinge sind gemalt und fallen nicht aus dem Darstellungsfelde des Malers heraus, sie liegen nicht feldfremd in ihr wie die besprochene Kreuzform in der geographischen Karte. Aber es mag sein, daß sie aus dem Reigen der anderen „Attribute“, die ein Maler seinen Gegenständen zu verleihen pflegt, herausfallen wie Fremdlinge. Und das nennt dann einer, der es theoretisch beschreiben will, *symbolisch*. Die Stärke, Entschlossenheit, Schönheit der Göttin des Rechtes sind anders wiedergegeben als wie das Attribut der Gerechtigkeit. Damit ist, wie mir scheint, im Rahmen der Sematologie ein Ansatz gefunden zu einer ordentlichen Definition des Symbolbegriffs. Nicht mehr; die logischen Fragen zum Symbolbegriff sind damit bei weitem noch nicht erschöpft. Wir wollen eine von ihnen, die den Sprachtheoretiker am meisten interessiert, sofort erörtern.

Der Symbolbegriff der Wissenschaften hat eine lange Vergangenheit und doch keine ordentlich thematische Geschichte. Die Bedeutungsentwicklung dieses Wortes schon innerhalb des Griechischen läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Es wurde wahrscheinlich zu verschiedenen Bedeutungen von *συμβάλλειν* bzw. *συμβάλλεσθαι* ein *σύμβολον* (auch *συμβολή*) mit entsprechend etwas verschiedenen Bedeutungen gebildet. So ordnet auch der Thesaurus Linguae Graecae diese ein. Die ein wenig differenten Bedeutungen beeinflussten sich wohl gegenseitig nivellierend und man gelangte schließlich zur Bedeutung ‚Zeichen schlechthin‘. Das Etymon des Wortes war so verflüchtigt, daß nachträglich Verschiedenes von verschiedenen Denkern hineingelegt und drum herum gedacht werden konnte.

Soweit war ich, als mir die sorgfältige Arbeit von WALTER MÜRI über die antike Bedeutungsgeschichte des Wortes in die Hand kam¹⁾. Auch MÜRI sondert die zwei frühen Äste im Entwicklungsstammbaum des Wortes in a) *σύμβολον* Zusammenfüßel, dinglicher Ausweis (zur Erkennung des Gastfreundes), Legitimation; b) *συμβολαί* Rechtshilfevertrag unter griechischen Staaten. Das zweite Etymon ist: Zusammenkunftsort, Treffpunkt, conventio. – Sematologisch ist daran bemerkenswert, daß die Linie a) zum Begriff *Anzeichen* (Erkennungszeichen, Symptom, Indizium) führt, während die Linie b) den Vereinbarungscharakter unterstreicht. Ein Staatsvertrag als solcher ist weit entfernt davon, zu den schlichten Zeichendingen zu gehören; unterstreicht man aber das Moment der Konvention, dann wird der Übergang verständlich und es sind hier nicht die Anzeichen, sondern die *Ordnungszeichen*, welche ihrer Entstehung nach in Reih und Glied mit dem Staatsvertrag stehen.

Wenn ARISTOTELES die menschliche Sprache unter das Symbolische zählt (de interpr. cap. 1), so vereinigt er eigenartig beide Richtungen der Bedeutungsentwicklung. Denn seine Erläuterung lautet, die Sprache sei Zeichen für seelische Vorgänge und die seelischen Vorgänge Abbilder der Dinge, die Sprache also *indirekt* auch Zeichen für die Dinge. Dies Merkmal einer ‚indirekten‘ Repräsentation dürfte richtig getroffen sein; nur ist die Frage, ob die Relation V [] D nicht viel zu primitiv charakterisiert ist durch das Parallelenzeichen; ich erläutere die aristotelische Auf-

1) W. MÜRI, Symbolon. Wort- und sachgeschichtliche Studie. Beilage zum Jahresbericht über das Städtische Gymnasium in Bern, 1931. (Siehe auch das Ref. im 49. Band der Indogerm. Forsch.)

fassung schematisch so: $L \nrightarrow V \parallel D$ (Laut, Vorstellung, Ding). In der Geschichte der Sprachtheorie und der Logik waren durch ARISTOTELES jene zwei Betrachtungsweisen, welche wir als die subjektivistische und objektivistische Analyse auseinanderhalten, vereinigt. Es ist die (freilich zu einfache) antike Abbildungsidee des Erkennens, welche eine derartige Vereinigung ermöglicht. Fällt mit der Konstruktion der *species sensibiles* und *intelligibiles* die Entsprechung $V \parallel D$, dann geht der *synchythische* aristotelische Symbolbegriff aus den Fugen. Die englische Logik hielt sich von HOBBS an in der Bahn einer Symptombetrachtung und war eine subjektivistische Sprachtheorie, bis J. ST. MILL (ebenso einseitig) wieder die platonische, d. h. objektivistische Analyse bevorzugte. Der Versuch einer Wiedervereinigung muß heute, wie mir scheint, den Weg über die von den Scholastikern begonnene und von HUSSERL ausgebaute Aktlehre gehen.

Aus der modernen Geschichte des Symbolbegriffes sei das Folgende notiert: Jedenfalls liebten die Romantiker und hätschelten den Symbolbegriff in einer Bedeutungsfülle, die dem bedeutungsschwangeren „Bild und Gleichnis“ ganz nahe steht, während die Logiker (berufsmäßig möchte man sagen) für Abmagerung und Formalisierung des Begriffs-Inhaltes eintraten. Derart, daß am Ende nichts übrig blieb als die beliebige verabredete Zuordnung von irgend etwas als Zeichen zu irgend etwas als dem Bezeichneten.

Man braucht diesen zwei leicht nachfühlbaren Definitionsmotiven eigentlich nur noch ein Wort über den weiten Anwendungskreis des Begriffes beizufügen, um das, was uns aus der Geschichte des Symbolbegriffes angeht, beisammen zu haben. Gibt es außer den symbolisch genannten „Zeichen“, die einen Darstellungswert haben, nicht auch symbolische Handlungen allenthalben und sind nicht auch einmalig vorhandene Dinge wie die Insignien der Könige (die Stephanskronen und der Reichsapfeln) „Symbole“, sei es der Herrscherrechte und Herrscherwürde selbst oder sei es ihrer Verleihung und ihres Besitzes genannt worden? Natürlich ist dem so, und die Liste der Anwendungsfälle ist damit noch keineswegs erschöpft. Erheiternd fast wirkt die Beobachtung, die man dabei machen kann, daß die Geschmacksverschiedenheit von Nichtromantikern und Romantikern auch auf diesen Gebieten zum Vorschein kommt. Denn eine Handlung, dem realen Zweckgetriebe entrückt, von grob physischem Erfolge abgeschnitten, gilt dem einen als symbolisch, weil sie eben nicht mehr effektiv, sondern „nur noch symbolische“ Geste ist, während ein anderer dieselbe Handlung symbolisch nennt, weil sie nach ihrer Erlösung aus dem niederen (z. B. animalischen) Zweckverbände eine höhere menschliche Funktion übernommen hat und nun gleichnishaft dasteht oder weil die Rechtsgültigkeit eines Aktes oder andere Gewichte gerade an ihrem „Symbolcharakter“ hängen.

Es wäre reine Kraftvergeudung, wollte man eine Apologie für das eine oder andere Definitionsmotiv schreiben. Romantiker und Nichtromantiker wird es immer geben; sie müssen in der Wissenschaft nur versuchen, sich gegenseitig zu verstehen. Die Konzession von zwei Symbolbegriffen ist, wie mir scheint, vorerst nicht aufzuheben und zurückzuziehen. Gelänge es, dann käme derselbe Mentalitätsunterschied anderswo und an anderem doch wieder zum Vorschein. Der Verfasser dieses Buches bekennt sich als Sprachtheoretiker zur Partei der Nichtromantiker und wird deshalb z. B. das lautmalende Verfahren in der Sprache nicht als „Lautsymbolik“, sondern als „Lautabbildung“ bezeichnen.

Unbefriedigend ist die Angabe der Logiker, die Symbolisierung beruhe auf einer *willkürlichen* Zuordnung. Denn das Merk-

mal ‚willkürlich‘ gehört wie das Merkmal ‚zufällig‘ zu den negierenden Bestimmungen. Wenn statt dessen die Erkenntnis durchdringt, daß alle Symbole eines Feldes und jedes Feld der Symbole bedarf, um brauchbare Darstellungen zu erreichen, so ist, wie mir scheint, schon viel gewonnen. Die zwei genannten Momente sind dann prinzipiell als korrelative Faktoren erkannt und werden auch korrelativ definiert werden müssen. Daß das symbolische Moment der Notenzeichen feldfremd ist, wurde gezeigt. Es gilt aber, sofort die positive Angabe hinzuzufügen, daß diese feldfremden Zeichen *offen* sein müssen für Feldwerte, die ihnen verliehen werden sollen; sie müssen *feldfähig* sein. Ich könnte selbstverständlich die lexikalischen Einheiten der Notenschrift nicht in die geographische Karte und die geographischen Symbole nicht auf mein Notenblatt verpflanzen, um sie dort mit Feldwerten auszustatten. Das Notensymbol ist nicht feldfähig im Kartenfeld, weil es kein geographisches Gebilde symbolisiert, das einen Ortswert erhalten kann. Diese triviale Einsicht wird wichtig bei dem Versuch, den Wortbegriff zu definieren; denn ein Merkmal des Wortbegriffes ist die (syntaktische) ‚Feldfähigkeit‘ der Lautzeichen, die wir als Wörter bezeichnen.

Es sei zum Schluß noch einmal hervorgehoben, daß wir all die nicht-sprachlichen Darstellungsgeräte nur als Analysatoren der sprachlichen heranziehen und nicht im entferntesten daran denken, sie selbst hinreichend analytisch zu behandeln. Es wäre z. B. eine ganz andere Aufgabe, anzugeben, wie anders, als es die historisch gewordene Notenschrift tut, man sonst noch Musikstücke darstellen *könnte*, wenn man es darauf abgesehen hätte, etwas Neues vorzuschlagen. Was man mit Lauten machen könnte, aber nicht macht, davon berichtet unsere Analyse der lautmalenden Sprache. Doch sollte, wie mich dünkt, in unserer schlichten Beschreibung ein Impuls gesehen und gefunden werden, die Analyse der Darstellungsgeräte des Menschen um einige Schritte über das hinaus, was seit her vorliegt, zu fördern. Daß das möglich ist, glaube ich einzusehen; wie es zu geschehen hätte, weiß ich noch nicht. Die Tatsachen der sprachlichen Darstellung geben, wie wir weiter zeigen wollen, Probleme auf, die von den Mathematikern überhaupt noch nicht gesehen worden sind.

4. Es erweist sich eine Klärung des logischen Verhältnisses von *Bild* zu *Symbol* als notwendig und gehört zum Dringendsten, was die Logik für die Analyse der Sprache zu leisten und bereitzustellen hat. Die meisten Sprachtheoretiker verwenden, wie wir, bedenkenlos das Kompositum Sprach-Symbole in Opposition zum

Begriff der bildhaften Darstellung. Wir stehen noch einmal vor der Frage LESSINGS im Laokoon, ob die Sprache bildhaft darstellt, und schlagen, bevor in späteren Paragraphen das Detail besprochen ist, folgende allgemeine Überlegungen dazu vor.

Ausgangsbeispiele für „Bilder“ sind jedenfalls das Photogramm und das Gemälde, Ausgangsbeispiele für Darstellungen, die mit Symbolen operieren, sind z. B. das Notenblatt der Musiker und die Darstellung eines Fieberverlaufes durch eine Fieberkurve. Wir könnten leicht beweisen, daß es allerhand Übergänge und Zwischenformen gibt und stellen uns eine lineare Ordnung der Darstellungsarten vor, die vom höchst denkbaren Grade der Bildhaftigkeit bis zur reinsten Symbolik (im nichtromantischen Sinn des Wortes) geht. Die sprachliche Darstellung wird dann, vom Grenzfall der reinen Bildhaftigkeit weit abgerückt, dem anderen Grenzfall nahe oder jedenfalls näher stehen. Um die Sache kurz zu machen: es ergibt sich, daß weder der eine noch der andere Grenzfall praktisch realisierbar und brauchbar wäre, sondern daß alle bekannten Darstellungsmittel in wechselnder Dominanz das Abbildungsmoment gepaart mit dem Moment der „willkürlichen“ (leeren) Zuordnung verwenden.

Vielleicht von den meisten Lesern dieses Buches am wenigsten erwartet ist, was in dieser Hinsicht von der Photographie gesagt werden muß. Doch sei dies vorerst zurückgestellt, weil einige Detailkenntnisse dazu gehören, um deutlich zu sehen, worauf es ankommt bei der Verifizierung unseres Satzes am Photogramm. Nicht darauf nämlich, daß das gewöhnliche Photogramm die farbenbunte Welt nur in eindimensionaler Differenzierung wiedergibt, daß es Grau in Grau malt und dabei sogar die ganze Ausdehnung der Grauwerte der Dinge auf eine kürzere Strecke von Grauwerten auf dem abtönbaren Papier reduziert auf dem Kopierblatt nämlich, das weder so schwarz wie der photographierte Sammet noch so weiß wie der photographierte frischgefallene Schnee werden kann. Das alles ist noch nicht, was ich meine und später angeben will. Doch lassen wir vorerst die Photographie beiseite und betrachten die körperlich darstellende Statue, an der das, worauf es ankommt, ebenso zwingend und viel einfacher zu erkennen ist.

Was die Statue angeht, so wäre eine *absolute Treue* der Wiedergabe schon aus materialtechnischen Gründen nicht zu erreichen. Selbst mit Wachs und echten Haaren ist die Erscheinung des lebenden menschlichen Körpers nicht restlos erscheinungstreu wiederzugeben. Ja, man muß die Forderungen nur einmal auf die Spitze treiben, um einzusehen, daß und warum der Grenzwert absoluter Treue überhaupt kein Darstellungsideal sein kann, weder für den ‚frei‘ schaffenden Künstler noch für einen auf höchst erreichbare Treue abzielenden Porträtisten. Es ist so, daß der ganze Sinn, d. h. der Zweck des Verfahrens, aliquid pro aliquo zu setzen und zu

nehmen, (etwas als darstellenden Vertreter von etwas anderem) entscheidend gefährdet wird, wenn man zu nahe an den Grenzwert herankommt. Man stellt ebenso aus guten Gründen nicht die physische Person Hindenburg oder denjenigen deutschen Staatsbürger, welcher ihm anthropologisch und psychologisch am ähnlichsten ist, auf die Bühne, um den Heros schauspielerisch wiedergeben zu lassen. Dies sei, obwohl es psychologisch einsichtig gemacht werden kann, hier nur nebenbei und ohne nähere Begründung gesagt.

Es gibt also, das sei als Lehre mitgenommen, Gradabstufungen der *Erscheinungstreue* und unter ihnen durch das Material und sonstige bestimmte unerreichbare oder darstellerisch ungünstige Grenzwerte, die nicht erstrebt werden. Aber eine für unseren Zweck noch viel wichtigere Erkenntnis muß gewonnen werden, nämlich die, daß es im Bereich der ‚Treue‘ nicht nur die zunächst besprochene Materialtreue, sondern noch etwas anderes gibt, was wir *Relationstreue* nennen wollen. Die Sprache, so werden wir sehen, legt ihrer ganzen Struktur nach den Akzent auf eine bestimmte Art und Weise nicht der materialtreuen (oder: erscheinungstreuen), wohl aber (durch Zwischenkonstruktionen hindurch) der relationstreuen Wiedergabe.

Was ist Relationstreue? Ich stelle eine Vorfrage; enthält die richtig aufgenommene Fieberkurve, enthält die Notenschrift Abbildungsmomente in sich oder nicht? Vielleicht wird mancher zögern, mit einem ‚ja‘ zu antworten, weil die Materialtreue dort und hier, wenn man so sagen darf, von Null nicht sehr verschieden ist¹⁾. Allein das darf der Analyse letztes Wort nicht sein. Denn es ist ebenso sicher, daß sowohl bei der Notenschrift wie bei der Fieberkurve ein bestimmter Grad von „Relationstreue“ der Wiedergabe besteht. Das Notenzeichen steht höher und tiefer in der diskreten Skala der Fünferlinie entsprechend dem Höher und Tiefer des symbolisierten Tones in der Skala der diskreten Tonleiter. Die markierten Hauptpunkte meiner Fieberkurve, von denen je einer nach jeder Thermometerablesung eingetragen wurde, stehen höher und tiefer auf dem Papier entsprechend dem Höher und Tiefer der Quecksilbersäule des Thermometers und fortschreitend weiter nach rechts mit den kalendarisch fortschreitenden Ablesungsterminen. Es gilt

1) Das Material der Musik sind Töne, nicht Notenköpfe auf dem Papier, die quoad materiam von Tönen ganz verschieden sind. Ebenso denkt man bei ‚Fieber‘ an Körpertemperatur und nicht an Bleistiftstriche auf einem Stück Papier. Beim farbigen Gemälde und selbst noch bei der farblosen Photographie ist dem insofern anders, als Gegenstandsfarbe durch Malfarbe oder wenigstens ‚Weißwert‘ durch Weißwert wiedergegeben wird.

für Notenschrift und Kurvenpunkte gemeinsam die Konvention: je „höher“ das Zeichen, desto „höher“ das Symbolisierte, und je weiter nach rechts, desto später in der Zeitordnung der symbolisierten Reihenglieder. Und das ist es, was wir die Relationstreue einer Darstellung nennen und was Physiker und Techniker heute ganz unbefangen auch zu den „Abbildungen“ rechnen.

Eine Rechtfertigung dieser Sprechweise ist einfach genug: Abbildung heißt hier nichts anderes als „die Wiedergabe durch Feldwerte“. Daneben aber ist ein engerer Bildbegriff im Gebrauch, der *anschauliche* Gleichheit des Bildes mit dem Abgebildeten oder (wie man auch sagen kann) erscheinungstreue Wiedergabe vom Bilde verlangt; in Stufen und Graden natürlich, die nicht ausgeschlossen werden müssen.

Nachdem dies erläutert ist, sei das versprochene Wort über das Photogramm hinzugefügt. Man schreibt ihm sprichwörtlich einen bestimmten Höchstgrad von Treue zu, die photographische Treue, und wir sind weit davon entfernt, dem Sprichwort seinen Maßstab entreißen zu wollen. Allein auch im Photogramm noch ist ein bestimmter Spielraum von Untreue und Willkür angelegt und wird ausgenützt. Man lasse von vornherein jeden Gedanken an die Formenwiedergabe beiseite und denke an nichts als die Grauwerte (Albedowerte) der Dinge auf der einen und an die Grauwerte des Papiers auf der anderen Seite. Wenn man dasselbe unter denselben Umständen mit zwei Platten verschiedener „Sorte“ aufgenommen hat, oder selbst dann noch, wenn man es von derselben Platte auf verschiedenes Papier kopiert, zeigt sich, daß die Skalen der beiden Bilder nicht übereinstimmen. Man erhält z. B. einen Abzug, ein erstes Bild, das in der Nähe des Schwarzpols mehr unterscheidbare Abstufungen von Grauwerten hat und ein zweites Bild, das in der Nähe des Weißpols mehr Stufen aufweist. Man kann durch besonders harte Platten Graudetails auf dem Bilde sichtbar werden lassen, die das Auge am Gegenstande nicht unterscheiden kann, und umgekehrt. Wir haben also verschiedene Treppen und an ihnen wird das Willkürliche, die innere Untreue des Photogramms manifest, die man nur streckenweise ausgleichen kann.

Nun, ein rasch weiterdenkender Sprachforscher kann kommen und sagen: „aha! Das ist das Analogon zu dem, was man seit W. VON HUMBOLDT die Verschiedenheit der Sprachen nach ihrer inneren Sprachform nennt“. Wir werden ihm nicht ins Wort fallen, sondern ruhig zugeben, es sei die sorteneigene Treppe in der Tat alles, was man von einer lichtempfindlichen Platte an sympathisierender Ähnlichkeit mit der Sprache verlangen kann. Trotz allem aber bleiben beide Bilder, die sie liefern, relationstreue Abbildungen des Aufgenommenen in dem Sinne, den wir fixiert haben: Wo immer auf dem Bild eine zweite Stelle weißer ist als die erste, da sind auch die Albedowerte der Objektstellen in demselben Sinn (wenn auch nicht um denselben Treppenschritt) verschieden¹⁾.

5. Doch Schluß mit dem Aufsuchen des überall Wiederkehrenden. Der übergreifende Vergleich darf nicht in Gleichseherei

¹⁾ Vgl. dazu K. BÜHLER, Die Erscheinungsweisen der Farben (1922), S. 95ff., wo der Interessierte auch weiterführende Literatur zitiert findet.

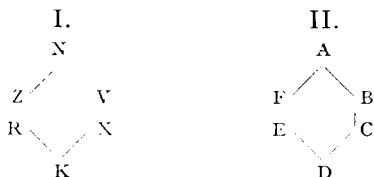
ausarten; die Betrachtung ist nun reif für eine mitvorgesehene Peripetie. Wie ist es bestellt um die *Treue* sprachlicher Darstellungen? Es ist relativ leicht nachzuweisen, daß Spuren einer erscheinungstreuen Wiedergabe des Wahrnehmbaren vorkommen, daß aber weitergehende Erscheinungstreue durch das Strukturgesetz der Sprache ausgeschlossen bleibt. Dies ist das Thema des nächsten Paragraphen. Zusätzliche Einschränkungen lassen sich spezieller in Sachen einer vermuteten Relationstreue formulieren, indem man die manifesten Feldmomente direkt mit den sprachlich erfaßten Gegenständen und Sachverhalten konfrontiert. Relevant ist z. B. in manchen Sprachen das manifeste Moment der Reihenfolge oder allgemeiner: die Platzordnung der Wörter im Satze. Allein nirgendwo ist die Rede davon, daß mit Hilfe dieser Platzordnung der Wörter im Satze eine *anschauliche* Ordnung der sprachlich erfaßten Dinge und Ereignisse wiedergegeben, relationstreu abgebildet würde. Man findet da und dort die Wortfolge oder Satzfolge „stilistisch“ geschickt und wirkungsvoll *ereignismalend* eingesetzt wie in dem bekannten „veni, vidi, vici“ und den übrigen Musterbeispielen, die später in einem etwas anderen Zusammenhang durchgesprochen werden. Aber gerade die dort unterstrichene Erkenntnis, daß ein eigener vorgegebener Rahmen erforderlich ist, um in solchen Fällen das Nacheinander der Sprachzeichen zur Wiedergabe einer Ereignisfolge auszunützen, bewiese, wenn es nötig wäre, unsere Behauptung. Nein, die menschliche Sprache malt nicht, weder wie der Maler noch wie der Film malt, sie „malt“ nicht einmal wie das Notenblatt der Musiker.

Und trotzdem muß in irgendeinem Sinne auch in ihren Wiedergaben Treue möglich sein. Denn ohne Treue gibt es überhaupt keine „Darstellung“, die diesen Namen verdient. Mir kommt es vor, als seien einige bedeutende Sprachtheoretiker der Gegenwart (darunter CASSIRER) in ihrer wohlbegründeten Stellungnahme gegen die antiken und mittelalterlichen Auffassungen von der ‚Abbildungsfunktion‘ der Sprache zu weit gegangen und in Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wenn ich beliebige Sätze vornehme wie: ‚Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte‘; ‚der Kölner Dom hat zwei erst in der Neuzeit ausgebaute Türme‘; so sind durch diese Sätze außersprachlich greifbare Sachverhalte sprachlich gefaßt und werden dem, der Deutsch versteht, mit praktisch genügender Eindeutigkeit *präsentiert*. Die Sprachtheorie darf sich mitten im Alltag der Verkehrssprache nicht hinter letzte erkenntnistheoretische Überzeugungen verschanzen und auf

die schlicht gemeinte Frage nach der Darstellungstreue solcher Sätze eine philosophische Antwort geben. Denn das wäre ein Mißbrauch, es wäre eine Metabasis *es allo genos*, es wäre ein *Epistemologismus*, wie er im Buche steht. GOETHE und die zwei Propheten, der Kölner Dom mit seinen Türmen gehören zu den Dingen, die ein Maler ebenso gut auf seine Weise darstellen könnte wie ein anderer, der sie sprachlich wiedergibt. Und nur im Rahmen derartig mehrfacher Präsentationsmöglichkeiten ist die Frage nach der Art und Treue sprachlicher Darstellungen gestellt. Daß keine direkte Feldabbildungen zwischen den sinnlich manifesten Feldmomenten und dem Darzustellenden vorliegen, ist gesagt; nicht aber, wie es mit den indirekten, *vermittelten Zuordnungen* bestellt ist.

Ich will, bevor wir diese Frage getrennt an die sprachlichen Symbolwerte und Feldzeichen richten, schematisch von der Psychologie her einen Hauptfall vermittelter Zuordnung unter dem Stichwort „das n-Eck und das Alphabet“ einführen und durchsprechen.

Angenommen, es seien die Ecken eines Vielecks so, wie das in der Geometrie üblich ist, mit Buchstaben zu versehen. Wie könnte man dabei verfahren und wie verfährt man wirklich? Man schreibt im Prinzip völlig willkürlich einen Buchstaben als Bezeichnung an jede Ecke, um (wie PLATO sagt) in bequemer Art einander sprachlich etwas mitteilen zu können über das „Ding“ und seine Eigenschaften, z. B. über die geometrischen Relationen in der Figur. Ich wähle ein Sechseck; im Bilde sind zwei Lösungen, die wir vergleichen können, nebeneinander gestellt; was ist ihr Unterschied?



Die I. Lösung repräsentiert eine möglichst willkürliche Zuordnung ohne „Abbildung“ und ist unzweckmäßig; die II. Lösung repräsentiert eine eingeschränkt willkürliche Zuordnung mit einem Ansatz von „Abbildung“ und ist darum leistungsfähiger. Man hält sich im II. Falle bei der Namensverteilung an die allen Beteiligten wohlbekannte *Assoziationsreihe* der Buchstaben im Alphabet, man bildet ab die Eckenreihenfolge auf die Assoziationsfolge der Buchstaben. Und diese Abbildung bringt außerordentliche Vorteile für die Besprechung mit sich. Man kann z. B., wenn nur einmal darauf

hingewiesen ist und alle sich die Sache gemerkt haben (was in II viel leichter ist als in I), den Gegenstand aus dem Wahrnehmungsbereich entfernen und doch noch mancherlei sofort an der Assoziationsreihe allein Kontrollierbares über ihn sagen. So kehren, um nur ein Minimum herauszuholen, alle Punktnachbarschaften von A bis F in den Nachbarschaftsverhältnissen der Assoziationsreihe wieder; ich sage in der Besprechung ‚die Linie C D‘ und der Hörer weiß, daß dies eine der Sechseckseiten ist; ich sage ‚die Linie C E‘ und der Hörer weiß, daß ein Eckpunkt übersprungen ist; ich sage ‚A D oder B E‘ und der Hörer konstruiert am Phantasiebild eine Hauptdiagonale usw.

Das Alphabet ist eine Assoziationskette (eine blinde Anordnung) und sonst nichts; aber jeder hat sie gelernt und verfügt über sie. Darum sind Abbildungen irgendwelcher Objektserien auf die Alphabetkette hilfreiche Zuordnungen; wir verwenden sie für praktische Ordnungszwecke immer wieder. Es wäre ein leichtes, zu beweisen, daß innerhalb des Systems von Zeichen, aus welchen eine gesprochene Sprache besteht, sehr viele Assoziationsketten und Assoziationsgeflechte vorkommen, die, psychologisch gesehen, mit der Alphabetkette auf einer Stufe stehen und uns bei der großen, umfassenden Angelegenheit der Ordnung unseres Wissens von den Dingen und der Vermittlung dieses Wissens an andere ähnliche Dienste leisten; wir lernen und reproduzieren nicht überall, aber oft und immer wieder Reihen von Sprachzeichen (Wörter) und behalten und beherrschen damit in der mannigfachsten Weise Gegenständliches. Die Alphabetkette fungiert in unserem praktischen Besprechungsbeispiel als ein *Mittler*; und ihre Funktion als Mittler ist die eines *Ordnerns*, eines Ordnungs- oder Zuordnungsgerätes. Wir werden also damit rechnen müssen, in der Sprache ähnliche ‚Mittler‘ und ‚Ordner‘ aufzufinden; sie heißen Mittler, weil sie *dazwischen* geschoben sind, und sie heißen Ordner, weil ihre Leistung vergleichbar ist mit der Leistung dinglicher Ordnungsgeräte, wie dem Briefordner, den Katalogen u. dgl. m. Nur darf man wieder nicht zu voreilig die sprachlichen Mittler und Ordner in jeder Hinsicht den dinglichen gleichstellen.

Wichtig ist für unseren Gedankengang, ein zweites Beispiel daneben zu halten und von dem ersten abzuheben. Ich wähle als Modell die ebenso einfache wie leistungsfähige räumliche Anordnung der geschriebenen Zahlzeichen, der Ziffern in unserem *dekadischen Darstellungssystem*. Wenn ich eine bestimmte Zahl durch den Ziffernkomplex 3824 (so, wie er hier auf dem Papier steht) symboli-

siere, dann gehört dazu die Konvention, daß die Zeichen von rechts nach links das Gewicht von Einern, Zehnern, Hundertern usw. haben sollen. Das muß sich natürlich jedes Schulkind einmal einprägen, wozu auch Assoziationen nötig sind. Allein, wenn es geschehen ist, dann werden *Struktureinsichten* möglich und beim Umgehen mit den Ziffern verwertbar, die keiner blinden Assoziationskette als solcher zu entlocken sind. Die Stellenfolge von rechts nach links ist die Platzfolge einer einfachen (anschaulichen) Ordnung und der Wertsprung der Ziffern ist bei jedem Schritt relativ derselbe (das Zehnfache). Hier ist also eine konstruierbare Ordnung auf die andere konstruierbare Ordnung (und zwar ohne Mittler) abgebildet. Und daraus entspringen für jeden „Rechner“, der die Verhältnisse in irgendeinem praktisch ausreichenden Maße durchschaut und das Verfahren technisch beherrscht, unvergleichlich höhere Vorteile wie aus irgendeiner Zuordnung, sei es der Glieder zweier blinder Assoziationsketten oder aber der Glieder einer Ordnungsreihe zu den Gliedern einer blinden Assoziationskette.

Wir hatten bis hieher nichts als die Ziffern, d. h. die optischen Symbole der Zahlen im Auge; beachten wir im Vorbeigehen noch die akustischen Zahlzeichen. Die Zahlennamen als solche von eins bis zwölf sind genau wie das Alphabet eine blinde Assoziationskette; darüber hinaus aber sind, abgesehen von einigen Inseln, die Namen größerer Zahlen sprachlich zusammengesetzt und *konstruierbar* aus der blinden Einerkette und wenigen Zusatzmodifikationen, die systematisch gebildet werden. Parallel im großen und ganzen zu der völlig durchsichtigen und äußerst einfachen optischen Darstellung der Zahlen im dekadischen System. Was hier vorliegt, ist ein einfaches Modell der viel komplizierteren Verhältnisse in anderen Bereichen der Namengebung und in der *Syntax* menschlicher Sprachen. Denn es ist die Konvention darin enthalten, daß ich alle zu zählenden Mengen aufteile auf Gruppen von Tausendern, Hundertern, Zehnern; für die letzteren habe ich im Deutschen das Formans *zig* in vierzig, fünfzig usw. Das ist im Bereich der Zahlennamen das Analogon zu den syntaktischen Mittlern; es gehört im Sinne HUMBOLDTS zu der inneren Sprachform. Aus verschiedenen Gründen ist es nicht überall so, daß man auskommt mit einer einzigen oder ganz wenigen und ausnahmsfrei durchgeführten syntaktischen Konventionen, sondern es gibt deren gar viele. Aber wie komplex die Dinge auch liegen mögen, zu guter Letzt muß sich der Kernbestand sprachlicher Syntax (soweit sie der Darstellungsfunktion der Sprache dient)

auflösen lassen, teils nach dem Modell der zweckmäßigen n-Eckenbenennung, teils analog dem Schema der (optischen) Ziffernsyntax und teils nach dem Schema der konstruierbaren (akustischen) Zahlenamen. Wir werden darauf zurückkommen.

Daß vieles konstruierbar und anderes wieder nicht konstruierbar ist in einer Sprache, gehört zu den trivialsten Tatsachen; die Schulgrammatiken unterstreichen das einfach Konstruierbare und rücken es in den Vordergrund. Worauf das nicht oder weniger einfach Konstruierbare wie ein lästiger Ballast von ‚Ausnahmen‘ nachgetragen werden muß. Eine historische Betrachtung der Dinge ist danach oft imstande, die isolierten Bildungen als Reste früher konstruierbarer Systeme zu erkennen; einige von ihnen sind übrig geblieben und imponieren unter den jüngeren wie Inseln einer versunkenen reicheren Formenwelt. Oder es ist umgekehrt so, daß früher eine größere Gleichförmigkeit bestand, die da und dort lokale Einbußen erfahren hat. Über diesem in groben Zügen und im einzelnen wohlbekannten Gesamtbestand aber schwebt das Bedürfnis des sprachlichen Darstellungsgerätes nach Ordnen, seien es nun blinde Vermittler wie die Alphabekette oder seien es einsichtig aufgebaute wie im Falle der komplexen Zahlenamen oder der Konjugationsformen eines „regelmäßigen“ Verbs im Griechischen oder Deutschen. Der mediale Charakter dieser Ordnungsgeräte wird uns an einem einzigen wohlerforschten Beispiel, am Kasussystem der indogermanischen Sprachen, eingehend beschäftigen. Das zwischengeschobene Feldgerät der Kasusformen wird nur dadurch zu einem brauchbaren Ordner, daß das Darzustellende, die Sachverhalte, welche im Sprachwerk der indogermanischen Sätze wiedergegeben werden, unter dem Schema einer (menschlichen oder tierischen) Handlung gedacht und gesehen werden. Das ist das *dominierende Sachverhaltschema* der indogermanischen Sprachen. Wo es gesetzt ist, bildet das Feldgerät der sogenannten Kasus der inneren Determination den Sachverhalt feldmäßig ab, es zeichnet ihn nach.

§ 13. Die lautmalende Sprache.

Maltendenzen gibt es nicht nur bei Dichtern, sondern allenthalben in Sprachwerken. Sie sind manchmal harmlose Spielereien und Arabesken; und wo sie aus der Tiefe kommen, da dürften sie letzten Endes ein Ausfluß sein des menschlichen Bestrebens, das Indirekte und Umwegige, was die Sprache mit anderem Kulturgerät gemeinsam hat, wieder aufzuheben. Der Anschauungshunger und

die Sehnsucht nach einem direkten Kontakt und Verkehr mit den Sinnendingen ist eine psychologisch durchaus begreifliche Haltung des Sprechenden. Der Mensch, welcher lautierend die Welt zu lesen und zu deuten gelernt hat, sieht sich durch das Zwischengerät Sprache und dessen Eigengesetze abgedrängt von der unmittelbaren Fülle dessen, was das Auge zu trinken, das Ohr zu erlauschen, die Hand zu ‚begreifen‘ vermag, und sucht den Weg zurück, sucht zu einer vollen Erfassung der konkreten Welt zu gelangen unter Wahrung des Lautierens, soweit es gehen mag. Das ist der schlichte Motivationsbericht zum Phänomen der sprachlichen Lautmalerei.

Die Sprachtheorie muß erkennen und deutlich machen, wo und wie ein solches Zurück gelingen kann, ohne daß die Sprache selbst vernichtet wird. Kein Zweifel: wer die Sprache beiseite schiebt, kann lautmalen nach Herzenslust; die Frage ist einzig und allein, ob und wie man es innerhalb der Sprache zu tun vermag. Es gibt bestimmte Fugen und Spielräume in der Struktur der Sprache, wo dies geschehen kann; aber das eine kann nicht geschehen, daß diese zerstreuten, sporadischen Fleckchen, wo Freiheitsgrade bestehen, durch Fusion zu einem *kohärenten Darstellungsfelde* werden.

Damit ist in ein einziges Wort gefaßt, was in diesem Abschnitt bewiesen werden soll. Er gehört systematisch wie ein Zwischenspiel zwischen das Kapitel vom Zeigfeld und das vom wirklichen Darstellungsfeld, dem Symbolfeld der Sprache. Denn sein Thema ist der Nachweis, wie es *sein könnte, aber nicht ist* in der sprachlichen Darstellung. Die Sprache wäre nicht, was sie ist, wenn es ein kohärentes, leistungsfähiges Malfeld in ihr gäbe. Die Sprache ist aber tolerant genug, an bestimmten Grenzen, wo ihre eigengesetzlichen Mittel erschöpft sind, das andersartige Malprinzip zuzulassen. Sonst schiebt das Strukturgesetz der Sprache, wie sie ist, gegen jeden Versuch ausgiebig zu malen bestimmte Riegel vor. Wir wollen diese Riegel aufzeigen, schicken aber als Auftakt einen Blick auf das jüngste Buch von HEINZ WERNER voraus, wo man in modernem Gewande den alten Versuch, als Theoretiker die Sprache anschaulich mit den Dingen direkt zu verbinden, erneuert findet. In einer originellen Weise, nämlich durch ein Vorspannen des Ausdrucks vor die Darstellung; ungefähr in demselben Sinne, wie dies ARISTOTELES versuchte. So wenigstens *kann* man das Unternehmen von WERNER verstehen. Ist die Kritik, die wir vorhaben, durchschlagend, dann bleibt im übrigen unbeanstandet, was WERNER zum Thema „Die Sprache im Dienste eines (im Laboratorium hochgezüchteten) Ausdruckswillens“ zu bieten hat.

1. HEINZ WERNER hat in seinem interessanten Buch „Grundfragen der Sprachphysiognomik“ (1932) die großen Stammväter seiner eigenen Lehre und damit die Hocheinschätzer des Malprinzips in der Sprache zusammengestellt: es sind einige chinesische Philosophen und PLATON; PLATON freilich nur dann (wie wir hinzufügen wollen), wenn man etwas im Kratylos nicht ganz Abgelehntes stark unterstreicht. Weiter gehören dazu deutsche Barockdichter und Sprachdeuter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die in einem Artikel von PAUL HANKAMER bearbeitet sind¹⁾, und JAKOB BÖHME; dann HERDER, HAMANN und andere Romantiker bis herunter auf W. von HUMBOLDT, von dem WERNER freilich berichten muß: „es ist *bedauerlich* (von mir hervorgehoben), daß HUMBOLDT, wie so viele seiner Vorgänger und Nachfolger, das Prinzip der geistig-schöpferischen Ausdruckssprache an einer für unsere Problematik entscheidenden Stelle fallen läßt“ (S. 23 Anm.). Nachfolger HUMBOLDTS, die zu der bedauerten Sorte von Denkern gehören, sind fast alle Linguisten des 19. und 20. Jahrhunderts mit den paar Ausnahmen, die WERNER sorgsam und hilfreich unserer eigenen Betrachtung ausführlich zitiert. Doch weit vornehmer und gewichtiger noch in diesem Stammbaum thront als Urvater ‚die archaische Logik‘, deren „Sprache“ ERNST HOFFMANN klärend geschildert hat²⁾. Und dieser sagenhafte Urvater ist, wie mir scheint, ein Wesen, über dessen Existenz und Einfluß ein Sprachtheoretiker sich ernste Gedanken machen sollte.

Wie wäre es mit einem indirekten Beweisverfahren der Antithese, daß er zwar irgendwie existiert haben dürfte, weil er schattenhaft noch heute geistert nicht nur im Bereiche der Sprachen jener kulturarmen Rassen, die man die primitiveren zu nennen pflegt, sondern auch bei uns; daß er aber durchaus nicht *der* maßgebende Urheber des menschlichen Sprachdenkens schlechthin sein kann. Warum nicht? Weil erstens er allein und reinen Blutes die Menschen lebensunfähig gemacht hätte; weil zweitens die Pygmäen von heute die Erwartung enttäuschen, daß sie unter den Primitiven eigentlich am meisten und reinsten der „archaischen Logik“ verfallen sein müßten; weil drittens die Menschensprache, wie sie heute ist, nach einer gut zu stützenden Wahrscheinlichkeitsüberlegung am Scheidewege, wo links geschrieben stand: „archaische

1) P. HANKAMER, Die Sprache, ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrhundert, Bonn 1927.

2) ERNST HOFFMANN, Die Sprache der archaischen Logik, Heidelberg, Abh. z. Philos. und ihrer Geschichte, 3, 1925.

Logik und malend zupackendes Darstellen mit Lauten“, rechts aber: „symbolisierende Sprache“, so wie weiland HERAKLES den Weg zur Rechten eingeschlagen hat. Nach unserer Auslegung des Mythos stand es dem menschlichen Umgehen mit Lauten frei, den Weg nach links zu wählen; nicht aber wäre es möglich gewesen, nach einer erheblichen Strecke links den Weg zurückzufinden und die Spuren der Erstentscheidung derart radikal zu tilgen, wie es nach dem Zeugnis der rezenten Sprache geschehen sein müßte. Die Gelegenheiten zu Urentscheidungen sind einmalig, wie jeder ordentliche Mythos weiß.

Es liegt wohl an dem Thema, daß man dazu verführt wird, die These, die man vertreten will, in eine Legende einzukleiden. Das Meritorische an der Sache ist durchaus nüchtern; es gilt mit brauchbaren Erwägungen zu entscheiden, ob das Fingerspitzengefühl der Sachverständigen von HUMBOLDT bis heute im Kern recht behalten wird. Damit muß, wenn man der Sache ordentlich nahe gekommen ist, auch Platz geschaffen sein für das, was die Gegenpartei faktisch gesehen hat. Denn so ist es heute in der Wissenschaft gewöhnlich nicht mehr, daß ein sieghaftes Dogma die Lehre der Gegendogmatiker als reinen Irrtum entlarven könnte. Das Malbedürfnis sprießt in den weiten Fugen, die der andersartige, malfremde Aufbau der Sprache frei und unbekümmert offen läßt; es hat sogar, um im Bilde zu bleiben, ein Fleckchen Erde für sich selbst und last not least fungiert es in eigenartiger Weise im Gebiete des sprachlichen Ausdrucks, was noch einmal eigens anerkannt werden soll. Ich glaube, die Befunde von WERNER bedürfen nur einer Platzversetzung aus der Darstellung in die Lehre vom sprachlichen Ausdruck. Dann kann sogar der Name Physiognomik stehen bleiben. Wir werden darauf zurückkommen und eine Kritik an WERNER ausgeführt vorlegen. Erst aber bringen wir als Stütze die eigene Auffassung.

2. Griechische Grammatiker nannten die Erscheinung, um deren Tragweite im Aufbau der Sprache schon manche Diskussion geführt worden ist, nicht wie wir Lautmalerei schlechthin, sondern spezieller Wortmalerei (Onomatopöie), worin vielleicht eine beschränkende Weisheit enthalten ist. Seien wir weniger maßvoll und fassen die Aufgabe so weit als möglich. Könnte man mit Stimmlauten die Welt malend abbilden, wenn es sein müßte? Angenommen, die menschlichen Stimmittel seien ungefähr so, wie wir sie kennen, gegeben, und wir hätten zu erwägen, ob und wie mit ihnen die Ansprüche an ein einigermaßen universelles Darstellungsgerät erfüllt

werden können. Unter vielem anderen taucht auch die Möglichkeit auf, daß mit den erzeugten Lauten im wesentlichen gemalt werden solle. LESSING kam zu dem Ergebnis, es werde im wesentlichen nicht gemalt, HERDER und andere behaupten, es sei einmal gemalt worden und die wahren Könner der Sprachkunst täten es immer noch. Nun gut, wir zielen zuerst auf eine Einschätzung der in den Stimmitteln beschlossenen *Malpotenzen* ab. Das sieht wie ein ziemlich vages Unternehmen aus, ist es aber gar nicht; jedenfalls braucht es nicht ins Vage zu gehen, wenn man sich vornimmt, bei jeder neu aufgedeckten Möglichkeit die Struktur der Sprache, wie sie nun einmal ist, vor sich zu haben, um zu entscheiden, ob das Bestehende eine Ausnützung des allgemein Möglichen gestattet oder nicht. So wird, was mir vorschwebt, zu einer Art von Abrechnung, in welcher zum mindesten die Hauptposten mit wünschenswerter Genauigkeit bestimmbar sind. Wer noch einmal den Mythos aufgreifen will, weil er derartiges liebt, kann diese Abrechnung auch als eine Liste der versäumten Gelegenheiten ansehen.

Wie ist es also bestellt mit den malerischen Potenzen der menschlichen Stimmittel? Laßt uns exemplarisch den akustischen Tatbestand der Vokalisation und den motorischen Tatbestand der Artikulation unsere Frage erwägend zusammenhalten. Es gibt einen erstaunlichen Reichtum von Klangfarben an den Stimmtönen; denn alle Vokalunterschiede sind, akustisch betrachtet, Klangfarbenunterschiede. Ein Geigenton klingt geigenhaft, ein Trompetenton trompetenhaft kraft des den Tönen jedes Instrumentes eigenen Zusammensetzungscharakters aus Grundton und Obertönen. Ganz anders bei der menschlichen Sprechstimme, wo dieser Aufbaucharakter von Vokal zu Vokal wechselt. Wenn ich mit musikalischen Instrumenten irgend etwas klangfarblich mit dem Wechsel von *i—e—o* wie in *Ingeborg* oder *u—a* wie in *Fruchtsaft* Vergleichbares nachmachen wollte, so ginge dies gar nicht mit einem von den gebräuchlichen Musikinstrumenten wie Flöte und Geige. Sondern ich müßte für Ingeborg drei, für Fruchtsaft zwei Instrumente nacheinander ertönen lassen. Um etwas von ferne mit der *vox humana* Vergleichbares künstlich herzustellen, braucht man etwa den Reichtum einer Orgelklaviatur mit ‚Registern‘ oder man müßte ganz andere als die gebräuchlichen Eintoninstrumente wie Flöte und Trompete erfinden¹⁾, Instrumente, welche wie das Saxo-

1) Wir subsumieren dabei der Einfachheit halber das Eigenartige der Vokale unter die Rubrik Klangfarbe, wie es nach der neuerdings von STUMPF wiederbelebten HELMHOLTZschen Auffassung berechtigt ist. SCRIPTURE bestreitet die

phon (wenn ich mich nicht täusche) einen ausgiebigeren Wechsel der Klangfarben bieten.

Man bedenke, was das bedeutet, wenn man die ganze kontinuierliche Mannigfaltigkeit dieser Klangfarben, wie sie von dem bekannten Vokaldreieck selbstverständlich nur im Kerne wiedergegeben wird, in die Rechnung einstellt; die „Alltagswelt“ kann an Klangfarben gewiß nicht sehr viel über den Bereich des mehr oder minder genau Kopierbaren enthalten. Dazu das Reich der (akustisch überhaupt noch nicht bewältigten) Begleit-, Initial- und Abschlußgeräusche der Konsonanten. Auch die musikalischen Instrumente imprägnieren und umhüllen die Töne, die sie liefern, mit charakteristischen Geräuschen: die Flöte bläst, die Geige streicht, die Harfe klingt gezupft, das Klavier klopft, die Trommel knallt. Der menschliche Stimmapparat aber bläst, zischt, knallt usw. in vielen, außerordentlich fein dosierbaren Nuancen.

Und das alles in schnellem Wechsel und in geordnetem Verbande mit der Vokalisation. Darin liegt eben die Sonderleistung jenes ungemein labilen und wendigen Einstellungsmechanismus, den man unter „Artikulation“ zu verstehen pflegt, beschlossen. Ob jede derartige wendige Lautierung auch das Phänomen der Silbengliederung aufweisen müßte, mag füglich dahingestellt bleiben. Wer neben dem Sprechen auch an das Singen denkt, wird die im Lautrohmaterial selbst gelegenen Syllabierungstendenzen nicht unsachlich stark und für alles gültig annehmen. So war schon dem (nach meinem Empfinden) feinsten Kenner der Silbe unter den Phonetikern, war es SIEVERS wohlbekannt, daß man die Sprechsilbe von einem Dauerminimum an, das nicht viel weniger als 0,1 Sekunden betragen mag, zeitlich beliebig dehnen kann, soweit eben der Atem reicht. Das heißt wirklich beliebig dehnen kann man dabei natürlich nur das Dehnbare, die Dauerlaute. Und man darf (das ist der Kern der SIEVERSSchen Silbentheorie) zwar einsinnige Änderungen in allen Dimensionen des Klangphänomens eintreten lassen, aber keine *Wendepunkte* im Verlaufe dieser Änderungen. Jede bemerkte Richtungswendung im Verlaufe der Intensitäts- oder Höhen- oder Klangfarbenkurve wird in der Auffassung des Hörers zum Motiv eines Silbenschnittes; genau so im Prinzip wie das robustere Abschneiden des Klangstromes durch Verschlußlaute

Grundlagen dieser Auffassung; sollte er gestützt von THIRING und seinen Schülern recht behalten, so müßten in unserem Vergleich die drei verschiedenen Instrumente durch drei gesondert anblasbare Resonatoren (Ansatzröhre) ersetzt werden, was für unsere Zwecke natürlich vollkommen gleichgültig ist.

oder wie die Intervention bestimmter nicht-abschneidender Geräusche. Phonetisch ausgedrückt: genau so, wie die konsonantischen Wendepunkte Silbenschnitte markieren. Ein zentraler Gedanke in der SIEVERSSchen Silbenlehre ist mit einem Worte gesagt: *Die akustische Wendepunktstheorie* der Silbe; wir werden am systematischen Ort darauf zurückkommen.

Noch etwas ist wichtig für die richtige Einschätzung der malerischen Potenzen menschlicher Stimmittel. Ich will es kurz die weitgehend *unabhängige Variabilität* des Klangstromes in all seinen Dimensionen nennen. Man kann eine Vokalstärke unabhängig von der Höhe und der Klangfarbe variieren, d. h. man kann alle diese Momente weitgehend beliebig wählen und ihre Änderung im Klangverlaufe unabhängig voneinander vollziehen. Warum z. B. die Stimme nicht gleichzeitig steigen und stärker oder schwächer und außerdem noch vokalisches heller oder dunkler werden lassen? Das letztere hieße, daß man z. B. von u nach i, von o nach e oder umgekehrt variere; ebenso ginge es von u nach a oder von i nach a hin oder umgekehrt. Natürlich kann das jeder von uns in gewissen Grenzen, die ja für alles in der Welt gelten; und das öffnet dem Kopieren Horizonte von Möglichkeiten. Dem hier in Frage stehenden ‚Kopieren‘ genau so wie dem Ausdruck, welcher der eigentliche und durchaus legitime Nutznießer vieler Variationsmöglichkeiten, die phonematisch irrelevant bleiben, geworden ist. Daß und wie man diesen Vokalstrom in Begleitgeräusche hüllen und wie man andere Geräusche wenigstens sukzessive weitgehend beliebig einmischen kann in den Klangstrom, sei ohne nähere Erläuterung einfach als ein der Phonetik wohlbekanntes Faktum gebucht.

Was wäre mit all dem an Malerei nicht möglich gewesen? Die Welt, in der wir leben, hat ebenso ein akustisches wie ein optisches Antlitz. Geräusche und Töne umhüllen uns; sie sind für ungezählte Ereignisse und Dinge, die uns interessieren, charakteristisch und fungieren diakritisch. Wir brauchen unsere Augen nicht aus dem Fenster zu stecken, sondern vernehmen durch das Ohr, was sich auf der Straße und in den Nachbarzimmern an Alltäglichem abspielt. Wenn unter den Sachverständigen eine Abstimmung stattfände darüber, wer reicher ausgestattet sei mit Malmitteln: der Farbmaler oder ein Stimmaler, so gäbe ich unbedenklich dem zweiten meine Stimme. Und würde nach allem schon Gesagten noch ausführen, daß die Silbengliederung als solche ein ganz eigenartiges Malverfahren ermöglichen müßte, das (wenn der Name nicht schon vergeben wäre) ‚Tonfilm‘ heißen sollte. Nicht, weil etwas

Optisches hinzukommt, sondern weil kleine Tonbilder sukzessive darin abrollten. Nicht Sprachsilben natürlich, sondern echte Lautbildchen, Miniaturaufnahmen der tönenden Welt; es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß ein darin Geübter komplexe Geschehnisse ebenso systematisch abfahren und malend wiedergeben könnte, wie heute einer, der geübt ist, einen optischen Film zu „drehen“. Darum soll man sich auch gar nicht über das wundern, was uns da und dort einmal auf der Varietébühne Akrobaten in solchen Dingen vorführen. Und noch etwas: wenn überhaupt malende Musik gemacht werden muß (am gescheitesten allerdings ohne weitgehende Ansprüche auf Musikalität als solche), dann bitte setzt euch nicht erst ans Klavier. Denn jeder Stimmakrobat auf der Bühne und manche ganz modern-amerikanischen Gesangsvirtuosen können das alles viel besser ohne Saiten- und Blasinstrumente, sondern einfach mit ihrem Brustkorb als Blasebalg, ihrem Kehlkopf und Ansatzrohr. Hier sieht man, was an Malpotenzen in unseren Stimmitteln faktisch enthalten ist.

3. Fragen wir einmal ganz naiv: Warum, wenn die Dinge so stehen, ist noch nie ein Linguist auf die Idee verfallen, eine Sprachlehre von daher aufzubauen? Das hätte ein Buch werden müssen, worin die Regeln des lautmalenden Verfahrens als das erste und wichtigste, was man lernen muß, um eine Sprache zu verstehen und zu sprechen, allem anderen vorausgingen. Man braucht diese Frage nur zu erheben, um sofort von jedem Sachverständigen die richtige Antwort zu erhalten, daß in der Sprache ein ganz anderes als das lautmalerische Strukturgesetz in erster Linie gültig ist. Angenommen irgendein Sprechender beabsichtigt etwas relativ so Einfaches wie das Ganggeräusch von Pferden oder die Geräusche einer anfahrenden Lokomotive stimmlich zu schildern. So ist und bleibt ihm unbenommen, dabei auf die Verwendung der Sprache überhaupt zu verzichten; und dann wird er mitunter verblüffenden Erfolg haben. Fängt er aber an, regelrecht zu sprechen, so kann im Prinzip nichts anderes dabei herauskommen, als was uns Dichter aller Völker von Homer bis Schiller und Richard Wagner bei dieser oder jener Gelegenheit geboten haben:

Und hohl und hohler hört man's heulen . . .

Es wallet und siedet und brauset und zischt . . .

Das heißt: es entstehen wohlgeformte Wörter, Wortfolgen, Sätze, die allem anderen voraus dem Bildungs- und Kompositionsgesetz der Sprache unterstehen. Und darüber hinaus erst weisen sie so etwas wie den sekundären Hauch eines Lautgemäldes auf. Das kann

eine einzige Malkomposition oder ein Lautfilm (in dem von uns ins Auge gefaßten ungebrauchlichen Sinn des Wortes) d. h. eine Serie von Lautbildchen sein. Die Dichter haben da und dort einmal in einigen Versen solche kurze Lautfilme gedreht, und es ist ihnen gelungen, im Bereiche des Sprachlichen zu bleiben, weil sie nur bestimmte Fugen und Freiheitsgrade, die das eigentliche Kompositionsgesetz der Sprache nicht tangieren, ausnützten. Ich will ihre Kunstfertigkeit nicht in Frage stellen; aber Hand aufs Herz! Was wäre das Sturm- oder Brandungsgebräuse in Schillerschen Versen für ein armseliges Nachmachen im Vergleich zu dem, was ein Kopiertvirtuose hervorbringt? Ich spreche im Irrealis und fahre fort: Wenn Schiller keinen anderen Ehrgeiz gehabt hätte, als auf gleich und gleich mit solchen Kopiermeistern in Konkurrenz zu kommen.

Faktisch war und blieb er Sprachkünstler und gab nur einen Hauch oder Anklang stofflichen Hörens in seine sprachlich-anschauliche Schilderung hinein. Auseinandergelegt und schärfer gefaßt, was damit angedeutet ist, ergeben sich einige wichtige Grenzbedingungen, in welche alles Lautmalerische eingeschlossen bleibt: Wo immer die Sprache als Darstellungsmittel benutzt wird, kann man nur „trotzdem“ malen und soweit es erstens die Syntax der Sprache zuläßt. Es gibt am Tore zur lautmalenden Sprache einen *Syntax-Riegel*, der leichter oder schwerer zu umgehen ist. Wenn in einer Sprache z. B. die Wortfolge im Satze weitgehend syntaktisch relevant ist wie im modernen Französischen oder Englischen, dann sind dadurch dem Aufbau einheitlicher Lautgemälde von vornherein engere Grenzen gezogen als etwa im Griechischen, Lateinischen oder auch noch im Deutschen.

Sind die Ansprüche der Satzbildung befriedigt, so bleiben Wortwahl und Wortbildung als kleinere Freiheitsgebiete, worin sich Maltendenzen auswirken können. Die alten Grammatiker waren auf dem rechten Weg, wenn sie statt des weiteren deutschen Kompositums *Lautmalen* das engere des *Namen-malens* als Stichwort für das ganze Verfahren eingeführt haben. Allein auch dabei gibt es noch einmal neue Beschränkungen. Der einzelne Sprecher kann das Lexikon nicht beliebig malend erweitern; es wird immer die Frage sein, ob er im Lexikon vorfindet, was er braucht, oder ob das Ganze der Sprache diese und jene Neubildung, die ihm gelegen wäre, gestattet oder nicht. Wir notieren also ohne weitere Diskussion als zweite Grenzbedingung des Lautmalens, daß der Wortschatz einer Sprache geschickt ausgeschöpft aber nicht wesentlich durch Neubildungen erweitert werden kann. Wie es mit der Aus-

schöpfung des Wortschatzes und wie mit seinen historisch verfolgbaren Veränderungen im Hinblick auf das malende Verfahren bestellt sein mag, sind vorerst offene Fragen. Geräuschnamen sind offenkundig mehr oder minder erscheinungstreue Lautbildchen; wieviel des Vergleichbaren vom Anbeginn in anderen Wörtern stecken mag oder hineingeraten ist im Lauf der Wortgeschichte, wird eigens und einzeln zu prüfen sein.

Weiter: eine dritte Grenze wird sichtbar, wenn man den Tatbestand der Phonologie ins Auge faßt. Ich wiederhole: Die Lautmaterie einer Sprache ist ungeheuer reich an Malpotenzen. Doch wenn es wahr ist, was die Phonologen sagen, daß jede Sprache nur ein ausgewähltes System von Lautzeichen (Phonemen) benützt, was folgt daraus? Es ist außerordentlich klärend, wenn man sich die Mühe nimmt, eine detaillierte und systematische Antwort auf diese Frage zu finden. Eine solche Antwort muß mehreres enthalten: die Angabe von Freiheitsgraden und von neuen Verschließungen zugleich. Denn so ist es, um programmgemäß mit dem letzteren, mit dem malerisch prohibitiven Moment im Tatbestand der Phonologie zu beginnen, daß das Malbedürfnis zunächst einmal vom Wortganzen weg auf noch kleinere Entfaltungsspielräume verwiesen wird. Es wird regelrecht verzettelt auf die Einzellaute und mag sich in deren phonologisch irrelevanten Variationsbereichen ausleben. Nur darf es sie nicht ohne weiteres überschreiten.

4. Um rasch zu einer exemplarischen Verdeutlichung dessen, was ich im Auge habe, zu gelangen, ist es zweckmäßig, direkt auf die Befunde Werners und anderer, die in unseren Tagen das Gewicht des Malerischen in der Sprache wieder höher einschätzen als es seither üblich war, einzugehen. Die Versuchspersonen Werners holen z. B. an dem Wortklang *Seife* Zug für Zug heraus, was nach ihrer Auffassung den Gegenstand 'Seife' malend charakterisiert. Bestimmte Eigenschaften des Dinges wie das Schlüpfrige, Schaumige u. dgl. m. sollen getroffen sein durch was? Die Protokolle, wie sie schwarz auf weiß im Buche stehen, können gar nicht anders als Laut für Laut das Wort abwandern, um jeweils zu sagen, es liege etwas von der malenden Schilderung des Gesamtcharakters in dem S, etwas in dem ei, etwas in dem f. Daß man so vorgeht, ist kein Zufall, sondern im Hinblick auf den Tatbestand der Phonologie zu erwarten. Denn jedes Phonem (Lautzeichen) läßt einen Spielraum der Realisierung offen und in diesen Spielräumen können Malpointen angebracht, herausgearbeitet werden; die Dauergeräusche in S und F können überlaut und überlang herausgearbeitet werden, von einem

Sprecher; das ei kann meinethalben schaummalersich moduliert werden. Darum das Zug-für-Zug-Verfahren jener Beschreibung.

Alles nachträgliche theoretische Wetterern gegen einen gefürchteten „Atomismus“, den man doch vermeiden wolle und vermeiden müsse, hebt das Faktum nicht auf, daß die genannten Diakritika des Wortes in der genannten Reihenfolge herauskommen und zunächst einmal vor Verwechslung geschützt sein müssen, wenn unverwechselt ‚dieses‘ deutsche Wort vom Sprecher produziert und vom Hörer aufgenommen werden soll. Malend hineinlegen durch pointiertes Aussprechen kann man nur soviel, als es die Erstansprüche der Diakrise gestatten. Gesetzt das *a* klinge schaumiger als das *e*, so kann ein Sprecher WERNERS den ohnehin im Deutschen nach *ai* klingenden Diphthong noch *a*-haltiger als gewöhnlich herauspräparieren. Gesetzt weiter ein *au* klinge noch schaumiger (kommt es doch im deutschen Wort ‚Schaum‘ vor), was dann? Da erhebt sich der Phonem-Riegel, von dem wir sprechen. Denn ein *Sauße* statt *Seife* müßte mit einem Schlag zu bedenklichem Vorbeitreffen an dem genannten Dinge führen. Und genau so jeder andere, Phonem-Sprung. Dagegen innerhalb befriedigter Ansprüche der Diakrise, das muß anerkannt werden, mag der Sprecher die Lautmaterie modeln wie er will und kann, um dem sinnlichen Dingcharakter malend auf den Leib zu rücken. So oder so, d. h. nach den von Sprechsituation zu Sprechsituation wechselnden Malbedürfnissen der Sprecher, welche das deutsche Wort Seife in den Mund nehmen, wozu später noch ein Wort zu sagen ist.

Offen aber bleibt wieder eine Frage, nämlich die gar nicht unwichtige Frage, wie weit la langue, die Wortschöpfung und die Wortgeschichte des deutschen Wortes ‚Seife‘ schon ein derartiges Verfahren vorgesehen oder *nicht* vorgesehen habe. Die von den Versuchspersonen WERNERS protokollarisch niedergelegten Beobachtungen, sind prima vista Aussagen im Gebiete von la parole und nicht im Gebiete von la langue.

Das Ergebnis unserer Überlegungen lautet also: wie die Sprache nun einmal ist, so schiebt die Respektierung des Anspruches, den jedes Wort erhebt, daß es phonematisch genügend scharf geprägt und dadurch von ähnlich klingenden abgehoben sein will, jedem ungebändigten Malbedürfnis einen letzten Riegel vor, den *Phonem-Riegel*. Die Lautmale am Wort, die Phoneme, müssen mit genügender Schärfe und in der richtigen Reihenfolge realisiert werden; jedes Phonem aber läßt der Realisierung einen Spielraum offen, und in diesen Spielräumen mag die Lautmaterie malend ge-

modellt werden. Vollkommen frei ist diese Behandlung der Lautmaterie nur in jenen Dimensionen, die in der gegebenen Sprache von vornherein phonologisch unbesetzt, irrelevant sind. Wenn eine Sprache, z. B. Intonationsdifferenzen *nicht* als Diakritika im Aufbau ihres Vokalsystems verwendet, dann mag der Stimmaler hier eingreifen und melodisch frei wiedergeben, was immer ihm beliebt. Der deutsche Stimmaler kann jeden Vokal während seines Verlaufes hinauftreiben oder herabgleiten lassen der Tonhöhe nach. Das birgt keine Verwechslungsgefahren. In einigen südslavischen und in anderen Intonationssprachen dagegen heißt es auf der Hut sein, daß man mit solchen Malgelüsten nicht unversehens (kurz und analogisch ausgedrückt) aus der Seife in die Saufe gerate. Die großen melodischen Züge der Satzmelodie und Wortmelodie dürften, wenn ich recht vermute, auch in 'Tonsprachen' phonologisch weitgehend frei sein und nur die Einzelvokale in ihrem Verlauf den spanischen Stiefel tragen. Nun dann, so mag ein Malbedürftiger auch in jenen Sprachen wortmelodisch und satzmelodisch das Genannte und Dargestellte klingen lassen. Ich weiß natürlich nicht, ob das bei Dichtern tatsächlich vorkommt; es wäre interessant zu erfahren, ob in Tonsprachen das Lautmalerische anders beschaffen ist, wie bei uns.

Man müßte, um den melodischen Reichtum, der an einem einzigen Vokalphonem eines einzigen Wortes manifest werden kann, objektiv zu fixieren, z. B. englische Wörter wie 'yes' und 'no' (in: yes sir, no sir) oder 'bad' (its to bad) einmal unsichtig aus der Alltagssprache auflesen und kurvenmäßig darstellen. Der Amerikaner läßt mitunter seine ganze Seele in einem solchen Vokal ausklingen.

5. Es dürfte an der Zeit sein, daß wir die Sache von der anderen Seite her betrachten. Bleibt entschieden, daß das einzig direkte Darstellungsfeld der Sprache, das Malfeld, so gut wie belanglos ist, dann erst sollen und können die Phänomene, welche mit Fug und Recht unter dem Gesichtspunkt des Lautmalens begriffen werden müssen, sachgemäß behandelt werden. Die Fälle des echten und unmittelbarsten Lautmalens an der Spitze: Das Gebiet der Geräuschnamen ist unbestritten wohl in allen bekannten Sprachen eine Domäne des malenden Verfahrens. Wer im deutschen sprachlich schildernd im Begriff steht, ein Wort wie *klappern* in seinen Text zu setzen, kann bei genauerer Vergegenwärtigung des zu schildernden Geräusches probierend eine Menge von ähnlichen Geräuschnamen systematisch abtasten, um die treueste Wiedergabe herauszufinden. Eine Änderung des malenden Vokales a in e — i — o — u — au — ei usw. oder des malenden pp in der Mitte in tt — kk — oder bb — dd — gg — oder des Anfangskonsonanten in fast beliebige andere einfache oder zu-

sammengesetzte Anlaute wird nicht immer, aber oft zu gebräuchlichen anderen Geräuschnamen führen. Wenn nicht, so stünde der textlich geschickten Einführung eines neugebildeten Geräuschnamens nicht allzuviel im Wege. Denn wer *klappern* versteht, wird bei gutem Willen auch eine Neubildung wie *kleppern* oder *klaggern* oder *rupfern* verstehen und ohne allzuviel Kopfschütteln hinnehmen. Auf diesem Gebiet ist man weitgehend tolerant nicht nur gegen WILHELM BUSCH und dessen meist köstlich eingebaute einfache Spielereien, sondern auch gegen weit dilettantischere Produkte. Man ist als Leser tolerant, weil man als Sprecher selbst verspürt, daß hier jedem, der das Zeug hat, für Neubildungen Tür und Tor geöffnet sind.

Allein ebenso wichtig und beachtenswert ist das Faktum, daß auf diesem Wege selbst in die saloppeste Umgangssprache keine phonemfremden Modifikationen der Lautmaterie eingeführt werden. Viele Geräusche, welche uns alltäglich umschwirren und Beachtung finden, werden z. B. durch Schnalzlaute am treuesten wiedergegeben; auch das Heulen des Windes und der Signalsirene wird leicht von jedermann, der sich darum bemüht, kopiert. Aber die Aufnahme solcher dem deutschen Phonembestande fremder Momente in die Geräuschnamen ist, soviel ich weiß, nirgendwo beobachtet worden. Ich erinnere mich, daß wir als Schulbuben Schnalzlaute als Sport geübt und in deutsche Wörter wie ‚Schnaps‘ eingebaut haben; das „a“ dort schnalzend beginnen zu lassen, geht nach einiger Übung ganz leicht. Aber nirgends mutet uns, soviel ich weiß, z. B. WILHELM BUSCH derartiges zu. Die Trennung des Sprachlichen vom Nichtsprachlichen, die dem entgegensteht, ist bemerkenswert scharf vollzogen und die Produktion neuer Geräuschnamen hält sich in den Grenzen des Bereiches, der durch den Phonem-Riegel als sprachlich charakterisiert ist. Dasselbe gilt für die Aufnahme von „Lautgebärden“ unter die Wörter, wodurch Gebilde wie *ächzen*, *jauchzen*, *kichern* entstehen; es gilt auch für das Kopieren von Tierschreien und Tierrufen, woraus Verba wie *blöcken* und *wiehern* oder Tiernamen wie *Kuckuck* gebildet sein dürften. Vom Standpunkt des Stimmalens aus betrachtet, imponieren alle diese Kopien durchaus nicht wie weitgehend naturalistische (impressionistische), sondern im Gegenteil wie hochgradig symbolistische Wiedergaben. Es ist mit ihrer Ähnlichkeit zum Bezeichneten ungefähr so wie mit derjenigen von Wappentieren und allem, was sonst in der Heraldik vorkommt, zu den entsprechenden Vorlagen. Und wenn man den Kuckucksruf in zehn Sprachen mit zehn

verschiedenen Phonemsystemen malend wiedergibt, entstehen zehn und nicht ein und dasselbe Lautgemälde.

Trotzdem sieht sich der Systematiker gezwungen, den Rest von Erscheinungstreue, der auch darin noch enthalten ist, zu unterstreichen und das bisher Angeführte, d. h. die ganze Gruppe von Geräuschnamen im weitesten Sinn des Wortes von hier aus begrifflich zu fassen. In all diesen Geräuschnamen kommt mehr oder weniger von *erscheinungstreuer* Wiedergabe zum Vorschein. Im Gegensatz zu einer dem Umfang nach weit größeren Klasse von Phänomenen, bei denen es sich der Natur der Sache nach von vornherein um nicht mehr als um *relationstreue* Wiedergaben handeln kann. Wörter wie *baumeln*, *bummeln*, *schlendern*, *torkeln*, *schlottern* oder *flimmern*, *huschen*, *wimmeln* oder *kribbeln*, *krabbeln* treten ebenfalls schildernd ihrem Gegenstand nahe. Doch wird durch sie nicht Akustisches auf Akustischem abgebildet, sondern Nichtakustisches auf Akustisches. Das Flimmern z. B. ist ein optisches Phänomen, in kribbeln handelt es sich um Tasteindrücke. Es sind Bewegungsarten und dynamische Gestalten, die hier wiedergegeben werden. Sie gehören nicht zu den spezifischen Sinnesqualitäten, sondern zu den überspezifischen, d. h. mehreren Sinnesorganen zugleich verdankten Daten; es sind die *αἰσθητὰ κοινά* des Aristoteles und darum nennen wir, was hier vorliegt, auch nicht eine erscheinungstreue, sondern „nur“ eine relationstreue (oder gestaltstreue) Wiedergabe. Jede erscheinungstreue schließt auch ein Mehr oder Weniger von relationstreuer Wiedergabe ein, aber nicht umgekehrt. Was wir da sagen, ist nicht neu, es wurde von WUNDT schon vollkommen korrekt erfaßt. Nur stehen bei WUNDT noch die Termini „Schallnachahmungen“ und „Lautbilder“. Seitdem ist viel über Synästhesien gearbeitet worden von den Psychologen; wer die Übergangserscheinungen zwischen relationstreuer und erscheinungstreuer Wiedergabe genau verfolgen will, muß diese Befunde mit zu Rate ziehen.

6. Was lehrt die Sprachgeschichte? Bis vor kurzem war es so, daß die Einschätzung des Lautmalens nach Gewicht und Ausdehnung in erheblichem Maße von der Mentalität der Forscherpersönlichkeiten diktiert zu werden schien. Die Romantiker folgten HERDER, die Klassiker LESSING. Heute sollte es gelingen, die Gelegenheit in einigen entscheidenden Punkten sachlich zu fördern und damit einem Urteilsspruch aus der Tiefe des Gemütes zu entziehen. Und zwar in beiden extrem verschiedenen Fragen zugleich, die man gestellt hat und stellen muß, wie es heute ist und wie es

am Anfang war mit der malenden Sprache. Wer die Sachlage von dem Punkte aus sieht, wo er sich heute noch selbst als Sprecher am freiesten als Wortschöpfer versuchen darf, vom Punkte der Geräuschnamen aus, hat kaum einen Einspruch zu erwarten, wenn er zunächst einmal der Vermutung Raum gibt, dies Verfahren der Wortschöpfung sei sehr natürlich und darum wohl uralte. Denn motivlos wählt, soweit wir wissen, kein menschliches Wesen; warum sollten die Urwahlen der Sprachschöpfer prinzipiell motivlos gewesen sein? Und was liegt näher als das Nachmachen irgendwelcher Art, wenn man Neues mit neuen Stimmreaktionen zu beantworten und zu charakterisieren Veranlassung hat?

Den Spott der Kritiker der „wauwau Theorien“ kann, wer so denkt, ruhig mit der Frage parieren, ob der andere ihm etwas Gescheiteres zu sagen vermag. Die allgemeinen Erwägungen, welche wir bis hierher durchgeführt haben, sprechen nicht gegen diesen Ansatz als solchen, wohl aber gegen die überaus naive Meinung einiger antiker und moderner Denker, als habe man damit mehr als etwas ganz Äußerliches über den „Ursprung der menschlichen Sprache“ angegeben und dürfe sich ohne Nachprüfung darauf verlassen, daß *alle* Nennwörter auf diesem Wege entstanden sind. Im Gegenteil: wenn man die Malpotenzen der menschlichen Stimmittel zusammenhält mit dem Strukturgesetz der Sprache, wie sie nun einmal ist, und mit den Riegeln, die diese Struktur einem ausgebauten Malverfahren vorschreibt, dann erwächst einem weisen Anspruch von LAZARUS GEIGER, den wohl auch heute noch viele Sprachhistoriker unterschreiben, eine neue Art von Auslegung und Begründung zu. GEIGER stellt im Bereich des Indogermanischen fest, die Wörter besäßen „erst in ziemlich späten Schichten eine gewisse Neigung, den Objekten schildernd nahezutreten.“

Gemeint ist damit der umfangreiche Tatbestand, daß „Wörter wie ‚Rabe, Krähe, Kuckuck, donnern, schwirren‘ zwar im Laufe der Zeit zu Lautnachahmungen geworden sind, daß ihren Wurzeln aber eine solche Beziehung fern liegt“¹⁾. Was folgt daraus? Es ist fast erheiternd in älteren Diskussionen oft dasselbe Argument von Anhängern und Gegnern der „Wau-wau-Theorie“ vorgebracht zu hören. Im Anschluß an GEIGERS Befund wäre leicht ein platonischer Dialog mit literarisch belegten Gedanken zu füllen, ein Hin und Her, wo jedes Faktum aufgegriffen und gegensätzlich interpretiert erscheint. Wenn GEIGER z. B. in der *jüngeren* Sprachgeschichte eine

1) Zitat nach W. WUNDT. Die Sprache I., S. 319 aus L. GEIGER, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft I. 1868, S. 108.

Neigung der Wörter findet, den Objekten schildernd nahezutreten, so wird man ihn fragen, ob denn diese Neigung vom Himmel geflogen kam oder uralt, aber für uns in vielem nicht mehr erkennbar sei. Gewiß, so fährt der andere fort, allein du kannst nicht richtig denken. Denn gerade die Entfremdung beweist mir, was ich beweisen will. Faktum ist, daß die „Wurzeln“, wie wir sie kennen und nach den Regeln der sorgfältigsten Rekonstruktion z. B. für das Urindogermanische annehmen müssen, ihren besten Kennern als nichtmalend imponieren. Diese Wurzeln selbst werden Entwicklungsprodukte sein, natürlich; aber was in der Entwicklung hätte sie entfremden können ihrer uranfänglichen Maltendenz, wenn nicht dieselben oder ähnliche Riegel wie heute auch damals schon die freie Entfaltung des Lautmalens versperrten und einschränkten? Käme alles aufs Malen an, so wäre es nicht wieder verschwunden, wo es schon da war. Wir brechen ab, weil dies Hin und Her den Scharfsinn übt, aber die Gegner einander nicht näher bringt. Ich will statt retrospektiv fortzufahren, einen modernen Linguisten zu Worte kommen lassen, der den Mut hat, uns vorzudemonstrieren, wie es ganz am Anfang gewesen ist.

7. Der Indogermanist an der Universität Freiburg in der Schweiz WILHELM OEHL sammelt nach eigener Angabe seit 17 Jahren „aus etwa 1400 lebenden und toten Sprachen aller fünf Weltteile“ Belege für die These: „Ihrem Ursprung nach sind alle Wörter aller Sprachen entweder *Schallwörter* oder *Lallwörter* oder *Bildwörter*“¹⁾.

„Mein Weg zu dieser Erkenntnis war der: ich ging, die Indogermanistik beiseite lassend, von den Sprachen der Naturvölker aus, seit dem Sommer 1915, und fand — ganz ungesucht und ungewollt — das Typensystem und die Bedeutungsstambäume der Lallwort- und Bildwortschöpfung. Nebenher forschte ich in der bisherigen sprachwissenschaftlichen Literatur und fand hier vielfach Teilstücke des Ganzen, das ich besaß; meine Kinder führten mir als unbewußte Versuchspersonen die Mischtypen praktisch vor. Ich habe nichts erfunden, sondern nur gefunden. Als ich im Juni 1915 nach gewissen Lautmalereien in den Südseesprachen suchte, erging es mir wie einst im alten Testamente dem jungen Saul; er zog aus, um seines Vaters Eselin zu suchen, — und fand ein Königreich“ (S. 40).

Das Königreich ist aufgegliedert nicht in drei, wie man nach dem ersten Zitat vermuten könnte, sondern in zwei sprachschöpferische Situationen. Die erste liegt in der Kinderstube und liefert die *Lallwörter*, welche während der 5000 Jahre, die wir historisch überblicken, immer wieder neu geschaffen werden; die zweite produktive Situation im Leben der Erwachsenen liefert die Schall-

1) W. OEHL, Das Lallwort, Rektoratsrede Freiburg (Schweiz) 1932; in Aussicht steht von ihm ein Buch „Fangen — Finger — fünf“.

wörter und Bildwörter. Auf das Phänomen der Lallwörter haben, wozu OEHL die Belege wiedergibt, schon die antiken Grammatiker FESTUS und VARRO und dann immer wieder einzelne Linguisten hingewiesen:

„LA CONDAMINE (1745), der „Mithridates“ von Adelung-Vater, BUSCHMANN, WACKERNAGEL, DIEZ, LUBBOCK, CURR, von GABELNTZ, TAPPOLET, KÖRTING, KRETSCHMER, GATSCHET, CURTI, GIESSWEIN, W. SCHULZE, WUNDT, TROMBETTI, MEYER-LÜBKE, JESPERSEN, SCHRADER-NEHRING, WALDE-POKORNY und viele andere, die sich mehr oder weniger eingehend und verdienstlich mit dem Lallwort befaßt haben, erkannten die Bedeutungsverzweigung dieser Wortschöpfung nur teilweise, ihren feineren Typusbau so gut wie gar nicht.“ (S. 3.)

Die Sammlung OEHL ist, wenn man einer flüchtigen Schätzung trauen darf, in der Tat viel reicher, als z. B. die von BUSCHMANN und die von KOELLE (Vokabularien afrikanischer Sprachen), aus welcher WUNDT in seinem Sprachwerk schöpft (I², 339f.). Als das entscheidend Neue seiner eigenen Leistung aber betrachtet OEHL einen „Bedeutungsstammbaum“ und ein Typenschema der Lallwörter (S. 33f. und 36ff. der Rektoratsrede). Der Bedeutungsstammbaum gibt an, auf was (Personen und Dinge) die Lallnamen ausstrahlen über die kleine Welt der Kinderstube hinaus. Als Erstempfänger von Lallnamen sind in der Wiegensituation beisammen: Vater, Mutter, Kind, Mutterbrust, Muttermilch, Mund, Puppe; und es geht um Ereignisse wie: saugen (säugen), essen, reden, wiegen, schaukeln, lieblosen, kitzeln. Dazwischen laufen zwei Gruppen von Formwörtern (sic!), nämlich Interjektionen und Demonstrativa. Halten wir uns an diese primäre Domäne.

Das Typenschema OEHLs bietet eine Ordnung der Lautgebilde selbst: A. einfache wie *pa*, *ap*, *ma*, *am*, *ta*, *na*, *ka*, *la*, *sa*; samt allem, was man durch den bekannten Vorgang der Reduplikationen daraus gewinnt; B. Mischtypen wie *pama*, *mapa* samt allen anderen kombinatorischen Möglichkeiten.

„Diese beiden Systeme, der Bedeutungsstammbaum und besonders das Typensystem, am meisten die Mischtypen, erscheinen vielleicht auf den ersten Blick erstaunlich und unglaublich, ja phantastisch. Ist denn das möglich? Ist das nicht bloße Buchstabenspielererei? Und wenn das alles wirklich so wäre — soll das der Sprachforschung von Jahrhunderten entgangen sein? Die Antwort auf diese Zweifel lautet: Es ist wirklich so“ (38).

Das Empfinden des Autors, daß er damit auf Glatteis geraten ist, bedarf vor Sachverständigen keiner näheren Begründung. Denn variiert man kombinatorisch auch noch die Vokale, wie dies faktisch im Lallspiel des Kindes geschieht, so umschließt die Liste des OEHLschen Typenschemas nicht weniger als ungefähr alles,

was in irgendeiner Menschengruppe an Silben, Silbengruppen und Silbentripeln vorkommt. Und damit zerrinnt die Möglichkeit, vom Lautbestand her die Klasse der Lallwörter als solche kenntlich zu machen. OEHL selbst hält sich auch gar nicht daran, sondern arbeitet einige Charakteristika sprachvergleichend heraus. Mir scheint, daß dabei das Moment der Reduplikation noch stärker unterstrichen werden mußte; denn kaum etwas anderes ist so auffallend im Lallspiel des Kindes wie die Wiederkehr (zweimal und öfter) der gleichen Silbe im expiratorischen einheitlichen Komplex. Wir haben in meinem Institut vor kurzem fruchtbare Lallsituationen des Kinderlebens systematisch untersucht und das Hörbare auf Schallplatten fixiert; wir werden in absehbarer Zeit imstande sein, das Ergebnis ihrer exakten Analyse vorzulegen. An unseren Versuchspersonen (deutschen Kindern) fanden wir z. B. eine vollkommen eindeutige *Akzentverlegung*: sie beginnen einheitlich mit dem Akzent auf der letzten Silbe und legen im Laufe von wenigen Monaten einheitlich den Akzent vor; auf die erste bei Silbengruppen und recht häufig auch auf die erste bei Silbentripeln, welche zahlenmäßig seltener sind als die üblichen Silbengruppen. Doch das nur im Vorbeigehen; die Sache mit den Lallwörtern kann und muß vom Kinde her auf eine exakte Beobachtungsbasis gestellt werden. Eines ist in Übereinstimmung mit älteren Kinderbeobachtungen und mit OEHL heute schon zu sagen, nämlich, daß *Schallwörter* bestimmt nicht die ersten sind im werdenden Sprachschatz des Kindes.

Besonders reich ist die Sammlung OEHL an *Schallwörtern*. Eine erste Übersichtstabelle, die veröffentlicht ist, unterscheidet nicht weniger als dreißig Gegenstandsbereiche, wo sie regelmäßig in allen Sprachen vorkommen; das Material der ersten neun Bereiche wird vorgelegt und durchgesprochen in einer Artikelfolge im „Anthropos“¹⁾. OEHL beginnt mit den Wörtern für ‚husten‘ und ist im neunten Abschnitt erst bis zu denen für ‚keuchen, hauchen, atmen, schnauben, blasen, pfeifen‘ fortgeschritten; in den noch versprochenen Klassen aber steigt die Liste bis zu den Wörtern für ‚Seele, Geist, Sinn, Verstand‘ auf. Nun, daß die ‚Seele‘ in der Gesellschaft des Atmens und der außersprachlichen Atemgeräusche angetroffen wird, ist nicht besonders überraschend; auch einiges unter den „Verba dicendi“, wozu nach OEHL die Wörter für ‚schreien, kreischen, schelten, rufen, singen, prahlen, loben, jammern, sprechen, reden, plaudern, plappern‘ (24. Klasse) gehören, war zu erwarten.

1) W. OEHL, Elementare Wortschöpfung, Anthropos, Bd. 12/13, S. 575 und 1047. Bd. 14/15, S. 405.

Warum die natürlichen Schrittgeräusche des Menschen und der Tiere wie ‚traben (trapp!), Galopp (aus dem Französischen), trippeln, stapfen‘ samt der sekundär lautmalend empfundenen Gruppe ‚Schritt und Tritt‘ und ‚trampeln‘ nicht (oder noch nicht) vorkommen, ist unerfindlich. Ebenso vermißt man nach den atmosphärischen Geräuschen in ‚wehen, Wind‘, die Wassergeräusche in ‚plätschern, plantschen, schwabbeln‘. Ich meine, wenn schon durch Umhorchen ein Inventar gewonnen wird, so müßte man dieses Ordnungsschema ausschöpfen und auf Vollständigkeit sehen.

Einen guten Einblick in die Werkstatt OEHLs gewährt z. B. das Fazit in § 5 über „Räuspern, Schleim, Spucken, Speichel“, das also lautet:

„Außer den drei Konsonanten *s*, *p* und *t*, nebst ihren Varianten und in wechselnder Reihenfolge, tritt nämlich auch viertens die Guttural-Charakteristik als wortbauendes Element in den Wörtern „Spucken, Speichel, Schleim, Räuspern“ auf, indem zu der zischenden Dental- und zu der blasenden Labial-Charakteristik (für das sich vollendende Ausspucken) auch noch die Guttural-Charakteristik für das räuspernde Herausziehen des Schleimes hinzutritt. Ein Wort mit diesen vier lautmalenden Elementen würde also den ganzen Verlauf des Räusperns und Ausspuckens nachbilden. Doch scheinen zweifellos viertypige Bildungen dieser Art nicht vorhanden zu sein. Wohl aber finden sich solche dreitypige, d. h. Guttural + zwei von den Lauten *s*, *p*, *t* und noch häufiger bloß zweitypige, d. h. Mischtypen aus Guttural + *s* oder *p* oder *t* bzw. umgekehrt“ (421).

Wir erfahren also, daß im Grunde so gut wie alle Konsonanten zum Aufbau von Wörtern der genannten Gruppe verwendet werden. Begreiflich: der Gegenstand selbst, das zu malende Geräusch, ist akustisch sehr komplex und beschäftigt seiner Entstehung nach von der Kehle bis zu den Lippen alle Teile des Sprechapparates; warum sollte nicht die eine Sprache dieses und die andere Sprache jenes Moment oder jene Phase des Ganzen lautmalend wiedergeben? Wenn von nachahmenden Schülern in Relation zum individuellen Meister gesagt wurde: ‚wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr glücklich abgeguckt‘, so wird man auch von den sonst so strukturverschiedenen Menschensprachen kaum anderes erwarten, als daß sie lautmalend *Verschiedenes* unterstreichen in all den dreißig Klassen OEHLs und darüber hinaus. Soweit ist die Sache in Ordnung. Es entsteht nur unabweisbar die Methodenfrage, ob in einem Fall, wo *alle* Konsonantengruppen Malpotenzen haben, vom Lautbild her etwas anderes als die einförmige Diagnose ‚Schallwort‘ gestellt werden kann. Der Schwachpunkt aller OEHLschen Diagnosen ist immer wieder, was in seiner Auseinandersetzung mit STEINTHAL aktuell wird; ich drucke die Stelle ab:

„Völlig falsch ist, was in dieser Sache STEINTHAL behauptete: ‚Der Mangel der Onomatopöie liegt darin, daß sie ein konstitutives Prinzip bietet, ohne regulativ zu sein. Sie kann also günstigenfalls von der Etymologie erwiesen werden, aber kann diese nicht leiten.“ Und eine Fußnote dazu lautet: „Ferner muß ich bemerken, daß alle Versuche, die Onomatopöie aus den uns fernliegenden Sprachen, wie denen der Neger, Australier usw., zu erweisen, deswegen mißlich ist, weil wir diese Sprachen nur von heute kennen. Wir dürfen uns nur auf die ältesten Kultursprachen beziehen, weil nur diese gründlich historisch erforscht sind.“ — Das ist STEINTHALS Antwort auf die Frage, die er vorher S. 115 aufgeworfen hatte: „Eine wichtige Frage für die vergleichend historische Grammatik ist: Kann das Prinzip der Onomatopöie dazu gebraucht werden, lautliche Gleichheit von Wörtern verschiedener Sprachstämme zu erklären?“

OEHL antwortet so: „STEINTHALS Fragestellung war gut, aber seine Antwort war schlecht. Unsere Arbeit soll den schlagenden Beweis liefern, daß die Onomatopöie usw. sowohl konstitutives Prinzip des glottogonischen Naturprozesses als auch regulatives, heuristisches Prinzip der etymologischen Forschung ist. Zur Abwehr der STEINTHALSchen Skepsis genüge vorläufig folgende Feststellung. Die ‚gründlich historisch erforschten ältesten Kultursprachen‘, auf welche allein sich STEINTHAL beziehen will, enthalten eine große Menge verschiedenartiger Schall- und Lallwörter jeder Zeitstufe. Wir können diese Wörter viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang in ihrer lautgesetzlichen Entwicklung genau beobachten: ein großer Teil davon erliegt ziemlich früh dem lautgesetzlichen Verwitterungsprozesse und verliert so durch Formwandel, vielfach auch durch Bedeutungswandel seinen ursprünglichen onomatopöischen Charakter; andererseits aber behält ein großer Teil trotz aller Lautgesetze (genauer: von ihnen wenig oder gar nicht berührt) den ursprünglichen onomatopöischen Charakter oft erstaunlich deutlich und durch erstaunlich lange Zeiträume. Dieser Satz vom Beharrungsvermögen sehr vieler Onomatopöien (und der Wörter überhaupt!) läßt sich zwar nur auf indogermanischem, semitischem, ägyptischem, ural-altaischem usw. Gebiete dokumentarisch nachweisen, aber er muß notwendigerweise für alle Sprachen, auch für die erst gestern entdeckten, Geltung haben. Wenn wir also in irgendeiner Sprache, sei es im vedischen Altindisch oder im Hindustani oder in einem neuentdeckten Papuadialekt, ein augenscheinlich und ohrenfällig lautmalendes Wort finden, so haben wir sofort das Recht, es als höchstwahrscheinliche Onomatopöie zu behandeln, ohne Rücksicht darauf, ob diese Onomatopöie erst ein Menschenalter oder schon viele Jahrhunderte in der betreffenden Sprache lebt. Es ist nebensächlich, ob eine Lautmalerei dreißig oder dreihundert oder dreitausend Jahre alt ist — *wenn sie uns nur erkennbar geblieben ist!* — Soviel vorläufig. Von Einzelheiten und von den möglichen Fehlerquellen (den „Scheintypen“) handeln wir später“ (581f., die Hervorhebung von mir).

Zugegeben, daß durch die jahrzehntelange Beschäftigung mit einer so umsichtigen Sammlung das Ohr verfeinert wird; nur wächst im gleichen Schritt mit der Feinheit des Heraushörens auch die des Hineinhörens, und der wohlwollendste Kritiker wird bei OEHL nicht frei von jenem Zweifel, den im Sinne STEINTHALS vermutlich jeder Sachverständige verspürt. Wie wäre es mit dem Vorschlag, die ganze Sammlung noch einmal unter neuen Gesichtspunkten durchzuarbeiten, um diesem Zweifel zu begegnen? OEHL hat ja

für eine erhebliche Anzahl seiner 1000 Sprachen soviel Material, daß er *Systemvergleiche* machen könnte. Wobei z. B. nicht mehr wie seither unter Beweis gestellt wird, daß die Guttural-Charakteristik tausendmal das und das malt in jedem der gedeuteten Wörter. Nein, man müßte nach meinem Dafürhalten jetzt anders vorgehen; z. B. für gut abgegrenzte Gegenstandsbereiche, sagen wir für die Namen der (außersprachlichen) Atemgeräusche des Menschen oder für die menschlichen und tierischen Schrittgeräusche und Gangarten die Systeme *in jeder Einzelsprache für sich* aufstellen. Denn es wäre interessant zu erfahren, wie solche Gruppen systematisch geordnet in der Sprache A so und in der Sprache B ein wenig anders aussehen. Wo die entscheidenden Kriterien einer überschaubaren Sprachgeschichte fehlen, muß sich ein Theoretiker nach einem zureichenden Ersatz umsehen. Systemvergleiche und aus ihnen die Erkenntnis von charakteristischen *Maltechniken* dort und hier sind vorerst das einzige greifbare Forschungsziel, das ich mir als Ersatz der fehlenden Sprachgeschichte vorstellen kann. Von unserer Muttersprache her ergibt sich z. B. sofort die Frage, ob überall ebenso wie bei uns gemischt vokalisch-konsonantisch gemalt wird. Die Vokale unserer Geräuschnamen wie ‚brummen, summen, surren‘ gegen ‚klirren, schwirren, bimmeln, schrill‘ sind bestimmt nicht irrelevant; wie ist es in anderen Sprachen und Sprachfamilien? Gibt es solche, die vorwiegend konsonantisch, und andere, die vorwiegend vokalisch malen, oder wie ist es sonst? Es genügt in unserem Zusammenhang, das Ende eines einzigen Ariadnefadens aufgezeigt zu haben; und wie ein weitgehend unentwirrtes Labyrinth liegt trotz OEHL auch heute noch das Gesamtgebiet der Schallwörter vor uns.

Weit eindeutiger sind, wie mir scheint, die Ergebnisse einer kleinen Spezialarbeit OEHLs und alles in seinem Systemversuch, was methodisch auf ähnlicher Basis ruht; ich denke an die lehrreiche Synopsis der Namen für die auffallende Tiergruppe der *Schmetterlinge*¹⁾:

„Die Papilio-Wörter sind *Bildwörter*, d. h. sie suchen durch gewisse sprachliche Mittel, durch passende Lautverbindungen eine bestimmte augenfällige, und zwar nur augenfällige Erscheinung der Tierwelt zu bezeichnen. Man hat längst erkannt, daß diese Wörter, zumal die bunte Reihe der germanischen Mundartenformen, eine offenbare Reduplikation enthalten und daß diese Silbenverdoppelung das regelmäßige Auf- und Niedergehen der Flügel des fliegenden Schmetterlings darstelle“ (76).

1) W. OEHL, Elementare Wortschöpfung: papilio — fifaltra — farfalla. Bibl. dell'Roman. 3 (75—115).

Hier hat RENWARD BRANDSTETTER in seiner Schrift „Die Reduplikation in den indianischen, indonesischen und indogermanischen Sprachen“ (1917) vorgearbeitet und nicht weniger als 14 „onomatopoetisch-reduplizierende Bildungen“ aus ganz verschiedenen Sprachstämmen nachgewiesen. Die Sammlung OEHL erweitert den Gesichtskreis unvergleichlich und führt zu dem zitierten einheitlichen Resultat. Außerdem wird überzeugend der Satz belegt:

„Die zahllosen reduplizierten papilio-Wörter waren ursprünglich sinnvoll, bedeutungsvoll gewesen: die Doppelung gewisser leichter Silben sollte das leichte Flattern der beiden Schmetterlingsflügel symbolisieren. Aber all diese Formen wie *pepe*, *pepele*, *lepepe* usw. waren ohne etymologischen Zusammenhang mit der übrigen Sprache, gleichsam Fremdlinge. Diese ursprüngliche Sonderstellung wurde nun durch zwei Neuerungen — bald langsam, bald schnell — verwischt: durch das Wirken der Lautgesetze und durch volksetymologische Umdeutung, vielfach auch durch beides zusammen. Der zersetzenden, ‚verwitternden‘ Wirkung der Lautgesetze muß jedes Wort erliegen, wenn es lange Zeit in der Sprache lebt, und die dabei möglichen Veränderungen der Wortgestalt sind ja bekanntlich zahllos“ (89).

Man braucht nur hier einzusetzen, um die dem Malprinzip entgegenlaufenden Strukturgesetze der Sprache in ihrem vollen Gewicht zu erfassen. Denn das Wort von der ‚verwitternden‘ Wirkung der Lautgesetze ist natürlich nur ein Bild, es ist der Sachverhalt vom Ufer der Malhypothese gesehen. Was drüben liegt bei den Anti-Maltendenzen und die Verwitterungen und Eindeutungen verursacht oder steuert, ist nicht weniger als die Eigenart der menschlichen Sprache. Wir haben das Strukturmodell, welches *nicht* bei der Malerei zu finden ist, an anderen Darstellungsgeräten des Menschen gefunden.

§ 14. Die sprachlichen Begriffszeichen.

Wer eine Logik so aufbaut, wie es bei den Engländern seit HOBBS üblich wurde und am reifsten in dem Werk J. ST. MILLS vor uns steht, beginnt mit den Namen, allgemeiner mit den Nennzeichen der Sprache. Er denkt dabei an die gewachsene Sprache und sieht sich veranlaßt, den durch besondere Bemühungen geklärten und schließlich definitiv fixierten Nennwert der Sprachzeichen in der *Wissenschaft* abzuheben von dem vorwissenschaftlichen Nennwert (Kurswert) der gleichen Wörter. Die Sprachtheorie soll sich als Zuschauer dieser selektiven Arbeit der Logik vorkommen und einiges notieren; ihr Horizont und ihr Interesse wird am Vorwissenschaftlichen z. B. auch das allgemeine Ergebnis der Etymologie umschließen. Das Etymon gar vieler Wörter unserer Umgangssprache ist tot; was Wörter wie ‚Pferd‘,

‚Kuh‘, ‚Schaf‘, ‚Gans‘ einst etymisch trafen, weiß heute unter den neunzig Millionen, die des Deutschen mächtig sind¹⁾, vermutlich nicht einmal jeder Zehntausendste. Und wer es weiß, dem ist und bleibt dies ein kaltes Wissen, von dem er nicht das mindeste *erspürt* in irgendeinem praktischen Verwendungsfall der Wörter; auch der verwegenste Dichter könnte es nicht mehr zum Klingen bringen, wenn er sich etwa nach dem Vorbild gewisser Franzosen in *poésie pure* ergehen und als Lyriker eine Etymonmusik machen wollte²⁾. Anders verhält es sich mit Wörtern, deren Etymon noch in irgendeinem Grade lebendig ist. Aber schieben wir das auf und sehen zu, was der Kurswert eines deutschen Wortes wie ‚Hebel‘ sprachtheoretisch zu lernen gestattet.

Was ein *Hebel* ist im Sinne der Umgangssprache, weiß mehr oder minder genau auch ein Schulbub oder Holzknecht einigermaßen anzugeben, wenn man ihm hilft, sich auszudrücken und sein lebendiges, aber unformuliertes Wissen an Beispielen zur Geltung zu bringen. Der Holzknecht wird Strohhalm und Weidenruten kaum zu den Hebeln rechnen, sondern sich daran klammern, daß mit einem richtiggehenden Hebel ordentliche (sozusagen übermenschliche) Lasten wie Baumstämme vom Fleck bewegt und *gehoben* werden können. Wozu denn sonst der eigene Name? Ob das Hebelnding aus Holz oder Eisen ist, erscheint ihm vielleicht schon irrelevant. Dagegen räumt ein Physiker gründlich auf mit dem allzumenschlichen Nutzungsgedanken und definiert: ‚ein Hebel ist in meiner Betrachtungsweise jeder um eine feste Achse drehbare starre Körper‘. Damit kann er dann bequem und einfach seine Hebelgesetze formulieren.

Was einst in der Vorzeit geschah, als die lebenswichtigen Tiere, Pflanzen und Gebrauchsdinge von sprachschaffenden Wesen nach hervorstechenden *einfachen* Kennzeichen ihre ersten Namen erhielten, ist nicht in jeder Hinsicht unvergleichbar mit der Konvention der Physiker, sondern bereits in einer Hinsicht das Vorbild dessen, was diese und andere Wissenschaftler auf höherer Plattform wiederholen. Vorausgesetzt, daß es so war, wie die Etymologen es sich vorstellen, wenn sie im Etymon von Wörtern wie ‚Hund, Roß, Kuh‘ zuerst nach je einer (sinnlich auffallenden) Sondereigenschaft der alten Hausgenossen des Menschen fahnden. Auch derartige etymische

1) So die Angaben im geographisch-statistischen Universalatlas von HICKMANN.

2) Vgl. dazu den sprachtheoretisch umsichtigen und ungewöhnlich aufschlußreichen Artikel von E. WINKLER, Sprachtheorie und Valéry-Dichtung. Z. f. franz. Sprache und Lit. 56 (1932).

Bedeutungsfixierungen waren einfach; nur daß die Sprachschöpfer sinnennahe und die Wissenschaften manchmal sehr abstrakte Merkmale bevorzugten. Nicht zu vergessen natürlich, daß die Wissenschaften in weitem Umfang Wert darauf legen, protokollarisch und explizite in ihren Definitionen festzuhalten, woran man gebunden sein soll.

Auch das noch liegt in ihrer Linie, daß die definierten Begriffe zu logisch kohärenten Systemen zusammengehen; manchmal kann man dann in solchen Systemen wie auf Treppen oder Leitern in Abstraktions- oder Determinationsschritten bequem hinauf- und hinuntersteigen. Solch ein Wissensgebäude ist innerlich leicht beherrschbar und menschlich wohl geordnet aufgeführt. Zu all dem gibt es im sogenannten vorwissenschaftlichen Verband der lautsprachlichen Nennzeichen bereits Anläufe, die man nicht gering-schätzig abtun sollte. Das mit den ‚Wortstämmen‘ z. B. und den Ableitungen daraus ist rein logisch gewertet schon eine gewaltige Systemleistung der sprachlichen Ordnungszeichen; und wenn man das Phänomen der ‚Wortklassen‘ wie Nomina, Verba, Präpositionen usw. im Überschlag hinzunimmt, dann fühlt man sich in den natürlichen Sprachen, die wir kennen, von dem einen Grenzfall einer kurz gesagt chaotischen Namengebung schon viel weiter entfernt als von dem anderen Grenzfall, den sich irgendeine Wissenschaft als Ideal ihrer Terminologie vorsetzen mag. Doch ist das ein Abschätzungsurteil, auf welches kein besonderer Akzent gelegt werden soll. Wir beginnen noch einmal von vorne.

1. Es ist nicht uninteressant, den Vergleich des letzten mit dem ersten, der wissenschaftlichen Begriffsbildung von heute mit der freilich nur aus gewissen sprachhistorischen Indizien erschließbaren und im wesentlichen prähistorischen Bedeutungsverleihung der Nennwörter noch ein wenig weiter zu spinnen. Daß es im großen und ganzen zuerst anschauliche Dinge, Vorgänge usw. gewesen sind, die ihre Namen forderten, ist eine gut begründete und bewährte Annahme der Etymologen. Weiter: Die Sprachschöpfer hielten das Benannte artmäßig, gruppenmäßig auseinander, und zwar nach solchen Erkennungs- und Merkzeichen (Diakritika), die einem auf unmittelbare praktische Nutzung, Bewältigung, Schutz bedachten Lebewesen von unserer Art in die Augen stechen. Das ist ein alter Leitgedanke der Wortforschung, welcher durch neuere Vorstellungen eingeschränkt und ergänzt, aber nicht restlos ersetzt werden kann. Wohl wahr, daß man sehr früh in der Menschheitsgeschichte die sogenannte *magische* Denkweise und Lebenseinstellung hypothetisch

wird ansetzen müssen; und sie verändert das Bild. Das Nennen der Dinge mit ihrem ‚wahren‘ Namen wird in dieser Geisteshaltung zu einem mächtigen (hilfreichen oder gefährlichen) Appellmittel des Sprechers an die Dingwelt selbst. Die Geisteshaltung, von der wir sprechen, ist nachgewiesen in allen Frühgedanken *über* die Sprache; sie kommt, wie besonders PIAGET gezeigt hat, auch überall bei unseren eigenen Kindern auf. Aber man muß sich als Ausdeuter des gut bezeugten Phänomens vor dem altbekannten Fehler eines *pro-teron hysteron*, eines verkehrten Ansatzes, hüten. Der werdende Mensch reflektiert, im großen gesehen, nicht *vor*, sondern *nach* dem Schaffen, er reflektiert auch auf die Namen erst, wenn sie da sind. Und ihre Geburt dürfte der Hauptsache nach so erfolgt sein, wie es sich der gesunde common sense der erfolgreichen Wortforscher vorstellte.

Die Berichte z. B. aus dem Munde der intimsten Kenner der Pygmäen von heute stimmen in diesem Punkte vollkommen überein mit dem, was ein nüchtern unbefangener Blick in unsere Kinderstuben lehrt. Aus meinem Arbeitskreis soll in anderem Zusammenhang über das Ergebnis einer umfangreichen Aufnahme sprachlich produktiver Situationen aus der entscheidenden Entwicklungsphase dreier Kinder berichtet werden. Das sichtbare Geschehen in diesen Situationen wurde von bestgeübten Beobachtern protokollarisch festgehalten und das hörbare Geschehen vom Mikrophon auf Schallplatten eingetragen. Das einigermaßen mühsame, aber ergebnisreiche Studium dieser wieder und wieder vorführbaren und beliebig vergleichbaren Aufnahmen bringt viel Neues; angefangen von der Phonetik bis zu dem, was uns hier interessiert. Die Sprachwerdung, d. h. die Ersterzeugung, das Konstantwerden der Verwendung von Lautkomplexen als Zeigzeichen und Nennzeichen wird in einigen Punkten tabellarisch greifbar. Erstaunlich z. B., wie konsequent die to-Deixis BRUGMANNs bei allen drei Kindern wirklich von Dentallauten übernommen wird. Dieselben (nahezu hundert) als wohlgelungen aus der Gesamtzahl ausgelesenen Platten dokumentieren auch, was oben behauptet wird: Die Geburt der ersten Nennwörter ist ganz und gar reflektionsfrei und völlig vor-magisch, könnte man sagen.

Die Vorstellungen eines LEVY-BRUHL und seiner oft noch viel radikaleren modernen Anhänger müssen, wie mir scheint, von Grund an revidiert werden. Das Kind, welches wir kennen, erwirbt sich einen Erstschatz von Nennwörtern *vor* jedem Anhauch einer reflektierenden magischen Haltung. Und wenn dieser Anhauch kommt, so durchweht und färbt er keineswegs *alle* Lebenssituationen, sondern läßt neben sich eine zweite Entwicklungslinie frei. Gewiß: in Fällen einer affektiven Hochspannung und aus anderen Gründen verwandelt sich die Welt dem Kinde ungefähr so, wie sich die Theoretiker der magischen Geisteshaltung das vorstellen; allein daneben und dazwischen gibt es durchlaufend und ungebrochen etwas anderes, nämlich die völlig magie-freie *Experimentierhaltung* des Kindes, kraft welcher der Neuling des Lebens Schritt für Schritt und nach Maßgabe sieghafter Erfolge im ‚Umgang mit Material‘ (wie wir das heute zu nennen pflegen) zum Lebenstechniker ausreift. Das Kind wechselt unbekümmert hinüber und herüber aus der einen in die andere Haltung und legt z. B. das Stückchen Holz, welches eben noch ein weinendes und beruhigtes Pflegekind ‚war‘, seelenruhig im nächsten Augenblick in den Ofen.

Und nie und nimmer das Pflegekind, sondern nichts als das commune Holzstück verbrennt dann lustig vor seinen Augen. Man kann die Umstellungen als solche aus der einen in die andere Haltung genau studieren.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas wesentlich anderes bei zuverlässigen Beobachtungen in Urwäldern herauskommen könnte: *primum vivere deinde philosophari*. Um zu leben, muß man in genügendem Ausmaß erfolgreich sammeln, jagen usw. lernen und sich dabei genau so wie das Kind von Übungsstufe zu Übungsstufe tragen lassen. Geschieht es kooperativ unter Erfindung und Verwendung von Nennwörtern, so muß die Angelegenheit der ‚Merkzeichen‘ des Genannten ebenso zunächst einmal in genügender Anpassung an das den Erfolg entscheidende Aussehen und Verhalten der Dinge erledigt werden. Wer als Theoretiker gegen diese Weisheit des common sense anlaufen wollte, müßte zuerst den Widerstand der besten Pygmäen-Kenner der Gegenwart und der besten Kinderpsychologen überwinden und überdies beweisen, daß er imstande ist, die Idee einer nichts als magischen Lebensordnung konstruktiv zu Ende zu denken; derart natürlich, daß faktisch lebensstüchtige Menschen dabei herausgerechnet werden. Denn lebensstüchtig in ihrem Lebensraume sind die sogenannten Primitiven von heute; und auch unsere Vorfahren müssen es gewesen sein, sonst hätten sie sich selbst und ihre Nachkommen nicht durchgebracht.

Unsere Formel, es sei einfach am Anfang gewesen bei der ersten Namengebung und werde oft wieder einfach am Ende bei den Wissenschaften, läßt Platz für ein Zwischenstadium, in welchem das Etymon unlebendig, ‚abgeblaßt‘ oder tot und eine wieder vereinfachende Neugestaltung noch nicht da ist. Dieses Zwischenstadium ist es, was die Denkpsychologen, zu denen ich vor zwei Jahrzehnten selbst gehörte, zuerst erwischten, als sie auf ihre Weise an konkreten Verwendungsfällen herausbringen wollten, was der sprechende und hörende Gebraucher von Sprachzeichen wie ‚Pferd‘ usw. meinent und vorstellend präsent hat. Daß das *Meinen* dabei getrennt vom (anschaulichen) Vorstellen umschrieben und beschrieben werden müsse, war eines ihrer allgemeinen Resultate, die geblieben sind; ein anderes ist aufgehoben in dem Begriff der ‚Sphäre‘, wie ihn mehrere der damals arbeitenden Denkpsychologen gebraucht und am zweckmäßigsten zuletzt wohl CH. BÜHLER zu fassen vorgeschlagen hat. Es ist in den methodisch einwandfreiesten und zuverlässigsten Versuchssituationen geschulten Beobachtern immer wieder aufgefallen, daß häufig überhaupt keine angebbaren (anschaulichen) Sachvorstellungen da sind; wohl aber ein Bezug (eine Intention) des Denkenden auf ein Stück oder Moment der in seinem latenten Wissen vertretenen Welt. Ich selbst sprach in diesem Sinne von ‚Intentionen‘, Akten des meinenden Abzielens, und CH. BÜHLER machte deutlich, daß die Wasbestimmtheit (Poietes) dessen, worauf der denkende Sprecher im Einzelfall erlebnismäßig abzielt, sphärenartig von anderem abgegrenzt ist. Das ‚Pferd‘, um bei dem Beispiel zu bleiben, gehört in meinem Wissensschatze grob gesagt z. B. in die

Sphäre: ‚Tiere‘ oder ‚Haustiere, Nutztiere‘. Und solche Sphärenordnungen machen sich im Erlebnis noch bemerkbar, wo alle konkret ausgeführten Sachbilder fehlen. Sie fehlen dort und deshalb im Erlebnis des sprechenden Denkers, wo und weil er sie nicht braucht.

Die Beobachtungen der Denkpsychologen, von denen eben die Rede war, sind weder unrichtig noch nebensächlich, konnten aber das volle Ausmaß der sprachpsychologischen Fragen nach den Prozessen im psychophysischen Systeme derer, welche als Sprecher und Hörer mit Begriffszeichen sachgemäß umgehen, nicht beantworten. Der Horizont jener Forscher war quoad Methode und theoretischer Umsicht noch zu eng; er muß, bevor man die Sache wieder aufnimmt, vor allem durch einen Blick auf das, was man bei Linguisten lernen kann, erweitert werden. Unser Schlußwort hieß ‚Sphäre‘; ich will es aufgreifen, um anzudeuten, wie ich mir das Geben und Nehmen zwischen Sprachforschern und Psychologen ausgebildet vorstelle.

Im Arabischen und in anderen semitischen Sprachen gibt es ein merkwürdiges Verfahren der Wortbildung und Wortableitung: die Bedeutungen der arabischen Wörter, in denen das Konsonantengerüst *ktb* vorkommt, gehören alle zu der menschlichen Angelegenheit des Schreibens. Die wechselnde Vokalisation dieses Konsonantengerüsts bestimmt, an was spezieller gedacht werden muß: Arabisch *kātab* = er schrieb, *kātib* = Schreiber, *kitāb* = Buch. Ein Arabist, der dies dort weit verbreitete usuelle Verfahren vor sich hat, erfaßt sofort, daß ihm die deutschen Denkpsychologen mit ihrer ‚Sphäre‘ einen fruchtbaren Ansatz der Analyse geboten haben. Denn gleichviel wie er selbst nun die Dinge beschreiben will, ob er zuerst von jenem Konsonantengerüst oder zuerst von der Vokalisation spricht, so wird er sagen: im Arabischen scheinen bei der Konstitution einer vollen Wortbedeutung wie *kitāb* = Buch zwei Momente auf, von denen eines der Gegenstandssphäre, welche die Denkpsychologen an deutschen Versuchspersonen entdeckt haben, entspricht. Ein Indogermanist, welcher zugezogen wird, braucht nicht stumm zu bleiben; denn Wortreihen aus dem modernen Deutsch wie ‚sprich, Sprache, Spruch‘ werden gut zu dem angeschlagenen Thema passen. Und zu guter Letzt ist das Bedürfnis da, ein Konsilium der Kenner aller Menschensprachen darüber zu befragen, wie es mit den vergleichbaren Lösungen derselben Aufgabe in anderen Sprachfamilien bestellt ist. Wenn die Psychologie von dieser Tatsachenbasis ausgeht, gewinnen ihre Untersuchungen eine weite Perspektive.

Soviel hier über die Beiträge der Denkpsychologie zur Frage nach den Erlebnissen und der psychologischen Technik des Umgehens mit Begriffen. Das Buch von ALEXANDER WILLWOLL bietet mehr darüber¹⁾.

2. Logisch gesehen läßt sich das Faktum der angeblich ungeklärten Begriffe unserer Umgangssprache in verschiedener Weise erläutern. Das Manifestwerden einer Sphärenordnung unseres Wissens deutet allgemein darauf hin, daß es in vielen Fällen eines aktuellen Wortgebrauches genügt, wenn statt des Inhaltes der *Umfang* eines Begriffes, d. h. der Verwendungsbereich des Ordnungszeichens irgendwie abgesteckt ist. Auch an folgendes wird man erinnert: J. VON KRIES beschäftigt sich in seiner eigenartigen „Logik“ (1916) mehrfach mit einer Erscheinung, für die er den

1) A. WILLWOLL, Begriffsbildung. Psychol. Monographien, 1920.

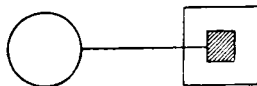
Terminus „synchytische Begriffsbildung“ vorschlägt. Bekannt ist, daß z. B. die Juristen auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, wenn sie begrifflich exakt und einfach angeben sollen, was ein ‚Haus‘, ein ‚Fahrzeug‘, ein ‚Unfall‘ im Sinne dieses oder jenes Gesetzes ist. Der Grund liegt, wie von KRIES meint, darin, daß die Gruppen von Gegenständen, denen diese Namen der Umgangssprache zugeordnet sind, nach einer nicht genau fixierbaren Ähnlichkeit gebildet werden; nach einer *mehrfachen*, d. h. nicht nur von einem einzigen Gesichtspunkt aus bestimmten Ähnlichkeit. Das Detail der von KRIESSchen Auffassung kann wegbleiben; ich stimme ihm z. B. nicht bei, wenn er auch die einfachen Farbbegriffe wie ‚rot‘ und ‚blau‘ zu den synchytischen Begriffen rechnet, sondern glaube, daß die HERINGSche Analyse sachrichtiger ist. Aber bei ‚Haus‘ oder ‚Diebstahl‘ mag er recht haben.

Das Gesamtgebiet der synchytischen Begriffe wird der Hauptsache nach zusammenfallen mit dem Gebiet solcher Nennwörter der Umgangssprache, für welche die folgenden zwei Angaben zutreffen. Es sind Nennzeichen, die erstens in der Alltagssprache einen Kurswert haben, der weder von einem noch lebendigen, verspürten Etymon noch von der Wissenschaft her eindeutig festgelegt ist. Und es handelt sich zweitens bei ihnen um Gegenstände, die unserer differenzierten Kultur entsprechend vielgestaltig geworden sind, aber einen alten Klassennamen weitertragen. Was ist ein *Buch*? Es gibt heute vielerlei, dem dieser Name beigelegt wird, gedruckte Bücher und Notizbücher und eine ‚Buchung‘ im Geschäftsleben, die auf losen Blättern in Zettelkästen erfolgt. Ich denke mir, es dürfte einfacher gewesen sein, den Begriffsinhalt des Namens ‚Buch‘ anzugeben, als nach der Einführung einer leistungsfähigen Gebrauchsschrift (Buchstabenschrift) jedes Schriftstück, z. B. auch ein Brief, Buch hieß, oder noch einfacher, solange es nur *Buchen*-rinden als Schreibflächen gab. Denn damals war jedes beschriebene Stück Buchenrinde und sonst nichts ein Buch.

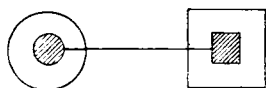
Was ist ein *Hund*? Im modernen Deutsch ist das Etymon tot; aber die Zoologie sorgt, wo es nottut, dafür, daß der Klassenname definiert bleibt (auch der spaßige Grubenhund ändert daran nichts). Früher, als das Etymon noch lebendig war, konnte einer unserer Vorfahren sagen: Dies Haustier heißt *Hund*, weil es uns Beutetiere *fängt*. Ich stelle mir vor, daß englisch Sprechende heute noch ihren ‚hound‘ im Hinblick auf die eingeschränkte Bedeutung ‚Jagdhund‘ und ‚blood-hound‘ ein solches ‚weil‘ nachschicken können. Sicher dann, wenn ihnen auf Besinnen die Verwandtschaft mit

‚hunt‘ (jagen) deutlich wird. Ich selbst finde keine derartigen Hilfen für mein deutsches Wort Hund. Wenn ich herumprobiere und z. B. das Adjektivum ‚hündisch‘ abtaste, so bleibt das entweder neutral im Bereiche der vielen mir sachlich bekannten Hundeeigenschaften oder es nimmt die Tönung eines Schimpfwortes an, ungefähr so wie die Griechen bestimmte Philosophen kynisch nannten, vermutlich nach deren betonter (praktischer und theoretischer) Schamlosigkeit. Nur vom Jagen ist gar nichts zu finden in ‚Hund‘ und ‚hündisch‘. Kurz das Etymon ist ausgelöscht für mich, weil das in meiner Sprache isolierte Wort mir keine Vergleichshilfen bietet. Die Isolierung im Wortschatz wird der Sprachhistoriker als die häufigste Begleiterscheinung (sei es als Grund oder Folge) einer Verblassung des Etymons bezeichnen.

3. Nun etwas anderes. Die Scholastiker philosophierten im Geleise platonisch aristotelischen Denkens vielfach von der Sprache aus und stellten z. B. an die Nomina die Frage, ob sie mehr und anderes seien in der Welt als *flatus vocis* und was an Erkenntnisgehalt sie dem Benützer zu bieten haben. Wir schieben als Sprachtheoretiker alles Metaphysische in den verschiedenen scholastischen Antworten auf diese Frage beiseite und haben dann aus dem Universalienstreit immer noch einiges in unserem Untersuchungsgang Wichtige zu notieren. Der moderne Sprachtheoretiker wird aufmerksam auf einen Punkt, wo er das scholastische Modell des sprachlichen Begriffszeichens ergänzen und folgerichtig ausbauen kann. Wir fangen an zu zeichnen und symbolisieren durch einen Kreis das *flatus vocis* Genannte; es ist das sinnlich wahrnehmbare Phänomen in Sprachzeichen wie ‚Pferd‘. Das, worum das Nachdenken und der Streit ging, das Repräsentatum eines solchen Repräsentans, sei symbolisiert durch ein Viereck. Die Scholastiker erfaßten wie jeder Logiker, daß in Reden wie ‚das Pferd ist kein Wiederkäuer‘ kein Konkretum, sondern ein Abstraktum und Generale vom Wortklang ‚Pferd‘ repräsentiert wird; wir deuten es, weil es dieselben aber weniger Bestimmtheiten wie jedes Konkretum ‚Pferd‘ aufweist, durch das kleine eingezeichnete Viereck an. Zugeordnet ist dem Wortklang entweder überhaupt nur oder in hervorragendem Sinne oder zum allermindesten auch das kleine Viereck, die *species* Pferd als solche:



Einzige Frage: wie wäre es, wenn diese Figur sachgerecht folgendermaßen ausgeführt werden müßte?



So ist es; diese Korrektur hat sich in der empirischen Arbeit der Sprachforscher als nötig und fruchtbar erwiesen. Es ist die *Phonologie*, welche sie fordert. Denn nicht die ganze konkrete Klangmaterie (*flatus vocis*), sondern nur ein Inbegriff relevanter Momente an ihr ist maßgebend für die Nennfunktion des Sprachzeichens. Es ist ein allgemeiner Satz der Sematologie, daß alle Dinge oder Vorgänge in der Welt, die wir als Zeichen verwenden, verwendet werden nach dem Prinzip der abstraktiven Relevanz. Wenn man z. B. Signallaternen im Schiffsverkehr, Eisenbahndienst, Straßenverkehr einführt, so gelten etwa die Abmachungen: rot → Gefahr, Weg gesperrt; grün → keine Gefahr, Weg frei. Selbstverständlich wird jedes Signalding, das ich dann einsetze, jede Laterne, ein Konkretum mit unausschöpfbar vielen Bestimmtheiten wie Gestalt und Größe sein. Aber relevant für den Verkehr und die Verkehrspartner ist nur das Moment rot oder grün, welches in der Konvention enthalten ist. Daß dem genau so ist mit den Klangphänomenen als Namen, ist also nicht auffallend. Wenn ‚dasselbe‘ Wort ‚Pferd‘ von hundert deutschen Sprechern hervorgebracht wird, klingt es hundertmal ein wenig anders; ich erkenne an der differenten Sprechstimme meine Bekannten und oft auch am Wortklang aus dem Munde eines bekannten oder fremden Sprechers, wie es ihm zumute ist. Die Sprechklangdifferenzen sind pathognomisch und physiognomisch signifikant, aber irrelevant für die Nennfunktion des deutschen Wortes Pferd.

Daraus aber folgt das auch sprachtheoretisch nicht unwichtige Ergebnis, daß jeder *flatus-vocis-Nominalismus* durch die Hilfsmittel einer ordentlichen Sematologie allein und kurzerhand elegant abgewiesen werden kann. Denn diese *flatus-vocis-Antwort* auf die scholastische Frage erfolgt ja so, daß gewisse Denker kopfscheu werden vor dem auf der rechten Seite unserer Figur verlangten Eingehen auf Abstrakta und Generalia; sie retten sich, sie halten sich an das vermeintlich echte Konkretum links. Bis die Phonologie auftritt mit dem Beweis, daß jene Flüchtlinge vor dem Abstrakten aus dem Regen in die Traufe geraten sind. Der radikale Nominalismus ist ganz am Anfang des Universalienstreites auf-

getreten und dann so gut wie einmütig von der gesamten Scholastik verworfen worden; heute regt sich da und dort wieder ein Gelüste nach ihm. Wir wiederholen das Axiom von der Zeichennatur der Sprache und stellen noch einmal fest, daß jeder Versuch, eine Sematologie (sagen wir kurz) rein physikalistisch aufzubauen, ein Versuch mit untauglichen Mitteln ist und schon bei den einfachsten Tatbeständen des sprachlichen Zeichenverkehrs, wie er sich zwischen Menschen abspielt, scheitern oder wenigstens ins Stocken geraten muß.

Eine historische Notiz: Wer das Hin und Her zwischen gewiegten Denkern in der *flatus vocis*-These als Schauspiel verfolgen will, schlage H. GOMPERZ „Weltanschauungslehre“, 2. Bd. auf. Dort findet er auf S. 81 die Epikuräer gegen die Stoiker und den „ehrwürdigen Upavarsha“, einen indischen Denker, diese auffallende Lehre vertreten und bis in alle Absurditäten hinein verteidigen. Nur werden dort noch naiv die ‚Buchstaben‘ an Stelle des detaillierten Befundes der modernen Phonetik und Phonologie aufgerufen. Auf S. 118f. kommt GOMPERZ noch einmal auf die Sache zurück und schildert eine moderne Diskussion zwischen J. ST. MILL und HERBERT SPENCER in derselben Sache. Ich bin GOMPERZ für den Hinweis darauf zu Danke verpflichtet; GOMPERZ selbst verwirft den *flatus-vocis*-Standpunkt. Neu an unserer Art des Argumentierens ist nur der Rekurs auf das allgemein sematologische Prinzip der *abstraktiven Relevanz* und der Verweis auf das Faktum des *Sprechverkehrs*, welcher, wie ich glaube, ohne das Eingehen auf erlebnispsychologische oder ontologische Fragen eine Entscheidung gestattet.

4. Um auf dem Niveau der modernen Logik die Angelegenheit der Funktion sprachlicher Begriffszeichen so, wie es in der Sprachtheorie geschehen muß, weiter zu führen, schlage ich vor, J. ST. MILL und HUSSERL gleichzeitig zu lesen und das, was sie z. B. über *Eigenamen* und ‚Gemeinnamen‘ resp. über Eigennamen und *Artnamen* sagen, zu vergleichen. Auf diesem Wege erreicht man relativ einfach das Ziel, welches ein Theoretiker der natürlichen, gewachsenen Sprache nie aus dem Auge verlieren darf, nämlich den Sachverständigen der einzelnen Menschengruppen etwas vorzulegen, woran sie anknüpfen können und umgekehrt: nur das in sein Konzept aufzunehmen, was aus dem Ergebnis der positiven Sprachwissenschaft abgelesen ist. Ich beginne mit J. ST. MILL.

Im Zentrum der Lehre MILLS kommt ein Vergleich vor: es sei mit den Eigennamen so wie mit dem bekannten Rötelstrich des Räubers aus Tausendundeine Nacht. Der Räuber will aus Hunderten von Häusern, die zum Verwechseln ähnlich sind, ein einziges später wieder herausfinden und bringt zu diesem Zwecke ein Merkzeichen an, den Rötelstrich. Eigennamen seien, meint MILL, nicht mehr als Rötelstriche, also Diakritika. Schon dazu könnte und müßte einer, der auszieht, um MILL zu kritisieren,

sofort ein Glossarium eröffnen; denn Eigennamen werden in der Regel nicht wie der Rötelstrich angeheftet und an der Stirne getragen, damit man sie dort abiese und Johann von Jakob unterscheide. Eigennamen werden zwar bei der Taufe oder anderen Gelegenheiten ausgeteilt, aber man verläßt sich darauf, daß die Objektsdiakrise schon sichergestellt ist und das Nennzeichen *post hoc* im Sprechverkehr klaglos fungiert. Es war an einer früheren Stelle dieses Buches Gelegenheit, über Namen, die man faktisch am Benannten anheftet, zu berichten; dort wurde die Angelegenheit des „symphysischen“ Umfeldes von Nennzeichen sematologisch allgemein behandelt. Hier werden wir den MILLschen Vergleich nicht in der Einstellung eines fehlersuchenden Kritikers, sondern loyal auslegen und dem großen Logiker dahin folgen, wohin er uns führen will. Wir erfassen mit ihm, daß die einmal ausgeteilten Eigennamen nicht mehr fragen: bist du, den ich ‚Montblanc‘ nenne, auch wirklich ein weißer Berg? Denn MILL schreibt:

„Wenn wir den Eigennamen von etwas aussagen; wenn wir auf einen Menschen deutend sagen, dies ist Braun oder Schmid, oder, auf eine Stadt deutend, dies ist York, so teilen wir damit dem Hörer keine weitere Auskunft, keine Information mit, als daß dies deren Name ist. Indem wir ihn in den Stand setzen, die einzelnen Dinge zu identifizieren, können wir sie mit der Auskunft in Verbindung bringen, die er schon früher von ihnen besaß; indem wir sagen, dies ist York, können wir ihm sagen, daß es das Münster enthält, dies aber nur kraft dessen, was er früher von York gehört hat, nicht durch das, was im Namen eingeschlossen liegt. Anders verhält es sich, wenn man von Gegenständen vermittelt *mitbezeichnender* Namen spricht. Wenn wir sagen, die Stadt ist aus Marmor gebaut, so geben wir dem Leser eine möglicherweise ganz neue Auskunft, und dies einfach durch die Bedeutung des vielwörtigen mitbezeichnenden Namens „aus Marmor gebaut“. Derartige Namen sind nicht Zeichen der bloßen Gegenstände, erfunden, weil wir Gelegenheit haben, an die einzelnen Gegenstände zu denken und von ihnen zu sprechen, sondern Zeichen, welche ein *Attribut* begleiten, eine Art Livree, in welche das Attribut alle Gegenstände kleidet, von denen erkannt ist, daß sie es besitzen. Sie sind nicht bloße Zeichen, sondern mehr, d. h. bedeutsame Zeichen, und die Mitbezeichnung, die *Connotation*, macht ihre Bedeutung aus“ (41, die Hervorhebungen von mir).

Der Begriff Konnotation stammt aus scholastischen Gedankengängen und ist dort auf die Erkenntnis zugeschnitten, die wir aus APOLLONIUS und von den Stoikern her bereits in unsere Analyse aufgenommen haben. Die Nennwörter, so hieß es dort, enthalten eine Wasbestimmung des Genannten; das ist der Sinn des scholastischen ‚notare‘. Einige Scholastiker nun erklärten, durch Adjektive wie *albus* sei nicht nur die Eigenschaft, das Farbmoment ‚weiß‘ notiert, sondern es werde in einem Zug auch ein Träger dieser Eigenschaft mit — notiert; kein bestimmtes Ding (versteht sich), wohl aber irgendetwas, dem das Farbmoment zuzusprechen ist. Man könnte

das modern etwa so ausdrücken, daß eine *Leerstelle* mitnotiert ist. Hier griff MILL ein und versuchte, die Analyse fruchtbar zu machen in der Weise, wie wir es von ihm selbst gehört haben. Rufen wir die symbolische Strichzeichnung auf S. 224 zu Hilfe, um zu versinnlichen, worum es geht. Die Figur  (eine kleine Vollform und eine größere Leerform drum herum), mag jetzt das scholastische ‚albus‘ wieder- geben. MILL überlegt, ob es Nennwörter gibt, die keine Konnotation bieten, und findet gleich zwei Gruppen solcher Wörter, nämlich auf der einen Seite Abstrakta wie *die Rôte* und auf der anderen Seite die Eigennamen. Bildlich wiedergegeben kann ich mir entweder die Leerform ganz wegdenken und behalte nichts als die kleine Vollform übrig —  ; oder ich kann die große Leerform ganz ausfüllen, sodaß das kleine Viereck in ihr verschwindet —  . Hören wir MILL selbst darüber:

„Ein nichtmitbezeichnender Ausdruck ist ein solcher, der nur einen Gegenstand oder ein Attribut bezeichnet. Ein mitbezeichnender Ausdruck ist ein solcher, der einen Gegenstand bezeichnet und ein Attribut einschließt. Unter einem Gegenstand wird hier etwas verstanden, was Attribute besitzt. So sind Johann, London oder England Namen, welche nur einen Gegenstand bedeuten. Weiße, Länge, Tugend bedeuten ein Attribut. Keiner dieser Namen ist daher mitbezeichnend. Aber, weiß, lang, tugendhaft' sind mitbezeichnend. Das Wort weiß bezeichnet alle weißen Dinge, wie Schnee, Papier, Meeresschaum usw. und schließt ein, oder wie es die Scholastiker nannten, mitbezeichnet (*connotiert*) das Attribut Weiße“ (35).

Alles übrige kann wegbleiben. MILL beschreibt die Begriffe vom Umfang, nicht wie wir hier, vom Inhalt her. Deshalb müßten die Symbolwerte des kleinen und großen Vierecks vertauscht werden, um seine Lehre exakt wiederzugeben; das ist für unseren Zweck natürlich völlig gleichgültig.

Wenn ich also in einer Rede den Eigennamen ‚Sokrates‘ verwende, dann notiere ich nach MILL durch dies Sprachzeichen das bekannte Individuum ohne Konnotation; wenn ich dagegen sage, das Pferd ist kein Wiederkäuer‘, dann findet eine Konnotation statt —   . Was sagt die historische Sprachwissenschaft und die Sprachtheorie dazu¹⁾? Es sei gestattet, vorerst alle sematologischen Bedenken beiseite zu schieben. Wer, wie wir, dem flatus-vocis-Nominalismus ent-

1) Eine brauchbare kurze Übersicht der Bemühungen um die Definition des Begriffes ‚Eigennamen‘ (*ὄνομα ἰδιόνομον*) seit ARISTOTELES gibt: VIGGO BRONDAL, *Les parties du discours*, Copenhagen 1928, S. 9—13. B. zitiert aus der neuesten Zeit Sprachforscher wie JESPERSEN und FUNKE, die Akttheorie HUSSERLS aber erwähnt er an dieser Stelle nicht. Zuletzt nimmt er die MILLSche Bestimmung als die brauchbarste hin.

gegenhält, daß die linke Seite des Strukturschemas nie anders als so aussehen kann, muß konsequent sein und aufs sorgfältigste überlegen, ob etwa grundsätzlich dasselbe für die rechte Seite gültig ist. RICKERT als Logiker z. B. schüttelt in der zweiten Auflage seiner ‚Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung‘ bestimmte Rezensenten unwillig ab. Sie imputierten ihm die Auffassung, der *historische Begriff* ‚Sokrates‘ ergreife das Individuum restfrei. So ist und kann es nicht sein nach RICKERT, einfach deshalb nicht, weil das Individuum mit all seinen Bestimmtheiten nie in einen Begriff und damit in das Endergebnis der Wissenschaft eingeht. Daran braucht einer nicht zu rütteln und könnte doch MILLS Lehre von den Eigennamen verteidigen; und zwar unter Verwertung einer von HUSSERL gemachten Unterscheidung, auf die wir später (§ 19) eingehen werden.

Vorerst aber genügt der schlichte Hinweis auf die Einsicht, daß das, was für *alle* Begriffe gilt, nicht für *alle* Namen gelten muß, wenn gewisse Namen keine (vollwertigen) Begriffszeichen sind. Überantworten wir diese Frage vorerst dem common sense der Sprachforscher: Die Welt, in der wir leben, bietet Dinge, die uns erstens aus irgendwelchen Gründen *als* Individuen genügend interessieren, und bei denen wir uns zweitens zutrauen, sie individuell jederzeit abzuheben von anderen und wiederzuerkennen. Solchen Dingen geben wir Eigennamen; nicht nur jedem Menschen, sondern auch Bergen und Flüssen, vielen Tieren, die um uns sind und manchmal Bäumen und Steinen; nicht zu vergessen die Sterne, welche Nacht für Nacht am Himmel erscheinen, und historische Ereignisse, die nur einmal passierten. Ein bestimmter Diamant heißt Kohinor (die Sachverständigen behaupten, daß sie ihn identifizieren können) und eine Schlacht heißt die ‚Seeschlacht bei Salamis‘, (die Historiker lehren, sie habe nur einmal stattgefunden). Was ein Individuum ist und was dafür gehalten werden darf, bereitet dem Sprachforscher keine schlaflose Nacht. Jede Wissenschaft wird das auf ihrem Gebiete genauer angeben.

5. Wir schlagen nach MILL HUSSERL auf. HUSSERL widmet das zweite Hauptstück seiner „Logischen Untersuchungen“ dem Thema „die ideale Einheit der Spezies und die neueren Abstraktions-theorien“. Die Front der Neuerer, gegen welche HUSSERL sich wendet, reicht von LOCKE über HUME und J. ST. MILL bis zu G. E. MÜLLER und CORNELIUS; auch MEINONGS Auffassung in den berühmten „Humestudien“ erscheint dem Kritiker nicht scharf und radikal genug abgehoben vom psychologischen Nominalismus.

HUSSERLS eigene Lehre ist eine *Akttheorie*, welche in mehr als einer Hinsicht scholastische Gedanken erneuert. Gefragt wird, wie sich z. B. in der Wahrnehmung, von der man auch nach HUSSERL ausgehen kann und ausgehen muß, individuelle und generelle Gegenstände „konstituieren“, das eine Mal ein Etwas, das ich mit dem Namens Sokrates versehe, und das andere Mal ein Etwas, das ich mit dem Namen „der Mensch“ im Sinne von *Homo sapiens* der Biologen versehe: ‚der Mensch hat dasselbe Gebiß wie andere Hominiden‘. HUSSERL differenziert:

„Wir auf unserem Standpunkt würden zunächst in der, bisher um der Einfachheit willen meist bevorzugten, Sphäre der sinnlichen Abstraction unterscheiden: zwischen den Acten, in denen ein attributives Moment anschaulich „gegeben“ ist, und den darauf gebauten Acten, die statt Acte bloßer Aufmerksamkeit auf dieses Moment, vielmehr neuartige Acte sind, welche generalisierend die zugehörigen Species meinen“ (161).

„Das Objective des Meinens ist je nachdem (entweder) der universelle Sachverhalt alle A sind B (oder) der generelle das A (in specie) ist B (oder) der unbestimmt singuläre irgendein A ist B usw. Weder die individuelle Anschauung, die etwa zur Fundierung der Evidenz die Denkvorstellungen begleitet, noch die Actcharaktere, welche die Anschauung formen oder sich in der geformten intuitiv erfüllen, sondern die im Vollzug der Acte auf solcher Grundlage „einsichtig“ gewordenen gedanklichen Objecte, die gedanklich so und so gefaßten Gegenstände und Sachverhalte sind das, worauf wir aufmerksam sind. Und natürlich besagt die „Abstraction“, in der wir statt bloß auf das individuell Anschauliche hinzublicken (es aufmerksam wahrzunehmen u. dgl.), vielmehr ein Gedankliches, Bedeutungsmaßiges erfassen, gar nichts Anderes, als daß wir in diesem einsichtigen Vollzug der gedanklichen, bald so und bald anders geformten Acte leben“ (163).

Es sind also nach HUSSERL verschiedene *Akte des Meinens*, in welchen sich, manchmal an ein und demselben Material von Sinnesdaten „das Objective des Meinens“ konstituiert, so daß es ein Individuum A oder eine Spezies A oder noch einiges andere ist, was ein Denkender denkend erfaßt und wovon ein Sprechender spricht. Fragen der Ontologie über die so erfaßten und besprochenen Gegenstände bleiben bei HUSSERL genau so wie in J. ST. MILLS Lehre von den Namen ausgeschlossen; der Sprachtheoretiker hat gewiß am wenigsten ein Interesse daran, solche Fragen einzubeziehen. Der Unterschied der HUSSERLSchen und MILLSchen Analyse wird an seinem Quellpunkt deutlich, wenn man die Einleitungsworte der Namenlehre MILLS noch einmal nachliest. Dort heißt es:

„Ein Name“, sagt HOBBS, „ist ein Wort, das willkürlich als ein Zeichen gewählt worden ist, welches in unserem Geist einen Gedanken erwecken kann, der einem früher gehalten Gedanken gleicht, und der, wenn er vor anderen ausgesprochen wird, ihnen ein Zeichen sein kann, welchen Gedanken der Sprechende vorher in seinem Geiste hatte.“ [MILL selbst fährt fort:] Diese einfache Definition eines Namens als eines Wortes (oder einer Reihe von Wörtern), welches dem doppelten Zweck dient,

uns selbst die Ähnlichkeit früherer Gedanken zurückzurufen, und ein Zeichen zu sein, sie anderen kundzugeben, scheint untadelhaft. Die Namen tun in der That viel mehr als dieses; aber was sie auch immer sonst noch tun mögen, so ist es ein aus diesem hervorgehendes Resultat, wie man am geeigneten Orte sehen wird.

Ist es besser zu sagen, die Namen seien *Namen der Dinge*, oder sie seien *Namen unserer Ideen von den Dingen*? das erstere ist der Ausdruck des gewöhnlichen Sprachgebrauches; das letztere der Ausdruck einiger Metaphysiker, welche durch dessen Annahme eine höchst wichtige Unterscheidung zu machen glaubten. Auch der eben angeführte hervorragende Denker scheint dieser Meinung zu sein. „Da die in der Sprache aneinander gereihten Wörter“, fährt er fort, „Zeichen unserer Vorstellungen sind, so ist es offenbar, daß sie nicht Zeichen der Dinge selbst sind; denn daß der Laut des Wortes Stein das Zeichen des Steines sein soll, kann nur in dem Sinne verstanden werden, daß derjenige, welcher es hört, schließt, daß derjenige, welcher es ausspricht, an einen Stein denkt.“ [MILL:] Wenn hiermit gemeint ist, daß nur an die Vorstellung und nicht an das Ding selbst durch den Namen erinnert, oder daß sie dem Hörer mitgeteilt wird, so kann dies natürlich nicht geleugnet werden. Nichtsdestoweniger sind gute Gründe vorhanden, um bei dem gewöhnlichen Gebrauche zu bleiben, und das Wort Sonne den Namen der Sonne und nicht den Namen unserer Idee von der Sonne zu nennen; denn die Namen sollen nicht allein bezwecken, bei dem Hörer dieselbe Vorstellung zu erwecken, die wir haben, sondern auch ihm *mitzuteilen*, was wir glauben. Wenn ich nun aber einen Namen gebrauche, um einen Glauben auszudrücken, so ist es ein Glaube in Beziehung auf das Ding selbst, und nicht in Beziehung auf meine Idee von demselben“ (26f.).

Wir verweisen noch einmal auf die historisch wichtige Tatsache, daß Aristoteles in seinem Symbolbegriff beides zu vereinigen strebte (s. oben S. 185f.). Mit der Überwindung der antiken Lehre von den *Species sensibiles* und *intelligibiles* mußte dieser in der Tat zu einfache Versuch abgelehnt werden. Wir sehen HOBBS und MILL je einen der beiden damit getrennten Wege in der Logik verfolgen.

Es sind zwei verschiedene Aufgaben gestellt und damit zwei verschiedene Denkmodelle nötig, um sie zu lösen. MILL und HUSSERL knüpfen beide an scholastische Gedankengänge an und schöpfen ergiebig aus ihnen. Aber HUSSERL setzt sich vor, die *Aktlehre* der Scholastiker (den *intellectus* in ihrem Sinne, d. h. nicht die Disposition, sondern die intellektuellen Akte) noch einmal von Grund auf und in seiner Weise durchzukonstruieren. Und MILL setzt sich vor, die *Bedingungen des intersubjektiven Sprechverkehrs*, der sprachlichen Mitteilung allgemein zu formulieren. Welche *Zuordnungen* zwischen Lauten und Dingen müssen vollzogen sein, damit A dem B über die Dinge etwas mitteilen kann? So hatte schon PLATON die Frage gefaßt und MILL verwirft die subjektivistische Umformulierung des Problems im Konzepte von HOBBS. Ist da hüben und drüben allererst etwas zu verwerfen, wenn man vor den zwei imponierend konsequent durchgeführten Programmen steht? Manche glauben das und verwerfen z. B. im Namen HUSSERLS das MILLSche Vorgehen, weil angeblich die moderne Phänomenologie reinlicher, d. h. ärmer

an unsicheren, bezweifelbaren Voraussetzungen sei; andere wieder trauen umgekehrt der Evidenz aus HUSSERLScher Modellschau nicht. MILL erneuert also die antike *objektive* Sprachanalyse und verwirft den modernen *Subjektivismus* von HOBBS; HUSSERL dagegen holt aus der Scholastik den Ansatz einer einklammernden Aktlehre und baut ihn aus. Was sagt aus eigenem die erfolgreiche Wissenschaft der Sprachforscher dazu?

6. Die Sprachforschung hat ein großes Interesse daran, daß ihr im Sinne der MILLschen Analyse erlaubt ist, axiomatisch das Faktum des intersubjektiven Zeichenverkehrs an die Spitze zu stellen. Wenn das letzte Wort der HUSSERLSchen Lehre betont, daß ein Sprecher, der das Wort ‚Mensch‘ verwendet, bald die Spezies Mensch als solche (symbolisch: —■), bald ein Individuum als zugehörig zu dieser Spezies (symbolisch: ) meint und daß es die Angelegenheit seiner Akte ist, ob er das eine oder das andere meint, so kann ein unterschiedener Subjektivist dies Wort auf die Spitze treiben und erklären: „Meinen kann ich schließlich alles mit allem“¹⁾. Wogegen gar nichts anderes als das eine zu sagen ist, daß solch eine Maxime, zum Prinzip erhoben, das sicherste Mittel wäre, um jeden Sprechverkehr unmöglich zu machen, ein Schlußeffekt, an dem auch der Freieste der Freien *nicht interessiert* ist.

De facto werden selbst die kleineren Spielräume individueller Freiheit wie bei ‚Mensch als Art‘ oder ‚Mensch als Individuum‘ im Sprechverkehr durch eigene sprachliche Mittel oder durch das Umfeld des aktuellen Wortes ganz ausgeschaltet oder wenigstens auf ein unschädliches Maß reduziert. Es ist wahr, daß HUSSERLS Aktlehre seit dem Universalienstreit zum erstenmal wieder energisch das ungelöste Problem der Abstraktionstatsachen von der Erlebnis-seite her anging und die Abstraktionslehre HUMES als eine Scheinlösung entlarvte. Unrichtig aber wäre die Auffassung, daß die Sprachtheorie an dem alten Denkmodell HUSSERLS in den logischen Untersuchungen ihr Genüge fände und den persönlichen Fortschritt des großen Logikers, den die späteren Werke des Meisters andeuten beiseite schieben dürfte, als ginge er sie nichts an.

Denn wenn Diogenes im Faß zur Einsicht gelangt, daß seine Selbstgespräche nicht den einzigen, ja nicht einmal den idealen und

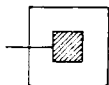
1) Dies Wort steht sinnigleich in meiner ersten Arbeit über das Denken (1907) und in den sprachtheoretischen Untersuchungen von E. WINKLER (1932); wir haben beide aus HUSSERL die nächstgelegene Konsequenz gezogen.

hinreichenden Ausgang der Analyse abgeben, sondern ein reduziertes Kunstprodukt menschlicher Rede sind, so ist das ein Aha-Erlebnis, an dem niemand vitaler interessiert sein kann als die Sprachtheorie. Und mit der Rückversetzung des isolierten Sprechers in die Gemeinschaft von Sprachgenossen verschwindet jeder Einwand gegen den Ansatz PLATONS und MILLS, d. h. gegen das *objektivistische* Verfahren. Man kann ihn heute sogar in zwei Varianten ausgeführt denken und tut gut daran, sich von vornherein beide zur geeigneten Kooperation vorzumerken, nämlich eine Analyse von der Art der MILLSchen und daneben eine Anwendung der in gewissem Ausmaß unentbehrlichen, tierpsychologisch so fruchtbar gewordenen behavioristischen Denkweise auf die Analyse der Menschensprache. Denn wer immer die wahren Anfänge der Sprachentwicklung mit einbezieht, wozu man z. B. in der Theorie der Zeichengebung gezwungen ist, der kommt, ob er davon weiß oder nicht, in die Bahnen WEGENERS und BRUGMANNs und d. h. zu einem behavioristischen Ansatz. Wir haben dazu einen Beitrag geliefert im zweiten Kapitel und brauchen post festum keine Apologie zu schreiben.

Wie nahe HUSSERL an eine objektivistische Sprachanalyse herangekommen ist, erkennt man am klarsten aus seiner „Formalen und transzendentalen Logik“ (1929). Dort heißt es z. B. p. 30: „All dieses Objektive hat nicht nur das flüchtige Dasein des im thematischen Feld als aktuelle Bildung Auftretenden und Vergehenden. Es hat auch den Seinssinn bleibender Fortgeltung, ja sogar den objektiver Gültigkeit in besonderem Sinn, über die aktuell erkennende Subjektivität und ihre Akte hinausreichend. Es bleibt Identisches in der Wiederholung, wird in der Weise eines bleibend Seienden wieder erkannt; es hat in der dokumentierten Form objektives Dasein, ebenso wie die sonstigen Gegenständlichkeiten der Kulturwelt: es ist so in einer objektiven Dauer für jedermann vorfindlich, in welchem Sinne nachverstehbar, *intersubjektiv identifizierbar*, daseiend, auch wenn niemand es denkt.“

Das ist zunächst gesagt für die „Erzeugnisse“ der Wissenschaft, für ihre Sätze, die sich zu einer „universalen Theorie“ zusammenfügen. Es gilt aber nicht minder für den Gesamtgegenstand der Sprachwissenschaften. Man braucht (gewiß auch im Sinne HUSSERLs) nicht auf die vollendete Wissenschaft zu warten, um den Gegenstand ‚lingua latina‘ zu konstituieren und man muß sich nicht einmal durch die ganze Phänomenologie hindurchgearbeitet haben, um diese Konstitution als gerechtfertigt zu erkennen; sondern es gibt noch andere Wege zu diesem Ziele. Einer der kürzesten ist die ordentliche, von der Monaden-Beschränkung freie Analyse des Organon-Modells der Sprache. Es ist mir, seitdem ich es 1918 gegen HUSSERL verteidigt habe, immer deutlicher geworden, daß das korrekte Zuendenken dieses Modells bestimmte Beschränkungen der Phänomenologie sprengen und der Erkenntnistheorie einen neuen Ansatz von der Linguistik als Wissenschaft her bieten muß. Eine immanent-kritische Studie des Fortschritts der HUSSERLschen Phänomenologie im Hinblick auf sprachtheoretische Probleme bietet eine saubere und subtile Dissertation, die abgeschlossen vor mir liegt; ich hoffe sie mit anderen sprachtheoretischen Arbeiten zusammen in Kürze veröffentlichen zu können.

Wünschenswert erscheint mir an dieser Stelle das Beispiel einer Konfrontation des MILLSchen und HUSSERLSchen Denkmodells auf dem Boden der empirischen Wortforschung. Ich schreibe die drei Kernworte ‚Konnotation der Artnamen, die *ideale Spezies* und das *Etymon*‘ zusammen; die Aufgabe ist zu diskutieren, ob die drei Kapitel, aus welchen sie aufgelesen sind, in Ewigkeit getrennt bleiben müssen oder nicht. Wie verhält sich die Konnotation zum Etymon? Unser Zitat aus MILL spricht den Eigennamen die Konnotation oder, was dasselbe ist, eine „attributive“ Bestimmung des Genannten ab. Darf man das in der Linguistik so verstehen, daß den wohlbekannten Eigennamen der Städte, Berge, Flüsse, Personen, welche MILL selbst zur Erläuterung verwendet, von Haus aus die Symbolik fehlt? Bestimmt nicht, denn der Sprachhistoriker weiß, daß diese Namen genau so gut ein Etymon haben wie die Artnamen. Bald ist es historisch verblaßt oder gänzlich unspürbar geworden wie bei ‚London, Rhein, Semmering, Wien‘; bald ist es springlebendig wie bei (den klaren Kompositis) ‚Montblanc, Kraxenträger, Heilbronn, Salzburg, Buenos Aires‘. Dasselbe gilt für die üblichen Personennamen. Denn zwischen ‚Karl, Otto, Maria‘ verglichen mit ‚Friedrich, Gertraud‘ auf der einen Seite, besteht derselbe Unterschied wie zwischen ‚Pferd, Ochs, Esel‘, verglichen mit ‚Zaunkönig, Bachstelz‘ auf der anderen.



Vielleicht sind die als Eigennamen gebrauchten Komposita widerstandsfähiger gegen eine Verblassung des Etymons; und wie ist es sonst bestellt mit der besonderen Eignung der Komposita als Eigennamen? Jedenfalls ist handgreiflich, daß zwischen der Konnotation im Sinne MILLS und einem mehr oder minder lebendigen Etymon, wenn überhaupt eine Relation so sicher keine einfache Korrelation besteht. Fast überflüssig hinzuzufügen, daß nicht nur die Nennzeichen, sondern auch die deiktischen Wörter ein mehr oder minder gut verspürbares Etymon haben. Denn sonst wären die Forschungen BRUGMANNs und anderer, die wir im Kapitel vom Zeigfeld der Sprache psychologisch zu interpretieren versuchten, gegenstandslos; die Sinndifferenz (Funktionsdifferenz) von indogermanisch **to-* und **ko-* gehört unbestreitbar zum Forschungsbereich der Etymologen. Und die vielen Zeigwörter einer Sprache müssen in ähnlicher Art wie die Nennwörter ihrer Funktion nach gegeneinander abgehoben sein; von einem *da* zum *dort*, von einem *dieser* zum *jener* in demselben Satz macht sich ja auch ein klar erfaßbarer Bereichssprung und eine Änderung der Zeighilfen be-

merkbar, den Sprachforscher auf eine Regel zu bringen allermindestens versuchen können. BRUGMANN hat dies allgemein für die indogermanischen Sprachen durch seine Lehre von den vier (Positions-) Zeigarten versucht. Wir erheben also von neuem die Frage, ob irgendeine indirekte Relation zwischen Konnotation und Etymon besteht und welche es ist.

7. Kein Zweifel, daß ein dem Sprachgefühl lebendiges Etymon den Anwendungsbereich eines Namens regulieren *kann*; ob *muß*, ist eine andere Frage. Wenn diese Regulierung bei dem englischen Worte ‚hound‘ ähnlich wie beim deutschen ‚Hund‘ einem Sphärenschema anvertraut ist, so könnte daneben ungenützt genau so ein unverblaßtes Etymon bestehen wie etwa im Wortschatz eines modernen Physikers das Etymon von ‚Hebel‘ nicht gefährdet ist durch die wissenschaftlich fixierte Definition der Bedeutung. Wenn ein moderner Physiker sich auf das Wort ‚Hebel‘ besinnt, spürt er genau so sicher wie der Holzknecht die Verbindung mit ‚heben‘ auf, obwohl er in seinen Hebelgesetzen davon Abstand nimmt. Das folgende (oft zitierte) Beispiel von den verschiedenen Namen für den Elefanten, der bald *Einarmiger* bald der *Zweimaltrinkende* geheißen wurde, muß nach solchen Beobachtungen aus dem uns selbst wohlvertrauten Bereich von Tatsachen mit der gehörigen Vorsicht interpretiert werden.

Und zwar von der Einsicht aus, daß Anwendungsbereich und Etymon durchaus nicht koinzidieren müssen; das Etymon kann lebendig und trotzdem für den Anwendungsbereich nicht bestimmend (d. h.: nicht ‚regierend‘) sein. Es wäre sonst ja auch die sprachgeschichtliche Tatsache kaum begreifbar, daß in der Zwischenphase zwischen regierendem Etymon und einer neuen einfachen Bedeutungsfixierung ein für den intersubjektiven Verkehr erträglicher Zustand herrscht. Es gilt also (was gewiß auch anderen schon auffiel), zu erfassen und anzuerkennen, daß ein unmittelbar oder auf Besinnen lebendig werdendes Etymon nicht ohne weiteres auch als *regierend* betrachtet werden darf. Wozu lang und breit gar viel zu sagen wäre. Doch bleiben wir streng beim speziellen Thema einer logischen Betrachtung der Dinge und begnügen uns mit der keineswegs überraschenden Einsicht, daß ein Begriff entweder nach Inhalt oder nach Umfang ‚begreifend‘, d. h. fassend sein kann. Die denkpsychologisch nachgewiesene ‚Sphäre‘ beschreibt in erster Linie eine Umfangsfassung, neben welcher das in erster Linie inhaltlich fassende Etymon bestehen oder abblassen und schließlich vollständig schwinden kann.

Vielleicht ist es mehr als nur die Einschränkung des Umfanges auf ein Individuum, was einen Namen zum *Eigennamen* macht; doch ist es jedenfalls auch dies. Wenn im Familienkreise Artnamen wie ‚der Vater‘, bei Landleuten und Städtern der Name ‚die Stadt‘ regelmäßig und unzweideutig situationsbestimmte Individuen treffen, so gibt es auch Gegenbeispiele für die Verwendung von Eigennamen als Klassenbezeichnungen. ‚Die Sonne‘ ist gewöhnlich ein Individuum; aber die Astronomen kennen viele ‚Sonnen‘; es war nicht gerade Sokrates (das Individuumexempel der Logiker), aber doch auch ein Einmaliger, welcher bellum Gallicum führte, der Pompeius besiegte und dann seinen Namen allen Kaisern seit 2000 Jahren ausborgen mußte (während der besiegte Gegner Pompeius den seinigen als Privatbesitz behielt). Das Herüber und Hinüber erfolgt also in der gewachsenen Sprache sehr sorglos und unbekümmert; bei situationsbestimmten Individuen herüber und, wenn Bruderindividuen entdeckt werden, hinüber zum Klassennamen.

Trotzdem wird MILL recht behalten, wenn er als Logiker einen Unterschied des Zuordnungsstatutes zwischen Eigennamen und Gemeinnamen sucht; denn ob ich dem Kinde bei der Taufe einen echten und dauerhaften Eigennamen zuordnen lasse, oder es später einen *Backfisch* nenne, weist faktisch auf einen solchen Unterschied des Zuordnungsstatutes hin: der zweite Namen kommt dem Kinde nur als Glied einer Klasse, der erste dagegen individuell zu. Darum verliert der einzelne ‚Backfisch‘ in wenigen Jahren diesen Namen wieder, während ein Indianer, den man ob seines (bewährten oder angewünschten) Kampfgeistes den ‚reißenden Wolf‘ nennt, diesen ‚Eigennamen‘ behält, auch wenn der Träger vor Alter zahm und zahlos geworden ist.

Wenn ich einem Kind bei der Taufe einen Namen wie *Karl* oder *Maria* feierlich beilegen lasse, so ist das für die Nächstbeteiligten und später für andere, die von den Nächstbeteiligten informiert werden, eine *Konvention*, die eingehalten wird. Dieser Vorname allein genügt im kleinen Kreise als Individualzeichen. Wenn das Kind in die Schule kommt, trifft es viele Namensbrüder oder Namensschwestern, die auch Karl und Maria heißen. Der Zusatz des Familiennamens genügt dann meist, um von neuem die Individualisierungsbedürfnisse zu befriedigen; wenn nicht, dann häufen wir weiter wie in ‚Heinrich XXII., Reuß jüngere Linie.‘

Stehen diese und andere Eigennamen vom Zuordnungsstatut her betrachtet auf einer Linie mit den ‚Klassennamen‘? Ich sage mit J. ST. MILL entschieden *nein*. Denn die Zuordnung bei der Taufe ist nie und nimmer logisch äquivalent mit einer Definition, sondern, von fern gesehen, äquivalent dem Anbringen eines Rötelsstrichs am Hause. Daß das Individualzeichen des Eigennamens dem Neugetauften nicht auf die Stirne gebrannt wird, ist in unserer Frage gleichgültig. Die Nächstbeteiligten merken ihn schon und vermögen seinen Träger (im Laufe der Jahre immer sicherer) aus anderen als Individuum herauszuerkennen. Dies Individuum ist das Vorgegebene und zur Taufe mitgebracht; es ist nicht einer ‚Definition‘ bedürftig. Und die Taufe ist auch keine Definition, sondern — (ein Sakrament möchte man am liebsten fortfahren) es ist eine Beilegung analog dem Anheften; sie ist eine deiktische Namens-

verleihung. Die Eigennamen werden deiktisch ausgeteilt; es ist nicht ganz genau das symphysische Umfeld, wohl aber etwas Analoges, was dabei relevant wird.

Wer ir aller Welt sagt denn, daß Nennzeichen stets auf den Umfang befragt werden *müssen* und faktisch befragt werden, wo immer wir sie im Sprechverkehr verwenden? Das Leben, auch das Leben der sprachlichen Nennzeichen, ist reicher als das einzige Denkschema, dem die Logistik alles einzwängen will. Es gibt offenbar deiktische Namensverleihungen. Diesem Sachverhalt aber stehen gewisse psychophysische Systeme, denen wir im Leben begegnen und die wir als unsere Zeitgenossen voll anerkennen müssen, fassungslos gegenüber. Es gibt Denker, denen die begriffliche Namensverleihung und Definitionen zum Eins und Alles geworden sind. Doch so vielseitig wie andere reagieren diese psychophysischen Systeme nicht mehr auf die schlichten Tatbestände der Linguistik. Die Sprachtheorie aber hat ein Interesse daran, auch die reicheren Reaktionsweisen in ihren Untersuchungsgegenstand mit einzubeziehen.

§ 15. Das indogermanische Kasussystem als Beispiel eines Feldgerätes.

Um sofort anzudeuten, wo man stecken blieb und wie die Konzeption des Symbolfeldes der Sprache fruchtbar werden kann in der Kasuslehre, wiederholen wir die oft formulierte disjunktive Frage: Sind die Kasus *lokalistisch* oder *logisch-grammatisch* zu deuten? In dieser Entscheidungsfrage dürfte eine Wahrheit verspürt sein, wenn es auch ein Leichtes ist zu beweisen, daß die Disjunktion, so wie sie auf dem Papier steht, windschief ist. Denn die ‚Logik‘ läßt es sich schlechterdings nicht gefallen, auf eine Ebene gebracht zu werden mit dem ‚Raum‘; und ‚grammatisch‘ muß jeder Kasus sein. Was ist also an Stelle des zweiten Disjunktionsgliedes zu setzen?

Daß an der alten Fassung ‚lokalistisch oder logisch-grammatisch‘ irgend etwas nicht in Ordnung sei, verspürten viele Sprachforscher. DELBRÜCK z. B. umging den Begriff der ‚logischen‘ Kasus und hielt sich an die Dichotomie: lokalistisch und nicht-lokalistisch. WUNDT bemängelt daran mit Recht die Unbestimmtheit des zweiten Disjunktionsgliedes und glaubt selbst mit ‚außen und innen‘ durchzukommen; es gäbe Kasus der äußeren und Kasus der inneren Determination, lehrt WUNDT. Worauf ein lästiger Fragesteller nach der Manier von Kindern und Philosophen neugierig wird und Genaueres erfahren will üben Innen und Außen. Ein Mann wie WUNDT gibt natürlich genauer an, was er meint; wir werden es beherzigen und zuerst die wohldurchdachte und sehr umsichtige Kasuslehre von WUNDT skizzieren. Sie hat nach meiner Einschätzung die Probleme soweit gefördert, daß heute keiner, der selbst weiterkommen will, an der Leistung WUNDTs vorübergehen sollte. Daß WUNDT im Sprachhistorischen, wo er sich in Sachen der Kasus noch weit-

gehend auf die „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ von MAX MÜLLER verläßt, überholt erscheint und daß er die Kasusfunktionen zu allerletzt doch rascher als es angeht in die Logik hineinwachsen läßt, ändert nichts an diesem Urteil. Jedenfalls gehört eine sorgfältige Analyse und kritische Würdigung des WUNDTschen Innen und Außen als eine Etappe in den Gedankengang, der hier den Sprachwissenschaften vorgeschlagen wird. Sollte in unsere Zeichnung des Hintergrundes der WUNDTschen Scheidung einiges von dem Veralteten mit einfließen und unverbessert stehen bleiben, so wird jeder Spezialkenner nachhelfen und entscheiden, ob die ausgewählten Beispiele durch bessere, die dasselbe beweisen, zu ersetzen sind oder prinzipiell getilgt werden müssen.

1. Die knappe Fassung, in welche WUNDT das allgemeine Ergebnis der indogermanischen Sprachvergleichung brachte, begnugte keinem Widerspruch der zeitgenössischen Linguisten; auch DELBRÜCK fand daran nichts hier Erwähnenswertes auszusetzen. Sie lautet ungefähr so: Zur lokalistischen Klasse gehören die *anschaulichen* und zu der anderen Klasse die rein *begrifflichen* Sachverhalte, die durch Kasus wiedergegeben werden. Was die Frage nach der historischen Priorität der anschaulichen Kasus angeht, so verhindert eine unbefangene Analyse der Verhältnisse in den indogermanischen Sprachen den restlosen Sieg der lokalistischen Entstehungstheorie. Der Kasuszahl nach steht das griechische System der Gegenwart näher als das lateinische; aber die reicheren Systeme, z. B. des klassischen Latein und das noch reichere im Sanskrit, enthalten das gegenwärtige schon in sich nach WUNDT. Er schreibt:

„Dies führte zu einer zwischen den Gegensätzen der älteren Theorien vermittelnden Auffassung. Von den acht Kasus des Sanskrit ließen drei, der *Nominativ*, *Akkusativ* und *Genitiv* (der erste als der Subjektskasus, der zweite als die adverbiale und der dritte als die attributive oder adnominale Bestimmung des Subjektes) eine ausschließlich grammatisch-logische Deutung zu. Vier, der *Dativ*, *Lokativ*, *Ablativ* und *Instrumentalis* (oder *Sozialis*) als Bestimmungen des *wohin*, *wo*, *woher* und *womit* konnten lokalistisch aufgefaßt werden. Dem achten, dem *Vokativ*, als dem Imperativ in nominaler Form, war von vornherein eine abgesonderte Stellung anzuweisen“ (62).

Einzelheiten sind für unser eigenes Vorhaben irrelevant. Sind schon einmal zwei Klassen anerkannt, dann macht es für einen Blick aus der Vogelperspektive nicht viel aus, ob z. B. der Dativ als Kasus des fernerer Objektes mit zu der ersten Klasse gerechnet wird oder in der zweiten verbleibt. Zumal der Historiker im Bereich des Indogermanischen nach allgemeiner und wohlbegründeter Auf-

fassung ein Zusammenwachsen ursprünglich getrennter Kasus, einen *Konkretismus* findet und das entgegengesetzte Phänomen einer differenzierenden *Aufspaltung* von einem in mehrere nicht ganz abweisen kann. Denn wer bei der wuchernden Mannigfaltigkeit der Kasusfälle in den kaukasischen Sprachen an Spaltungen denkt¹⁾, muß zum mindesten erwägen, ob nicht auch im Indogermanischen der verarmenden Involution in geschichtlicher Zeit eine bereichernde Evolution vorausgegangen sei.

Noch ist keine der beiden ‚Klassen‘ scharf definiert oder begrifflich angegeben, was sie unterscheidet; ‚anschaulich‘ und ‚begrifflich‘ sind Worte, die nicht einfach hingenommen werden dürfen. Immerhin weiß der laienhafte deutsche Leser durch das Kunstmittel der Fragen, die den Kasus der anschaulichen Klasse zugeordnet werden, hier besser Bescheid und macht sich an irgendeinem lateinischen Beispiel wie *Roman proficisci* klar, daß man jedenfalls übersetzt *nach Rom aufbrechen*. Da wir *Roman defendere* mit *Rom verteidigen*, d. h. parallel zur lateinischen Konstruktion wiedergeben, so muß durch die beiden Beispiele nebeneinander der Unterschied getroffen sein: der lateinische Akkusativ ist im ersten Fall nach dem Schema der lokalistischen Theorie und im zweiten Fall (vielleicht irgendwie) anders, nämlich so wie unser deutscher Akkusativ zu deuten.

Ist man glücklich soweit, blickt aber zur Vorsicht noch einmal auf die kleingedruckten Angaben über das Sanskrit zurück, dann fällt auf, daß dort der Dativ auf ‚Wohin‘? antwortet und der Akkusativ in der lokalistischen Klasse gar nicht vertreten ist. Das erste ist kein Versehen, sondern es gibt tatsächlich einen „Zieldativ“ (Adressendativ). Das zweite muß wohl nach dem heutigen Wissen dahin korrigiert werden, daß ein Richtungsakkusativ auch dem Sanskrit nicht völlig fehlt.

Wir kehren nach dieser erläuternden Abschweifung zu WUNDT zurück und notieren an einem eingeschobenen Gedankengang etwas, was aufschlußreich zu werden verspricht. WUNDT wendet einigen Scharfsinn und sein breites Wissen an ein wohlbekanntes Phänomen, von dem er sagt: „*Logisch betrachtet erscheint diese Tatsache absolut irregulär; psychologisch aber wird sie vollkommen begreiflich*“ (65). Man horcht auf, um nichts zu versäumen, woran das Merkmal der ‚logischen‘ Kasusgruppe deutlich werden könnte. Was er ins Auge faßt und dem psychologischen Verständnis empfiehlt, ist aber nur

1) Siehe z. B. TRUBETZKOY, *Langues caucasiques septentrionales*. In: *Les langues du monde* (1924) p. 336, wo das kasusarme System im Adyghischen mit dem Reichtum anderer Sprachen derselben Familie verglichen wird.

das Faktum, daß Nominativ und Akkusativ des Neutrums im Indogermanischen gleichlautend sind. Immerhin ist, wenn WUNDTs Betrachtungen richtig sind, vorzumerken für später, daß im Indogermanischen irgendwie eine Bevorzugung stattfindet des Geschehens, welches von „handelnden, lebenden Subjekten“ nicht nur ausgeht, sondern sie auch als Handlungspartner wieder trifft. Stelle ich zwei Sätze einander gegenüber wie ‚Paul pflegt *den* Vater‘ und ‚Paul trinkt (*das*) Wasser‘, so liegt selbst für unser heutiges Sprachgefühl noch ein gewisser Unterschied vor. Wir wollen ihn gleich so fassen, wie es unser eigener Gedankenzug verlangt: Was sich zwischen Paul und dem Vater abspielt, ist (nach unseren Denkgewohnheiten) ein Tun zwischen zwei menschlichen Handlungspartnern; wir können uns die Rollen vertauscht denken, so daß ein andermal der Vater den Paul pflegt. Was sich zwischen Paul und dem Wasser abspielt, ist (nach unseren Denkgewohnheiten) auch ein Tun; doch will es uns nicht recht in den Kopf, daß ein andermal auch das Wasser den Paul trinken könnte; es sei denn, man ließe sich auf eine von unserem Weg ablenkende, übertragene Sprechweise ein.

WUNDT weiß genau, daß uns sonst im Bereich des Indogermanischen eine derartige Fiktion tatsächlich zugemutet wird, zieht aber keine kasustheoretischen Konsequenzen daraus. Wir lassen faktisch auch Materialien wie das Wasser und Steine „handeln“; das Wasser ‚wälzt‘ den Stein, der Stein ‚hemmt‘ den Wasserlauf. Dem dürfte, wie WUNDT glaubt, „in den frühesten, den primitiven Lebensbedürfnissen dienenden Sprachäußerungen“ noch ein wenig anders gewesen sein; es soll auch im Bereich des Indogermanischen die in anderen Sprachfamilien konsequent durchgeführte ‚Wertunterscheidung‘ zwischen leblosen und belebten Dingen gemacht worden sein. Und wenn unser Neutrum ursprünglich konsequent nur die leblosen Materialien als solche charakterisierte, dann verstehen wir, sagt WUNDT, daß im Gebietes dieser Neutra das Bedürfnis einen Subjektskasus vom Objektskasus (den Nominativ vom Akkusativ) zu unterscheiden, nicht so dringend war wie bei den als männlich oder weiblich charakterisierten Lebewesen. *Darum* die bekannte Erscheinung; es blieb beim Neutrum die eine Form für beides (Nom. neutr. = Akk. neutr.) stehen. Soweit die Zwischenüberlegung.

Es wäre ein Abweg und ein Übergriff, wenn wir uns hier auf die spezielle Frage der Neutra einließen; das müssen die Sachverständigen unter sich ausmachen. Aber es lag mir daran, den Punkt zu verdeutlichen, wo WUNDT unserem eigenen Gedankengang am nächsten kam. Sonst hat er das *Handlungs-Klischee*, dieses grund-

legende und übergreifende Schema der indogermanischen Sprachen, nicht weiter verfolgt; auch die Erläuterungsbeispiele sind erst von mir in den Kontext hineingetragen, um ihn allgemein verständlich zu machen. WUNDT greift im Anschluß daran vergleichend weiter aus und erörtert, daß und wie dieselbe Erscheinung einer geringeren Mannigfaltigkeit von Kasusendungen auch im Dual und Pluralis der verschiedensten Sprachen sichtbar wird. Über den Klassenunterschied lokalistisch gegen „logisch“ ist daraus immer noch nichts Ersprößliches zu lernen.

Zwischendurch löst sich der *Kasusbegriff* wie von selbst in nichts auf im WUNDTschen Begriffsschatz; bei einer vergleichenden Betrachtung nämlich, sagen wir des Sanskrit oder Lateinischen auf der einen Seite mit dem Englischen auf der anderen. In dem Augenblick, wo die reiche Entwicklung und Verwendung von Präpositionen (oder der selteneren Postpositionen), die an Stelle der Kasus auftraten, bedingungslos einbezogen wird in das Thema ‚Kasussysteme‘, da ist es aus und vorbei mit einem faßbaren Kasusbegriff; da ist die Erscheinung, über die man eben noch sprach, wie eine Wolke vom blauen Himmel verschluckt. Kritisch wird die Sachlage bereits dort, wo die Wortstellung im Satz weitgehend, wenn auch noch nicht vollständig einspringt wie in unseren modernen indogermanischen Sprachen und allen voraus im Englischen. Hoffnungslos unsachlich aber kommt es mir vor, den alten Begriff festzuhalten und anzuwenden, wo es gilt, syntaktische Verhältnisse nach Art des Chinesischen zu beschreiben (Reservatio mentalis: soweit ich sie verstanden habe). Am Englischen, an dem Buch GEORGS VON DER GABELENTZ und an den von FINCK interpretierten Leseproben aus dem Chinesischen wurde mir persönlich zuerst die Kasusfrage zum sprachtheoretischen Problem.

2. Wir fahren fort in der Wiedergabe der WUNDTschen Lehre. Wie fängt er das entwischte Phänomen wieder ein? WUNDT würde uns gar nicht zugeben, daß es entwischt war. Darum wird unbesorgt ein allumfassendes Entwicklungsschema entworfen, in welchem die semitischen und hamitischen Sprachen neben den indogermanischen auf der dritten Stufe stehen. Die kasusreichsten, welche man kennt (amerikanische, kaukasische, uralische, altaische, auch die Turc-Sprachen) stehen nebeneinander auf der zweiten Stufe und zahlreiche afrikanische (darunter die von STEINTHAL zuerst genauer bestimmten Mande-Negersprachen, ferner das Hottentottisch-Buschmännische und gewisse australische Sprachen) erhalten ihren Platz auf der ersten Stufe.

Hier auf der ersten Stufe gibt es (meist wenig systematisch) ein Häufchen oder eine größere Fülle von *Verbindungswörtern*, die unspezifisch nominale und verbale Begriffsverhältnisse wiedergeben und dementsprechend auch syntaktisch vielfach unspezifische Brücken schlagen. Das Gruppenmerkmal der ersten Entwicklungsstufe ist jedenfalls dies: „Partikeln ... in der Regel relativ selbständige Wörter, die sich ebensogut mit dem Verbum wie mit dem Nomen verbinden können, und die in manchen Fällen nach Laut und Bedeutung mit selbständigen Substantiven zusammenfallen“ (74). Die zweite Stufe zeigt im wesentlichen einen Mangel an grammatischen und eine Fülle von Ausdrucksmitteln für „äußere, lokale, temporale und sonstige sinnlich anschauliche Verhältnisse“. Auf der dritten Stufe sind die Verhältnisse im Indogermanischen ein wenig verschieden von denen in den semitisch-hamitischen Sprachen. Die semitischen Sprachen weisen „auf einen ursprünglichen Zustand sparsamer Kasusbildung zurück, die sich zugleich wesentlich auf sogenannte grammatische Kasus (Nominativ, Akkusativ, Genitiv) beschränkt“, während die indogermanischen auf der Entwicklungsphase einer fortschreitenden Reduktion eines ursprünglich reichen Mischsystems vor uns stehen. Ihr System weist eben die beiden Klassen ineinander auf wie im Sanskrit und läßt, wenn man nur an die phonematische Ausprägung denkt, die sogenannten lokalen früher als die sogenannten grammatischen verschwinden. Vor allem die lokalen werden zunehmend ersetzt durch Präpositionen. Es kommt WUNDT plausibel vor, daß ein direkter Entwicklungsschritt auch von I. nach III. erfolgen kann und daß auch sonst breite Variationsmöglichkeiten bestehen. Selbst den sonst bei ihm beliebten Entwicklungsbegriff verwendet er nur mit allerhand Vorbehalten; er sagt ‚Typen‘ häufiger und mit besserem Gewissen als ‚Entwicklungsstufen‘.

Jedenfalls sehen wir uns wieder beschenkt mit den zwei Klassen und wissen immer noch nicht genau, wie sie zu definieren sind. Das geschieht aber schließlich, und zwar durch eine bei WUNDT verblüffend elegante Wendung eines im besten Wortsinn konstruktiven (produktiven) Denkens. Wenn ich sie mit eigenen Worten schildern darf, so verweist uns WUNDT auf das bestbekannte Stück Sprachgeschichte oder noch exakter gesagt, auf zwei Zustände, wie Latein und modernes Französisch oder Englisch, um vergleichend das Diakritikon abzulesen. Wir stellen selbst abstrahierend und symbolisch die beiden Klischees *-us*, *-avit*, *-am* für das Lateinische und das charakteristische *n—v—n* (Nomen—Verbum—Nomen wie in

gentlemen prefer blonds) als eine Möglichkeit im Englischen nebeneinander. WUNDT behauptet nun, daß mit Hilfe des ersten Klischees beliebige, mit Hilfe des zweiten dagegen (d. h. durch die Wortstellung im Satze ganz allein) nichts anderes als Kasus der sogenannten logisch-grammatischen Gruppe differenziert werden können; dies uns angeblich von der Sprachgeschichte vordemonstrierte Faktum erhebt er zum Diakritikon und sucht es sachlich zu begründen. Sein Argument lautet von den Kasusklassen her gefaßt so:

„Dieses Kriterium besteht darin, daß bei der einen Art der Kasus der Nominalstamm als solcher, ohne Hinzutritt irgendwelcher in der Form von Suffixen, Präpositionen oder Postpositionen den Inhalt der Beziehung näher angegebender Elemente vollkommen zureichend die Kasusform ausdrücken kann, während bei der anderen Art solche näher determinierende Elemente, die eine bestimmte, für das Begriffsverhältnis wesentliche Vorstellung enthalten, niemals fehlen dürfen, falls nicht der Ausdruck überhaupt ein unzulänglicher werden soll. Wir können dieses Verhältnis, unabhängig von allen Erwägungen über Ursprung und Wert der verschiedenen Kasusformen, zum Ausdruck bringen, wenn wir die Kasus der ersten Art als solche der *inneren* Determination, die der zweiten als solche der *äußeren* Determination der Begriffe bezeichnen. Der Nominativ, Akkusativ, Genitiv und der Dativ (als Kasus des ‚entfernteren Objekts‘) erweisen sich dann als Kasus der inneren Determination“ (83f.).

Also kurz gesagt: alles, was durch Kontakt und Stellungsfaktor allein manifest gemacht werden kann, gehört zu der (edlen) logischen Klasse; was nicht, zu der andern. Das ist, wie mich dünkt, die weitest fortgeschrittene Idee, das ist ein Denkmodell in der Kasuslehre, um das ein weiteres Nachdenken lohnt. Warum ist es gerade der *Stellungsfaktor*, der auslesend die erste Gruppe kennzeichnet? Und was in der *Bedeutung* der Auserlesenen ist es, das ihre Bevorzugung verständlich macht? Das sind die zwei Fragen, die beantwortet werden müssen.

3. Kritik soll aufbauend sein. WUNDT sagt *Stellung* und vernachlässigt anzugeben, um welche Art von Stellungsgesetz allein es sich handelt und handeln kann, wenn sie als Scheidungsinstanz der Kasusklassen angerufen wird. Denn es gibt zum mindesten zwei Arten von Stellungsregeln, die streng unterschieden werden müssen. Ich weiß nicht, ob passende Namen schon vorgeschlagen sind oder nicht; ‚absolute‘ und ‚relative‘ Ordnung ist vielleicht das nächstgelegene Begriffspaar, das einem Nachsinnenden dazu einfällt. Doch ist es nicht eindeutig genug. Besser ist zu fragen: wo ist der Null-Platz, der Koordinatenausgangspunkt? Das englische $n-v-n$ kann irgendwie mitten im Satze stehen; stets ist ein Platz vor dem Verbum differenziert und in Opposition gesehen zu einem oder

mehreren Plätzen nach dem Verbum. So müßte es nicht sein bei jeder Stellungsregel, sondern es gibt noch mehrere andere Möglichkeiten; z. B. die, daß der erste Platz im Satze vor allen andern ausgezeichnet ist oder der letzte. Es kann auch mitten in der Reihe der Nullplatz (sozusagen) unbesetzt sein und die Platzrivalen in Konkurrenz stehen um den direkten Vortritt des einen vor den andern. So ist es im Falle des Kompositums, das wir später eingehend durchsprechen werden.

Das WUNDTsche Stellungskriterium ist jedenfalls dann zutreffend, wenn der Nullplatz von einem *Verbum* besetzt ist wie in unserem Klischee aus dem Englischen. Und von hier erhebt sich die Frage, ob nicht die tiefere Weisheit in der Vermutung liegt, es sei der Platz vorher und nachher gar nichts anderes als das bequemste, sparsamste Mittel, um die grundlegenden *Connotationen* des Verbums kenntlich zu machen. Grob gesagt, ist die folgende Vermutung aufzustellen und zu prüfen: Es gebe keinen echten Objektkasus, wo das Verbum fehlt; es gebe auch keinen dem indogermanischen äquivalenten Nominativus, wo das Verbum fehlt. Ja, die ganze Klasse der edlen, wie WUNDT glaubt, unentbehrlichen Fälle seien Verbaltrabanten; der Dativ auch, soweit er wirklich neben dem Akkusativ oder ohne ihn ein Objektskasus ist, und der Genitiv, soweit er genitivus objektivus ist und nicht die wesentlich andere Funktion hat, ein attributives Verhältnis wiederzugeben. Das ist der Kerngedanke unserer eigenen Kasustheorie. Diese Idee, welche durchaus nicht neu und überraschend sein dürfte, in einen inneren Zusammenhang zu bringen mit dem durch das Auftreten eines Verbums charakterisierten *Symbolfeldes* der Sprache ist die Aufgabe, die wir uns stellen.

Man muß ein Stück der WUNDTschen Logik aus dem Wege räumen, um seine anders lautende Kasusidee zu Fall zu bringen. Wir schlagen also WUNDTs Logik auf, um die Grundlagen seiner Lehre von der inneren und äußeren Determination vollständig begreifen zu lernen. Im Kapitel von den Begriffsverhältnissen behandeln die Logiker sonst nur Identität, Überordnung, Unterordnung, Koordination; das ist alles. WUNDT aber holt, nachdem in seiner Logik dies auch geschehen ist, ein zweites Mal aus und schreibt ein Kapitel über die „Beziehungsformen der Begriffe“, oder, wie man auch sagen könnte, über die *Begriffskomplexionen*. Ich zitiere den entscheidenden Abschnitt:

„Den Verhältnissen, die unabhängige Begriffe zueinander darbieten können stehen diejenigen Beziehungen gegenüber, in welche die Begriffe dann treten, wenn

sie unter Hinzutritt einer Beziehungsform eine Verbindung zu einem *komplexeren Begriffe* eingehen. Eine solche Verbindung erfolgt stets nach dem Gesetz der binären Gliederung: das eine Glied derselben ist der Hauptbegriff, das andere ein Nebenbegriff, der zusammen mit der Beziehungsform jenen näher begrenzt. Beide Begriffe können wir darum als den determinierten und den determinierenden, die stattfindende Beziehung als die Determination bezeichnen. Für unser Denken besitzen die so gebildeten Determinationsprodukte denselben Wert wie die Begriffe von ursprünglich einheitlichem Charakter; insbesondere können sie in die nämlichen Relationen wie diese zu anderen Begriffen gebracht werden“ (Logik³ I, 136f.).

Wer dies liest, denkt sofort an das Kompositum und an die (freie) Wortgruppe; es sind denn auch diese sprachlichen Phänomene, welche WUNDT mitten in seiner allgemeinen Begriffslehre vor sich sieht und als Logiker auszuschöpfen versucht. Er findet, daß die Glieder der Begriffskomplexionen in der Regel verschiedenen Kategorien (lies: Wortklassen) angehören:

„So sehen wir in Begriffsverbindungen wie ‚guter Mensch‘, ‚schlecht handeln‘, ‚den König morden‘ u. dgl. unmittelbar Begriffe verschiedener Kategorien vereinigt. In solchen Beispielen dagegen wie ‚der Wille des Vaters‘, ‚der Baum im Walde‘, ‚das Haus von Stein‘ u. dgl. gehören die in Beziehung gesetzten Begriffe beide zu den Gegenstandsbegriffen. Aber *entweder* wird durch die Kasusform die kategoriale Funktion des zweiten Begriffs in solcher Weise verändert, daß die resultierende Bedeutung derjenigen eines Eigenschaftsbegriffs gleichkommt, *oder* unser Denken ergänzt zu dem determinierenden Gegenstands- einen *Verbalbegriff*, der dann zunächst mit dem Hauptbegriff logisch verbunden ist, während sich ihm selbst wieder der determinierende Begriff samt der durch die Präposition ausgedrückten Beziehung anschließt“ (ebenda).

Ich wiederhole: *lingua docet logicam*; es liegt in diesem ganzen Abschnitt der WUNDTschen Logik nichts anderes vor, als daß WUNDT aufschreibt, was ihn die Sprache, und zwar seine Muttersprache, lehrt. Er hat die genannten Komposita und freien Wortgruppen vor sich und schreibt in seine Begriffslehre, was er an ihnen abzulesen vermeint. So ungefähr schrieb auch ARISTOTELES seine Kategorientafel dem Diktat der griechischen Sprache nach. Wenn später in solchen Fällen Fehler im Diktat entdeckt werden, beschuldigen Kritiker der Sprache die Lehrerin und nennen sie unlogisch. Ich aber gehöre zu den Liebhabern der Sprache und beschuldige die Schüler; sie haben nicht genau verstanden, was den Sprachgebilden abzulesen ist.

Bei WUNDT geht die Explikation in folgendem Geleise weiter: Wenn ich die zwei Fügungen habe ‚Kirchturm‘ und ‚Turm auf Kirche (neben Kirche usw.)‘, dann liegen im letzten Falle begriffliche Komplexionen vor, die in vielen kasusreichen Sprachen genau so präpositionslos wie unser ‚Kirchturm‘ gebildet werden. Die Sprachforscher kommen mit der Nomenklatur kaum nach; da gibt

es einen ‚Adessivus‘, ‚Inessivus‘ und ich weiß nicht, was noch mehr. Das alles sind Fälle äußerer Determination, die statt unserer präpositionalen Gefüge natürlich auch durch eigene Suffixe, Präfixe u. dgl. m. gebildet werden können. Der echte Genitiv ‚Turm der Kirche‘ dagegen ist von einer vornehmeren Art, was offenbar wird in der endungsfreien Fügung ‚Kirchturm‘. Warum? Hier beginnt die Aufklärung des Logikers WUNDT in Sachen der inneren Determination.

Deshalb sei dem so, weil durch innere Determination Komplexionen zustande kommen, ohne daß man ein neues Datum zu den schon gegebenen Gliedern (also gleichsam von außen) hinzufügen muß. Das letztere gilt für die andere Gruppe; es gilt in allen Fällen von äußerlich determinierten Begriffskomplexionen: „Allen äußeren Beziehungsformen liegt entweder eine Raumanschauung oder eine Zeitanschauung oder die Vorstellung einer Bedingung zugrunde“ (141). Beispiele: ‚Der Vogel *auf* (dem) Baum, die Imperatoren *nach* Cäsar, ein Brief *mit* Geld, *mit* Begeisterung reden, *wegen* Beleidigung klagen‘.

Es verdient anerkannt zu werden, daß kein Kasustheoretiker vor WUNDT die Frage nach dem Klassenunterschied derart scharf zugespitzt und auf ja oder nein vorbereitet hat. Daß eine Raumanschauung, Zeitanschauung usw. hinzutritt bei der zweiten Klasse ist unbestreitbar. Legen wir den Finger auf die ergänzende Behauptung, daß die erste Klasse von Begriffskomplexionen eines hinzugefügten Datums, *eines äquivalenten Bandes nicht bedürfe*. Das ist (noch einmal gesagt) die Schlüsselstellung der WUNDTschen Kasuslehre. Man muß als Kritiker immer zuerst eine Phase durchmachen, in der man sich als Anwalt und Verteidiger fühlt. Wie wäre es bei ‚Kirchturm‘ mit dem Hinweis darauf, daß in der Tat ein Turm schon hineingehört unter die Merkmale des Begriffes ‚Kirche‘? Das Kompositum holt nur heraus, was schon mitgegeben ist, verfährt also nach dem Rezept, das KANT für die analytischen Urteile im Unterschied von den synthetischen verfaßt hat; die analytischen explizieren nur, die synthetischen dagegen fügen etwas Neues, dem Ausgangsbegriff Fremdes hinzu. Ein ähnliches Denkmodell stand faktisch Pate, als die WUNDTsche Scheidung aus der Taufe gehoben wurde; nur ist es nicht ganz das gleiche wie bei KANT gewesen. Denn es wäre zu einfach ad absurdum zu führen; zu ‚Hausvater‘ oder ‚Vaterhaus‘ paßt das über den Kirchturm Gesagte gewiß nicht; denn im Begriff Vater ist gewiß kein Haus, und im Begriff Haus kein Vater von vornherein schon enthalten.

Nein WUNDT nimmt an, es sei nicht in dem einzelnen Glied-begriff, wohl aber in beiden zusammengedacht schon alles enthalten, was man braucht; der Begriff ‚Schlüssel‘ z. B. enthält unter seinen Merkmalen eine Leerstelle für den Verwendungsbereich des Dinges; dorthin kann ich nacheinander ‚Haus‘, ‚Koffer‘ usw. einsetzen, um die entsprechenden Komposita zu erhalten. Die gemeinte Leerstelle ist unentbehrlich, denn zu irgendeinem der angedeuteten Verwendungsbereiche muß jeder Schlüssel gehören. Wie ist es mit ‚Vaterhaus‘? Nun ja, ein Haus hat irgendeinen Besitzer und ‚Väter‘ können etwas besitzen; also sind in ihrem Begriffe schon die nötigen Leerstellen angelegt.

Wir müssen nicht nur das letzte Beispiel, sondern den ganzen Verteidigungsversuch auf die eigene Kappe nehmen. WUNDT erwähnt die scholastische *Connotation* nicht, die wir S. 226f. wiedergegeben haben und hier anwenden. Dort hieß es, das Adjektivum ‚albus‘ konnotiere ein Etwas, ein Ding, dem es als Eigenschaft inhäriert; das ist der spezielle Fall einer Leerstelle, dem wir die WUNDTschen Gedanken annähern können, um sie zunächst einmal zu verstehen. Scholastische Logiker und J. ST. MILL hätten die Lehre WUNDTs wohl kurzer Hand unter die allgemeine Konzeption der *connotatio* eingeordnet. Wir haben es ihnen als Verteidiger nachgemacht. Und so ist jedenfalls die Lage für den Anfang nicht ganz aussichtslos; soweit die *attributiven* Fügungen in Frage stehen.

4. Wie ist es mit den *prädikativen* Fügungen und dem Akkusativ, Dativ, Genitivus objectivus (*oblivisci alicuius*) und mit dem Nominativ, der allen zusammen irgendwie als Gegenglied zugeordnet sein mag? Wir machen die Scheidung von attributiven und prädikativen Komplexionen wieder außerhalb des WUNDTschen Planes, sogar gegen seine eigene Lehre. Doch geschieht es im Hinblick auf später vorzulegende Gründe und um soviel als möglich Brauchbares herauszuheben aus der WUNDTschen Idee von der inneren Determination.

Da ist zunächst eine erste Fährte, die wieder aufgegeben werden muß, weil sie zu Ende geht, bevor die wichtigsten Fälle unter Dach gebracht sind. Man denkt vor allen andern Akkusativanwendungen an den Sonderfall eines offenkundig „inneren“ Objektes. Wir sagen im Deutschen ‚ein Spiel spielen, eine Tracht tragen, einen Gang gehen‘ und würden mit diesem Schema das ganze Inventar deutscher Verba abwandernd nur von den aktivsten unter den sogenannten aktiven oder transitiven Verben eine entschiedene Abweisung erfahren, weil bei ihnen der Akkusativplatz regelmäßig

durch andere ‚Objekte‘ besetzt ist. ‚Einen Trunk trinken‘ geht noch, ‚eine Sicht sehen‘ klingt gezwungen und bei ‚hören‘ wüßte ich mir (sprachlich) analog kaum mehr zu helfen. Die Intransitiva gestatten unser Probierspiel vielfach widerstandsfreier als die Transitiva. ‚Einen (scharfen) Schlag schlagen‘ sagt man Fechten und Tennisspielern nach, wobei man sich kaum zu überlegen braucht, ob das Verb hier transitiv oder intransitiv verwendet sei. ‚Sitzen‘ ist gewiß ein hochgradig selbstzufriedenes Intransitivum; und doch könnten wir einem Reitlehrer den Ausdruck ‚einen guten Sitz sitzen‘ zur Not noch gestatten¹⁾.

Was in den Fällen eines inneren Objektes vorliegt, verdient den Namen eines analytischen Verhältnisses, weil in der Tat aus dem Verbalbegriff das in den Akkusativ gesetzte Nomen in ähnlicher Weise unmittelbar herausgehoben werden kann wie nach KANT das Merkmal ‚ausgedehnt‘ aus dem Begriff ‚Körper‘. TWARDOWSKI hat sich vor Jahrzehnten im Rahmen seiner erlebnispsychologischen Unterscheidung von Akt und (immanentem) Gegenstand für einen Teil unserer Fälle interessiert und das Zeugnis der Sprache angerufen. Allein es bedarf kaum des Beweises, daß dieser analytische Akkusativ keineswegs zum Hauptfall erhoben werden darf. ‚Einen Gang gehen‘, ist eine analytische Komplexion, aber ‚einen Löwen töten‘ ist nicht in demselben Sinne analytisch und sprachtheoretisch viel wichtiger.

Greifen wir das Beispiel *Caius necat leonem* auf, um an ihm über die allgemeinsten Voraussetzungen, unter denen das Kasuspaar Nominativ : Akkusativ auftritt, ins Klare zu kommen. Überall, wo ein Ereignis wie das des Löwentodes mit Hilfe eines Zweiklassensystems darstellender Sprachzeichen hinreichend eindeutig wiedergegeben wird, findet der Sprachforscher eine Bedeutungskomplexion und die Gelegenheit, die Frage WUNDTs zu beantworten. Nehmen wir an, es werden wie in unserem lateinischen Text die zwei Lebewesen Caius und der Löwe einzeln genannt, so ist schon durch das Nennen der beiden in einem Atemzug bestimmt, daß beide beteiligt sind an dem, was man darstellen will. Es muß aber mindestens noch ein drittes und viertes aus der eindeutigen sprachlichen Komplexion

1) Die aus Verben derart gebildete Nomina haben die Linguistik seit MAX MÜLLER und USENERS berühmter Abhandlung über die Götternamen viel beschäftigt. P. KRETSCHMER klärte die Tatsache, daß viele von ihnen (die Tracht, die Lage, die Sicht usw.) als Feminina auftreten. Vgl. auch den schönen Aufsatz von W. PORZIG, Die Leistung der Abstrakta in der Sprache. Blätter f. deutsche Philos. 4 (1930) und vorher in der Festschrift f. STREITBERG (1924), S. 140ff.

ersichtlich sein, nämlich der Tod und welchen von beiden (Kampfpartnern) er trifft. Es gibt nun Sprachen, welche dies dritte und vierte genau so nachschicken, wie es unsere umständliche logische Analyse vorsieht: den zwei Namen Caius und Löwe folgt im Texte solcher Sprachen ein *Ereigniswort* und dem Ereigniswort eine Richtungsangabe, eine Angabe, von welchem der beiden Partner der Tod ausgeht und zu welchem er hingeht. WUNDT selbst deutet das Gerüst solcher Komplexionen im Deutschen so an: *Caius Löwe töten — er — ihn* und behauptet nach MAX MÜLLER, es gelte für die malaiischen Sprachen, die kaukasischen¹⁾ und amerikanischen (94).

Man müßte aber viel Genaueres darüber erfahren, um mit der Sache endgültig fertig zu werden. In der deutschen Wiedergabe wird das eine Moment richtig getroffen sein, daß zwei Zeigwörter (er — ihn) nachgeschickt und an ihnen die Richtungsangabe vollzogen wird. Ob das nun selbst *deklinierte* Pronomina sind und sein müssen, wie unser ‚er — ihn‘, ist die erste der sprachtheoretischen Fragen. Wenn ja, dann gehört die betreffende Sprache schon zu den Nominativ-Akkusativ-Sprachen und leistet sich in puncto casus hauptsächlich die Abweichung vom Lateinischen, daß sie ihre phonematischen Kasuszeichen nur an nachgeschickten anaphorischen Zeigwörtern (Pronomina) anbringt. Denkbar aber wäre auch die Antwort nein. Wenn das nachgeschickte Zeigen durch undeklinierte Partikeln wie ‚hier — dort‘ erfolgte, was dann? Um in unbeholfenem Kinderdeutsch etwas Derartiges nachzubilden, eine fingierte Erzählung: *Maus hier dort*; das könnte den Sinn haben, daß die Maus von hier nach dort gelaufen ist. Die Sprechsukzession ‚hier dort‘ bildet in diesem Falle das Ereignis ab. Gleiches wäre gewiß auch bei unserem anaphorischen Gebrauch der zwei nachgeschickten Zeigwörter denkbar; und damit hätte man etwas anderes als einen Nominativ-Akkusativ vor sich. WUNDT selbst müßte eine solche Konstruktion aus der ersten in die zweite Klasse, aus der inneren in die äußere Determination verweisen. Und hier hätte man je nach den Umständen immer noch die Wahl, ob die Konstruktion in erster Linie an die Raumanschauung oder an die Zeitanschauung appelliert. Ja der Gesamt Denkweise und den besonderen Todesvorstellungen mancher Völker wäre es vielleicht noch adäquater,

1) Man wird von vornherein nur an die von TRUBETZKOY ausdrücklich als ‚casus patiens‘ und ‚casus agens‘ von der lokalistischen Gruppe abgehobene Klasse in den kaukasischen Sprachen denken dürfen, wenn die WUNDTsche Formel dort überhaupt anwendbar ist, was ich nicht zu entscheiden vermag. S. TRUBETZKOY, a. a. O. und 328.

daß unser Caius als das Instrument betrachtet wird, durch welches der Tod dem Löwen beikommt: *Caio nex leoni*. Dann stünde das konditionale Moment des WUNDRschen Schemas „äußere“ Determinationen im Vordergrund. Denn daran sei noch einmal erinnert, daß WUNDT den Gesamtbereich der äußeren Determinationen aufteilt in Räumliches, Zeitliches, Bedingendes.

Was wir erreichen wollen durch die umständliche Analyse des Löwentod-Exempels ist eine Lösung der Darstellungsaufgabe mit sprachlichen Mitteln unter Umgehung der Subjekts-Objekts-relation. Es kann nicht die Aufgabe des Sprachtheoretikers sein, nachzuweisen, daß derartiges da oder dort (sagen wir im Baskischen) wirklich vorkommt oder gar die Regel bildet. Genug, wenn an einem einzigen Punkte die Lehre von der angeblich logischen Unentbehrlichkeit der Kasus ‚innerer Determination‘ erschüttert ist. Eine Quelle voreiliger Interpretationen liegt darin, daß WUNDT (vermutlich nach dem Vorbild von MAX MÜLLER) in seine deutsche Wiedergabe das Verbum *töten* eingesetzt hat. Wäre entschieden, daß dies für alle Fälle, die er begreiflich machen will, richtig ist, dann wäre damit auch entschieden, daß Caius Subjekt und der Löwe Objekt werden muß. Sonst nicht; es könnte in einer Sprache eine eigene Wortklasse für Ereignisse (Ereigniswörter, die keine Verba sind) und doch keinen Subjekts- und Objektskasus geben. Hier muß eine Revision der WUNDTschen Kasustheorie einsetzen.

5. Am nächsten unserer eigenen Lösung der Kasusfrage kommt WUNDT dort, wo er sich vom Sprachgefühl darüber belehren läßt, daß einige der analysierten Wortfügungen einen *Verbalbegriff* implizieren (vgl. oben S. 244 gegen Ende des Zitates). Das ist eine Einsicht, die nicht auf uns oder WUNDT gewartet hat, um entdeckt zu werden. Wir brauchen sie hier, um die Schlüsselposition des Logikers WUNDT anzugreifen. Wo immer ein Verbum die Komplexion regiert, dort und nur dort sind Leerstellen, in welche primär Caius und der Löwe eingesetzt werden können als Kasus der sogenannten inneren Determination. Wir lassen dabei alle attributiven Fügungen, die historisch aus den prädikativen hervorgegangen sein dürften, beiseite und denken wieder an die indogermanische Lösung der Darstellungsaufgabe im Löwentod-Exempel: *Caius necat leonem*. Warum provoziert das Verbum die Fragen wer und wen? Weil es der Ausdruck *einer bestimmten Weltauffassung im ursprünglichsten Wortsinn* ist; einer Auffassung, die Sachverhalte unter dem Aspekt des (tierischen und) menschlichen Verhaltens begreift und zur Darstellung bringt.

Unser Durchprobieren der deutschen Verba nach der Möglichkeit, ihnen ein analytisches Objekt beizufügen, scheiterte keineswegs an den sogenannten intransitiven; ein Beweis, daß auch sie eine Objektsbeifügung innerlich (begrifflich) gestatten. Vielleicht verdient unter allen anderen eine kleine Gruppe von Ereigniswörtern in diesem Punkte eine besondere Beachtung; es sind diejenigen, welche überhaupt nicht anders oder doch mit Vorliebe als „Impersonalia“ auftreten. Davon später noch ein Wort. Sonst trägt ein indogermanisches Verbum regens regelmäßig entweder das Senderzeichen der ersten oder das Empfängerzeichen der zweiten oder das merkwürdige Zeichen der sogenannten dritten Person an sich und markiert damit (zeigend), woher die ‚Handlung‘ kommt bzw. wohin sie abzielt: *amo te, amas me, amor a te, amaris a me* usw.

Diese *Aktionskategorie* ist aber keineswegs die einzige, welche sprachliche Darstellungen ermöglicht; nicht einmal im Indogermanischen. Wo sie angewendet wird, sind die Fragen wer? und wen? sinnvoll; sonst nicht. Es ist also gar nicht so, wie WUNDT glaubt, daß zu den Gefügegliedern in *Romam proficisci* ein äußeres Datum, nämlich Raumordnung hinzugedacht wird, in *Romam defendere* dagegen nicht. Sondern logisch gleichgeordnet dem Raum ist im zweiten Fall die *Aktionskategorie*. Bei *Romam fugere* und *Romam videre* ist es prinzipiell nicht anders. Es kommt nicht darauf an, daß man die Verhältnisse erlebnispsychologisch charakterisiert und von *Intentionen* spricht. Tut man es, dann fragt wer? nach dem intendierenden und wen? nach dem intendierten Glied im Gefüge: ‚ich sehe, fühle, denke, will das und das‘. Statt ‚ich‘ kann natürlich auch ‚du‘ und ‚er‘ stehen. Nein, diese erlebnispsychologische Interpretation ist keine *conditio sine qua non*; auch das behavioristische Denkmodell vermag die Verhältnisse verständlich zu machen.

Man hat am Tiere und am menschlichen Säugling grundständig drei Bezugswendungen zu gegebenen Sinnendingen unterschieden; erstens die positive Zuwendung, zweitens die negative Abwendung oder Flucht und drittens die negative Zuwendung (Angriff, Abwehr). In den Akkusativ kann im Deutschen und in anderen indogermanischen Sprachen jedesmal der *Bezugsgegenstand* gesetzt werden: etwas begehren, lieben, fressen; etwas fliehen, vermeiden; etwas angreifen, abwehren, bezwingen¹⁾. Ob das räumlich und damit nach

1) Es scheint mir eine sinnvolle Frage des Sprachtheoretikers zu sein, ob diese drei grundständigen Bezugswendungen irgendwo in einem reicheren Kasus-system differenziert sind. Ich könnte mir neben einem spezifischen „Anklage-

WUNDT äußerlich gemeint ist oder als aktionsbestimmendes Etwas, wird nicht generell zu entscheiden sein. Das Wichtigste ist für den Sprachtheoretiker, zu erkennen, daß die *Aktion* (die tierische und menschliche) das Denkmodell ist, unter das man einen darzustellenden Sachverhalt bringen muß, um das Kasuspaar, von dem wir sprechen, zu begreifen. Habe ich ein Nennwort, welches dieses Denkschema impliziert, z. B. ein Verbum, dann connotiert es zwei Leerstellen. An ihnen ist der Nominativus und Akkusativus (oder Dativus) angebracht. Die Nominativ- und Akkusativmarken sind also nichts anderes als die Platzmarken eines bestimmten Symbolfeldes, das wir damit beschrieben haben. Ob man damit logisch hinreichend auch schon die Wortklasse des Verbums bestimmt hat, mag vorerst dahingestellt bleiben. Jedenfalls fanden wir Wörter mit solchen Leerstellen unter den Verba. Wir werden das Problem der Wortklassen allgemein wenigstens streifen in § 19. Hier genügt es, zu erkennen, daß die sogenannten Kasus der inneren Determination in unseren Sprachen dem Denkmodell der Handlung zugeordnet sind. Die Analyse der Impersonalia wird den Beweis erbringen, daß wir Sätze auch dort, wo ein Geschehen geschildert wird, mit einem anderem Denkmodell bauen können; und in den echten Nominalsätzen liegen die Verhältnisse zum dritten Male anders.

§ 16. Ein kritischer Rückblick.

Der Zentralbegriff ‚Symbolfeld der Sprache‘ ist beseelt und getragen von einer Leitidee, deren erstes Aufdämmern in mir persönlich mit Studien an KANTS Kritik der reinen Vernunft zusammenhängt. Dort ist *expressis verbis* an verschiedenen Systemstellen ein Mittler eingeführt und dieser Mittler wird regelmäßig als *Schema* charakterisiert und bezeichnet. Die vollendete und gleichsam offi-

kasus“, einem Akkusativ der negativen Hinwendung, einen spezifischen Kasus der positiven Hinwendung (Zärtlichkeit, Liebe, Fürsorge) vorstellen und einen spezifischen Kasus der negativen Abwendung (Fliehen, Verabscheuen, Vermeiden). Das Geben, von welchem der Dativus seinen Namen empfangt, ist eine psychologisch verwickeltere Verhaltensweise. Doch kann natürlich auch sie zum Grundmodell erhoben werden. Dann stehen im Nominativ und Dativ ursprünglich die zwei Personen, die auch in unserem Organonmodell vorkommen, nämlich der Sender und Empfänger. Diesmal aber nicht der Sender und Empfänger der sprachlichen Botschaft, sondern eines Gutes oder eines (sachlichen) Geschehens. Wenn wir auf einen Brief „Herrn N. N.“ schreiben, verwenden wir diesen durchaus originär denkbaren Dativus, der keinen Akkusativ neben sich haben müßte, während unsere Sprache sonst den Dativ nur zusätzlich und ganz, wie man sich ausdrückt, als Kasus des fernerer Objektes verwendet. Ich könnte mir den Adressendativ als den einzigen neben dem Nominativ als Normalfall vorstellen.

zielle Fassung des KANTSchen Gedankens im „Schematismus der Verstandesbegriffe“ ist schwierig und dunkel; sie liegt auch so weit von unserem Thema ab, daß ich sie hier beiseite schiebe. Viel blutvoller und der empirischen Erprobung zugänglich tritt derselbe Gedanke ordnender Schemata in jenen eindrucksvollen Fragmenten auf, die in der Erstauflage der Vernunftkritik im Abschnitt von der transzendentalen Deduktion der Kategorien stehen und später gestrichen worden sind. Der sachliche Gehalt jener Überlegungen über die Konstitution der einheitlichen Wahrnehmung aus dem tausendmal wechselnden Stoff der Sinnesdaten wird nach meiner Überzeugung umgeprägt und vom Vergänglichen gereinigt in unserer werdenden neuen Wahrnehmungslehre auferstehen. Die Erkenntnis der Konstanzmomente im Wechsel der äußeren und inneren Wahrnehmungsumstände ist in modernem Gewande eine Erfüllung dessen, was dem Analytiker KANT im Prinzip schon damals einsichtig war und wofür er die Idee vermittelnder, ordnender Schemata brauchte¹⁾.

Die sprachliche Fixierung und Fassung der wahrgenommenen Sachverhalte ist vorbereitet und verwurzelt in den Prozessen, die wir Wahrnehmungen zu nennen und unsachlich scharf von einer „nachfolgenden“ sprachlichen Fassung zu trennen pflegen. Ich habe in der „Krise der Psychologie“ zu beweisen begonnen, daß dieselben semantischen Funktionen, die dem Analytiker der Sprache deutlich werden, daß die Signal-, Anzeichen- und Symbolfunktion in voller Entfaltung den Sinnesdaten des Menschen auch dort und unter solchen Umständen zukommt, wo eine Intervention des Sprechapparates nicht in Frage steht. Das im Sprechverkehr produzierte Orientierungsgerät der menschlichen Sprache potenziert die Leistungen der natürlichen Signale und Symptome, die wir wahrnehmend den Dingen und Verkehrspartnern auch unformuliert abnehmen und verdanken. Wie weit ein fingierter homo alalus ohne die Sprache im Deuten und Verwerten der außersprachlichen Signale und Symptome käme oder gekommen wäre, ist eine viel zu unbestimmte Frage, als daß sie im Handumdrehen beantwortet werden könnte.

Im Zuge einer Analyse des Sprechdenkens nun entdeckte ich im Jahre 1907 das Erlebnis der *syntaktischen Schemata*. Das Wesentliche daran ist schnell erzählt: ich hatte mich in Gelegenheits-

1) Die fortgeschrittensten modernen Bücher über das, was ich im Auge habe, sind: E. BRUNSWIK, Wahrnehmung und Gegenstandswelt. Wien (Deuticke) 1934 und L. KARDOS, Ding und Schatten. Leipzig (J. A. Barth) 1934.

beobachtungen darüber selbst ertappt und das also Erfaßte in monatelanger Beschäftigung vielleicht in meinem eigenen Sprechdenken auch ein wenig gezüchtet. Denkversuche mit anderen, mit zwei geübten Psychologen und einigen Studenten, waren dann so angelegt, daß auch sie darauf kommen mußten. Sie hatten epigrammatisch geschliffene Sentenzen, die ich jedem von ihnen einzeln vorlas, rasch zu verstehen und, soweit es sich gab, kritisch zum Inhalt eine Stellungnahme zu gewinnen. NIETZSCHES Aphorismenschatz und Verwandtes waren die Fundstellen der Sätze, die ich nach dem Gesichtspunkt ihrer Neuheit für die Versuchspersonen und natürlich nach bestimmten Erwartungen über die Denkprozesse, die sie veranlassen mochten, ausgesucht hatte. Das Drum und Dran der Ergebnisse braucht nicht geschildert zu werden; jedenfalls kamen meine Denker häufig in eine Lage, die jeder aus dem Leben kennt, wo es oft so ist, daß man zu einem vorgelegten Text, den man grammatisch vollkommen durchschaut, den schweren Gedanken oder umgekehrt zu einem eigenen Gedanken geeignete Worte und die prägnante Satzform sucht. Mitunter passierte es im Ringen um die Lösung, daß Gehalt und sprachliches Darstellungsschema getrennte Wege gingen, so daß sie auch im Rückblick der Psychologen, die dies Erlebnis schilderten, noch verwunderlich getrennt erfaßbar blieben. Und immer wieder wurde dann beschrieben, daß dies oder jenes ganz oder teilweise *leere syntaktische Schema* der eigentlichen Formulierung einer Antwort vorherging und das faktische Sprechen irgendwie erkennbar steuerte. Häufiger wurden diese Berichte noch in Erinnerungsversuchen, wo z. B. ein gegebenes Sprichwort an ein sinnverwandtes in der Vorreihe erinnerte; es erinnerte an ein verwandtes, aber bildlich und sprachlich anders eingekleidetes Sprichwort, so daß die Versuchsperson sich fragen mußte: Wie war es doch? Dann begann ein Suchen nach der anderen sprachlichen Fassung des Gedankens. Kurz, ich zog den Schluß:

„Wenn wir einen schwierigen Gedanken ausdrücken wollen, dann wählen wir erst die Satzform für ihn, wir werden uns innerlich erst des Operationsplanes bewußt, und dieser Plan ist es dann, der erst die Worte meistert. Wenn wir ein komplizierteres Satzgefüge durchschauen, so ist das ein Wissen um seine grammatische Struktur, wir wissen um die Beziehungen, die zwischen den einzelnen Teilen der ganzen Form bestehen. Das kommt auch, während wir selbst sprechen, vor, z. B. wenn wir einen Zwischensatz mit ‚als‘ beginnen und am Schlusse des Nebensatzes plötzlich abbrechen, dann kommt uns zum Bewußtsein, daß wir etwas erwartet haben; das ist nicht nur eine sachliche Ergänzung, sondern auch eine grammatische, wir erwarten einen Hauptsatz. In allen diesen Fällen kommt uns das gesondert zum Bewußtsein, was nebenher und, ohne besonders beachtet zu werden, stets oder fast stets zwischen Gedanken und Wörtern *vermittelt*, ein Wissen um die

Satzform und das Verhältnis der Satzteile unter sich, etwas was als direkter Ausdruck der grammatischen Regeln, die in uns lebendig sind, zu gelten hat“¹⁾).

Dazu hat PICK Beobachtungen an Sprachkranken in Fülle gesammelt und in seinem Buche „Die agrammatischen Sprachstörungen“ (I. Teil 1913) theoretisch ausgedeutet; das Beobachtete ist also auch psychopathologisch bestätigt und ergänzt worden. Auch CH. BÜHLER brachte weitere Beobachtungsdaten in ihrer Arbeit über die Prozesse der Satzbildung. O. SELZ berichtet kurz und präzise darüber in „Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums“ II (1922) S. 362ff. Er selbst hat die Dinge sehr konsequent weitergeführt und in seine umfassende Komplextheorie des Denkens eingebaut. Befriedigt aber war ich damals nicht und bin es auch heute nicht von dem Stand der Sache und vor allem von unserer Methode. Die Beobachtungen sind gewiß korrekt; allein sie erfassen doch nur fetzenhaft einen Tatbestand, der gründlicher erforscht werden müßte. Wir waren Kinder unserer Zeit und legten Wert auf eine *Isolierung* und isolierte Bestimmung der konstitutiven Faktoren des Sprechdenkens, um den heillos kurz sightigen Sensualismus jener Tage zu widerlegen. Darum wurde das Erlebnis der ‚leeren‘ Satz schemata so stark unterstrichen. Gewöhnlich ist es eben nicht leer und doch vorhanden das syntaktische Schema; ob im Erlebnis isolierbar oder nicht, ist sachlich gesehen eine untergeordnete Frage. Wenn die damalige Beobachtungstechnik nicht ausreicht, muß man eben neue Wege finden um weiterzukommen. Man darf den Befund nicht für alle Zeit an die Bedingung einer hochgezuchteten Feinheit des Beschreibens eigener Denkerlebnisse knüpfen, sondern muß danach streben, ihn auch weniger subtilen Augen zugänglich zu machen und noch mehr: es gilt ihn *objektiv* zu verifizieren.

Hier nun in diesem Kapitel ist niedergelegt, was ein Studium des Sprachbaus zu bieten vermochte, um zu verifizieren, was ich für eine Modelleinsicht halte, die mir seit 1907 im Kopf herumgeht. Heute würde ich sie so formulieren: Daß das Sprechdenken und mit ihm jedes andere im Dienste des Erkennens vollzogene Operieren mit Gegenstandssymbolen genau so eines Symbolfeldes bedarf wie der Maler seiner Malfläche, der Kartograph seines Liniennetzes von Längen- und Breitengraden und der Notenschreiber seiner noch einmal anders hergerichteten Papierfläche oder allgemein gesagt wie jedes Zweiklassensystem darstellender Zeichen. Daß die analytische Aufgabe, welche damit der Sprachtheorie gestellt wird, mit dem

1) K. BÜHLER, Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. Arch. Psychol. 12 (1908), S. 84ff.

hier Gebotenen noch nicht allgemein genug und logisch scharf genug gelöst ist, blieb mit nicht verborgen.

Die menschliche Sprache als Darstellungsgerät, wie wir sie heute kennen, hat einige Entwicklungsschritte hinter sich, die alle dahin verstanden werden können, daß sie sich mehr und mehr befreite aus dem Zeigen und weiter und weiter entfernte vom Malen. Die Entbindung der einzelnen Sprachäußerung aus den Situationshilfen, aus dem Zeigfeld der Sprache, ist ein Thema, das wir befriedigend, wie ich glaube, im Abschnitt über den Satz zu Ende führen können. Dagegen fehlt vorerst noch ein völlig klares außersprachliches Modell, an dem die an der Sprache abgelesene Darstellungsweise illustriert werden könnte. Daß ein Symbolgerät, wenn es in dem Ausmaß wie die Sprache vom malenden Wiedergeben entfernt und indirekt geworden ist, einen hohen Grad von Universalität seiner Leistung erreichen kann, ist leicht einzusehen; aber warum daneben die Fähigkeit zu relationstreuen Wiedergaben nicht grundsätzlich verloren geht, verstehe ich offen gesagt nicht so, wie es von einer vollendeten Sprachtheorie dem Verständnis aller erschlossen werden müßte. Vielleicht *überschätzen* wir die Erlösung vom Zeigfeld, vielleicht *unterschätzen* wir das Faktum der prinzipiellen Offenheit und das Ergänzungsbedürfnis jeder sprachlichen Darstellung eines Sachverhaltes vom Wissen her um diesen Sachverhalt. Oder was dasselbe ist: vielleicht gibt es eine Ergänzung alles sprachlich gefaßten Wissens aus einer Quelle, die sich nicht in die Kanäle des sprachlichen Symbolsystemes ergießt und trotzdem ein echtes Wissen erzeugt.

IV. Aufbau der menschlichen Rede: Elemente und Kompositionen.

Die kleine Schrift, welche LEIBNIZ ad usum principis Eugenii verfaßte, die Monadologie des großen Metaphysikers, beginnt nach einer Definition mit dem Satze: Et il faut qu'il y ait des substances simples, puisqu'il y a des composés; car le composé n'est autre chose qu'un amas ou *aggregatum* des simples. Im wirklichen oder nur scheinbaren Widerspruch zu diesem formalen Leitgedanken von LEIBNIZ steht im Konzept des ARISTOTELES an hervorragender Stelle der Begriff einer *Synthesis*; er steht dort in der Lehre vom Urteil. Bei KANT, HEGEL und CASSIRER kehrt er wieder; auch WUNDT bemüht sich um das Verständnis dessen, was er als ‚schöpferische Synthese‘ ansieht.

Im Gemüte unserer Zeitgenossen hat sich die alte Entscheidungsfrage unter einigen neuen Namen niedergelassen und eingenistet; wer sich als Psychologe zur ‚Gestaltidee‘ oder irgendeiner ‚Ganzheitsauffassung‘ bekennt, zieht gewöhnlich einen Strich, errichtet in ihrem Namen Dämme gegen das ‚amas ou aggregatum‘, weil kaum einer noch zu den ‚Atomisten‘ oder Elementariern gerechnet werden möchte. Die sprachlichen Phänomene wurden von den Gestaltpsychologen noch nicht befragt und abgelauscht, so oft man sie auch nebenbei als Eideshelfer zitiert findet. Denn auf der einen Seite führt jeder das Wort von den ‚Und-Verbindungen‘ im Munde, um auf ein Aggregat kat' exochen hinzuweisen und auf der anderen Seite hält er als letzte Reserve den Hinweis auf den sprachlichen Satz parat, an dem es selbst dem Blinden aufgehen müsse, daß die Analyse von LEIBNIZ nicht allgemein anwendbar sei; der Satz sei offenkundig mehr und etwas anderes als ein Aggregat von Wörtern. Die ausdrückliche Gegenüberstellung ‚Gestalt gegen Und-Verbindungen‘ ist in der MEINONG-Schule gebräuchlich geworden; sie steht z. B. so, wie sie heute verwendet wird, in einer Abhandlung von R. AMESEDER aus dem Jahre 1904¹⁾. Daneben brauchte die

1) R. AMESEDER, Beiträge zur Grundlegung der Gegenstandstheorie. In: „Abhandlungen z. Gegenstandstheorie und Psychologie“, hg. von A. MEINONG 1904. Dort im Abschnitt ‚Verbindungsgegenstände und ihre Relate‘ (S. 116) wird am Undkomplex (*a und b*) verdeutlicht, daß *und* die Bezeichnung des Relates und daß

Würde des Satzes vor einem Worthaufen nicht neu entdeckt zu werden, weil sie, seit am Satze vom Typus S ist P (dem Satz aus Onoma und Rhema im aristotelischen Konzepte) die Urteils-Synthesis erläutert war, nie ernstlich in Zweifel gezogen worden ist.

Es ist nicht unsere Sorge, dort, wo es um „Substanzen“ geht, das Dogma der Monadologie zu retten oder den Liebhabern des Synthesis-Gedankens recht zu geben; wir lassen uns nicht ablenken auf Substanzen, sondern bleiben auf dem Boden der Sematologie und sehen zu, ob man an zeichenhaften Gebilden *beide* Behauptungen in einem Atemzug verstehen und vertreten kann, die vom Aggregatum in einer Hinsicht und die vom Synthema in einer anderen. So ist es; denn das Verhältnis der Wörter zur Satzeinheit verlangt genau an der Stelle, wo die amas-Betrachtung ihren Dienst geleistet hat und unsachlich wäre für das andere, was noch zu sagen ist, einen Wechsel der Hinsicht, einen Betrachtungsumschlag, der geheimnisfrei und ohne jeden Hauch von Mystik oder Paradoxie angegeben werden kann. Wenn es zweierlei, nämlich Symbole und ein Feld gibt im Satze, so kann eine zweimalige Zählung widerspruchsfrei dort zum Ergebnis n und hier zum Ergebnis 1 gelangen. Und das n darf und muß sich ebenso von LEIBNIZ, dem produktiven Mathematiker, sachgerecht als eine Summe wie die Feldeinheit als etwas anderes denn eine Symbolsumme bestimmen lassen.

Soll etwas an Verwunderung erhalten bleiben, dann gibt es am Sprachwerk des vollendeten und situationsentbundenen Satzes Punkte genug, auf die sie hingelenkt werden kann. Nur ist es gewiß nicht das EHRENFELS-Kriterium einer sogenannten *Übersummativität*, an dem man Halt machen und staunend vor Andacht verstummen soll. Denn wenn das Wort von der Übersummativität gesprochen ist, erfährt man häufig nichts weiter; weder warum die *Summe* zuerst aufs Papier gesetzt wird, wenn sie durch ein vorgesetztes *über* wieder gestrichen werden muß, noch warum zum auslöschenden Schwamm das normalerweise unverkennbare Quantitäts- oder Steigerungswort ‚über‘ erkoren ist. Das Kriterium der Übersummativität war sinnvoll erdacht in der MEINONG-Schule, degenerierte aber zu einem Abwehrzeichen wie unser deutsches ‚nein‘ in dem Augenblick, wo das Zweiheitsschema der Grazer Produktions-

ein Undkomplex kein Gestaltkomplex ist. — Ich selbst hatte die Sache als eine Angelegenheit der MEINONG-Schule in Erinnerung; Herr Kollege MALLY war so freundlich, mir auf eine Anfrage den genauen Standort anzugeben, wofür ich ihm danke. Ob das Sprachexempel später von WERTHEIMER genau so oder irgendwie anders ausgewertet wurde wie von AMESEDER, steht vorerst noch nicht zur Diskussion; ein Sprachtheoretiker muß zunächst das sprachliche Phänomen als solches ins Auge fassen.

theorie verlassen wurde. Es liegt nicht im Plane dieses Buches, das Verlassene genau so, wie es war, zu restaurieren; wohl aber liegt es auf unserem Wege, die Sprachphänomene selbst zum Reden zu bringen im Sinne des Satzes, daß es weder Stoff ohne Form noch Form ohne Stoff gibt. Mag man vorübergehend unsicher geworden sein, wie das eine und wie das andere Moment gefaßt werden muß im Reiche der von den Gestaltpsychologen bevorzugten Punkt- und Strichfiguren auf weißem Papier, so darf den Sachverständigen im Reiche des Sprachwerks nicht zugemutet werden, sich ungeprüft miterschüttert zu fühlen. Denn sie wissen im großen und ganzen ziemlich sicher anzugeben, was an einem Sprachphänomen als stoffliches Moment und was als formales zu betrachten ist.

Nur eines noch in der Voranzeige: Ist man am Verhältnis der Wörter zum Satze darauf gekommen, daß ein Wechsel der Signifikation zu notieren ist, wenn man übergeht von den Zeichen, welche Gegenstände *nennen* oder *zeigen*, zu dem Felde, das einen Sachverhalt *zeichnet*, dann verlangt die Konsequenz, daß gefragt wird, ob ein ähnlicher Wechsel noch einmal oder öfter gefunden wird am Ganzen eines verwickelten Sprachwerkes. Genau derselbe Wechsel wird nicht mehr gefunden; das Wortsatzverhältnis ist unwiederholt und unwiederholbar. Aber es ist sinnvoll zu fragen und förderlich, eine Antwort sorgsam vorzubereiten nach dem Fragen, ob und wie sich andersartige Wechsel der Signifikation ergeben, wenn man im Übersatzgebiete vom einfachen Satz zum Satzgefüge und dann gleichsam absteigend auf der anderen Seite vom Wort zu seinen Phonemen übergeht. So öffnet sich ungezwungen im straffen Rahmen einer zu vollendenden und sprachwissenschaftlich brauchbaren Sematologie die Aufbaureihe: Phonem, Wort, Satz und Satzgefüge.

Das obere Ende der Aufbaureihe, das Satzgefüge, wiederholt in merkwürdiger Weise das Zeigen der Wörter, mit dem wir im Kapitel vom Zeigfeld die Analyse der Sprache begonnen haben. Es gibt ein Zeigen im Modus der Anaphora; und wer das Zeigfeld sucht, in dem es erfolgt, der findet das Band der werdenden Rede selbst als Zeigfeld verwertet. Der Kontext ist das anaphorische Zeigfeld, die werdende Rede selbst wird stellenweise und vorübergehend vor- und zurückschauend, wird *reflexiv*. Das ist eine äußerst merkwürdige und in außersprachlichen Darstellungsgeräten nur unvollkommen nachahmbare Fügeart.

Kaum weniger spezifisch ist am unteren Ende der Reihe sprachlicher Kompositionsmittel das Verhältnis des Wortes zu seinen Phonemen. Die Phoneme sind Lautmale im Wortklang und können

in jedem Wort abgezählt werden. Allein das Wortbild ist außerdem gestalthaft, es hat ein *Klanggesicht*, das sich verändert wie ein menschliches Gesicht im Wechsel des Ausdrucks und der Appellfunktion. Im üblichen Begriffsschatz der Linguisten ist für auffallende Veränderungen dieser Art der Name ‚Emphase‘ vorgesehen; und HEINZ WERNER hat in seiner Sprachphysiognomik den Sonderfall verfolgt, wo die Emphase darauf gerichtet ist, Eigenschaften des genannten Gegenstandes lautcharakteristisch zu unterstreichen. Was den Sprachtheoretiker allgemein beschäftigen muß, ist die merkwürdige *Konstanz des phonematischen Signalelements der Wortbilder im Wechsel ihres Klanggesichtes*.

Wir durchmustern die Gebilde von unten nach oben und beginnen mit einem noch nicht genannten ‚Element‘ der Sprache, nämlich mit der Silbe. Die Silbengliederung am Lautstrom der Rede wird zwar weitgehend grammatisch verwertet, entstammt aber keineswegs *aus* der Grammatik, sondern gehört zu den stoffbedingten Gestaltungsmomenten. Es hat einen guten Sinn, die Betrachtung mit diesen zu beginnen; denn wer sie nicht gehörig in Rechnung stellte, dem blieben bekannte Erscheinungen im Aufbau der Rede rätselhaft. Auch sind es psychologisch interessante Zusammenhänge, die dem Sprachtheoretiker am Phänomen der Syllabierung besonders deutlich entgegentreten. Es kommt mir vor, als sei durch die Entdeckung von STETSON das alte Silbenproblem der Phonetiker so weit gefördert, daß nunmehr das weitaus Wichtigste und sprachtheoretisch Interessanteste, was noch aussteht, in Angriff genommen werden kann; eine Untersuchung nämlich, wie sich Rezeption und Produktion in *Kooperation* verhalten. Und kaum etwas anderes wäre für das Gesamtgebiet der Sprachpsychologie (die zentralen Sprachstörungen eingerechnet) aufschlußreicher als an einem einzigen Punkte ein wirklicher Einblick in das überall nachgewiesene, aber keineswegs aufgeklärte zentrale Wechselspiel zwischen Empfang und Sendung. Wir versuchen auf moderner Basis einen Zugang dazu, indem wir in der Silbenfrage die Akustiker und Motoriker an den Verhandlungstisch bitten und zwingen, sich gegenseitig zu verstehen und zu ergänzen.

§ 17. Die stoffbedingte Gestaltung des Lautstroms der Rede.

Die Artikulation im weiten Wortsinn ist keine Sondereigenschaft der menschlichen Rede. Denn Tierlaute wie der Hahnenruf oder der des Kuckucks und der sogenannte Gesang der Singvögel sind gut artikulierte Lautfolgen; auch außersprachliche menschliche

Äußerungen wie das Schluchzen oder Lachen sind artikuliert. Wohl wahr, daß nichts von alldem die menschliche Rede erreicht an Mannigfaltigkeit der produzierten Lautnuancen und an subtiler Wendigkeit des Lautstroms; doch ist auch dazu anzumerken, daß bei nachahmenden Schreivögeln (Staren und Papageien) rein technisch durchaus Sprachähnliches zum Vorschein kommt. Wer beschreibend fortfahren will, darf an dieser Stelle nicht laienhaft mit ‚Überlegung, Sinn, Vernunft‘ dazwischenfahren, sondern muß zunächst einmal geduldig das Gesamtbild der Aufgliederung des Lautstroms der menschlichen Rede frei vom Hinüberschielen auf den Sinn entwerfen. Wir gehen zur Phonetik in die Lehre, um die sprachtheoretischen Fragen nach dem Anteil der Erzeugungstechnik und der akustischen Eigenschaften des Lautstoffs am Aufbau der Rede exakt zu stellen. Im Mittelpunkt des Bildes steht das *Phänomen der Silbe*.

1. Ein moderner Phonetiker bleibt nicht stecken in der Beschreibung von Vokalen und Konsonanten, sondern sieht und bestimmt die Silbengliederung des Lautstroms, Sprechakte und noch höhere Formationen in eigener Regie, d. h. im ersten Anlauf frei noch vom Gesichtspunkt der grammatischen Analyse. Merkwürdig, wenn man so will, und doch durchaus gesichert ist das Faktum dieser eigenen Gestaltungstendenzen. Denn Syllabierung, Sprechakte usw. treten auf und setzen sich durch, wenn es nicht anders geht, auch gegen die Ansprüche der grammatischen Gliederung der Rede. Nur sind die stoffbedingten Gestaltungstendenzen plastisch genug, um sich in gewissen Grenzen anzupassen. Wenn ich dem Lautstrom die Schablone einer vorgegebenen starren Verszeile vorschreibe, so ist auch damit nicht gesagt, daß ein guter Sprecher alle Zeilen gleichförmig taktierend herausbringen wird, sondern etwas anderes ist, wie man weiß, zu erwarten. Es ergeben sich ästhetisch reizvolle Spannungen und es ergibt sich ein Spielraum individueller Lösungsmöglichkeiten aus dem Gegenspiel der beiden Gestaltungsansprüche, die eben nicht erst in der ‚gebundenen‘ Rede, sondern auch schon in der sogenannten ungebundenen zum Vorschein kommen. Das ist ein Gegenspiel welches nicht nur im Lautstrom der Rede, sondern bei allen vergleichbaren ‚Bauten‘ in ähnlicher Weise angetroffen wird. Architekten, Maler und Musiker könnten davon genau so gut wie wir zu reden anfangen und jeder sein eigenes Sprüchlein darüber sagen er könnte zeigen, wie auf seinem Gebiet Spannungen zwischen materialbedingten mit anderen Gestaltungstendenzen auftreten und wie sie von Könnern gelöst werden.

Mich dünkt, die Frage nach den phonetischen ‚Einheiten‘ und alles, was damit zusammenhängt, sei bis heute von keinem Sachverständigen weitsichtiger und einleuchtender behandelt worden als von SIEVERS, der das Erbe von SWEET übernahm und vermehrte. SIEVERS hatte als Beobachter ein feines Ohr für diese Dinge und als Theoretiker das Zeug dazu, sie begrifflich befriedigender als seine Vorgänger zu bewältigen. Sein Ergebnis bedarf nur einer Ergänzung, keiner Änderung, um der Sprachtheorie als Basis zu dienen. SIEVERS bevorzugt bei der Bestimmung der Laute (der sonanten wie der konsonanten) die Erzeugungsanalyse und stellt ihr eine rein akustische Silbentheorie an die Seite; das ist ein Schönheitsfehler, vielleicht sogar etwas mehr. Doch verschieben wir die Kritik. Ein Hauptverdienst von SIEVERS liegt, wie ich die Dinge sehe, darin, daß er noch konsequenter als seine Vorgänger den Gesichtskreis der Phonetik erweitert und die genannten stoffbedingten Gestaltungstendenzen in ihr Programm aufgenommen hat.

Wir fingen an aufzuzählen mit SIEVERS, es gebe: Syllabierung, Sprechakte usw. am Lautstrom der Rede. Das sind Gestaltungen, Gliederungen, welche eine Eigentendenz verraten und sich nur im Groben, aber keineswegs im Detail mit der grammatischen Gliederung desselben Lautstromes decken. So kommt es z. B. ganz regelmäßig vor, daß zu einer Silbe wird, was zwei Wörtern angehört oder daß die Grenze zweier Sprechakte einen Wortklang mitten auseinanderschneidet. Der Sprachtheoretiker notiert also, daß es durchgehend vom Kleinen zum Großen, und ginge es nicht weiter, so mindestens von der Silbe bis zum verwickelten Satz einer Rede, zwei Gestaltungsbedürfnisse *nebeneinander* gibt. Weil es sie gibt und weil sie durchgehen vom Großen bis zum Kleinen oder umgekehrt, so darf man sich die Arbeitsteilung zwischen Phonetik und Grammatik nicht zu primitiv vorstellen; es wäre unsachgemäß, etwa die wissenschaftliche Bestimmung gewisser elementarer Bausteine der Rede ganz und gar ins Ressort des Phonetikers und die Theorie der Großgebilde ebenso restfrei ins Ressort des Grammatikers zu verweisen. Noch drastischer versinnbildlicht: Das werdende Sprachwerk durchläuft im psychophysischen System eines Sprechers nicht wie ein werdendes Backsteinhaus *nacheinander* zwei Prozesse, nämlich zuerst das Backen der Elemente und dann die Aufführung der Mauern aus ihnen. Ob primitiver oder subtiler ausgedacht, so sollte durch die Phonetik seit SWEET prinzipiell jede Backsteinlehre unmöglich geworden sein. Wieweit sie früher

offen oder latent vertreten worden ist, mag der Historiker entscheiden¹⁾.

2. Der Psychologe und Sprachtheoretiker hat Gründe genug, sich für die Untersuchung des Silbenphänomens zu interessieren. Denn es sind in allen Lagern immer wieder psychologische Kriterien und Argumente, die angegeben und in die Wagschale gelegt werden, und das Phänomen der Silbe muß in einer ordentlich aufgebauten Kompositionslehre Platz haben. Trägt man aus Handbüchern der Phonetik die Merkmale des Silbenbegriffes geordnet in eine Liste ein, so bietet sich das Kennwort *Wellentheorie* für die Lehre von SIEVERS und anderen Akustikern an. Wäre die Aufgabe gestellt, eine optische Figur vom Typus der Sinuskurve nach dem unmittelbaren Eindruck aufzugliedern in Teile, so gäbe es mehrere Lösungen, die im Schema angedeutet seien:

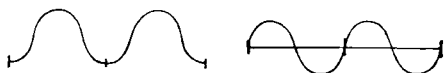


Fig. 5.

Man kann entweder „die Gipfel“ zählen und die Einheitsgrenzen in die Wellentäler verlegen oder nach dem Beispiel der analytischen Geometrie die Krümmungswendepunkte auf der Mittelachse als Einheitsgrenzen auffassen. Beide Auffassungen lassen Halbwellen erkennen und führen im Prinzip zu demselben Zählresultat. Und zu beiden gibt es Analogie in der Kriteriensammlung der Silbentheoretiker. Wer die Silbe nach dem Vorgang von SWEET als eine Sonoritätswelle charakterisiert, zählt Gipfel und sucht die Grenzen in den Tälern; dies ist die Grundvorstellung bei allen Akustikern und dürfte unentbehrlich, wenn auch nicht alles sein in der Silbenlehre. Versteht sich, die gemeinten Sonoritätswellen erheben sich nicht überall aus der Nulllinie einer absoluten Lautunterbrechung, sondern wie Berge und Hügel aus wechselnder Tieflage des Talbodens. Wenn man nach den Anweisungen von SIEVERS und JESPERSEN die durchschnittliche (relative) „Schallfülle“ der Laute auf einer (bei JESPERSEN) achtstufigen Skala festlegt, ergäbe sich

1) Daß sie überhaupt aufkommen konnte, liegt begründet in dem für die Geschichte der Sprachwissenschaft wichtigen Faktum, daß die griechischen Grammatiker am Buchstaben philosophiert haben und theoretisch nicht ganz fertig geworden sind mit der Aufgabe, die gesprochene von der geschriebenen Rede, den Lautstrom dort und die Buchstabenzeile hier sachgemäß und scharf genug zu unterscheiden. Denn für die Zeile, für den Aufbau der optischen Zeichen ist die Backsteinlehre weitgehend berechtigt; sinnfälliger noch für eine aus dem Setzkasten herauskonstruierte Druckzeile wie für unsere moderne (fließende) Handschrift.

für die zwei deutschen Wörter ‚Tante‘ und ‚Attentat‘ die folgenden schematischen Klangfüllkurven mit den erwarteten zwei oder drei Gipfeln:

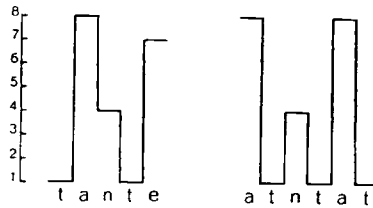


Fig. 6.

Auf diese Analyse ist die einfache Definition von D. JONES zugeschnitten: „Wenn zwei Laute einer Gruppe getrennt sind durch einen oder mehrere Laute von geringerer Sonorität als jeder von beiden, dann sagt man, jene Laute gehören zu verschiedenen Silben“ (Outline § 99)¹⁾. Wer sich einmal den Zauber dieser klaren Konzeption ergeben hat, wird kaum wieder ganz davon frei werden, und es ist vermutlich auch gar nicht nötig. Denn das Aufgliedern eines Klangstromes in Wellen oder Pulse ist ein Strukturgesetz unseres Hörens; und warum sollte es im sprachlichen Klanggebiet nicht die Dimension der Schallfülle sein, an der eine Grundwelle sozusagen heraus- oder manchmal auch hineingehört wird? Eine Serie äquidistanter und völlig gleichstarker Schlaggeräusche wird von einem menschlichen Auffassungsapparat so gut wie unvermeidlich rhythmisch (taktmäßig) gegliedert; und ein Lautstrom vom Typus des sprachlichen wird nach der Meinung der Forscher von SWEET bis SIEVERS in erster Linie auf *Sonoritätswellen* hin abgehört. Beides vermutlich kraft Anlage und Übung zugleich, die in uns von früher Kindheit an gereift und ausgebildet sind. Erhebliche Schwierigkeiten erwachsen gewiß nicht aus dem Tatbestand der sogenannten Nebensilben; daß ein Wort wie ‚Obst‘ einen kleinen Sondergipfel an Sonorität in dem s-Laut aufweist und trotzdem als einsilbig imponiert, ist nicht verwunderlicher als daß ein Berg manchmal einen Nebengipfel hat und trotzdem als ein Berg imponiert.

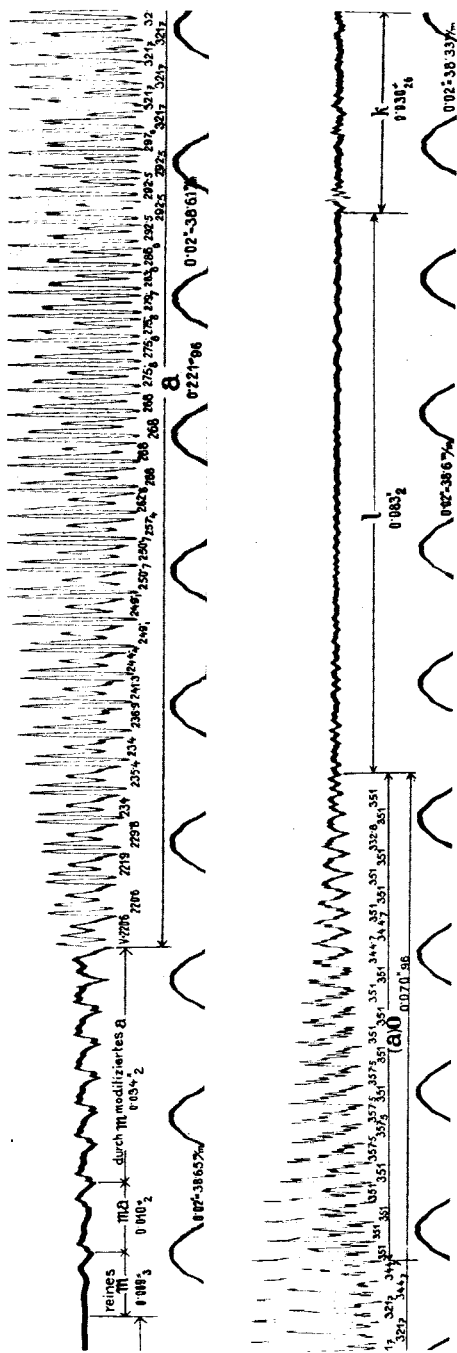
Ich verweise auf die Klangkurve auf S. 264. Sie stammt aus einer Arbeit von Dr. KARL BRENNER, der sich das Ziel steckt, mit den Mitteln einer objektiven Analyse die Ausdrucksvarianten im Klanggesicht menschlicher Reden zu bestimmen. Der Text ist in extenso in der Arbeit von H. HERZOG „Stimme und Persönlichkeit“ in Zeitschr. f. Psych. 130 (1933), S. 306, abgedruckt. Unsere Sprecherin hier gehört nicht zu den Sprechern dort; die Aufnahmen BRENNERS sind un-

1) Die analysierten Beispiele sind einem sehr sorgfältigen Sammelreferat von H. KRAUSE „Der Stand der Silbenfrage“ (1930) entnommen.

abhängig von dem Radioexperiment der HERZOGschen Arbeit. — In unserem Zusammenhang soll nur das klare Klangbild einer Silbe beachtet werden.

Trotzdem müssen primär oder sekundär in der uns so geläufigen Silbengliederung des Lautstroms noch andere materiale Gestaltungstendenzen enthalten sein. Denn mit der sogenannten Sonorität allein, mit ihr als einziger Variablen wäre die nachgewiesene Mannigfaltigkeit der Silbencharaktere nicht herzustellen; auch mit der achtstufigen Skala von JESPERSEN nicht. Was sonst noch an Variablen aufzufinden ist, gehört vor allem in den Bereich der Silbendauer und in den Bereich der Lautstärke. Silben lassen sich dehnen und umgekehrt auf eine Minimaldauer verkürzen, weil jede Silbe dehnbare, d. h. Dauerlaute (Klänge oder Geräusche) enthält; es gibt daneben auch undehnbare Lautmomente, die eine echte Dehnung nicht vertragen, sei es, weil eine knappe Sukzessionsordnung, eine knappe Ablaufsgestalt, zu ihrem akustischen Charakter gehört oder weil sie zerdehnt vom Sprechapparat nicht erzeugt werden können; versucht man z. B. mitten in einem Wort die (vollständigen) Verschlusslaute wie *t* oder *p* zu dehnen, so kommt ein längeres Aushalten im wesentlichen nur der Lautpause in ihrem Schoße zugute. Die Lautstärke kann mannigfach dosiert und als charakteristisches Stärkerelief am Silbenband herausgearbeitet werden. Was es da an Möglichkeiten gibt, ist von der Phonetik seit SWEET sorgfältig untersucht worden.

SIEVERS betrachtet das *Lautheitsrelief* des Lautstroms neben und in Kooperation mit dem Klangfüllrelief als ein entscheidendes Moment der (gehörten) Silbengliederung. Es gibt, wenn er Recht hat, grob gesagt auch ‚Drucksilben‘, d. h. solche, die an erster Stelle als einheitliche Intensitätswellen imponieren. Daß die Silbenlehre dadurch erheblich komplizierter wird, darf gewiß nicht als Argument gegen SIEVERS in die Debatte geworfen werden; denn der oberste Anspruch an eine Theorie ist nicht, daß sie einfach, sondern daß sie adäquat sein soll. Wenn die Intensitätswelle wirklich ein Silbenbildner ist, wie SIEVERS behauptet, muß sie eben hingenommen werden. Vielleicht wird sich die Angelegenheit der Doppelmerkmalslehre von SIEVERS so klären, wie er es selbst schon vorbereitet hat; daß nämlich faßbare Koppelungen zwischen Klangfüllwelle und Intensitätswelle bestehen und daß faktisch ein *Eindrucksprodukt* aus beiden zugleich gewonnen und als effektives Silbenscheidungskriterium verwertet wird; so zum mindesten von den Partnern der deutschen Sprachgemeinschaft. Denn das könnte in verschiedenen Sprachen verschieden sein. Es gibt auf dem Gebiet der Musik



Analoga dazu, wenn man das Ineinander von Melos, Längenrhythmik und Stärkerhythmik zum Vergleich heranzieht und zuläßt.

Auch die Frage, wie weit Diphthonge die eindrucksmäßige Silbeneinheit nicht stören, ist vielleicht für verschiedene Sprachen verschieden zu beantworten. Das alles sind Feinheiten möglicher Gliederungen, die erst von der sorgfältigen phonologischen Analyse her ihr wahres Gesicht und Gewicht erhalten werden.

3. Auf einem anderen Blatt stehen alle Bemühungen um eine „motorische“ oder „erzeugungsgenetische“ Silbencharakteristik. Dem resignierenden Bekenntnis von SIEVERS zum Trotz sind immer wieder Anläufe gemacht worden, die Silbengliederung des Lautstroms als das Ergebnis und akustische Repräsentat einer *einfachen* Wellenform oder Stoßform des lauterzeugenden motorischen Geschehens nachzuweisen¹⁾.

Ich übergehe DE SAUSSURES und ROUSSELOTS nicht uninteressante Anläufe und rücke den Versuch des amerikanischen Psychologen STETSON exemplarisch in den Vordergrund²⁾. Um seinen Versuch zu verstehen, muß man vor allem den wichtigen Unterschied der *ballistischen* Körperbewegungen gegenüber den *geführten* kennen. Eine geführte Körperbewegung wie die meines Armes, wenn ich langsam nach etwas greife, erfolgt unter Innervation der Beuger und Strecker des Armes zugleich. Eine geschnellte Finger- oder Armbewegung dagegen entbehrt der Abbremsung durch den Gegenzug mitinnervierter Antagonisten und kann darum während ihres Ablaufs auch nicht gesteuert, nicht präziser auf das Ziel hin gelenkt werden. Jenes ist das Definitionsmerkmal und dieses eine konsequente Eigenschaft der ballistischen Bewegungen im Sinne von

1) Der oft zitierte Satz von SIEVERS lautet: „Eine einheitliche genetische Definition des Begriffs ‚Silbe‘ läßt sich nicht geben“ (55). Wo er dann selbst den Namen „Drucksilben“ vorschlägt, darf man stutzen, aber ihm nicht ohne weiteres einen Widerspruch ankreiden. Es ist nicht so, daß SIEVERS damit selbst das angeblich Unlösliche unversehens gelöst hätte oder daß ihm eine Entgleisung aus seiner akustischen Silbenlehre in die motorische Betrachtungsweise unterlaufen wäre. Denn SIEVERS hat nur an einem einfachen motorischen Äquivalent des von ihm akustisch gefaßten Phänomens der Silbengliederung gezweifelt und das „Druckphänomen“ akustisch oder auch akustisch verstanden. Ob das mit den Drucksilben in seinem Sinne physikalisch ausdenkbar ist oder nicht, ist eine andere Frage.

2) R. A. STETSON, Motor Phonetics. Archives de Phonétique Exp. 3 (1928). — HUDGINS and STETSON, Functions of the breathing movements in the mechanism of speech. Ibid. 5 (1930). — Außerdem wurde mir ein ungedrucktes (in Maschinenschrift vervielfältigtes) Manual of motor phonetics for the deaf (1933) mit den in unserem Text genannten Bildern von Aktionsströmen geschenkt. L. D. HARTSON, Analysis of skilled movements. Personal Journal 11 (1932).

STETSON und seiner Mitarbeiter. Der Atemdruck der kurzen Silben wird nach STETSON erzeugt durch ballistische Impulse, die der Blasebalg erhält, es sind ‚chest pulses‘, während die Verhältnisse für die langen Silben, was den Expirationsdruck angeht, etwas komplizierter liegen.

Man findet die beste zusammenfassende Beschreibung der beiden Bewegungsarten in dem Aufsatz von HARTSON; die Dinge sind praktisch sehr wichtig für alle Arten von Höchstleistungen im Sport, beim Klavierspielen, Maschinenschreiben, Schreiben usw. und auf diesen Gebieten früher untersucht worden als in der Physiologie der Sprechbewegungen. Moderne Klavierlehrer legen, wo es auf Training zu Höchstleistungen ankommt, großen Wert darauf, daß die bewegten Finger ‚geschleudert‘, ballistisch (wie ein geworfenes oder geschleudertes Ding) bewegt werden; auch Sportlehrer legen Wert darauf beim Schlag des Golfspiels u. dgl. m. Warum? Weil Bewegungen der ballistischen Art auf die Dauer *am wenigsten ermüdend* sind, *sehr schnell* hintereinander ausgeführt werden können und *präziser* ausfallen (bei genügender Übung) als die andere Art bei gleichem Tempo. So setzen sich, wie man weiß, die unermüdlichen Bewegungen des schauenden Auges aus ballistischen Rucken zusammen; auch die Aktion des unermüdlichen Herzens ist ballistisch; die Atemstöße der Kurzsilben kommen also, wenn STETSON recht behält, in eine ausgezeichnete Gesellschaft; diese Druckpulse (richtiger Druckpulsprodukte) legitimieren sich dort neben den Herzpulsen und den Blickbewegungen der Augen als ballistische Erzeugnisse.

Wird STETSON recht behalten? Es lohnt schon, seine Experimente, welche in der Silbenfrage Erfahrungen einer dreißigjährigen Laboratoriumsarbeit an anderen, leichter durchschaubaren Körperbewegungen anwenden, genau zu studieren. Ich selbst war skeptisch vor zwei Jahren, als ich zuerst die Dinge kennenlernte, skeptisch vor allem ob der, wie mir schien, technisch zu primitiven Apparatur, ob der Mehrdeutigkeit der Kurvenausschläge, und weil es mir unwahrscheinlich vorkam, daß der Grobapparat des Blasebalgs solchen Kurzwellenimpulsen folgen sollte. Nun aber hat mich HARTSON, der ein Semester an meinem Institut arbeitete, mündlich über einiges genauer informiert, so daß die Bedenken im Hauptpunkt verschwunden sind; vor allem sind die Muskelinnervationen heute direkt am Saitengalvanometer sichtbar gemacht worden, was natürlich ihre Existenz über jeden Zweifel erhebt.

HARTSON schreibt in seinem Artikel von vornherein ganz allgemein: „ein wohlintegrierter lebender Körper ist nie frei von muskulär fixierten Stellungen [die zu der anderen Klasse von Innervationen gehören], dem Fundament, auf welches die ballistischen Impulse aufgesetzt erscheinen“ (32); und sagt über die Sprechbewegungen: „die ballistischen Expirationspulse, welche beim Sprechen die Silben konstituieren, werden ausgetrieben durch den stetigen Expirationsdruck“ [sc. des aktiv ausgedehnten und dann

passiv in sich zusammensinkenden Blasebalgs]. Es kann sich also nach HARTSON nur um ballistische Zusatz- (superimposed) Impulse handeln. Nehmen wir an, daß solche „breath pulses“ für die Kurzsilben einwandfrei aufgezeigt werden, dann ist ein Teil der Silbenfragen vom Erzeugungsaspekte her in der Tat beantwortet. Bestimmt nicht alle; denn nun kommen die Langsilben, welche physiologisch auf eine andere Weise ihre Dehnung und phonologische Ausgestaltung erfahren; versteht sich im Englischen, das die Versuchspersonen STETSONS sprechen und welches in dieser Hinsicht dem Deutschen nahestehen dürfte. Ich glaube, SIEVERS und andere hätten diesen Befund in ihre Grundauffassung von der Silbe leicht einbauen können.

HARTSON gibt summarisch an: „Each syllable is a ballistic pulse in a stream of air from the lungs, the volume of which is controlled by fixations in the rib cage and abdomen.“ Das muß höchst wahrscheinlich in zweifacher Hinsicht ergänzt werden; denn erstens dürfte ein guter Teil der langen Silben, besonders der emphatisch gedehnten, auszunehmen sein und zweitens wird HARTSON durch seine eigene Analyse der featuring movements im Ansatzrohr vor die Frage gestellt, ob durch sie nicht auch effektive Silbenwellen erzeugt werden können. Denn er schreibt: „Giving utterance to the many tones and syllables in the human repertory of song and speech involves ballistic contractions of lips, tongue, lower jaw, and throat in a variety of ways“ (S. 39).

Die psychologische Hauptfrage nach all dem ist, ob und wie und wieweit ein Hörer den ballistischen Charakter der kurzen und den nichtballistischen der gedehnten Silben zu erfassen vermag oder anders gewendet, wie sich die Erzeugungsmodalität *im Akustischen* ausprägt. Auch bleiben nach meiner Auffassung immer noch Silbengliederungsmomente, die nur aus Bewegungen des Ansatzrohres in Kooperation mit dem Blasebalg erzeugt werden und die akustisch gesehen mit den irgendwie erfaßten Druckpulsen gar nichts zu tun haben; es bleibt mit anderen Worten die Grundauffassung eines Akustikers wie SIEVERS in weitem Bereiche unerschüttert. STETSON hat (summarisch bestimmt) das beigetragen, daß er zeigte, wie die Druckstöße vor allem der kurzen Silben entstehen und wie in den Wellentälern der Lautwellen die Silbengrenzen vielfach durch eigene Momente abgesteckt werden; denn seine Druckanalysen treffen natürlich in erster Linie das Phänomen der Grenzkonsonanten und zeigen, wie es eigens gesetzt wird vom technischen Apparat des Sprechens. Es ist also, um das Berg- und Talbild festzuhalten, nicht so, daß unmarkierte Tiefpunkte in den Tälern die Silbengrenzen sind, sondern dort stehen oft die markanten Phänomene der Konsonanten als aktiv gesetzte Grenzen.

Sehr klärend erscheint mir im Werke von STETSON und seiner Mitarbeiter die weite Übersicht der psychophysisch verwandten Innervationsverhältnisse in

anderen Bewegungsbereichen. HARTSON kennt in seiner Tabelle der untersuchten Bewegungsarten des Menschen nicht nur „featuring vocal movements“, d. h. eben die Einstellungseffekte des Ansatzrohres, sondern featuring movements überall, wo dem Effekt des größeren Bewegungsapparates die modifizierenden Obertöne (kurz gesagt, das heißt Bewegungen in den kleinen Gelenken) aufgesetzt werden; so sind z. B. Bewegungen der Finger den größeren Exkursionen des Armes beim Schreiben oder Klavierspielen aufgesetzt (superimposed) als featuring movements. Und diese aufgesetzten Bewegungen müssen, wo es auf Präzision und Schnelligkeit zugleich ankommt, ballistisch sein, dürfen also während ihres Verlaufes nicht durch Gegenimpulse in die antagonistischen Muskeln teilweise gehemmt und damit geführt werden. Sie sollen den Charakter frei ausschwingender Bewegungen haben und erst am Schluß aktiv gestoppt (abgeschnitten) werden. Die Mehr-Apparate-Kooperation in unserem Sprechorgan (Blasebalg, Stimmapparat und einstellbares Ansatzrohr) ist aus dieser Perspektive betrachtet keine Ausnahme, sondern fügt sich der allgemeinen Struktur aller subtileren Bewegungsproduktionen des Menschen ein.

4. Wie verhält es sich also im einzelnen mit den zwei Aspekten der Silbenlehre, dem akustischen und dem motorischen? Die moderne Radiotechnik ist auf vieles aufmerksam geworden, was in der Sende- und Empfangsapparatur des natürlichen menschlichen Sprechverkehrs verwirklicht ist und hat es mit eigenen Mitteln nachgeahmt oder ersetzt. Unerreicht aber und vorerst technisch nicht kopierbar ist die außerordentlich wichtige *Kooperation* der Sender- und Empfangsapparatur in ein und demselben psychophysischen System. Wir sind, wenn wir hörend aufnehmen, mehr und anderes als rein akustische Rezeptoren; und wenn wir selbst sprechen, sind wir mehr und anderes als taube Sender. Sondern wir nehmen das Gehörte innerlich mitkonstruierend (oft förmlich nachsprechend) auf und erzeugen die eigenen Sendungen unter der wirksamen Kontrolle unseres mithörenden Ohres. Über Grenzfälle, wo dies nicht mehr gilt und wo infolgedessen erhebliche und wohlbekannte Verkehrsschwierigkeiten eintreten, will ich hier nicht berichten; genug, wenn feststeht und anerkannt wird, daß die Aufnahme und das Verständnis einer sinnvollen Rede beim vollsinnigen *hörenden* Menschen den eigenen Sendeapparat in wechselndem Ausmaß mit in Aktion versetzt und umgekehrt. Es wäre kurzsichtig, eine Mitwirkung des Senders im Hörer nur dort zu vermuten, wo faktische Artikulationsbewegungen nachweisbar sind; kurzsichtig, wenn man die motorische Ausführung im Rahmen des allgemeineren *Resonanzphänomens*, das ich im Auge habe, zu stark unterstreichen wollte. Nein, es gibt auch dort noch ein zentrales Mitkonstruieren, wo im eigenen Sprechapparat zum mindesten mit gröberen Methoden kein muskuläres Mitsprechen nachzuweisen ist.

Wendet man diesen Grundsatz von der verschränkten Kooperation auf die Frage der Silbengliederung eines gehörten Lautstroms

an, so könnte ein entschlossener Vertreter der motorischen Silbentheorie damit beginnen, daß er alles, was zu sagen ist, auszudrücken versucht in 'terms of motor-phonetics'. STETSON geht faktisch so vor, und daher stammt seine scharfe Polemik gegen alle Akustiker. Sie gewinnt die Färbung eines methodendogmatischen Kampfes; ein überzeugter Behaviorist wie STETSON weist schon deshalb jede Konzession in dieser Sache ab, weil er sich vor nichts mehr in acht nimmt als vor dem gefürchteten Zurückgleiten in die vermeintlich überholte Phase einer phänomenologischen Analyse des Tatbestandes. Und dabei schießt die Polemik übers Ziel, schlägt die Kritik STETSONS einige Purzelbäume, die ein anderer Psychologe dem verehrten Fachgenossen nicht hingehen lassen darf.

STETSON will die akustische Silbenlehre widerlegen und die motorische als einzig sachgerecht erweisen. Was ihm vorschwebt, bleibt genau soweit denkbar und sinnvoll, als der *Resonanzfaktor* im Hörer tatsächlich die Phänomene der Rezeption bestimmt. Denn genau soweit darf man die These vertreten, daß die Silbenvelle dem Empfänger präsentiert wird am eigenen Sendeapparat. Dort entsteht echoartig dieselbe Welle von chest-pulses; wonach der Empfänger dem empfangenen Vorgang nicht mehr anders gegenüber steht wie einer selbsterzeugten Silbenvelle: er verspürt sie und kann die Silbe a von der Silbe b unterscheiden, ohne auf akustische Diakritika angewiesen zu sein. Man nannte früher den Bereich, wo solche Unterscheidungen statthaben, die Kinästhesis. Entschlossene Neuerer, wie J. B. WATSON und STETSON, vereinfachen ihr Konzept und argumentieren kurzer Hand etwa so: Was ich, der Untersucher, weiß auf schwarz auf meinem Rußpapier habe, das hat der aufnehmende Organismus auch; und darum kann er sich so, wie es die Erfahrung lehrt, nach dem Empfang von a und b verschieden „verhalten“. Das ist die Substanz der rein motor-phonetischen Silbenlehre STETSONS.

Objektive Daten, die man weiß auf schwarz vorzeigen kann, sind in der Tat schlagende Argumente in der Wissenschaft. Es ist nur die Frage, ob die Aufnahmen STETSONS ausreichen, um den vollen Tatbestand der Rezeption verständlich zu machen. Wir werden unsere Gegenkritik nicht auf das Vorzeigen der ebenso sorgfältig gewonnenen Kurve der Silbe *Maul* beschränken, sondern sind bereit, dem Motoriker STETSON nachzurechnen, daß er einiges von dem, was die akustische Kurve enthält, *prinzipiell* niemals an seinen Aktionsströmen wird ablesen können. Wenn einiges hier prinzipiell nicht Auftretende aber in den akustischen Kurven Sichtbare für den Sprechverkehr genau so relevant ist wie die chest-pulses, dann wird sich jeder Verehrer der „objektiven“ Analyse dazu bequemen müssen, einstweilen das Vorgehen der Akustiker, weil es in wichtigen Punkten weiter in das Gebiet der relevanten Momente im normalen Sprechverkehr vordringt, neben seiner eigenen Motoranalysis zuzulassen. Mehr verlangen wir nicht. Das Ganze aber soll keine leere Übung des Scharfsinnes sein, sondern bestimmte Einseitigkeiten in beiden Lagern entlarven und einen Blick auf die zentralen psychologischen Probleme in der Silbenfrage eröffnen.

STETSONS Hauptverdienst ist die Einführung der wichtigen Erkenntnis von den ballistischen Bewegungen in die Silbenlehre; wir fordern ihn auf, dies sein eigenes Ergebnis sorgfältig genug zu Ende zu denken. Angenommen, ich „schleudere“

nicht Teile des Blasebalges resp. des Ansatzrohres beim raschen Silbensprechen, sondern ich schleudere einen nicht angewachsenen freien Fremdkörper gegen ein tongebende Saite, wie es faktisch der Fall ist bei den Klavierhämmern, dann wird der Effekt meines Muskelimpulses von der Beschaffenheit der Saite (Material, Länge, Spannung) mitabhängig; also niemals eindeutig und vollständig aus den Aktionsströmen, die ich am tätigen Muskel abnehme, zu erkennen sein. Frage: Wie verhält es sich in diesem Punkte mit den Lufterschütterungen, welche vom Stimmapparat eines Sprechers erzeugt werden? Antwort: sie hängen genau so nicht nur von den chest-pulses, sondern von den wechselnden Spannungen, der Höhlenbildung usw. im Bereich des tönenden Instrumentes ab, können also niemals eindeutig und vollständig am Saitengalvanometer, das nur Muskelströme anzeigt, abgelesen werden. Dagegen belehren uns akustische Kurven wie die von *Maul* über vieles, was wichtig ist im Sprechverkehr. *STETSON* müßte in seinen Kurven eine einzige Vokalanalyse vorlegen, bevor er das Verfahren der Gegenpartei von *HELMHOLTZ* bis *STUMPF* als überholt betrachten dürfte; und wenn er es versuchen sollte, Vokalkurven in seinen Aktionsströmen aufzuweisen, so gehört nur ein wenig Elementarphysik dazu, um ihm ein glänzendes Fiasko vorauszusagen. Denn weder das schwingende Stimmband noch irgendein anderer schwingender Teil des Stimmapparates wird ihm den Gefallen tun, Aktionsströme vom Charakter der Vokalkurven zu liefern. Einfach deshalb nicht, weil ihre Schwingungen genau so stromlos und autonom erfolgen wie die einer angeblasenen toten Membran.

Nun wird uns versichert, die Vokale seien eine Luxuserscheinung im menschlichen Sprechverkehr; denn gut geübte taube Menschen, die Gesprochenes am Mund des Sprechers ablesen, kämen ohne sie zurecht. Ein merkwürdiges Beweisverfahren, zu dem am Telefonverkehr der hörenden Menschen ein eleganter Parallelbeweis von der Luxuserscheinung der Konsonanten geliefert werden könnte (s. unten S. 284), worauf man vor dem Endergebnis stünde, daß es weder auf die Vokale noch auf die Konsonanten ankommt. Nein, das alles ist, rein logisch beurteilt, eine Entgleisung. Denn man kann aus dem Bestehen von Umwegen die Nichtexistenz oder Bedeutungslosigkeit eines direkten Weges, man kann aus der Leistungsfähigkeit von Ersatzmitteln wohl die Ersetzbarkeit, aber nicht die Überflüssigkeit des Ersetzten beweisen. Beweisen aber kann man das faktische Hören hörender Menschen (wenn es sein muß, auch mit behavioristischen Methoden); und daß *Tische* — *Tasche* — *Tusche* kraft der gehörten Vokaldifferenz, die *STETSON* niemals sichtbar machen kann in seinen Kurven, drei verschiedene deutsche Wörter sind, wird er keinem Deutschsprechenden ausreden.

Es ist ein Schauspiel für Kenner, diesen Eiertanz der Nichts-als-behavioristischen Bewegungsanalyse an allen Ecken und Enden der Psychologie immer wieder aufgeführt zu sehen. In unserem Falle scheitert der Versuch, die Aktionsströme der tätigen Muskulatur als das einzige Substrat des sprachlichen Send- und Empfangsvorganges im Bereiche der psychophysischen Systeme zu betrachten, vorerst an dem schlichten physiologischen Faktum, daß der Gehörapparat different anspricht auf Formen und Nuancen im Bereich der Luftwellen, die auf die viel trägeren Aktionsströme der tätigen Muskeln gar nicht abgebildet werden können. Der Umfang des Hörbaren überschreitet das, was wir mit eigenen Stimmmitteln nachmachen können, in vielen Dimensionen (Höhe, Tiefe, Intensität). Schon das genügt, um die generelle Resonanzhypothese der radikalen Motoriker als überspannt und unzulänglich zu erweisen. Völlig kraß aber kommt ihre Insuffizienz an den Tatsachen der zentralen Sprachstörungen zum Vorschein, wo die Beobachtung des

Unterschiedes von wesentlich sensorischen und wesentlich motorischen Störungen zu den primitivsten gehört, die man machen kann¹⁾).

Trotz alldem ist und bleibt das zentrale Mitkonstruieren und das periphere Mitmachen, bleibt die *Resonanz* eine wichtige Tatsache. Es gab Akustiker auf dem Gebiet der Silbenlehre, die nichts wissen wollten z. B. von den SIEVERSSchen ‚Drucksilben‘ oder von dem nach ihrer Meinung unklaren Begriff eines ‚Gewichtes‘, das eine Silbe haben und tragen kann im Sprechverkehr, gleichviel, ob dieses Gewicht im konkreten Sprechfall in der Dimension der Lautheit oder der Tonhöhe oder beider zusammen oder der aktiven Kürze oder einer aktiv gehaltenen Länge faktisch realisiert wird. Diese und andere Schwierigkeiten verschwinden in dem Augenblick, wo die einseitig akustischen Analytiker sich belehren lassen. Denn es ist faktisch so, daß in jeder Sprache gewisse Freiheitsgrade bestehen, das Gewichtsrelief im Lautstrom der Rede bald mehr am einen und bald wieder am anderen Momente zu realisieren. Daß dies möglich ist und störungsfrei zugelassen wird, vermag nur der Motoriker auf die einfachste Art und Weise zu erklären. Und der konsequente Motoriker arbeitet, ob er es weiß oder nicht, stets mit der Resonanzhypothese.

5. Ich wiederhole: die Silbengliederung des Lautstroms der Rede gehört im groben zu den materialbedingten Gestaltungen und kommt in verschiedener Weise zum Vorschein. Wie sie verwendet und bewertet wird, vom *sinnvoll* Sprechenden, der die ihm vertrauten Lautgebilde seiner Sprache aktuell erzeugt, ist wenigstens der Richtung nach anzugeben. Die Wörter und Sätze, die er produziert, halten sich in ihrem klanglichen Aufbau weitgehend an die natürliche, gleichsam vorgegebene Gestaltung und prägen sie neu nicht so radikal um, daß die natürliche Lautwelle der Silbenreihe je verschwinden könnte. Die natürliche Lautwelle der Syllabierung muß durchscheinen, weil das akustische Gesicht im Klangbild der Wörter weitgehend charakterisiert ist durch ihre Ein-, Zwei-, Drei- oder Mehrsilbigkeit.

§ 18. Das Klanggesicht und das phonematische Signalement der Wörter.

Es gibt verwickelter gebaute und einfache Sätze; es gibt Komposita und Simplicia unter den Wörtern; der Begriff ‚einfach‘ muß für jeden Bereich gesondert definiert werden, was keine Schwierigkeiten bereitet, solange der Schlüsselsatz von der Zeichennatur

¹⁾ Vgl. zu dieser Kritik der einseitigen Erzeugungsanalyse: P. MENZERATH und A. DE LACERDA, Koartikulation, Steuerung und Lauterzeugung 1933, bes. S. 59.

der Sprache und das andere Axiom, daß sie ein Zweiklassensystem von Zeichen (ein S-F-System) ist, respektiert bleiben. Der Grundsatz von der Zeichennatur der Sprache ist berufen, die Elementenforschung vor Stoffentgleisungen zu behüten. Es ist z. B. wahr, daß die akustische Analyse einfache Töne als Grundton und Formanten an jedem Vokalklang, ferner Momentan- und Dauergeräusche an den Konsonanten zutage fördert; unwahr aber ist, daß demnach diese Töne und Geräusche zu den *sprachlichen* Elementarphänomenen gehören. Denn einfache Töne und Geräusche, gleichviel ob von Stimmgabeln oder Stimmbändern erzeugt, haben im menschlichen Sprechverkehr keinen Kurswert, sind Materialien wie das Papier der Banknoten, aber *keine Sprachzeichen*.

Ob das gleiche gilt oder nicht gilt von den sogenannten „Lauten“ wie *a* und *p*, welche im Schriftbild eine optische Symbolisierung erfahren, kann auf keinem anderen Wege entschieden werden als über den Schlüsselsatz von der Zeichennatur der Sprache: Wenn ihnen eine wohldefinierte Zeichenfunktion zukommt, so daß ihr wahrer Name „Lautzeichen“ heißen darf und heißen muß, dann *ja*, sonst *nein*. Das logisch befriedigende Argument zu der bejahenden Entscheidung hat erst die Phonologie erbracht, Jahrtausende nachdem diese Phänomene als ‚Elemente‘ praktisch bei der Erfindung der Buchstabenschrift und theoretisch von den Sprachforschern behandelt worden sind. Wir gehen in medias res und greifen das sprachtheoretische Elementenproblem am Beispiel der Phoneme auf.

1. Jeder handwerkstüchtige Phonologe einer gegebenen Sprache stellt sachgerecht eine Liste der sprachlich relevanten Laute auf und kann abzählen: im Deutschen gibt es die und die Phoneme, sagen wir rund 40 an der Zahl. Darin liegt ebenso wenig ein Mysterium beschlossen, wie wenn der Chemiker älteren Stils und heute noch eine Liste der chemischen Elemente führt, worin uns alte Bekannte wie Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel, Selen und unter den neunzig oder mehr vielleicht auch einige Neulinge begegnen. Der eine oder andere Neuling kann bei subtiler Analyse auch vom Phonologen des Deutschen noch hinzuentdeckt werden. Wir unterscheiden z. B. zwei Scharen von deutschen Wörtern oder Stammsilben an der Differenz des kurzen (meist starken und) offenen *e* gegen das lange (meist schwächere und) geschlossene *e*; oder (wie man in Anlehnung an den Ausdruck der Instrumenten-Akustik auch sagen kann) das ungedackte vom gedackten *e*; denn es gibt bekanntlich auch offene und „gedackte“ Orgelpfeifen, welche leicht unterscheid-

bare Klänge liefern, und STUMPF hat nachgewiesen, daß die übliche Unterscheidung der Phonetiker klanglich identisch ist mit jener anderen aus der Instrumenten-Akustik. So heben sich von einander ab; *Herr* und *hehr*, *Fell* und *fehl*. Wie aber steht es mit dem Vokalphonem der unbetonten Vor- und Endsilben wie in *ge-(liebt)* und *(liebt)-te*? Wohl möglich, daß dasselbe optische Symbol noch ein drittes Phonem symbolisiert. Das sind Feinheiten, die den Sprachtheoretiker interessieren, aber selbstverständlich nicht im Handumdrehen und nicht von ihm entschieden werden können¹⁾.

Weitab von allen Detailfragen hat Fürst TRUBETZKOY für die Vokalphoneme einen Systemgedanken vorgelegt, der (falls er sich in der Empirie bewährt) an Tragweite und einleuchtender Einfachheit dem Systemgedanken seines Landsmannes, des Chemikers MENDELEJEFF, gewachsen sein dürfte. Genau solange, als man weiß und nicht vergißt, *was* dort und hier geordnet wird: dort das Gesamtgebiet der Vokalphoneme in allen Menschengesprächen, hier die chemischen Elemente. In der Chemie geht es um Substanzen mit Molekulargewichten und chemischen Reaktionseigenschaften, in der Sprachforschung allgemein um zeichenhafte Gebilde, und in der Phonologie um *Lautmale an Wörtern*. Worin liegt letzten Endes der Unterschied zwischen phonematischen und chemischen 'Elementen' beschlossen?

Man unterstreiche, wie immer sonst die Parallele aufgenommen oder verworfen werden mag, jedenfalls das eine, daß Zeichen und Substanzen zwei verschiedenen Gegenstandsgebieten der Wissenschaft angehören. Die Zeichen setzen psychophysische Systeme nach Art des menschlichen voraus. Man muß solche Systeme als *Detektoren* eingesetzt denken, sonst werden Zeichen im Weltgeschehen nicht manifest. Es ist uns gänzlich verborgen, ob im commercium der Atome in der Retorte des Chemikers an irgend einer Stelle Analoges geschieht wie im commercium psychophysischer Systeme. In der Chemie entfällt für die wissenschaftliche Bestimmung der Vorgänge der Zeichen-Faktor; in der Linguistik dagegen ist er unentbehrlich und mit ihm *das Prinzip der abstraktiven Relevanz*.

1) Das Akustische bei STUMPF, Sprachlaute 258ff. Kritische Ergänzungen aus der phonologischen Betrachtungsweise dazu in meinem Aufsatz „Phonetik und Phonologie“ 33ff. Ob noch einmal neue und wieviele phonematische Differenzen in Wortreihen wie *mehre*, *Meere*, *Märe* zum Vorschein kommen, überlassen wir der Entscheidung der Sachverständigen. Die für unsere standardisierte Rechtschreibung Verantwortlichen tun entweder so, als ob sie es wüßten, oder sie schlagen absichtlich aus bestimmten Zweckmäßigkeitsgründen für die optische Wiedergabe Differenzierungen vor, welche dem Akustischen nicht adäquat entsprechen.

Das Demonstrationsverfahren der Phonologen ist denkbar trivial. Man verifiziert die These, daß im deutschen Sprechverkehr die Vokale *a* — *i* — *u* als Phoneme fungieren, indem man beweist, daß die Partner dieses Verkehrs auf Wörter wie *Tasche* — *Tische* — *Tusche* different reagieren. Dazu braucht man an deutsch sprechenden Menschen keine Experimente durchzuführen. Das Faktum eines differenten Verhaltens ähnlicher Art muß im Zeichenverkehr der Bienen ad oculos demonstriert d.h. an Körperbewegungen der Partner sichtbar gemacht werden, während es die Linguisten mit ihrem Nachweis ein wenig bequemer haben; denn jeder Deutschsprechende bestätigt ihnen sofort, daß *Tasche* und *Tusche* zwei verschiedene Wörter ‚sind‘. Der Logiker aber darf und muß den Nachweis dort und den Nachweis hier auf eine Linie stellen.

Das Aufzeigen des Chemikers verläuft anders; er entmischt und isoliert mit seinen Mitteln z. B. das reine Gold, den reinen Wasserstoff und bestimmt die Eigenschaften des (mit seinen Mitteln) nicht weiter Entmischbaren. Genug, wenn man einsieht und zugibt, daß eine ‚Analyse‘ oder ‚Reduktion‘ in beiden Fällen gefordert und zustande gebracht wird. Die Reduktion des Chemikers ist (in dem Bereiche, der uns hier interessiert) zu Ende geführt, wenn keine weitere Entmischung mit den wohldefinierten Mitteln seiner Analyse gelingt und das Isolierte sich in den entscheidenden Prüfungen und Reaktionen als dasselbe erweist. Die Reduktion des Phonologen ist dort zu Ende, wo die lautliche Annäherung von Wörtern, die in einer Sprachgemeinschaft faktisch unterschieden werden, zu Ende ist. Weiter darf ich die Angleichung nicht mehr treiben als bis auf eine einzige Phonemdifferenz wie in *Tasche* — *Tusche*, sonst habe ich keine lautlich unterscheidbaren zwei Wörter, sondern nur noch ein Wort der deutschen Sprache vor mir. Daß sich dies lautlich eine an verschiedenen Kontextstellen unter Umständen als mehr denn eines ausweist (wie ‚liebe‘ in ‚ich liebe‘ und ‚die Liebe‘), ist ein Faktum, welches nicht in das Blickfeld des Phonologen gehört, sondern andere linguistische Analysen fordert.

Das ist eigentlich alles, was wir vorerst in unserem Tatsachenbericht brauchen. Der Chemiker denkt seine Befunde aus und findet einen systematischen Halt für sie in der Idee von der *atomistischen Struktur* der Materie. Mit Molekülen und Atomen rechnet man schon lange, und MENDELEJEFF vermochte die Gesamtheit der bekannten chemischen Elemente in einfacher Art zu ordnen durch seine geniale Aufbauidee; die Hypothesenbildung ging in derselben Richtung um mehrere Schritte weiter, als die damals letzten d. h. kleinsten oder

einfachsten Komponenten als Produkte von noch einfacheren erkannt wurden. Wie steht es mit den Phonemen? Wir haben in der Psychologie eine Ära des atomistischen Denkens hinter uns gebracht und könnten bei Gelegenheit einer sachgerechten Analyse der Sprachlaute noch einmal besonders einleuchtend und einfach den Beweis erbringen, daß das ältere atomistische Denkmodell in der Psychologie sachwidrig ist und den Zeitgenossen von E. MACH und WUNDT an vielen Stellen das Konzept verdorben hat. Das wäre aber heute eine befreiende Kritik post festum. Wichtiger ist es, den neubeschrittenen Weg der phonologischen Analyse als ein Verfahren zu erkennen, welches für weite Aufgabenkreise der Analyse intersubjektiven Geschehens *vorbildlich* zu werden verspricht und zu einem *neuen Elementenbegriff* führt. Hat einer dies Neue voll begriffen, dann erkennt er nachträglich, daß es nicht in jeder Hinsicht ganz neu ist, sondern mit vielem, was schon im Altertum und seitdem immer wieder neben den Urstoffen ‚elementum‘ genannt wurde, verwandt ist¹⁾.

2. Der Wortschatz einer Sprache wie des Deutschen enthält viele tausend Lautbilder, die sich im Interesse eines eindeutigen Sprechverkehrs genügend scharf voneinander abheben müssen. Wenn der Psychologe zusieht, wie dies geschieht, so findet er im Grunde dieselben Mittel, die ihm von andern Gebieten her vertraut sind. Angenommen ich muß ebenso viele Menschen, wie es Lautbilder in meiner Sprache gibt, auseinanderhalten und wiedererkennen, so kann dies in gewissen Grenzen ohne sonderliche Zurüstungen und wohlausgearbeitete Hilfsmittel geschehen; ich erkenne Hunderte von näheren Bekannten am Gesicht oder Wuchs, an eigenartigen Bewegungen oder an der Stimme. Und das heißt begrifflich gefaßt: an *Komplexcharakteren*, um die ich mich nicht besonders zu bemühen brauche, weil sie mir im Verkehr wie von selbst aufgehen und behalten werden; sie entstehen jedenfalls vielfach ohne eine nachweisbare Aufgliederung in Sondermomente.

Erst über den Kreis der leicht unterschiedenen engeren Bekannten hinaus bedarf es der Intervention besonderer *Kennzeichen*, die man dann und wann zu einem ‚Signalment‘ zusammenstellt und unter erschwerten Erkennungsumständen so verwertet, wie das schon die Magd des Odysseus getan hat, als sie bei der Fußwaschung ihren Herrn nach 20 Jahren am Signum einer Narbe identifizierte²⁾.

1) Über den Elementenbegriff im Altertum vgl. H. DIELS, *Elementum* 1899.

2) Das polizeiliche Verfahren der Fingerabdrücke beweist, wenn nicht mehr, so jedenfalls das eine, daß mit Geduld und Umsicht schon an jedem passend aus-

Nun angenommen, ich hätte statt der Menschen einige Tausend Hühnereier zu unterscheiden, so könnte ich etwa so vorgehen, daß ich Erkennungszeichen auf ihnen künstlich anbringe. Der Sparsamkeit und eines Vergleiches wegen, der mir für später vorschwebt, wähle ich Farbtupfen und bestimme, daß drei Tupfen auf jedem Ei angebracht werden. Wenn ich diese Tupfen jedesmal in eine Reihe bringe und auch die Reihenfolge (etwa von der Spitze weg) zur Charakterisierung mit verwerte, so kann ich ausrechnen, wieviele verschiedene Einzeltupfen, *notae*, dazu notwendig sind. Mit 16 Elementen kann man 4096 Dreierkombinationen bilden. Die Anzahl der Lautmale (Phoneme) einer Sprache wie der deutschen ist rund geschätzt vielleicht dreimal so groß wie die hier benützte Anzahl der 16 Farbtupfen.

Die Wortbilder einer Sprache haben beides, ein (akustisches) Gesicht vergleichbar dem (optischen) Angesicht, dem Wuchs oder Gang der Menschen und ein Signalelement wie meine gezeichneten Hühnereier. Nur daß ihnen dieses Signalelement nicht nachträglich und von außen her aufgeprägt, sondern bei der Entstehung im menschlichen Sprechapparat schon eingegeben wird. So ist es eben oder kann es sein bei der Herstellung von dinglichen oder ereignishaften Produkten, die keinen anderen Beruf und keine andere Existenzberechtigung in der Welt haben, als den einzigen als Zeichen zu fungieren. So ist es bei den Produkten des menschlichen Sprechapparates, daß sie durch und durch auf ihre Zeichenfunktion hin angelegt und hergestellt werden. Als *flatus vocis* sind die konkreten Sprechprodukte minimale Energiequanten, die nur passend abgestimmte Empfangsapparate zum Mitschwingen bringen und im übrigen zu nichts anderem tauglich sind. Nicht einmal eine Kerzenflamme wird man normalerweise durch sie in grobsichtbare Unruhe versetzen oder ausblasen; sie vertragen auch vorzüglich eine Hin- und Rückverwandlung in die elektrische Wellenform und dokumentieren dabei noch einmal ihre Zeichennatur.

„Gesicht“ und „Signalelement“ sind bildhafte Namen für zwei, *nicht für eine* und dieselbe Methode, ihre Diakrise zu garantieren, denn das „Gesicht“ in unserem Sinn gehört zu den Gestalten und das Signalelement der Natur der Sache nach entweder ganz oder weitgehend zu den „Undverbindungen“. Wozu die zwei Unterscheidungstechniken? Was wir beschreiben, mutet an wie eine

gesuchten Texturstück der Hautoberfläche eine praktisch hinreichende Individualcharakteristik gewonnen werden kann, was uns hier nicht weiter interessiert.

jener mehrfachen Sicherungen, die man im Bereiche der organischen Gebilde allenthalben und von da aus nachgeahmt auch im Bereiche der irgendwie gefährdeten oder gefahrbringenden technischen Geräte findet. Ob dieser Ersteindruck bestehen bleibt oder späterhin korrigiert werden muß, ist eine vorerst offene Frage, die wir nicht beantworten können. Jedenfalls aber gehört es nicht zu dem Allerselbstverständlichsten, daß ein menschlicher Stimmapparat als Sender einige Zehntausende kurzer Lautbilder so wohlgeprägt erzeugen kann, daß jedes der Tausende von einem menschlichen Hörapparat als Empfänger mühelos als das und das erfaßt und von allen anderen unterschieden wird.

Das Gesicht, von dem wir sprechen, geht nahezu verloren und wird fadenscheinig bei der optischen Symbolisierung der Wortbilder in unserer Druckschrift, das Signalement dagegen bleibt mehr oder minder gut erhalten. Als die Psychologen vor vierzig Jahren den ersten Vorstoß machten zu einer modernen Analyse der Prozesse des Lesens von Druckschriften, war dies der erste Punkt, über den sie sich nicht sofort zu einigen vermochten, ob das gedruckte Wortbild am Gesicht oder am Signalement erkannt wird. B. ERDMANN und DODGE waren Vertreter einer Gestaltstheorie, sie nannten das Entscheidende die optische ‚Gesamtform‘, während WUNDT die Gegenthese verfocht, daß das Wortbild am Signalement der ‚determinierenden Buchstaben‘ erfaßt wird. Die Diskussion verlief damals im Sand und verdient heute nicht mehr so unzulänglich, wie sie geführt wurde, erneuert zu werden. Wohl aber verdient das feinere Fingerspitzengefühl WUNDTs im Rückblick volle Anerkennung.

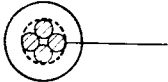
Denn das ist in der Tat das tragende Prinzip jeder Buchstabenschrift, daß versucht wird, die Signalement-Charakteristik des akustischen Wortbildes unter Zurückstellung des Gesichtes optisch wiederzugeben. Wir versuchen in der Schrift die Phoneme optisch zu symbolisieren. Daß die abzählbaren optischen Phonemzeichen eines gedruckten Wortes (enggeschart und als eine Gruppe oder Grüppchen durch Spatien von den Nachbargruppen getrennt) eine gewisse Gesamtform ergibt, ist selbstverständlich und unvermeidbar, aber nicht das primäre Ziel des Verfahrens. Der geübte Leser verfährt gewiß sehr summarisch und nützt die häufiger wiederkehrenden Gesamtformen, die er global erfaßt; daran hat kaum je ein Sachverständiger gezweifelt. Die entscheidende Frage ist, ob das Verfahren der Buchstabenschrift seinen Namen zu Recht oder Unrecht trägt, ob es primär auf eine systematische Wiedergabe des Signalements am akustischen Wortbild oder auf etwas anderes

abzielt. Und darin steht WUNDT auf der siegenden Partei; es ist die Phonologie, die ihm zu Hilfe kommt.

Man begegnet, wo das Thema ‚Buchstabenschrift und Phonologie‘ verhandelt wird, dem Hinweis auf die Tatsache, daß die optische Symbolisierung und das Aussprechen so disparat sein können wie z. B. im modernen Englisch, wo bisweilen Oxford geschrieben und Cambridge gesprochen wird (man denke an Wörter wie *lawyer* oder *laugh*). Worauf zu erwidern ist, daß solche Diskrepanz erstens in der Einschätzung oft stark übertrieben wird und zweitens kein Argument gegen das Fundament der phonologischen Betrachtungsweise liefert. Denn der tragende Grundgedanke ist (und er bleibt richtig), daß eine Signalement-Symbolik schlechthin undurchführbar gewesen wäre ohne einen natürlichen Halt des Verfahrens im akustischen Wortbild selbst. Wie vollständig und wie adäquat eine solche Signalement-Symbolik sein muß, um das Lesen und Schreiben nicht übermäßig schwierig zu machen, ist eine durchaus sekundäre Frage. Im übrigen verschwinden derart nur halb-ausgedachte Einwände vor den wirklichen Erfolgen der Phonologie.

3. Es war ein ausgezeichnete Gedanke, die Sprachgebilde vom Gesichtspunkt der Diakrise zu untersuchen. Bewährt er sich am Lautbild der Wörter, dann wird man mit gleichem Erfolg die Unterscheidungskriterien der Sätze erforschen. Hier ergibt sich auf den ersten Blick, daß *Gestaltmodulationen* wie Satzmelodie und Satzakkzent diakritisch fungieren und eine Aussage zur Frage oder zum Befehl verwandeln können. Folglich muß die Besinnung rückwärts auf die gleichen Gestaltmomente am Klangbild des Wortes gerichtet werden. Es wäre verhängnisvoll einseitig, wenn man am Wortbild vor lauter Bäumen den Wald übersähe; in Sachen der Diakrise sind Phoneme die Bäume und die Klanggestalt des Wortes ist der Wald. Wir richten in der Elementarlehre unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die Bäume und ordnen die Zeichenfunktion der Phoneme in eine große, wohlbekannte Klasse von Zeichen ein. Die Phoneme gehören zu der Klasse der Marken, Male, Kriterien, Notae; sie sind *Lautmale* am Klangbild des Wortes und bilden das Pendant zu den Dingmalen, die man in der Logik von jeher gekannt und als Merkmale, lateinisch ‚notae‘, charakterisiert hat. Wir reproduzieren das Schema der Nennwörter, der (sprachlichen) Begriffszeichen, und unterstreichen noch einmal ihren spiegelbildlichen Bau:



Der schraffierte kleine Kreis symbolisiert die *Gesamtheit* der diakritisch relevanten Momente am Wortbild genau so wie das schraffierte kleine Quadrat die Gesamtheit der begrifflich erfaßten Momente am Genannten der Nennwörter symbolisiert. Daß zu den relevanten Momenten am Wortbild elementare Lautzeichen, d. h. Phoneme gehören, ist die konstitutive These der Phonologie; wir lösen also in ihrem Sinne den vorher einheitlich schraffierten kleinen Kreis symbolisch so auf:  und übersetzen das Bild in den Satz, daß an jedem Wortklang eine angebbare kleine Anzahl von Lautmalen diakritisch relevant ist; es sind nicht exakt aber angenähert ebenso viele und angenähert dieselben, welche in der Buchstabenschrift optische Symbole erhalten haben.

Das ist eine Auffassung vom Bau der Wortbilder, um die es lohnt zu diskutieren. Ich habe es schon einmal getan in dem Aufsatz „Phonetik und Phonologie“ und will jetzt die Gedanken so anordnen, daß das dort am Ende Stehende zuerst gesagt wird. Präluierend sei erinnert an die früher von uns kritisierte Hypothese: Am Anfang waren die Wörter lautmalende Klangbilder. Gleichviel ob das allgemein richtig ist oder nicht, so gibt es jedenfalls heute noch malende Wörter, an denen man studieren kann, wie sich in ihnen die Phoneme verhalten. WILHELM OEHL stößt bei seinen Analysen völlig sachgerecht auf den Tatbestand der „Lautcharakteristiken“; er findet z. B. die Gutturalcharakteristik oder Dentalcharakteristik oder Zischlaute einzeln oder kombiniert in bestimmten Wortklängen, die er danach als Schallwörter anspricht. Hier ist es so, daß eine nota oder mehrere notae des Klangbilds eine bestimmte nota oder mehrere des Genannten malend wiedergeben. Soweit die von da aus konzipierte Ursprungshypothese richtig ist, waren die Klangmale des Wortes einst Wiedergaben von Dingmalen. Es interessiert uns hier nicht mehr, ob und wie weit sie richtig ist, sondern daß sie eine bequeme Ausgangsfiktion liefert; eine *Fiktion*, auf deren Hintergrund die faktischen Verhältnisse ein klares Relief gewinnen und durchsichtig werden.

Heute ist es so, daß keine der bekannten Menschengsprachen eine unbestimmte Menge von Lautcharakteristiken in ihren Wortklangbildern zuläßt, sondern jede Sprache verwendet nur eine begrenzte, angebbare Zahl, ein mehr oder minder wohlgeordnetes *System* von Lautcharakteristiken; die üblichen Lehrbücher überschreiben die Liste einfach mit „die Laute“. Daß niemand mehr gibt als er hat, bedarf keiner Begründung; die Sprachen aber *nützen*

weniger *aus* als sie haben, und das bedarf einer Begründung. Man lese bei einem der besten Kenner der kaukasischen Sprachen, bei TRUBETZKOY, nach, wie dort phonetisch ungefähr die gleiche Fülle von Vokalnancen vorkommt wie im Deutschen. Nur daß nicht die gleiche Anzahl von Vokalphonemen wie im Deutschen am Wortschatz aufzufinden ist; die kaukasischen Sprachen sind phonetisch nicht ärmer an Vokalnancen als das Deutsche, wohl aber phonologisch, d.h. unter dem Gesichtspunkt der diakritischen Verwendung ihres Reichtums. Sie sind ungeheuer subtil im diakritischen Einsatz der Konsonanten und äußerst sparsam mit Vokalcharakteristiken, wo es auf die Diakrise der Wortbilder ankommt. Paare wie *Felge* — *Folge*, *Vater* — *Väter*, *Hummel* — *Himmel* wären in ihrem System ungetrennte Wörter. Genug; wir reproduzieren den erlösenden Systemgedanken TRUBETZKOYS in Kürze so:

Man ordne die Vokalklänge in einem Dreieck an „so, wie es bereits 1781 der junge Mediziner HELLWAG angegeben hat“ (STUMPF); diese Ordnung ist neuerdings von STUMPF phänomenologisch subtil als treffend nachgewiesen worden:

Die Dimension von links nach rechts (z. B. u — ü — i, o — ö — e) heißt Helligkeit, die Dimension von unten nach oben heißt Sättigung; nicht dargestellt ist das lang — kurz oder stark — schwach und ein letztes Attribut, die „Intonation“, d. h. ein Auf oder Ab der Tonhöhe des Vokalklanges während seines Verlaufes. Es gibt

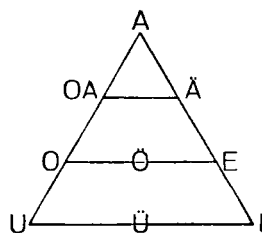


Fig. 8.

nun Sprachen nach TRUBETZKOY, die nur Sättigungsdifferenzen und sonst nichts diakritisch verwerten. Sie haben das einfachste, ein-dimensionale System von Vokalphonemen. Wo außer der Sättigung nur noch die Helligkeit diakritisch verwendet wird, liegt ein zwei-dimensionales System vor. Wir im Deutschen und in vielen anderen indogermansichen Sprachen haben ein dreidimensionales System, weil wir als dritte Dimension das lang — kurz (korrelativ mit geschlossen — offen) verwenden. Andere dreidimensionale Systeme differenzieren nach stark — schwach. Nach einer von JAKOBSON gefundenen Regel benützen die meisten Sprachen phonologisch nur eines von beiden; eine Regel, von der nur wenige Ausnahmen bekannt sind, wo (wie im Deutschen und Englischen) beide Momente (Dauer und Intensität) unabhängig voneinander relevant werden können¹⁾.

1) So ist das Referat der TRUBETZKOYSchen Vokaltheorie bereits zu lesen in „Phonetik und Phonologie“. Heute müßte die Schilderung der dreidimensionalen

Und schließlich gibt es auf der letzten Komplexionsstufe noch Sprachen, die außer allem Vorausgehenden auch noch melodische Varianten zum Aufbau ihrer besonders reichen, vierdimensionalen Systeme von Vokalphonemen ausnützen. Das ist in wenigen Sätzen das Skelett der TRUBETZKOYSchen Theorie¹⁾.

Der einfache und durchsichtige Systemgedanke TRUBETZKOYS ist sprachtheoretisch von größter Tragweite. Wir lassen der Einfachheit halber die schwierigere Aufgabe einer ähnlichen Ordnung der Konsonanten aus dem Spiel und halten uns nur an die Vokale. Es sei noch einmal an die Idee MENDELEJEFFS zum Vergleiche erinnert. Dort galt es die Atomgewichte der chemischen Elemente zu ordnen, und es stellte sich heraus, daß sie eine diskrete Reihe bilden, die einem merkwürdigen Zahlengesetz folgt. Hier setzte das Nachdenken der theoretischen Chemie ein und führte zu den bekannten Erfolgen in Sachen des Aufbaus der chemischen Elemente und schließlich der Materie überhaupt. An den Wortbildern der Menschengesprache wird die Vokalisation ins Auge gefaßt; es stellt sich auch bei ihr eine durchsichtige Ordnung heraus, wenn man den Gesichtspunkt der Diakrise zur Geltung bringt, sonst nicht. Es stellt sich heraus, daß zunehmend Stufe für Stufe die genannten vier Dimensionen des Vokalreiches *diakritisch relevant* werden. Folglich wird das theoretische Nachdenken an diesem Punkte einzusetzen sein. Omne verum simplex. Greifen wir also selbst die Dinge an diesem Punkte auf.

In Schallwörtern wie *surren* — *knarren* — *klirren* tragen die Charakteristiken *u* — *a* — *i* zur Wiedergabe des Genannten bei. Lassen wir die Maltheoretiker, welche mit ihren Forschungswünschen an die ungeklärten Ursprungsfragen fixiert bleiben, vorerst ungestört bei der Hypothese, so wie hier sei es am Anfang überall gewesen. Mag sein, daß in Urzeiten ein freies oder freieres Malen stattfand. Aber heute ist es überall so mit den Vokalen wie in der Heraldik mit den Farben. Eine ordentliche Heraldik läßt nur bestimmte Farben zu und eine ordentliche Sprache nur bestimmte Vokalphoneme. Die kaukasisch sprechenden Menschen müssen sich

Systeme ein wenig differenzierter ausfallen; denn TRUBETZKOY selbst unterscheidet heute, wie ich aus einem Vortrag weiß, mindestens drei Ausnutzungsweisen des Gewichtsmomentes, unter denen wiederum die deutsch-englische wegen des freien Akzentes als die schwerst durchschaubare erscheint.

1) Genauer in „Phonetik und Phonologie“. Travaux du Cercle Linguistique de Prague 4 (1931), S. 22—52. Die programmatische Arbeit von TRUBETZKOY ebendort 1 (1929) unter dem Titel „Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme“.

mit drei Stufen der Sättigungsdimension begnügen, wo wir Deutsche unter Mitverwertung der Helligkeit (u — ü — i, o — ö — e) acht und unter Mitverwertung von kurz — lang schematisch berechnet sechzehn zur Verfügung haben (die Diphthonge bleiben dabei ungezählt)

Der Seitenblick auf die Heraldik ist uns nicht aus Versehen passiert; denn dort ist es auch so, daß es ärmere und reichere Systeme gibt, dort ist noch manches andere so wie in der Sprache. Solange es gilt, mit Farben auf einer Malfläche nichts anderes als eben die bunte Welt der Dinge einzufangen, wäre jede Beschränkung der Nuancen nichts als Schikane und Selbstverstümmelung. Solange es galt oder gilt, durch Vokale Dingcharakteristiken wiederzugeben, wäre jede Beschränkung genau dasselbe. Wozu ein kleines System diskreter, abzählbarer, privilegierter Einheiten dort und hier? Das hat noch keiner aus der kleinen Gruppe der Nichts-als-Maltheoretiker zu sagen gewußt. Das symbolfreudige Mittelalter dagegen wußte genau, warum seine Heraldiker die Wappenfarben beschränkten und auf ein System zu bringen trachteten. Weil kombinatorisch aus Farben (und anderen Elementarsymbolen) eine Anzahl wohlcharakterisierter und leicht zu erkennender Wappen aufgebaut werden sollten. Die Vokale sind ebenso (in Kooperation mit den Konsonanten) berufen, in bestimmter Kombination den Wortbildern ein *Signalement* zu geben. Sie müssen zu diesem Behufe wie alle Zeichendinge selbst jedes einzelne als das und das erkennbar, d. h. diakritisch genügend scharf von den anderen getrennt und abgehoben sein. *Dazu* das System und *dazu* die Beschränkung auf eine kleine, übersehbare Anzahl.

Nur muß, wenn auf dem Wege des Signalementverfahrens der Horizont eines mühelosen Wiedererkennens auf Tausende von Einheiten erweitert werden soll, eine zweite Bedingung erfüllt sein, die man nicht aus dem Auge verlieren darf; man kann sie als Psychologe der aufstrebenden Phonologie unserer Tage nicht oft genug ins Merkbuch schreiben. Es ist die einfache Tatsache, daß kein Mensch imstande ist, Tausende von Gebilden, die wie die Eier in unserem Exempel einzig durch Notae-Kombinationen charakterisiert wären, praktisch so spielend, schnell und sicher auseinanderzuhalten, wie das jeder normal geübte Partner einer Sprachgemeinschaft mit den Klanggebilden der Wörter fertig bringt. Das ist eine Behauptung, welche ich zwar nicht experimentell bewiesen habe, aber aus der Analyse des Wiedererkennens beim Lesen und vielen anderen Daten ableite; ein Faktum, das wie andere erkannt und respektiert sein will und auf die weitgehende Mitwirkung des

akustischen *Gesichts* der Klangbilder bei ihrer Diakrise hinweist. Die Phonologie von heute löst die Aufgabe einer systematisch aufgebauten Diakrisenlehre nur im ersten Schritt und wird beim zweiten zur Gestaltpsychologie in die Lehre gehen müssen. Dazu das Folgende.

4. Von der rezenten Sprache aus gesehen sind die Lautcharakteristiken der nichtmalenden Wortbilder keine direkten Gegenstandszeichen, sondern Lautmale, die nur die Funktion der internen Differenzierung unserer Wortbilder erfüllen. Wenn man ein Wortbild lautlich zerstückelt, so verraten die *disjecta membra* als solche so gut wie nichts von den Eigenschaften des Genannten. Erst wenn das Klangganze eines Wortes gegeben und genügend eindeutig charakterisiert ist, kann jenes „Aufspringen“ seiner Bedeutung stattfinden, das indische Sprachtheoretiker schon erwähnen und mit dem Sichöffnen einer Blume poetisch vergleichen; sie nennen es den ‚*Sphota*‘, das Aufplatzen¹⁾. Es sind in der Tat mitunter auffallende, aufleuchtende Erlebnisse, von denen jeder, der sich allmählich lernend in einer Fremdsprache zurechtfinden muß, von denen auch ein Psychologe, der Sprachvorgänge an sich selbst und an Patienten mit zentralen Sprachstörungen beobachtet hat, anekdotenhaft recht viel erzählen könnte. Das mühelose Verstehen einer Rede aber geht ohne so herausgehobene Erlebnisse vor sich. Wir merken in der Regel nichts von einem serienartigen inneren Aufplatzen; das müßte ja bei Gelegenheit einer schnellen Rede förmlich ein inneres Maschinengewehrfeuer sein. Und gerade das wäre ein denkbar schlechtes Gleichnis für das wirkliche Geschehen. Wie ist es also?

Nach meiner Erfahrung ist es bei der Auflösung verwickelter psychophysischer Tatbestände zweckmäßig, zuerst besinnlich um das Dorf herumzugehen, bevor man einen methodisch wohlüberlegten Angriff wagt. Wie groß ist denn die Schar der Wortbilder, die ein Durchschnittssprecher und -hörer im Alltagssprechverkehr mühelos und auf Anhieb unterscheidet? Sind es Zweisilber, Dreisilber usw., dann kommt ihm natürlich das wichtige Moment der Silbengliederung zu Hilfe, mit dem wir uns schon beschäftigt haben. Wie steht es mit den Einsilbern, den selbständigen und denen, die man vermutlich, weil es Sinnsilben sind, obwohl eingebettet in größeren Wortklängen, doch hinreichend richtig aufnehmen muß?

1) Bei H. GOMPERZ, *Semasiologie* S. 81 darüber einen quellenmäßigen Beleg. Den experimentellen Beweis dafür, daß Komplexe als solche ohne die Vermittlung ihrer Elemente assoziationsfähig sind, erbrachte die Arbeit von G. FRINGS „Über den Einfluß der Komplexbildung auf die effektuelle und generative Hemmung“, *Arch. Psych.* 30 (1913).

Erste Frage: wie viele *phonematisch verschiedene* autosemantische oder synsemantische Sinnsilben gibt es überhaupt im Deutschen? Antwort: es dürften in der Hochsprache eines erzählenden Schriftstellers, es dürften in GOETHE'S Wahlverwandtschaften jedenfalls mehr als zweitausend, vielleicht gegen dreitausend bis viertausend sein¹⁾. Die nächste Frage lautet: in welchem Ausmaß variieren im Sprechverkehr die Umfeldbedingungen dieser einsilbigen Klanggebilde? Wichtig ist in vielen Fällen das sympraktische, in anderen wieder das synsemantische Umfeld oder beide zusammen. Daß es für das Auffassen nicht gleichgültig ist, ob ein Wortklang isoliert oder im *Kontexte* geboten wird, ist vor jeder genaueren Untersuchung aus Alltagserfahrungen zu entnehmen. Wir hören Gesprochenes aus größerer Entfernung oder durchs Telephon und stellen fest, daß textlich isolierte Lautgebilde einer exakten Auffassung große Schwierigkeiten bereiten, während die textlich systemgetragenen noch spielend und exakt erfaßt werden. Die Kontexthilfen schränken also die Spielräume des Möglichen so weit ein, daß der (trotz Abschwächung respektive Verzerrung noch verbleibende) Restbestand von Charakteren für die Diakrise genügt.

Theoretisch fruchtbar aber wird dieser Tatbestand deshalb, weil wir einigermaßen exakt angeben können, welche Momente und Konstituenten des Lautgepräges unter den genannten Umständen zuerst und am meisten der Abschwächung, Verwaschung und Verzerrung unterliegen. Es sind akustisch gesprochen die Geräusche, phonetisch gesprochen die Explosionslaute, welche allem anderen voraus alteriert werden. Bei wachsender Entfernung vom Sprecher wird rasch die Grenze ihrer Tragweite überschritten, das Telephon schwächt und verzerrt sie. Widerstandsfähiger sind in beiden Fällen die Vokalklänge und mit ihnen, an sie gebunden, bestimmte wohlcharakterisierte Komplexcharaktere (Gestaltqualitäten), z. B. die Melodie, d. h. das Stimmhöhenrelief des Lautstroms, weiter das rhythmische Gepräge (stark — schwach, kurz — lang), und schließlich die Helligkeits- und Sättigungswellen der Vokalität. Tatsache ist, daß diese Komplexcharaktere zusammen oft schon genügen, um die herabgesetzten diakritischen Anforderungen zu erfüllen. Die Wortbilder werden

1) Die Zahl ist geschätzt nach silbenstatistischen Untersuchungen, über die andern Ortes mehr berichtet wird. Faktisch ausgezählt kommen auf den ersten zwanzig Seiten der Wahlverwandtschaften rund tausend differente Sinnsilben vor. Es ist aus dem Verlauf der Kurve des Zuwachses von Neulingen auch nach der dreißigsten Seite nicht genau, aber doch einigermaßen abzusehen, wie viele noch ausstehen.

dann vorwiegend an ihrem akustischen Gesicht und keineswegs allein an ihrem Signalement erkannt¹⁾.

Ähnlich werden die Ansprüche der Diakrise herabgesetzt, wo das Klangbild eines Wortes *empraktisch* eingebaut ist. Man denke an die übliche Grußformel (*guten Morgen*), wo zwei sich begegnen; und über sie hinaus an alle jene Äußerungen, die man unter dem Sammelnamen Ellipsen vielfach wie lästige Abfälle der menschlichen Rede behandelt findet. Alle diese empraktisch eingebauten Wörter und Satzketten degenerieren, was die Artikulation angeht, mitunter so stark, daß faktisch nur noch ein verwaschenes Geräusch oder Gemurmel bleibt, und werden trotzdem nicht mißverstanden. Genau so ist es beim Wiedererkennen vertrauter Menschen, Tiere, Gebrauchsgegenstände in den üblichen Lebenssituationen, daß irgendein Komplexcharakter oder Einzelzug hinreicht, um sie zu identifizieren. Man unterschätze die theoretische Tragweite dieser Dinge nicht! Es gibt einige Beobachtungen an Kindern und Tieren, welche beweisen, daß es ursprünglich beim Auffassen der menschlichen Lautsignale nur auf dieses oder jenes Komplexmerkmal ankommt. Dem dressierten Hunde sind wohlartikulierte Lautbefehle seines Herrn Geräuschfolgen, die vielleicht und in erster Linie an dem, was wir Betonung und Satzmelodie zu nennen pflegen, unterschieden werden. Kann sein, daß da und dort auch ein einzelner Klang entscheidend ist wie in den oft zitierten Beobachtungen von PREYER und LINDNER an Kindern²⁾. Von daher gesehen imponieren die

1) Über ältere Untersuchungen, die das beweisen, ist berichtet in dem Sammelreferat K. BÜHLER, Über das Sprachverständnis vom Standpunkt der Normalpsychologie aus I. Die akustische Sprachwahrnehmung, Ber. III. Kongr. f. Psych. 1908, S. 94ff. — Neuere Versuche von HANS RUEDERER, Die Wahrnehmung des gesprochenen Wortes. Münch. Diss. 1916. — Die fortgeschrittene Technik akustischer Apparate erlaubt heute einfachere Experimente; man müßte zugreifen und die Angelegenheit des faktischen Erkennens und Wiedererkennens sprachlicher Klanggebilde auf die Basis systematischer Beobachtungen stellen.

2) K. BÜHLER, Die geistige Entwicklung des Kindes, 6. Aufl. 1930, S. 226 referiert: So konnte PREYER z. B. das Sätzchen wie groß ist das Kind? reduzieren auf das einzige Wort *groß*, ja sogar auf einen einzigen Vokal, ein langgedehntes *oo*, es erfolgte danach immer noch die angelernte Reaktion. LINDNERS Kind war dressiert auf den Satz ‚hol die Butter!‘. Eines Tages sagte der Vater: Das ist eine Napoleonsbutterbirne und sofort lief der Kleine nach der Butterdose (im Alter von 1;4). Das Kind TAPPOLETS wendete den Kopf auf die Frage: ‚wo ist das Fenster?‘, es reagierte aber auch genau mit denselben suchenden Bewegungen, wenn man ihm im gleichen Tonfall vorsprach, *où est la fenêtre?* (0;6—0;8). — Wir haben eine experimentelle Untersuchung an Hunden im Gang, deren vorläufige Resultate vielleicht stärker bestimmte Einzellaute (z. B. helle gegen dunkle Vokale) als die Komplexcharaktere als wirksam hervortreten lassen.

empraktisch verschwommenen Klangbilder als Erscheinungen, an denen viel zu erkennen ist. Wer der *lex parsimoniae* vertraut, darf vermuten, daß die Schärfe der lautlichen Prägung nur in dem Maße garantiert erscheint, als sie im normalen Sprechverkehr unerlässlich ist. Und noch einmal wird an den empraktisch eindeutigen Äußerungen klar, daß ein Minimum diakritischer Ansprüche am bequemsten vom Klanggesicht der Lautgebilde erfüllt wird.

5. Trotzdem bleibt die phonologische Analyse der Sprache eine befreiende Tat. Das Phänomen des klingenden Wortes ist ein Kontinuum und kontinuierlicher Nuancierung fähig in unabsehbar vielen Dimensionen. Wir beginnen mit dem größten durch Erwähnen der Geschlechtsunterschiede menschlicher Stimmen: Männer-, Frauen-, Kinderstimmen sind verschieden, und jedes Wort klingt anders im Munde eines Mannes und eines Kindes. Das geht so weit, daß die Sprechstimme einiger Dutzende von Menschen um mich herum zu dem gehört, woran ich die Individuen identifiziere. Es sind also *physiognomische* Züge im Klangbild eines Wortes, die wir beachten und im Sprechverkehr ausnützen. Die Sprechstimme ist weiter ein seismographisch fein ausschlagendes Ausdrucksorgan; wir notieren oft an ihr, wir notieren manchmal am Klangbild des einzelnen Wortes, wieviels geschlagen hat im Sender. Das Klangbild ist also *pathognomisch* aufschlußreicher Modulationen fähig¹⁾.

Doch all das darf jenen Inbegriff konstanter Momente, an denen die Sprechpartner einer gegebenen Sprache die linguistisch erfaßbaren Einheiten (wie sie im Wörterbuch verzeichnet stehen) wiedererkennen, nicht stören; darf sie überhaupt nicht oder jedenfalls nicht soweit entstellen, daß ihre Diakrise unmöglich würde. Der soziale Beruf der Klangbilder im intersubjektiven Austausch fordert kategorisch einen bestimmten Grad von Uniformität. Wie also bringt die deutsche Sprache das Kunststück fertig, für die paar tausend Einsilber, die in ihrem Wortschatz als auto- oder synsemantische Einheiten vorkommen, ebensoviele differente Lautuniformen herzustellen, von denen jede für sich wieder ungezählte Spielräume für all die zwar linguistisch irrelevanten, aber für bestimmte Belange des konkreten Sprechverkehrs doch sehr wichtigen und faktisch ausgenützten physiognomischen und pathognomischen Eigenheiten offen läßt? Die Phonologie erklärt, das sei eine Aufgabe, welche die Sprache in sehr einfacher Weise mit Hilfe ihres Systemes einfacher Zeichen, der Laut-notae oder Phoneme, löst.

1) Über die Begriffe physiognomisch und pathognomisch orientiert die „Ausdruckstheorie“ S. 15–35.

Und damit wird sie recht behalten. Ich habe vor kurzem jene andere Sprache des Menschen und der Tiere studiert, die man Pantomimik und Mimik zu nennen pflegt; man denke noch nicht an die künstlichen Symbolsysteme der Taubstummen, Zisterziensermönche und der lebhaft gestikulierenden Neapolitaner, sondern an den Fonds der allverbreiteten mimischen Erscheinungen. Was ich sagen und an ihnen erläutern will ist dies: Nach dem Ausweis älterer und neuerer Studien (ich denke an PIDERIT, LERSCH und an Wiener Befunde) ist es so im mimischen Verkehr, daß aus dem Fluß des kontinuierlichen Geschehens im Gesicht und an den gröberen Körperbewegungen des Menschen bestimmte *fruchtbare Momente* hervortreten, herausgeholt werden. Dies Verfahren ist Bildhauern und Malern, die menschlichen Ausdruck in Stein und Farbe fixieren, wohlvertraut; daß es auch den Partnern des trivialen alltäglichen mimischen Verkehrs der Menschen wohlvertraut ist, wurde bewiesen in meinem Ausdrucksbuch. Psychologisch gesehen genau dasselbe geschieht am Klangbild des Wortes. Der aufnehmende Hörer gewinnt diesem Lautkontinuum bestimmte fruchtbare Momente ab für die unerläßliche Diakrise. Das ist es und gar nichts anderes, was man Phoneme nennt. Zu solchem Herauserkennen fruchtbarer Momente gehört hier und anderwärts ein geläufiges Bezugssystem. Das System der Konsonanten, die in einer Sprache vorkommen, ist ein Teil dieses Bezugssystems. In unser Konsonantensystem ordnen wir z. B. das Moment *b* gegen *p* oder *g* gegen *k* oder *f* gegen *ch* platzrichtig ein. Diese psychologische Tatsache kommt im Befunde TRUBETZKOYS und seiner Mitarbeiter in der wichtigen Bestimmung von *Oppositionen* im Reich der Phoneme zum Vorschein. Unter erschwerten Auffassungsbedingungen, wie sie in meinem Sammelreferat über das Sprachverständnis und in der Arbeit von RUEDERER beschrieben werden, wird dieselbe Tatsache an den charakteristischen Verwechslungsfehlern deutlich. Manchmal, wenn das Umfeld günstig ist, werden die fruchtbaren Momente auch mehr *hineingehört* in den Klangstrom als daß sie herausgehört werden, so ist es z. B. am Telefon.

Zugegeben, daß damit wieder einmal an einer Sonderklasse menschlicher Wahrnehmungen Probleme aufgerollt werden; uralte Probleme, die seit PLATON und ARISTOTELES nicht mehr zur Ruhe gekommen sind und im Universalienstreit der Scholastiker in eine Höhe philosophischer Abstraktionen hinaufgesteigert wurden, die seither kaum wieder erreicht worden ist. Ob zum Nutzen oder Schaden der empirischen Wissenschaft, wäre mit zwei Worten nicht hin-

reichend differenziert zu sagen. Wenn Linguisten und Sprachtheoretiker heute von neuem den Mut fühlen, von ihrem Gebiete aus einzugreifen in das säkulare Ringen der größten Denker um das *Abstraktionsproblem*, so können sie gute Gründe dafür vorbringen. Denn wer umzulenken versteht das alte Interesse, umzulenken den Blick der Abstraktionstheoretiker von den Dingen weg, die genannt werden, auf das Nennende der Nennwörter, auf die Klanggebilde selbst, der gewinnt neue Chancen. Einfach deshalb, weil diese Gebilde nicht nur vorgefunden, sondern auch *erzeugt* werden vom erkennenden Menschen. Und zwar gerade daraufhin erzeugt werden von jedem Sprecher einer Sprache, daß sein Verkehrspartner jedes richtig als dies und dies Lautgebilde wiederzuerkennen und von anderen zu unterscheiden vermag. Darin liegt die große Chance für diejenigen beschlossen, welche das Abstraktionsproblem als Linguisten, am Wortklang, an dem Tatbestand der Phonologie von neuem angehen wollen.

Historisch überwunden sein müßte für alle nach der Kritik von MEINONG und HUSSERL der sensualistische Lösungsversuch von LOCKE über BERKELEY und HUME bis herab auf J. ST. MILL. „Allgemeine Vorstellungen“ sind die Phoneme einfach deshalb nicht, weil es (Vorstellungen gleich Anschauliches gesetzt) dem psychophysischen Apparate genau so unmöglich ist, „allgemeine“ Bilder zu produzieren wie dem Maler. Die Diskussion mit solchen Thesen von neuem zu beginnen wäre ein Anachronismus, wenn nicht Schlimmeres. Überhaupt sollte man den Akzent nicht einseitig auf neue Spekulationen, sondern weit mehr auf die Ausnützung moderner Untersuchungsmethoden legen. Die Psychologie hat die Wichtigkeit der *Konstanzmomente* im ganzen Bereich der menschlichen und tierischen Wahrnehmungen heute voll erfaßt und ist im besten Zuge, dem Linguisten und Sprachtheoretiker (und allen Philosophen) eine neue Tatsachenbasis zu bereiten. Selbst der in vielen Punkten umsichtigste Ansatz KANTS, dem HELMHOLTZ eine Reihe seiner schönsten Erfolge in der Wahrnehmungsanalyse verdankt, ist nur zum Teil neu bestätigt worden und zum Teil überholt.

6. Stellt man sich ein Wort von einem guten Sprecher in den verschiedensten Affektlagen gesprochen und mit Ausdruck geladen vor, so ändert sich das Klanggesicht des Wortes, während das diakritische Signalelement erhalten bleibt. Es gibt also im Sprechverkehr *eine Konstanz des diakritischen Signalelements im Wechsel des Klanggesichts der Wörter*. Das ist ein Satz, der keinen Sachverständigen im Feld der modernen Wahrnehmungslehre befremdet. Denn ähn-

liche Konstanzgesetze gibt es allenthalben; es gibt z. B. eine Größenkonstanz der Sehdinge im Entfernungswechsel, eine Farbenkonstanz der Sehdinge im Beleuchtungswechsel und etwas, was wir selbst im Sprechverkehr entdeckt und experimentell verifiziert haben, nämlich die Lautheitskonstanz der Hördinge im Entfernungswechsel (s. oben S. 77ff.). Wir fragen, ob der neue Konstanzsatz den ganzen Tatbestand, den wir bei der Unterscheidung eines Klanggesichts vom Signalement der Wortbilder im Auge haben, erschöpfend fixiert, und ob die Signalementkonstanz in jeder Hinsicht etwa der Farbenkonstanz der Sehdinge im Beleuchtungswechsel gleich zu ordnen ist.

Auf beide Fragen ist mit *nein* zu antworten. Denn erstens gibt es (zum mindesten im Deutschen) auch Gestaltmomente, die konstant bleiben müssen, wenn die Diakrise der Wortbilder im normalen Sprechverkehr nicht entscheidend erschwert werden soll; ich denke z. B. an die Betonungsgestalt der Wortbilder, soweit sie dem germanischen Betonungsgesetz folgt. Wenn wir das Worterkennen noch einmal mit dem Erkennen von Menschen vergleichen, so entspräche die weitgehend konstante Betonung der mehrsilbigen Wörter im Deutschen etwa jenen physiognomisch konstanten Zügen des menschlichen Gesichtes, die sich nicht bei jedem Zornanfall oder Angstaffekt verändern und das Wiedererkennen eines Gesichtes erheblich erschweren, wenn sie einmal faktisch variieren. Man verschiebe in einem deutschen Text die Akzente von den Stammsilben der Wörter hinweg auf die Endsilben — und der Lautstrom klingt fremd, fast unanalysierbar auch dem geübten Hörer. Es ist eine wichtige, aber ungelöste Frage, in welchem Ausmaß die einzelnen Sprachen Gestaltmomente am Klangbild der Wörter in ähnlicher Art konstant halten wie wir unseren Wortakzent.

Es dürfen zweitens die Phoneme, welche das konstante diakritische Signalement eines Wortes im Wechsel seines Klanggesichts konstituieren, psychologisch nicht auf eine Stufe gestellt werden mit den Farbqualitäten, welche im Beleuchtungswechsel konstant bleiben. Denn die Phoneme stehen bei genauerer psychologischer Analyse schon in der Wahrnehmung, in welcher wir sie erfassen, den *begrifflichen* Momenten näher als den sinnlichen Qualitäten. Doch vermag ich dies einstweilen nur indirekt zu erschließen und verzichte darum auf eine nähere Begründung meiner These. Wir werden wohl im Rahmen von tierpsychologischen und kinderpsychologischen Experimenten näher an die Dinge herankommen; sprechende Papageien produzieren und hören vermutlich kein Signalement in den Wortbildern.

Literaturnotiz: TRUBETZKOY schreibt an einem Lehrbuch der Phonologie, das vermutlich alles Alte und vieles Neue bringen wird. Vorher sind die (S. 281 Anm.) genannten 'Travaux' und der Kongreßbericht der Phonologen in Amsterdam (1933) nachzusehen. Ferner: E. SAPIR, La réalité psychologique des phonèmes, in dem Sammelband „Psychologie du langage“, Journal de Psychologie (1933), p. 247—265. — DE GROOT, De wetten der Phonologie en lum betekenis voor de studie van het Nederlands. De Nieuwe Taalgids 25. Sehr aufschlußreich sind die exakten Studien von GEMELLI und PASTORI, Psych. Forsch. 18 (1933).

§ 19. Das einfache und das komplexe Wort. Die Merkmale des Wortbegriffes.

Der Wortschatz einer Sprache ist ein offenes System; es können stets Neulinge erscheinen und aufgenommen werden. Zum deutschen Wort ‚Gas‘ notiert das Wörterbuch von KLUGE: „eine willkürliche Wortschöpfung des Alchimisten VAN HELMONT in Brüssel (gest. 1644), die in alle modernen Sprachen Europas drang“. Es wäre zwar psychologisch interessant, die Erfindungsgeschichte dieses Wortes im Geiste HELMONTS zu kennen (Chaos-Hypothese), sprachtheoretisch dagegen ist sie von geringer Bedeutung. Die gewöhnlichen Neulinge, welche Tag für Tag angeboten werden, sind entweder wurzelechte Ableitungen oder Bildungen anderer Art; so sprossen z. B. neue Wörter aus dem Bedürfnis des praktischen Lebens und werden als Warenmarken verwendet. Wörter wie *Mem* oder *Erdal* sind Warenmarken, die wir anderen Ortes einer eigenen sematologischen Betrachtung unterziehen wollen; Wörter wie (die) *Hapag* sind sprechbare Kurzfügungen, die schlüsselartig längere Gefüge vertreten; in meinem Duden stehen sie noch nicht. Was sonst im Duden steht, ist ein buntes Gemisch von einfachen und komplexen Wörtern, Grundwörtern und Ableitungen durcheinander.

Das Inventar einer Sprache an einfachen Wörtern wäre das *reine Lexikon*, ein Buch, das praktisch nur geringen Nutzen hätte und darum unverwirklicht ist. Alles, was eine konstruierbare Sinnfügung aufweist, wäre in ihm per definitionem nicht anzutreffen; in welchem Ausmaß doch noch einige nur teilweise auseinander ableitbare Wörter aufzunehmen wären, bliebe einer näheren Vereinbarung überlassen. Mag sein, man wäre geneigt, wo ganze Scharen regelmäßiger Ableitungen vorliegen wie bei *singe* — *Sang*; *klinge* — *Klang*, das abgeleitete Wort als neue Einheit abzulehnen, während der erste Zweifel entsteht, wo ein (für das Sprachgefühl) bildungsgesetzlich mehr oder minder vollständig isoliertes Exempel auftaucht; also vielleicht schon im Angesicht von *erteilen* — *Urteil*. Mit allem Sinngefühten fielen, wie bei uns die Dinge liegen, weitaus

die meisten deklinierten und konjugierten Ableitungen von vornherein aus; doch müßten, wenn man korrekt unter ‚einfach‘ nicht die Zusatzbedingung ‚selbständig‘ impliziert, neben den Stämmen der Nennwörter und Zeigwörter irgendwo und irgendwie auch gewisse Silben und andere phonematische Modulationen vollständig vertreten sein. Jene nämlich, die einfache Wörter in echte Komposita verwandeln. Wenn MARTY autosemantische und synsemantische Sprachzeichen zwar unterscheidet, aber einem einzigen Gattungsbegriff unterordnet, so trifft er dieselbe Entscheidung.

Daß die jeder Einheit des reinen Lexikons beizufügenden Funktionserläuterungen ein gut Stück Grammatik enthalten müßten, erscheint zum mindesten für die Verhältnisse der indogermanischen Sprachen unvermeidbar und wäre für das Chinesische wohl quantitativ, aber nicht prinzipiell anders; die Analyse der Sprache zwingt allenthalben zu Abstraktionen und führt kaum irgendwo zu Inventaren mit äußerlich rein isolierten Einheiten. Wo solch äußere Isolierung nicht gelingt, ist man beim Demonstrieren auf eine *distinctio rationis* verwiesen, was die Idee des reinen Lexikons keineswegs annulliert, wohl aber seine Realisierung praktisch nicht verlockend erscheinen läßt; es sei denn, daß man nur so weit geht, wie die üblichen Wurzelwörterbücher der indogermanischen Sprachen.

Das reine Lexikon enthält alle einfachen Wörter und nur diese. Wir wollen die Begriffe ‚einfaches‘ und ‚komplexes‘ Wort besprechen und einige triviale, aber allgemeine Sätze über sie, Sätze, die in einer ordentlichen Kompositionslehre gefaßt sein müssen, hinzufügen. Auch der Wortbegriff selbst verlangt eine Analyse und Definition. Dann kommt systematisch das Phänomen der Wortklassen.

1. Da ‚einfach‘ und ‚zusammengesetzt‘ korrelative Bestimmungen sind, können sie nur in Abhebung voneinander begrifflich erläutert werden. Ich gehe, um schnell zum Ziele zu kommen, von zwei Anwendungen aus, die bei BRUGMANN und HUSSERL zu finden sind. BRUGMANN übt mit guten Argumenten am landläufigen Begriff ‚Kompositum‘ Kritik und schiebt die bekannte Erscheinung der Tmesis (Trennung) in den Vordergrund, und zwar so, daß man auf entscheidende Gesichtspunkte dabei aufmerksam wird. Tmesis heißt jene im Deutschen häufige Trennung, die ein einziges Beispiel hier in allen Abarten vertreten mag: das Kompositum ‚antreten‘ wird in dem Satze ‚er tritt eine Reise an‘ getrennt. BRUGMANN schlägt den eigenen Namen *Distanzkompositum*

für diese und ähnliche Erscheinungen vor. Unter den Beispielen marschiert unbesehen auch das französische ‚ne — pas‘; gehört es voll berechtigt dazu?

HUSSERL widmet in den logischen Untersuchungen scharfsinnige Betrachtungen der Frage nach den ‚einfachen Bedeutungen‘. Und folgendes ist knapp gefaßt das uns hier interessierende Ergebnis: „daß es wirklich einfache Bedeutungen gibt, lehrt das unzweifelhafte Beispiel *etwas*. Das Vorstellungserlebnis, das sich im Verständnis des Wortes vollzieht, ist sicherlich komponiert, die Bedeutung ist aber ohne jeden Schatten von Zusammensetzung“ (288); halten wir das fest: „Im Sinne (dieser Redeweise) besteht Zusammengesetztheit aus Teilen, die selbst wieder den Charakter von Bedeutungen besitzen. Es ist eben eine letzte Tatsache, daß eine Mehrheit von Bedeutungen sich zu einer Bedeutung verknüpfen kann“ (292). HUSSERL sieht diese Betrachtung und diesen Begriff des Einfachen als den „normalen Sinn“ von einfach an und scheidet davon ab die Zusammengesetztheit, welche offenbar wird, wenn ich z. B. den Eigennamen Sokrates vor mir habe und die Bestimmungen aufzähle, die das Individuum Sokrates vom Individuum Platon abheben. Der Eigenname *impliziere* eine solche Vielheit von Bestimmungen und weise darum in seiner Bedeutung eine andere Art von Zusammensetzung auf „zu jeder implizierenden Bedeutung gibt es eine andere, ihren Inhalt gliedernde oder explizierende“; man wird zu ‚Sokrates‘ in der Tat explizierend viele Bestimmungen beibringen müssen, bevor das genannte Individuum genügend scharf von anderen Individuen getrennt ist. Für die Bedeutung von *etwas* sei dies nicht nötig, sagt HUSSERL, auch gar nicht möglich, weil sie „ohne Spur von impliziertem Inhalt“ sei. „Wir werden weiterhin den normalen Sinn dieser Rede zugrunde legen, wonach also die zusammengesetzten Bedeutungen aus Bedeutungen zusammengesetzt sind“ (293).

Das ist ein happy end, dem wir restlos zustimmen; über das Ausgeschiedene dagegen wird uns die Verwendung des bestimmten Artikels in den Artikelsprachen andere und klarere Aufschlüsse bringen, als sie HUSSERL hier zu bieten hat. Über die einfachen Bedeutungen entschlüpft ihm (290) die bildliche Rede, daß sie *sozusagen in Einem Pulse* das Genannte treffen, gleichviel, ob Implikationen in diesem einen Pulse enthalten sind oder nicht. Das wahre Kompositum wird also mehrere ‚Bedeutungs-Pulse‘ aufweisen. Wir notieren auch dieses Bild zustimmend und verzichten darauf, es aus der erlebnispsychologischen Denkweise, die anklingen mag,

in das sprachtheoretisch geforderte Denkmodell von den intersubjektiven Verkehrszeichen zu übersetzen.

Nun ist alles beisammen, um an BRUGMANN'S Distanzkompositum ‚ne — pas‘ die HUSSERLSche Frage zu richten, ob es wirklich zwei oder am Ende nur einen „Puls“ enthält; einpulsige Ausdrücke sind keine Kompositionen. Es ist wichtig, darüber einig zu werden, daß der sprachhistorische Hinweis auf die Tatsache, die beiden Teile von ‚ne — pas‘ seien einst isoliert-bedeutungsvolle Wörter gewesen, nicht genügt zu einer Beantwortung der Frage, wie es heute steht um den Kompositionscharakter. Denn auch das deutsche ‚nichts‘ und viel anderes war einst komponiert und hat den Kompositionscharakter verloren. Eine Befragung des Sprachgefühls der lebenden Franzosen wäre gewiß von Wichtigkeit und vielleicht die letztlich entscheidende Instanz. Doch dürfte BRUGMANN seine Auffassung viel einfacher, und zwar als Kenner der indogermanischen Sprachen aus einem allgemeinen Bildungsgesetz gewonnen haben. Es ist zum mindesten in dieser Sprachfamilie unzulässig, eine *Tmesis ohne Pulstrennung* vorzunehmen. Der Dichter MORGENSTERN setzt uns gelegentlich in seinen launigen Spielereien Verstöße dagegen vor, die absurd-belustigend wirken sollen: ‚der Architekt jedoch entfloh Nach Afri- od- Ameriko‘.

Auch dem auffallenden modernen Kurzwortbedürfnis des Geschäftslebens, aus welchem Bildungen wie ‚Hapag‘ entspringen, wären ähnliche Verstöße schon zuzutrauen. Daß das französische ‚ne — pas‘ nicht dazugehört, sondern spürbar im Rahmen des alten Gesetzes verbleibt, dürfte BRUGMANN, ohne darüber Rechenschaft abzulegen, taktischer getroffen haben.

Gälte es nachträglich seine Entscheidung zu stützen, dann geschähe dies wohl am besten von der Tatsache aus, daß parallel zu ‚ne — pas‘ die Bildungen ‚ne — point, ne — guère, ne — que‘ gebräuchlich sind, woraus sich ergibt, daß die werdende Rede zwischen dem schon hingetzten ‚ne‘ und dem vollendenden zweiten Teil ein Ergänzungsbedürfnis ähnlich wie sonst bei den Distanzkompositionen entstehen läßt. Wäre es gar nichts anderes, so müßte schon dieses Ergänzungsbedürfnis instande sein, dem ‚ne‘ einen ersten Puls zu sichern, der durch den zweiten, nachfolgenden erst in einer von mehreren Richtungen ergänzt wird. Bedeutungslose Wortbestandteile können im wahren Sinne des Wortes nicht kompositionsartig ergänzt werden. Auch die Tatsache eines möglichen Fehlens des zweiten Gliedes (nach ne) weist in dieselbe Richtung.

Solange die indogermanische Regel in Kraft ist. Das andere wäre eine Klangkomposition und keine Bedeutungskomposition. Es hieße, den einfachen Bedeutungspuls (die Inder sagen *Sphota*) über Zwischengeschobenes hinweg aufhalten, bis am Schluß erst das volle Klangbild eines einfachen Wortes konstituiert ist.

Soweit seien die begrifflichen Erläuterungen vom Einfachen her geführt; das Weitere erfolgt zweckmäßig vom anderen Ufer, d. h. vom komplexen Worte aus.

2. Ich bilde zu ‚Haus‘ das eine Mal ‚Houses‘ und das zweite Mal ‚Haustor‘, von denen das erste gewöhnlich als *geformtes Wort* und das zweite als *Kompositum* charakterisiert wird. Zusammen gesetzt im schlichten Wortsinn sind beide; ob die unterschiedlich Behandlung, die beide in den Büchern der Linguisten erfahren, begründet sei, verlangt nach einer sprachtheoretischen Aufklärung. Wer die Konzeption des Feldbegriffes in unserem dritten Kapitel mitmacht, gerät am Beispiel ‚Houses‘ nicht in Verlegenheit: das geformte Wort trägt hier ein Feldmoment an sich. Es ist ein historischer Zufall, daß am deutschen Wort ‚Haus‘ eine phonematische Kasuscharakteristik fehlt, lat. ‚domus‘ hat sie; die nicht mehr phonematisch kenntlichen ‚Fälle‘ werden im Kontexte moderner Sprachen eben auf andere Weise differenziert, z. B. durch die Wortstellung im Satze oder durch eigene Formwörter. So trivial das alles klingen mag, die Verwirrung ist groß und unheilbar, wo es vergessen wurde. D. h. überall dort, wo man Satz und Wort, Satzfügungen und Wortfügungen nicht mehr trennte.

Das lag freilich zum guten Teil am Zustand der vorgefundenen Sprachen selbst und an den Aufschlüssen über ihre Geschichte. Man braucht sich nur das geformte Verbum anzusehen und einem ‚amat‘ das ‚amabat, amabit‘ an die Seite zu stellen, um den im ersten Anlauf so gesichert anmutenden Abstand des geformten Wortes vom Kompositum der Bezweiflung auszusetzen. Die Sprachgeschichte weist unbestritten Übergänge kreuz und quer zwischen Wortgruppe, Kompositum und geformtem Wort nach; Sprachveränderungen im Laufe der erforschten Geschichte veranlaßten mit die Besten im 19. Jahrhundert zur Auflassung der begrifflichen Grenzen zwischen Satzfügung und Wortfügung. Es ist die Frage, ob sie den inneren Widerstand dagegen zu früh aufgegeben haben.

Hilft das HUSSERLSche Kriterium des Bedeutungspulses weiter? Es ist auffallend, wie sich dasselbe Sprachgleichnis vom Pulse den Silbenforschern und dem großen Bedeutungsanalytiker HUSSERL angeboten hat. Sollte die menschliche Rede, von außen und von innen betrachtet, gleichförmig eine Art von pulsiger Gliederung erkennen lassen? Der Blasebalg des Sprechapparates pufft Silben aus, wie steht es mit den Bedeutungspulsen? Es wäre, wie immer man über die Verhältnisse am unbekannten Entwicklungsquellpunkt der artikulierten Menschensprache denken mag, jedenfalls unzulässig, heute eine einigermaßen strenge Korrelation zwischen der Silbengliederung des Lautstromes und der

Sinnaufgliederung in Bedeutungspulse anzunehmen; denn ein einsilbiges Klangbild kann mehr als einen und ein mehrsilbiges Klangbild kann einen einzigen Bedeutungspuls aufweisen. Beispiel: das HUSSERLSche *etwas*, wenn er recht hat mit der Annahme von dessen Einfachheit, was nach den Erörterungen an *ne — pas* linguistisch bezweifelt werden könnte, weil es ja Parallelen wie *irgendwas*, *sonstwas* und *etliche* usw. im Deutschen gibt. Sonst wählt man andere Exempel wie unser *gibt* neben *Wolle*¹⁾. Der Silbepuls ist also nicht (oder nicht mehr) restlos synchron mit dem Bedeutungspuls.

Die Ausgangsbeispiele ‚Haustor‘ und ‚Haus‘ weisen die in Rede stehende Deckung auf und müssen trotzdem sematologisch auf getrennte Blätter geschrieben werden, weil das erste Wort zwei Symbolwerte und das zweite einen einzigen Symbolwert und ein Feldzeichen enthält. Wie ist es in dieser Hinsicht mit ‚amabat‘ bestellt? Wer rein das in ‚amabat‘ Genannte (begrifflich Bestimmte) ins Auge faßt, weiß gute Gründe dafür vorzulegen, daß das Moment der Zeitstufe, sonst das Moment der Aktionsart oder beider zusammen, wenn sie in ihm enthalten sind, den Symbolwerten und nicht den Feldwerten zuzuzählen sind. Denn in dem Satze ‚Caius amabat patrem‘ regiert einzig und allein die Wortklasse (amare) und nicht das Moment der Zeitstufe oder Aktionsart das Feld; der Subjekts- und der Objektskasus erfüllen (logisch gesprochen) zwei Leerstellen des *Verbums* amare und bleiben untangiert vom Moment der Zeitstufe und Aktionsart. Trotzdem bleibt noch ein Unterschied zwischen ‚Haustor‘ und ‚amabat‘; und dieser Unterschied liegt darin beschlossen, daß die beiden Momente in ‚Haustor‘ gleichmäßig zwei lexikalische Einheiten, Stoffwörter sind (auf derselben niedersten Formalisierungsstufe stehen), während das zweite Moment in ‚amabat‘, das Moment der Zeitstufe oder Aktionsart, rein logisch betrachtet, ein Formmoment ist (einer höheren Formalisierungsstufe angehört).

Die Aktionsarten und Zeitstufen der in diesen Dingen konsequent durchkonstruierten lateinischen Sprache bilden ein System und das *ba*-Moment unseres Wortes vollzieht eine Platzbestimmung in diesem System; es ist also in Hinsicht auf dies bestehende System

1) Es kommt uns nicht darauf an, ob das Beispiel HUSSERLS durch den besprochenen linguistischen Befund wirklich als unzutreffend erwiesen werden kann oder nicht; ein wenig Nachdenken würde uns zurückführen auf den Unterschied der HUSSERLSchen Aktanalyse gegen die linguistische Gebildebetrachtung, die wir in § 4 und § 14 erläutert haben. Das aber sollte vorläufig so lange aus dem Spiele bleiben, bis eine Definition des ‚Bedeutungspulses‘ verlangt wird.

ein *Formans*. Der geduldige Analytiker der Sprache darf nicht weil er schon einmal die Scheidung von Stoff und Form bei Gelegenheit der Symbol- und Feldwerte nötig hatte, bei einer zweiten Gelegenheit, wo ihm dasselbe Begriffspaar von der Sache her wieder nahegelegt wird, versagen. Feldwerte freilich im Sinne der Satzfunktion, also Feldwerte im Symbolfeld des Satzes, haben den artigen Formantia keineswegs deshalb, weil sie Formantia sind. Sondern sie sind und bleiben *formalisierte Symbolwerte*. Wir werden diesen Ausdruck aufnehmen in unsere Terminologie, ihn rechtfertigen und verteidigen in der Theorie des echten (Wort-)Kompositums; verteidigen vor allem gegen die unitarischen Tendenzen des 19. Jahrhunderts, die, gestützt auf wichtige und unbestreitbare historische Befunde, den Unterschied von Wort und Satz nicht mehr gesehen haben oder nicht mehr imstande waren, ihn sachgerecht durchzuführen.

Es ist merkwürdig, daß die als Beispiele angeführten Formantien (*ba* im lateinischen Imperfektum und *bi* im Futurum) nicht dem Schatz der Zeigpartikeln sondern dem Seins-Wort (griech. *q̄v-*, deutsch *bin*) entnommen sind; nach einer Regel, die das Indogermanische weitgehend beherrscht. Denn das Nächstgelegene wäre, daß man von der meist umgeformten Origo *jetzt* aus das Vergangene und Künftige zeigend markiert. Analog dem örtlichen *da* und *dort*, welches von *hier* aus die räumliche Position markiert, könnte man zeitliche Positionszeigzeichen vor und zurück erwarten. Ich höre von einem Wissenden, daß man die indogermanischen Augmente als ursprüngliche Zeigzeichen auffaßt. Im übrigen sind auch solche Zeig-Nennwortfügungen Komposita, während man den Begriff des (Wort-) Kompositums unzweckmäßig stark erweitern müßte, um die rein syntaktischen Anweisungen wie unsere Kasuszeichen auch noch als Wörter und dementsprechend das geformte Wort *Hauses* als Kompositum anzusehen.

Dagegen spricht die Einsicht in den Charakter der Sprache als eines Zweiklassensystems; es wird, um noch eine zweite Parallele zu ziehen, auch keinem Mathematiker in den Sinn kommen, die Operationszeichen $+$, $-$, $\times$, $|$ usw. den Zahlzeichen völlig gleichzustellen. Doch sei ohne weiteres zugegeben, daß damit wieder das analytisch unbewältigte Phänomen der Symbolfelder in den Sprachen berührt wird.

3. Was ist also ein Wort? Ich greife eine ansprechende Definition des Wortbegriffes von MEILLET auf; sie lautet: „Zu einem Wort gehört die Verknüpfung (association) eines bestimmten Sinns mit einem bestimmten Lautganzen und eine bestimmte grammatische Verwendbarkeit“¹⁾. Wenn man sich vorbehält, das unter „Assoziation“ und „Lautganzen“ Verstandene genauer zu fassen, so erscheinen mir die beiden MEILLET-Kriterien ausgezeichnet gegriffen; ob man sie durch eine getrennte Zählung der beiden Kettenglieder der Assoziation (Lautganzen und Bedeutung) zu einer Dreiergruppe

¹⁾ A. MEILLET, *Linguistique historique et linguistique générale* (1921), p. 30.

erweitert oder nicht, ist relativ gleichgültig. Wichtiger ist die Sorge, das Wort definitorisch gegen den Satz abzugrenzen.

Immerhin ist ausdrücklich hervorzuheben, daß nicht alle ‚Lautganze‘, sondern nur solche zu den Wörtern gehören, die eine *phonematische Prägung* aufweisen; Schreie und erscheinungstreu lautmalende Gebilde, die sich dem Zwang des begrenzten Phonemschatzes einer Sprache entziehen, sind demnach ausgeschlossen. Umgekehrt sind die „sinnlosen Silben“ und Silbenpakete der Gedächtnispsychologen zwar phonematisch geprägt, ermangeln aber des Assoziationsfaktors im Sinne MEILLETs. Wir werden zweckmäßig statt des undefinierten Assoziationsbegriffes *eine* von den im Organonmodell der Sprache charakterisierten Zeichenfunktionen einsetzen müssen. Ich sage im Sinne des weitesten Umfanges, den man dem Wortbegriff geben sollte, *eine* von ihnen. Denn auch Lautgebilde, die wie Angehörige eines Einklassensystems anmuten, z. B. die im Sprechverkehr allgemein kursfähigen Interjektionen, erheben den Anspruch, im Wortschatz einer Sprache unterzukommen. Es ist nur die Frage, ob sie die Bedingungen des zweiten MEILLET-Kriteriums erfüllen.

Ich schlage eine erweiterte Fassung des zweiten MEILLET-Kriteriums vor. Wenn es außer dem Symbolfeld der Sprache eine zweite Ordnung gibt, in welcher die sinnvollen Zeichen ihre Feldwerte erhalten, dann erscheint es mir konsequent, dieses zweite Feld bei der Definition des Wortbegriffes mit ins Auge zu fassen. Denn nicht nur die Interjektionen, sondern im Grunde genommen alle „indeclinablen“ Zeigzeichen erhalten nicht im Symbolfeld der Sprache, sondern im Zeigfeld ihre Feldwerte; und diese Gebilde wird man gewiß nicht aus dem Wortschatz verbannen können. Es geht damit das zweite MEILLET-Kriterium in die weitere Bestimmung über, daß jedes Wort *feldfähig* ist.

Vielleicht genügt es schon, wenn man die phonematische Prägung und die Feldfähigkeit zusammenstellt und zusammen zur *differentia specifica* des Wortbegriffes erhebt. Denn das Stehen in einem der beiden Felder impliziert den dazugehörigen Oberbegriff, d. h. die Forderung, daß das Klangbild ein *Lautzeichen* und als solches „sinnvoll“ sein muß¹⁾. Ergebnis: Wörter sind die *phone-*

1) Vorausgesetzt wird bei der hier mitverwerteten Implikation die Erkenntnis, daß weder das ‚aliquid‘ ohne ein ‚pro aliquo‘ (aus der scholastischen Formel) noch umgekehrt ein Zeichen im strengen Wortsinn ist. Wer dagegen gewohnt ist, unter Zeichen nur das erste manifeste Glied der Komplexion zu verstehen, muß aus den zwei MEILLET-Kriterien drei machen. Darüber folgt noch ein Wort.

matisch geprägten und feldfähigen Lautzeichen einer Sprache. Das Genus proximum ‚Lautzeichen‘ ist aus dem Axiom von der Zeichennatur der Sprache herüberzunehmen, das alles Nichtzeichenhafte aus dem Bereiche von la langue ausschließt.

Man soll den Wert formelhafter Definitionen nicht überschätzen; immerhin sind sie der Einzelforschung da und dort erwünscht und in der vollendeten Theorie eines Wissensgebietes unentbehrlich. Ich möchte, um die in Rede stehende Definition zu empfehlen, sie noch einmal aufbauen und auf ihre Vorteile hinweisen. Sie verbindet das Wort mit den Phonemen und mit den Feldern, bringt also im Wortbegriff die drei Momente am Strukturmodell der Sprache zusammen und unterstreicht überdies die Tatsache, die im Oberbegriffe ‚la langue‘ anklingt, daß ein rechtes Wort im intersubjektiven Verkehr verwendbar sein muß. Ob ein gegebenes Lautgebilde ein Wort sei oder nicht, kann selbstverständlich nur im Hinblick auf irgendeine bestimmte Sprache wie lingua latina gemeint sein und beantwortet werden. Nun, dann müssen die Lautmale seines Klangbildes dem lateinischen Phonemschatz angehören. Wenn es z. B. Schnalzlaute enthielte oder das Gebrüll des Löwen erscheinungstreu wiedergäbe, wäre entschieden, daß es gewiß nicht von Partnern der lateinischen Sprachgemeinschaft in derselben Weise wie andere lateinische Wörter als sprachliches Verkehrszeichen benützt worden ist. Römische Legionäre haben vielleicht da und dort als Wachposten vor dem Feinde Löwengebrüll oder Vogelrufe verabredungsgemäß als Signale an ihre Kameraden verwendet; solche Signale haben ein sehr prägnantes Klanggesicht, aber kein phonematisches Signalement. Und darum gehören sie, so selten oder so häufig sie auch gebraucht wurden und wäre es auch im ganzen römischen Heere üblich gewesen, mit allem Ähnlichen nicht zum Bestande der lateinischen Sprache. Denn was wirklich dazu gehörte, waren ausnahmslos Lautzeichen mit phonematischem Signalement aus dem Lautschatz der lateinischen Sprache.

Daß man nach der Lautcharakteristik ein zweites Mal ausholen und den Wortbegriff auch „von innen“, d.h. auf der Funktions- oder Bedeutungsseite definieren muß, wird vom Axiom B vorgeschrieben. Phonematisch korrekte, aber sinnlose Lautbilder gab es vor dem EBBINGHAUSSchen Silbenschatz der Assoziationsforscher z. B. im Munde der Zauberer aller Zeiten: *Abrakatabra*.

Die Gläubigen natürlich verbateten und verbitten sich unsere Behauptung, daß es sinnlose Silben sind. Um konzilient zu sein, sei eine Einigung auf der Basis vorgeschlagen, daß die übernatürliche und magisch wirksame Sprache offenbar einen teil-

weise eigenen Wortschatz hat, dessen Gesetze wir nicht erforschen wollen; es geht uns nur um die profane und um dasjenige in der magischen Sprache, was auch in der profanen vorkommt. Die angenommene übernatürliche Wirksamkeit der sowohl profan wie magisch verwendeten Sprachzeichen bietet dem Sprachtheoretiker so lange keine Schwierigkeiten, als die angesprochenen Gewalten einfach zu Partnern des normalen Sprechverkehrs, d. h. zu Empfängern (und Sendern) wie andere gemacht werden. So ist es in den Fiktionsspielen des Kinderlebens und darüber hinaus in den gewöhnlichen Ernstfällen sporadischer Wendungen eines Sprechers an ungesehene oder stumme Hörer (wie es die Naturgewalten sind). Daß das eigene Sprechen auch verstummen kann im Kontakt mit jenen Gewalten oder umgekehrt, daß der magisch Angerufene in „Naturzeichen“ und im Gewissen wortlos zu uns „spricht“ nach der in Rede stehenden Auffassung, ist kein Problem der Sprachtheorie, solange man Sprache gleich Lautsprache setzt.

Die Abrakatabra-Gruppe auszuschließen aus dem Wortschatz ist keine große Angelegenheit; viel wichtiger ist es, das Wort vom Satze zu trennen. Wenn ich das Merkmal *feldfähig* vorschlage und wenn darunter verstanden wird, was ich im Auge habe, ist dieser Anspruch an die Definition des Wortbegriffes erfüllt. Denn selbst *feldfähig* kann nur etwas sein, was dem Feld gedanklich opponiert und von ihm abgehoben wird; Satzfeld und Wörter sind zweierlei. Wörter stehen *im* Symbolfeld, füllen Plätze dort aus, sie nehmen auch Feldzeichen an sich und in sich auf. Darüber mehr in der Theorie des Kompositums. Außerdem aber haben Wörter noch etwas in sich, nämlich das lexikalische Moment, das sie bildlich gesprochen mitbringen. Es wäre durchaus möglich und vielleicht sogar der nächste Weg zu einer Definition des Wortbegriffes, von diesem lexikalischen Momente auszugehen. Wer dies versucht, kommt bei den Nennwörtern auf eine Analyse, wie wir sie im § 14 geboten haben; er muß dann aber bei den Zeigwörtern noch einmal neu anfangen und für sie eine Analyse bieten ähnlich derjenigen, die BRUGMANN vorgelegt hat. Vereint ist das alles in dem summarischen Merkmal der *Feldfähigkeit*. Denn nur Lautgebilde mit Symbolwert (oder Signalwert in dem Sinne, wie ihn die Zeigwörter haben) sind *feldfähig*. Es bleibt dann nur noch die Frage offen, ob man positiv angeben kann, was einem Wort die *Feldfähigkeit* verleiht; ist es vielleicht die Zugehörigkeit des Wortes zu einer bestimmten Wortklasse (Wortart)?

4. Wie müßte das Faktum der *Wortklassen* im reinen Lexikon zur Geltung, müßte es überhaupt zur Darstellung gelangen? Ich ergreife noch einmal die Gelegenheit, eine der entscheidenden sprachtheoretischen Thesen dieses Buches zu unterstreichen; der semantologisch erste Klassenschnitt trennt Zeigwörter und Nennwörter, und zwar im wesentlichen so, wie es die großen griechischen Gram-

matiker in der Geburtsstunde der abendländischen Sprachwissenschaft gesehen haben. Was wir an Neuem hinzufügen konnten, war der Beweis, daß sich die Funktion der Zeigwörter im Zeigfeld und die Funktion der Nennwörter im Symbolfeld der Sprache erfüllt. Zweierlei gehört dazu und muß mitbeachtet werden, nämlich die Betrachtung der Nennwörter im sympraktischen und symphysischen Umfeld und die eigenartige Verwendung der Zeigwörter im Modus der Anaphora. Das letztere ist sematologisch gesehen wohl die merkwürdigste Kooperation oder Funktionsverschlingung der beiden Wortarten. Eine Funktionsmischung liegt vor in der wichtigen Erscheinung der *Pronomina* und ihrem von uns theoretisch als denkbar erfaßten (und vielleicht an dem Beispiel aus dem Japanischen auch als realisiert nachgewiesenen) Pendant der *Prodemonstrativa*. Daß ein und dasselbe Zeichen zugleich demonstrieren und nennen kann, überrascht keinen nur einigermaßen in seinem Handwerk bewanderten Sematologen; es überrascht ihn eher das Umgekehrte, daß nicht alle Sprachzeichen sowohl die eine wie die andere Funktion haben sollten.

Nach dem Trennungsstrich zwischen Zeigwörtern und Nennwörtern ist es zweckmäßig, den ordnenden Umblick auf bestimmte Gebilde im Lexikon zu richten, die aus irgendwelchem Grunde eine Sonderstellung außerhalb beider Kreise verraten. Die Interjektionen und phonematisch geprägten Appellgebilde wie *he!* *hallo!* haben wir schon einmal gestreift; sie sind weder wie die Nennwörter feldfähig im Symbolfeld der Sprache noch ohne Vorbehalt den Zeigwörtern beizuzählen; es gibt eigentlich nur ein Feld, in dem sie naturgemäß wachsen und ohne Erläuterungskrücken verstanden werden. Das ist das *sympraktische* Umfeld der Sprachzeichen. Es dürfte auch nicht falsch sein, wenn man sie zum Einklassensystem der tierischen und menschlichen Rufe rechnet und dadurch noch gründlicher von den eigentlichen Wörtern trennt.

Weiter: schon in jedem ordentlichen Einklassensystem gibt es auch Zeichen der Zustimmung und Nichtzustimmung oder Abwehr; ihnen sind die vielfach satzvertretenden Lautgebilde wie *ja* und *nein* verwandt. Bei unseren Kindern entsteht das ‚nein‘ und ‚ja‘, auch das später erst korrekt satzgefügte *nicht* greifbar bereits in der Einklassenphase ihres Sprechens; diese Äußerungen werden denn auch lange noch, wenn das Kind schon fügt, isoliert vorausgenommen oder eindrucksvoll nachgeschickt. Ein moderner Logiker wird ihnen noch andere Symbole, die ausgesprochene ‚Satzfunktionen‘ im logischen Wortsinn haben, zugesellen, z. B. ‚gewiß‘,

,vielleicht' u. dgl. m., Symbole, die der Sprachhistoriker den Adverbien oder einer anderen Klasse von Nennwörtern einzureihen geneigt ist und ihrer Herkunft nach auch einreihen darf. Es liegt für unseren Zweck nicht viel daran, dies Randgebiet der Wortklassen restfrei zu ordnen.

Die Zeigwörter der indogermanischen Sprachen sind von BRUGMANN einer ordnenden Idee, sind der Idee, daß es ein übersehbares System von *Zeigarten* gibt, unterstellt worden. Wir haben die Idee aufgenommen und dahin gewendet, daß Positions- und Rollenzeigwörter relativ scharf zu sondern sind. Wichtig war außerdem zu beweisen, daß es drei *Modi* des Zeigens gibt. In Sprachfamilien, die dem Verbum und der verbalen Weltauffassung nicht das gleiche Gewicht geben wie die indogermanische, könnten sehr wohl noch andere Zeigarten vorkommen. Es wäre nicht schwer, im Handumdrehen einige Möglichkeiten zu fingieren, doch bliebe dies ohne hinreichende Tatsachengrundlage ein müßiges Spiel der sprachtheoretischen Phantasie. Man wird sich dies Mögliche von vornherein nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung der genannten Zeigarten vorstellen. Denn das Zeigen im Raum und das Zeigen im Aktionsfeld des intersubjektiven Verkehrsaktes sind doch wohl die nächst gelegenen und wichtigsten Zeigarten.

Soll das reine Lexikon mehr sein als ein Verzeichnis von Klangbildern, soll es wie jedes ordentliche Lexikon die Funktion jeder Einheit angeben, dann müßte der Inbegriff dieser Erkenntnisse in die Funktionsangaben im reinen Lexikon eingehen und sie beseelen. Genau so und in demselben Sinn gehören auch die Klassen der Nennwörter ins reine Lexikon; man müßte dort finden, ob ein Wort Nomen oder Verbum, Präposition oder sonst etwas ist.

Das Phänomen der indogermanischen Wurzeln entsteht dadurch, daß vielfach stofflich Verwandtes auch klanglich verwandt bezeichnet und die Wortklassen nach bestimmten Bildungsregeln voneinander abgehoben werden. Daß dieselbe Wurzel vielfach in einer ganzen Schar klassendifferenzierender Wörter angetroffen wird, ist eine verständliche, aber keineswegs sematologisch geforderte Tatsache; es trifft ja, wie man weiß, auch im Indogermanischen nicht für jede Wurzel zu, daß man Nomina und Verba zugleich nachweisen kann, in denen sie zu finden ist. Noch weniger ist dies der Fall, wenn man die Präpositionen und die Zahlwörter oder gar die Zeigpartikeln mit einbezieht. Denkbar bliebe anderswo eine Ordnung der Verhältnisse, welche das Phänomen von einer Wurzel, die sich in vielen Wörtern wiederfindet, überhaupt nicht entstehen ließe; nachgewiesen sind Sprachen, in denen es wenigstens nicht in demselben Ausmaß wie bei uns vorkommt.

Es wäre nun geboten, die Angelegenheit der Nennwortklassen, die uns im dritten Kapitel sub specie des Darstellungsfeldes der Sprache, d. h. syntaktisch beschäftigt hat, unter sematologischem

Gesichtspunkt anzugehen. Gibt es *Nennarten* in ähnlichem Sinne, wie BRUGMANN seine Idee von den Zeigarten verstanden wissen will? Die Ordnung der Nennwörter ist für den Sematologen die dornigste Rose im Garten der Sprachforscher. Der Theoretiker findet heute in der Syntax von WACKERNAGEL die nach meiner Auffassung besten Aufschlüsse über den frühen Werdegang der Lehre von den Wortklassen. JELLINEKS Geschichte der deutschen Grammatik ergänzt die Angaben WACKERNAGELS. BRÖNDAL ist zwar besser als WACKERNAGEL bei den Philosophen bewandert und rückt die Kategorientafel des ARISTOTELES in den Vordergrund; doch versteht er nicht, wie mir scheint, die Motive der antiken Philologen ebenso einsichtig zu präsentieren wie WACKERNAGEL¹⁾.

Vielleicht ist BRÖNDALS Hinweis auf die Wichtigkeit der *grammatica speculativa* des Duns Scotus richtig, was ich nicht kontrollieren kann. Daß die Logiker von Port Royal als erste die Klasse der *Präpositionen* brauchbar definiert haben, wird man ihnen gebührend anrechnen: „C'est l'exposant d'un rapport considéré d'une manière abstraite et générale, et indépendamment de tout terme antécédent et conséquent.“ Das dürfte in der Tat die Präpositionen gut treffen und abheben von anderen Wortklassen. Verwunderlich ist, daß man die *Zahlwörter* erst im 18. Jahrhundert begrifflich gesondert haben soll nach BRÖNDAL. ADELUNG bestimmt sie angeblich als „unkonkresziert“, womit er gesagt haben soll, daß sie gleichsam nur leere Hülsen des Wirklichen und nicht wie die Nomina wirkliche oder konkrete Dinge nennen. Ist das nicht mehr hinein- als herausinterpretiert aus der nach JELLINEK ziemlich unklaren ADELUNGschen Sprachtheorie, so könnte eine Ahnung vom höheren Formalisierungsgrad der Zahlen (gegenüber den Sinnendungen) darin beschlossen liegen.

Zwischendurch eine Bemerkung zu BRÖNDALS Definition des Wortbegriffes. Er kritisiert MEILLET und behauptet, das zweite Merkmal des Wortes sei „die bestimmte Zugehörigkeit zu einer Wortklasse“ (17). Wobei vorausgesetzt und auch mit einigen Gründen versehen wird, daß es einige differente Wortklassen in allen Menschen-sprachen geben muß. Doch steht dieser These der Hinweis PORZIGS auf das Chinesische, das jedenfalls keine phonematisch charakterisierten Wortklassen kennt, entgegen. Ich denke mir, das Merkmal *feldfähig* sei weiter und korrekter als das von BRÖNDAL vorgeschlagene Merkmal; unser Merkmal impliziert unter bestimmten Voraussetzungen das BRÖNDALSche. Doch kehren wir zur Frage nach den Wortklassen zurück.

Sachlich brauchbar dürfte BRÖNDALS Gedanke sein, daß man die Wortklassen einer jeden gegebenen Sprache als ein System an-

1) BRÖNDAL, Les parties du discours. Parties orationis. (Untertitel: Études sur les catégories du langage.) Es ist der französische Auszug aus dem dänischen Werk: Ordklasserne.

zusehen habe „une totalité dont chaque membre prend son existence et sa valeur du fait de ses rapports avec les autres membres“. Das ist ein Wink, der im Zeitalter der Ganzheitsbetrachtungen auf Beachtung rechnen kann und mit dem, wie mir scheint, sehr viel mehr und Besseres zu machen ist, als was BRONDAL selbst schon vorlegt. Denn sein eigener Versuch verläßt den Bannkreis der philosophischen Kategorienlehre nicht; und eigentlich hätte ein unbefangener Blick auf die zweitausendjährige Geschichte der Logik und Erkenntnislehre einem Mann wie ihm deutlich machen müssen, daß dort die Lösung nicht zu finden ist. Auch bei ARISTOTELES nicht, der sich in seiner Kategorientafel am engsten an die Sprache gehalten hat.

Mir scheint in der Tatsache, daß die Wortklassenfrage erst dort brennend wird, wo man in den exotischen Sprachen auf verwunderlich fremde Symbolfelder stößt, ein Wink zu liegen, wie sie beantwortet werden müßte. Nämlich von den Feldwerten aus, die Wörter im Satze erhalten; gleichviel ob diese Feldwerte den Wörtern von vornherein eingegeben oder ihnen nur sozusagen angeheftet werden. Wenn zu einem Verbum wie *amare* die engsten Ergänzungsfragen *wer?* und *wen?* auftauchen, so heißt das im Sinne der scholastischen Analyse, daß *amare* zwei Konnotationen enthält, und es heißt logistisch ausgedrückt, daß zwei Leerstellen zur Funktion dieses Wortes im Symbolfeld gehören. Zwei Leerstellen, die nicht durch Angehörige beliebiger, sondern nur bestimmter anderer Wortklassen erfüllt werden können. Das Wort *albus* weist nur eine Leerstelle auf und sie muß durch Symbole einer bestimmten Klasse erfüllt werden. Das alles ist uns so wohlbekannt und vertraut, weil wir den Satzbau und Wortgruppenbau unserer Sprache kennen; und auf keinem anderen Wege als über die Kenntnis der Symbolfelder wird die Frage nach den Wortklassen allgemein zu beantworten sein. Das ist, wenn ich recht verstehe, auch die Auffassung, in welche die Arbeit von HERMANN über die Wortarten ausklingt¹⁾. Auch in dem Programm, das PORZIG skizziert (Aufgaben der indogermanischen Syntax), erscheinen die „Bedeutungskategorien“ erst nach der Analyse der „Satzstrukturen“.

§ 20. Die Funktionen des Artikels.

Die Rolle des Artikels in den Artikelsprachen ist vielgestaltig und sprachtheoretisch interessant. Daß er, wie sein deutscher Name sagt, als eine Geschlechtsmarke der Dingwörter auf die Bühne tritt,

1) EDUARD HERMANN, Die Wortarten. Nachrichten v. d. Ges. d. Wiss. Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1928, S. 1—44.

ist bei weitem nicht alles. Er markiert (eindeutiger im Griechischen und Deutschen als in den romanischen Sprachen) auch den Numerus und Casus und mischt sich sogar in die zentrale Funktion der Wörter, die er begleitet, ein; er modifiziert ihren *Symbolwert* und ihre *Feldwerte*. Sematologisch gesehen, ist das letztere recht merkwürdig und die wichtigste Funktion des Artikels. Man sprach (um seine Beeinflussung der Feldwerte vorauszunehmen) von einer „substantivierenden Kraft“ des Artikels (WACKERNAGEL). Lassen wir den Kraftbegriff beiseite und halten uns an die schlichte Beschreibung von PORZIG:

Der Artikel „ist eigentlich das substantivbildende Formans geworden, durch dessen Präfigierung (bzw. Suffigierung im Skandinavischen) ein Adjektiv ohne weiteres zum Substantiv wird. Man könnte beinahe behaupten, daß artikellose Substantiva dementsprechend nicht mehr eigentliche Substantiva seien. Man vergleiche etwa Sätze wie *er war König* und *er war der König*, und man wird deutlich den Adjektivcharakter des Wortes König im ersten Falle spüren. Aber wie ist es mit *Eisen ist ein Metall* im Gegensatz zu *das Eisen ist ein Metall*? Vielleicht wird die deskriptive Syntax hier eine neue Kategorie, die weder Substantiv noch Adjektiv ist, feststellen müssen“¹⁾.

PORZIG stellt eine Forschungsaufgabe und sagt „vielleicht“. Trifft seine Vermutung zu, dann läge eine bislang noch nicht gesehene Folgeerscheinung des Artikelgebrauches vor. Auszunehmen von der vermuteten Entsubstantivierung artikellos gebrauchter Substantiva sind gewiß von vornherein die Eigennamen; denn die artikelfreien Städtenamen z. B. oder die in der deutschen Schriftsprache ebenso artikelfreien Personennamen könnten aus mehr als einem Grunde, vor allem aber, weil sie der Connotation im Sinne J. ST. MILLS entbehren, kaum zu wirklichen oder Quasi-Adjektiven werden. Bleiben wir also mit PORZIG bei den Gemeinnamen und bestätigen ihm, daß die Stoff- und Warenwörter wie ‚Wasser‘ und ‚Zigaretten‘ in der Tat bestimmte Merkwürdigkeiten aufweisen, um derenwillen sie auch von einer umsichtigen Logik gesondert ins Auge gefaßt werden müßten. Altbekannt ist demgegenüber die (sozusagen umgekehrte) Tatsache, daß der zu Adjektiven und anderen Wörtern gesetzte Artikel substantiviert. *Das Gut* des Bauern ist ein Ding und *der Böse* eine Person; ein wenig anders gebildet nur, aber dem Erfolge nach damit vergleichbar sind die vom Verbum abgeleiteten Nomina. *Die Habe* und *die Gabe* sind Dinge; ich las einmal auf einem bayrischen Bahnhof die Aufschrift ‚Holzlege‘ an dem Holzschuppen, *die Lege* ist ein Raum²⁾. Sprachhistorisch verfolgbare

1) W. PORZIG, Aufgaben der indogermanischen Syntax. Festschr. f. STREITBERG (1924), S. 148.

2) Über die abgeleiteten Konkreta und Abstrakta gibt Aufschlüsse, welche die berühmte Idee USENERS über den Ursprung der Götternamen in überzeugender Weise zum Teil korrigieren: P. KRETSCHMER in Glotta XIII, S. 101—116.

erhalten die mit Artikel versehenen Wörter den Feldwert von Substantiven im Kontexte.

Wir unterscheiden davon und reihen trotzdem unmittelbar an — den Einfluß des Artikels auf den *Symbolwert* der Wörter. Ich habe die zusammenfassenden Darstellungen über den Artikel in den indogermanischen Artikelsprachen bei WACKERNAGEL, DELBRÜCK und BEHAGHEL studiert. Der wenigst philosophisch Orientierte von den Dreien ist nach meinem Eindruck BEHAGHEL. Und doch trifft er vom ersten Satze an sowohl in dem, was er sagt, wie in dem, was er nicht sagt, die einzige Fährte aus dem Gestrüpp des scheinbar eigensinnigen Setzens und wieder Nichtsetzens des bestimmten Artikels im Deutschen. Seine Regel lautet: „Bei individuell nicht bestimmten Größen muß also im allgemeinen der Artikel fehlen“ (39); woraus zu folgern ist, daß nach BEHAGHEL alles, was einen Artikel führt, als ‚individuelle Größe‘ markiert ist; nicht weniger und nicht mehr. Daß diese Marke auch fehlen kann bei ‚individuellen Größen‘, widerspricht dem Satze BEHAGHELs nicht. „Der bestimmte Artikel . . . dient der Unterscheidung einer Größe von anderen gleichartigen. Der unbestimmte Artikel greift eine Größe aus einer Mehrheit von gleichartigen heraus“ (38).

Ein Philosoph, der dies liest, mag im ersten Anlauf Ärgernis nehmen an der Bedeutung, die dem Worte *individuell* in diesem Texte verliehen werden muß, damit er nicht im flagranten Widerspruch steht mit den Tatsachen und der peinlich gewissenhaften Beschreibung der Tatsachen, die BEHAGHEL selbst bietet. Wie kann man den bestimmten Artikel als ein besonderes Zeichen betrachten, das nur den ‚individuell bestimmten Größen‘ verliehen wird, wenn ‚das Pferd‘ im Deutschen sowohl das vor den Augen des Sprechers grasende Exemplar, das einen Eigennamen hat, wie die Spezies der Zoologen treffen kann? Die Antwort auf diese Frage lautet klipp und klar: BEHAGHEL denkt genau so unphilosophisch naiv wie die Sprache selbst, darum interpretiert er unbefangen und nennt das im Koordinatensystem des *hic et nunc*, des Zeigfeldes, Bestimmte, Unverwechselbare, und das begrifflich unverwechselbar Bestimmte mit ein und demselben (nicht gerade glücklich gewählten) Namen ‚individuell bestimmte Größe‘ (Größe = Etwas).

Was uns selbst daran weiter interessiert und interessieren muß als Sprachtheoretiker ist vorab die zweimal verschiedene Weise des Bestimmteins, die der ‚bestimmte‘ Artikel nicht unterscheidet, die er beide trifft, wobei er ihre Verschiedenheit souverain ignoriert. Es ist erstens die Bestimmtheit, die ein Etwas durch raum-zeitliche

Einordnung und zweitens die Bestimmtheit, die etwas in der *begrifflichen* Ordnung der Dinge erfährt, erfahren kann. Das (mit dem Finger aufgezeigte) Pferd vor meinen Augen ist kraft der Deixis und die zoologische Spezies ‚das Pferd‘ ist begrifflich, d. h. letzten Endes kraft einer Definition unverwechselbar mit anderem bestimmt. Derselbe Artikel steht beim einen und beim anderen. Das ist philosophisch ausgelegt die Quintessenz der Lehre BEHAGHELs. Sie trifft, wie ich glaube, den Nagel auf den Kopf, d. h. sie formuliert für das von BEHAGHEL sorgsam und reich zusammengestellte sprachgeschichtliche Material von Belegen eine Anwendungsregel, die nicht nachträglich wieder durch „Ausnahmen“ durchlöchert zu werden braucht. Der Philosoph soll daran nicht herumdeuten, sondern schlicht zur Kenntnis nehmen, daß Sprachen wie das Griechische und Deutsche im scholastischen Sinn des Wortes *realistisch* denken. Auch das Lateinische natürlich, nur gibt es im Lateinischen keinen Artikel, an dem dies manifest werden könnte. Vielleicht ist es angebracht, in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß das griechische Wort ‚deixis‘ und das lateinische Wort ‚demonstratio‘ selbst beides auf eine Linie stellen, das Zeigen mit dem Finger im Wahrnehmungsfeld und das begriffliche Greifbarmachen eines Sachverhaltes im logischen Beweis; der logische Beweis heißt deixis und demonstratio. Ein solcher Wortgebrauch ist nur verständlich im Rahmen eines realistischen Denkens.

Gewiß, der Reichtum der von BEHAGHEL unterschiedenen Fälle bleibt bestehen und es ist viel Verwunderliches darunter. Aber das Verwunderliche liegt nicht an dem, was der Artikel gemeinhin leistet, wo immer er auftritt, sondern einerseits an den wechselnden Umständen, unter denen der Sprecher die Bedingungen der sinnlich deiktischen oder begrifflichen oder einer gemischten Bestimmtheit im Kontexte als erfüllt ansieht, und andererseits an den Bedingungen, unter denen er auf den Gebrauch des bestimmten Artikels verzichtet, trotzdem etwas Bestimmtes genannt wird. So restlos hat sich der Gebrauch des Artikels in keiner Artikelsprache durchgesetzt, daß dies gar nicht mehr vorkäme. Wir wollen, um nichts Aufklärendes zu versäumen, zu den Historikern in die Schule gehen und die sprachtheoretische Diskussion über die syntaktische und semantische Funktion des Artikels danach im erweiterten Umblick von neuem aufzunehmen.

1. Nicht nur Menschen und Bücher, sondern auch die wissenschaftlichen Begriffe haben oft ein merkwürdiges ‚Schicksal‘. WACKERNAGEL resümiert in seinem aufschlußreichen Paragraphen

über den Artikel, dem ich die historischen Daten entnehme: „Also hat unser Ausdruck *Artikel* seine Bedeutung fast zufällig, lehrt nichts über die Funktion des damit bezeichneten Redeteils. Aber das ist viel besser, als wenn man zu einem zwar deutlichen, aber sinnwidrigen Ausdruck wie *Geschlechtswort* greift, der über die wirkliche Aufgabe des Artikels gar nichts lehrt und nur insofern wichtig ist, als man mit Setzung des Artikels das Genus eines Substantivs am bequemsten angeben kann“ (II, 126). Historisch verständlich wird der Ausdruck *articulus* (griechisch *ἄρθρον*) als Gelenkwort, wenn man ihn so weit faßt wie THEOPHRAST und die Stoiker, d. h. als Ausdruck für alle anaphorischen Zeigwörter.

Es gibt kaum ein treffenderes Bild für die Funktion der anaphorischen Wörter als das von den ‚Gelenken‘ der Rede. Man denke etwa daran, wie und wozu wir in den indogermanischen Sprachen Relativa in die Wortfolge einer Rede einsetzen. Das Ganze besteht aus ‚Sätzen‘ und die Relativa fungieren wie Zapfen eines Gefüges, sie stehen an den beweglichen Stellen des wie mit Gelenken ausgestatteten Satzgefüges. Daß und wie man dies technische Bild teils feiner ausdeuten, teils durch Treffenderes ersetzen kann, werden wir später sehen. Einstweilen aber muß anerkannt werden, daß die Griechen keinen schlechten Griff machten, als sie die Struktur der Rede bildhaft als ‚Gliederung‘ und die anaphorischen Zeigwörter als Gelenkmittel bezeichneten.

Geblichen ist und vertieft wurde durch die historische Sprachbetrachtung die Erkenntnis, daß der Artikel überall, wo er ausgebildet wurde, aus dem Bestande der Demonstrativa hervorgegangen ist. Dies haben die Griechen ihrer eigenen Sprache abgelesen; WACKERNAGEL macht darauf aufmerksam, daß es auch in den semitischen Sprachen so sein dürfte, wo z. B. das *al* im Arabischen ein Wort ist, das auch *hier* und *jetzt* bedeutet. Ähnlich greifen die späteren lateinischen Schriftsteller, wo sie bei der Übersetzung griechischer Texte den ihrer eigenen Sprache fehlenden Artikel vermissen, zu einem *hic*, *ille* oder *ipse* und deuten dem Historiker damit schon das Material an, aus welchem die romanischen Sprachen ihren Artikel bilden werden.

Die Begriffsverengung des Ausdrucks ‚Artikel‘ trat ein, als die griechischen Grammatiker jene andere, syntaktische Funktion der Demonstrativa und Personalia entdeckten, die seither in dem Klassennamen ‚Pronomina‘ festgehalten und unentwegt an die Spitze der grammatischen Analyse gestellt worden ist. Platzhalter der Nennwörter zu sein ist die unbestreitbare syntaktische Funktion

der Pronomina. Der ausgebildete Artikel in unserem Sinn des Wortes aber ist, was immer er leisten mag, bestimmt kein Platzhalter, sondern etwas ganz anderes, nämlich ein Satellit gewisser Nennwörter. Darum mußte er heimatlos werden in der neuen Terminologie und die modernen Linguisten hatten die Aufgabe, seine Funktion oder Funktionen neu zu bestimmen. Soweit ich sehen kann, haben sie diese Aufgabe historisch-deskriptiv vorzüglich gelöst. Man weiß, daß der Artikel eine relativ junge Erscheinung ist, deren Entwicklungsgang im Griechischen von HOMER an, im Germanischen von der gotischen Bibelübersetzung an Schritt für Schritt verfolgt werden kann. Die Romanisten schöpfen das Rolandslied und die Anglisten den Beowulf aus, wo sie Anfangsstadien des Artikels philologisch exakt interpretieren¹⁾. So wie das Lateinische artikellos daneben steht, scheint es auch in anderen Sprachfamilien, z. B. in der semitischen zu sein. „Hier haben das Assyrische im Norden, das Äthiopische im Süden keinen Artikel; in den anderen Sprachen haben wir einen solchen, aber in ganz verschiedenen Typen“ (227). Eine verwunderliche Tatsache. Die Lateiner haben ohne Artikel eine Weltsprache ausgebildet, die Slawen vermissen ihn nicht. Warum brauchten die Griechen, Germanen und Romanen einen „bestimmten“ und einen oder mehrere „unbestimmte“ Artikel in seinem Gefolge?

Die subtilen stilistischen Analysen WINKLERS und anderer Romanisten zielen darauf ab, den Artikel als Kunstmittel in seiner Keimphase und später zu belauschen. Zur Ergänzung ihrer Befunde und zur Illustrierung seines fortschreitenden Einzuges in die Umgangssprache wären wohl einfache statistische Häufigkeitsübersichten wertvoll; ich selbst habe z. B. nicht erfahren können, wievielmals häufiger LUTHER als ULFILAS den Artikel setzt und dächte es mir instruktiv den HOMER mit HERODOT und XENOPHON oder die griechische ILIAS mit der deutschen VON VOSS einmal rein statistisch zu konfrontieren, um auch quantitativ den historischen Werdegang zu verfolgen. Ist der Artikel im Deutschen noch auf der Höhe seiner Anwendungshäufigkeit oder sind da und dort schon Rückzugstendenzen wie im Englischen bemerkbar?

Systematisch kommt WACKERNAGEL zu drei Verwendungsfällen des Artikels im Griechischen, Deutschen (und in den romanischen Sprachen, die er wenigstens nebenbei auch mit ins Auge faßt). Die zwei ersten sind ausgesprochen deiktisch und unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß im ersten Fall der Hinweis (ein „schwacher“ Hinweis) auf eben schon in der Rede Genanntes, im

1) Vgl. z. B. E. WINKLER, *Grundlegung der Stilistik*, S. 42 und dazu weiter *Neuphilol. Monatsschr.* 3, S. 158, vorher *Z. f. franz. Spr. u. Lit.* 54, S. 451 ff. — REGULA, *Zur Artikellehre im Französischen*, *Z. f. neuere Spr.* 2 (1931). — E. GLÄSSER, *Über den Stilwert des Artikels im Romanischen*, *Z. f. franz. Spr. u. Lit.* 57, S. 31 ff.

zweiten dagegen auf etwas zwar nicht schon Genanntes, aber „für den Sprecher und Hörer Gegebenes“ erfolgt. Man muß auf HOMER oder sonst in eine historische Keimphase des Artikels zurückgehen, um Beispiele zu finden, die überzeugend rein dem einen und dem anderen Fall zugeordnet werden können. Bei uns ist die anaphorische und anamnestische Deixis des Artikels zwar nicht erloschen, aber nur als Nebenfunktion erhalten; sie ist kaum irgendwo isoliert von der dritten Verwendungsweise zu finden.

Wenn ich im Kreise meiner Studenten sage ‚die Universität ist morgen am Feiertag geschlossen‘, so ist gewiß das uns allen bekannte Gebäude, unsere Universität, gemeint und der bestimmte Artikel vor dem Nennwort mag nebenbei auch eine „schwache“ Deixis im Sinne WACKERNAGELS erfüllen. Praktisch kann jeder Klassenname wie ‚Vater, Stadt, Staat, König, Kirche‘ usw. in enger oder weiterer Sprachgemeinschaft okkasionell wie ein Eigenname behandelt werden und dabei hat es in der Regel den Anschein, als ob die Individualisierung wieder an einem Zeigmoment hänge, das der Artikel enthält. ‚Ich geh in die Stadt‘, der Hörer weiß schon in welche und könnte die Richtung angeben, wo sie liegt; ‚der Himmel ist strahlend blau‘, es gibt nur einen, der in Frage kommt, es ist der hier jetzt über uns zeigbare. Es ist regional verschieden, ob man ‚der Vater‘ oder ‚Vater‘ sagt, wo im Familienkreis das eine Oberhaupt gemeint ist. Dagegen geht man wohl überall im deutschen Sprachgebiet in ‚die Stadt‘.

Man wird in Zukunft, um mit diesen subtilen Interpretationsfragen ohne allzuviel Subjektivismus fertig zu werden, eine Kriterienlehre ausarbeiten müssen. Vor allem ist, soweit als möglich, die echte und klare Anaphora von der Deixis am Phantasma abzuheben; anamnestisch ist beides, aber damit ist nicht genug gesagt. Um das anaphorische Moment deutlich zu verspüren, könnte man an Stellen denken, wo zweimal dasselbe verschieden genannt wird (Appositionen). Wenn ich sage ‚Elisabeth, die Richterin Maria Stuarts‘, so ist in diesem Artikel vielleicht ein rückverweisendes Moment zu verspüren; man wird es entweder als sachverweisend oder als syntaktisch-platzverweisend oder als beides zugleich bestimmen können. Das Zeigmoment gehört mit anderen Worten gesagt (wenn überhaupt vorhanden) hier zu jenen vieldeutigen Nebenerscheinungen, die wir später in BRUGMANNschen Exempeln wieder finden werden (§ 26). Und ich brauche die Wortfolge nur umzudrehen ‚die Richterin Maria Stuarts, Elisabeth‘, so erfolgt der Rückbezug (musikalisch markiert) auch ohne den Artikel (die Hochsprache vermeidet ihn tunlichst vor Eigennamen). Ich wüßte nicht anzugeben, wie man reinere Parallelen zu den homerischen Exempeln WACKERNAGELS aus unserem modernen Deutsch gewinnen könnte. Wo es sich dagegen um den ursprünglichsten Modus des Zeigens, um die demonstratio ad oculos handelt, ist es viel einfacher, kontinuierliche Übergänge zwischen dem starktonischen Zeigwort *dér* und dem schwachtonigen Artikel *der* aus der Umgangssprache aufzugreifen.

O. BEHAGHEL bekämpft die Meinung, „daß der bestimmte Artikel in älterer Zeit vielfach stärkere deiktische Kraft habe, also dem deiktischen Pronomen näher stehe“ als „durchaus irrig“. „Der bestimmte Artikel stammt aus dem anaphorischen Pronomen — nicht aus dem deiktischen, wie vielfach angenommen wird“ (Deutsche Syntax, 1. Bd., S. 33). — Und woher stammt das anaphorische Pronomen? BEHAGHEL mag seine guten Gründe haben, den deutschen Artikel in seiner historischen

Keimphase mit dem Relativum in nähere Verbindung zu bringen wie mit dem *ad oculos* demonstrierenden Zeigwort. Aber daß beide aus derselben Wurzel stammen und heute in der Umgangssprache kontinuierlich ineinander übergehen, bestreitet BEHAGHEL natürlich nicht. Es gibt nur wenige autochthon anaphorische Pronomina im Deutschen und Zeigen ist Zeigen in allen drei Modis, die wir unterschieden haben. Im übrigen bleibe das historische Detail den Historikern überlassen.

Wir wenden nun die volle Aufmerksamkeit dem dritten Fall in der Liste WACKERNAGELS zu. Der sei, so wird bemerkt, nicht ohne weiteres als deiktisch zu begreifen. Der Fall nämlich, wo der Artikel „bei Abstrakta steht“ und Gattungen gemeint sind. Der nachhomerische Grieche sagt genau so wie wir ‚die Philosophie‘ oder ‚das Pferd‘, wo irgendwie das Abstraktum ‚Philosophie‘ und die zoologische Spezies ‚Pferd‘ direkt gemeint oder sonstwie gedanklich im Spiele ist. An diesem Punkte können wir die eigenen sprachtheoretischen Überlegungen wieder aufnehmen und die von WACKERNAGEL kurz vor Torschluß noch mit aufgezählte und sorgfältig historisch belegte, aber doch mit verwunderten Augen betrachtete Erscheinung, die „substantivierende Kraft“ des Artikels, direkt mit der dritten Funktion seiner Liste in Beziehung setzen. Das prägnante, sachliche Zeigen, das Zeigen im anschaulichen Zeigfeld der Sprache, ist erloschen im modernen Artikel. Wie verhalten sich die angeblich neuen Funktionen (welche *de facto* gar nicht historisch neu sein dürften) zueinander und zum Zeigen? Das ist unsere Frage.

2. Wir fassen noch einmal festen Fuß in der Erkenntnis, daß jedes mit einem Artikel versehene Sprachzeichen entweder selbst schon ein Substantivum ist oder zum Range eines Substantivums erhoben wird. Genau so wie wir *das Ich*, *das Hier*, *das Jetzt* oder *Einst* kennen, bildet nach WACKERNAGEL auch HOMER schon gelegentlich τὸ πρῶν (das Einst) und bilden die nachhomerischen Griechen τὰ τοῦ πολέμου (die Kriegsangelegenheiten) und οἱ νῦν (die Menschen von heute). Zu beachten bleibt freilich, daß in den beiden letzten Exempeln der mit Plural- und Genusmarken ausgestattete Artikel „Angelegenheiten“ oder „Menschen“ trifft, was dementsprechend als *regens* von τοῦ πολέμου auftritt; man faßt diese Beispiele korrekt als elliptische Gefüge auf. Doch soll uns das ebensowenig ablenken wie die Tatsache, daß eine Substantivierung im Lateinischen wie in modernen Sprachen auch ohne die Hilfe eines Artikels möglich ist: „Neiden ist kleinlich“. In dem Umfang aber, wie es z. B. Philosophen gelegentlich für ihre Zwecke ausnützen, wäre dies echt philosophische Verfahren ohne Artikel kaum denkbar. PLATON und ARISTOTELES wären ohne den griechischen, die Hege-

lianer ohne den deutschen Artikel recht häufig in Ausdrucksnot geraten und MARTIN HEIDEGGERS ‚Sein und Zeit‘ in goldenes Latein übersetzen wäre vermutlich ein schwieriges Unternehmen; wie sollte man ‚das in der Welt Sein‘ ‚das Sein zum Tode‘ und ungezählte noch viel verwickeltere Ausdrücke in Ciceronischem Latein wiedergeben? Im Latein der Scholastiker ginge es schon leichter, das heißt man müßte eben in unerhörtem Ausmaß entweder nach dem schwachen Vorbild spätlateinischer Übersetzer der griechischen Philosophen die Demonstrativa einspannen oder in ebenso unerhörtem Ausmaß nach dem nicht ganz schwachen Vorbild der Scholastiker neue Substantiva bilden (vgl. *essentia*, *quidditas*, *ubiquitas* mit den vielen im Griechischen unaufgelösten Wortgruppen wie τὸ τί ἦν εἶναι = das (begriffliche) Wesen einer Sache)¹⁾. Was liegt hier vor?

Machen wir einen Umweg. Ich suchte einmal in der Psychologie nach einem Terminus für ein jedem von uns wohl bekanntes, spezifisches Erlebnis und habe es dann kurz angebunden *Aha-Erlebnis* genannt; der Name ist heute eingebürgert in der Psychologie. Wer sprachtheoretisch das Gewaltsame, aber nicht Unmögliche eines solchen Ausdrucks überdenkt, findet, daß er aus ähnlicher Sprachnot stammt, aus welcher in ungezählten Fällen die Setzung des Artikels einen Ausweg bedeutet. In dem zitierten Beispiel war nicht ein Artikel, sondern das Verfahren einer Wortkomposition der Nothelfer. Allein Sprachnot und Abhilfe sind dort und hier vergleichbar. *Aha* im Fluß der Rede ist nach der hergebrachten Auffassung kein Nennwort, sondern eine Kundgabe-Partikel, eine Interjektion; komponiert aber mit dem Nennwort ‚Erlebnis‘ gewinnt seine Funktion einen etwas anderen Charakter. Es wird grammatisch ausgedrückt zum Platzhalter eines Attributs und psychologisch ausgedrückt mutet das Kompositum ‚Ahaerlebnis‘ dem Hörer zu ‚du sollst an diejenige Bewußtseinslage denken, in welcher du die Interjektion ‚aha‘ zu produzieren pflegst‘. In vergleichbarer Art und Weise mutet der Artikel vor einem Satzstück oder ganzen Satze dem Hörer in einigen (und zwar den interessantesten) Fällen zu ‚du sollst auf die reine Nennfunktion des folgenden sprachlichen Ausdrucks achten‘. Der Artikel versieht den ganzen

1) WACKERNAGEL zitiert Syntax II, 142 Beispiele aus PLATON, wo in Definitionen echte Substantiva in Reih und Glied mit artikelversehenen Adverbia aufmarschieren, z. B. τὴν δὲ δοξότητα καὶ τὴν ἀρετήν καὶ τὸ εὖ καὶ τὸ κατὰ τὴν ἀλήθειαν εἶναι τὴν ἀποτελοῦσαν (Leg. II 667C). Hier ist jede andere sprachliche Interpretation ausgeschlossen.

Ausdruck wie mit einer Klammer und verlangt für ihn (nun gleich generell formuliert) in jedem Fall irgendeine von jenen Wendungen, welche die Scholastiker im Auge hatten, wenn sie von den verschiedenen *Suppositionen* der Wörter sprachen. Damit ist das Stichwort gefunden und die Klasse von Phänomenen angegeben, von der man ausgehen muß, um die ganze Angelegenheit logisch ins Reine zu bringen.

Die von den Scholastikern ausgebaute, in der formalen Logik starr tradierte und heute noch da und dort wie ein fossiles Requisite völlig versteinert vorgetragene Lehre von den verschiedenen ‚Suppositionen‘ der Wörter ist im Grunde etwas höchst Triviales. Angenommen, in einem linguistischen Text kommen die drei Sätze vor: ‚Vater ist zweisilbig‘, ‚Vater ist ein Substantivum‘, ‚Vater ist ein Verwandtschaftsname‘, so ‚supponiert‘ jeder verständige Leser ‚zweisilbig sc. als Wortklang‘, ‚Substantivum sc. unter den Redeteilen‘, ‚Verwandtschaftsname sc. unter den anderen sprachlichen Symbolen‘. Sonst steht das Wort Vater nicht sozusagen für sich selbst wie in diesen Fällen, sondern es steht für den gemeinten Gegenstand: ‚Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr‘. Das nannte man die *suppositio simplex* und auch die anderen Fälle hatten ihre eigenen Namen. Die Scholastiker glaubten die *Suppositionen* noch säuberlich in eine Liste einfangen zu können und konnten es auch bei dem Stande ihrer Linguistik. Heute dagegen ist das, was einen Linguisten alles an einem Worte interessieren kann, so mannigfaltig geworden, daß es keinen rechten Sinn mehr hat, eine Liste der möglichen *Suppositionen* anzulegen. Geblieben ist nur die *suppositio simplex* als die gewöhnliche und daneben die ungeschiedene Gruppe der ungewöhnlichen Setzungsmodi eines Wortes in Kontexten¹⁾.

Der substantivierende Artikel hebt in jenen ungewöhnlichen Bildungen aus dem Munde der Philosophen ein Wort oder ganze Satzbestandteile aus dem Kontext und fordert, daß sie syntaktisch als Substantiva und semantisch ihrem begrifflichen Wesen nach genommen werden sollen. Wie wäre es mit einer Besinnung darauf, ob etwa eine derart eigenartige Zumutung, nur unbeachtet von der Theorie, in jedem Artikel beschlossen liegt und *vor* dem Artikel z. B. im Lateinischen nur mit anderen Mitteln auch schon vorkommt

1) Um die Phänomene von neuem zu ordnen, müßte man heute wohl von den *Umfeldern* ausgehen, die wir unterscheiden. Das Sprachzeichen tritt gewöhnlich im synsemantischen Umfeld auf; das ist der Grundfall. Daß es auch sympraktisch und symphysisch eingebaut fungieren kann, haben wir gezeigt und die verschiedenen *Suppositionen* machen Gebrauch davon.

und *vor* dem klassischen Latein in jeder Menschengesprache möglich ist? Beim Herausheben allein verbleibt es freilich nicht, sondern es werden dem so behandelten Textstück neue Feldzeichen verliehen und der Artikel selbst führt sie im Griechischen und Deutschen der Einfachheit halber gleich mit sich.

3. Jedes einfache und jedes komplexe Wort hat einen Symbolwert und muß feldfähig sein, um als vollendetes Wort zu fungieren (§ 19). Wenn die historische Tatsache, daß die Artikel aller bekannten Artikelsprachen aus dem Bestand der Zeigwörter hervorgegangen sind und in ihrer Keimphase dem anaphorischen Gebrauch der Zeigwörter am nächsten standen, sinngemäß aufgehoben werden soll in einer Theorie vom Artikel, dann gilt es zu erwägen, in welchem Ausmaß auch heute noch die Fügung Artikel + Nennwort ein Zeigmoment enthält. Der Name auf einem dinglichen Wegweiser im Gelände ist durch seinen Standort, seine Komplexion mit dem Richtungszeichen als ein Ortsname charakterisiert; der mit einem Artikel versehene Name oder ein ganzes Kontextstück als Substantivum. Worin liegt letzten Endes die Verwandtschaft der beiden Komplexionen beschlossen? Das scheint mir eine korrekte und unvermeidliche Problemstellung zu sein.

Die Substantiva haben in allen Sprachen, wo man die Wortklassen phonematisch auszeichnet, irgendein Formans oder Formantia; es wäre zu wenig von dem Artikel in den Artikelsprachen gesagt, wenn man ihn *nur* als Substantiv-Formans kennzeichnen wollte. Dazu allein hätte ihn weder das homerische Griechisch noch das Deutsch der Gotenbibel vonnöten gehabt. Schreibt man ihm aber das Moment eines kontextlichen Zeigens zu, als ob er dastünde und sagte: behandle das Wort oder das Kontextstück, dem ich als Satellit vorausseile oder angehängt bin so und so, dann wird manches in seinem Auftreten und vielleicht alles in den Sprachen, wo er das Feld beherrscht, begreiflich. Zum mindesten aber fügt er sich gewissen allgemeineren Regeln ein, denen wir bei der Analyse des Kompositums und in der Lehre von der Anaphora begegnen werden.

Die Substantivierung ist in unseren Sprachen nicht die einzige Wortklassenverwandlung, welche durch das Mittel eines kontextlichen Zeigens verlangt werden kann. Im Deutschen gibt es parallel dazu ein Zeigwort, welches zum mindesten andeutungsweise eine *Adjektivierung* (oder Adverbialisierung) verlangt; es ist das Zeigwort *so*. Man greife das Exempel PORZIGs noch einmal auf und setze ein ‚so‘ vor ‚König‘: ‚er ist *so* König, wie nur das Märchen den König kennt‘; das hieße gewiß die von PORZIG vermutete Adjektivierung

unterstreichen. BRUGMANN, der das Wesen der Anaphora nicht erfaßt, verkennt auch, wie mir scheint, die spezifische Nuance in der deiktischen Funktion des deutschen Wörtchens *so*¹⁾. Es trifft nicht zu, was in der Überschrift des Paragraphen angedeutet wird, daß nämlich das moderne *so* seiner deiktischen Bedeutung „entkleidet“ ist; es sei denn, man engt unzweckmäßig den Begriff des Zeigens auf die Positionszeigwörter ein. Wenn ich *ad oculos* demonstrierend *so* sage, wird der Hörer auf irgendein aus der Wahrnehmung abzulesendes *Wie* verwiesen; ich mache ihm z. B. einen Handgriff vor oder zeige, wie das Produkt meiner Tätigkeit ausfallen muß. Das Griechische differenziert dabei noch häufig, ob es auf Quantität oder Qualität ankommt. Und dieses Wie-Zeigmoment geht keineswegs verloren im Modus der Anaphora; es ist zu wenig gesagt, wenn man die *so*-Funktion als Unterstreichung (Emphase) charakterisiert. Gewiß liegt Emphase und nicht viel mehr als Emphase in dem Satze *ich habe mich über sein Glück so gefreut*. Allein man vertauscht die Reihenfolge, wenn man wie BRUGMANN schreibt: „Die Verbindung des *so* mit Adjektiva und Adverbia hat sich nun bei uns von dieser Satzart aus, in der *so* den emphatischen Sinn gewonnen hat, weiter verbreitet“ (135).

Etwa deshalb, weil nur Adjektiva und Adverbia steigerungsfähig sind? Nein, das ist keine gute Hypothese. Sondern deshalb, weil Adjektiva und Adverbia genau das zu *nennen* berufen sind, was durch *so* gezeigt werden soll. Das lehrreiche Beispiel STÖCKLEINS aus dem Fränkischen, welches BRUGMANN zitiert, erscheint mir nicht korrekt interpretiert von ihm; es lautet: „Es wird *as* (= *als*) *wie* gebraucht, um einen Vergleich abzukürzen, den man auszuführen zu bequem ist, z. B. *der hat mich geschlagen as wie, er hat Sprüche gemacht als wie; as wie* geht so in die Bedeutung einer Steigerung über“ (134). Natürlich ist dem *so*, und das mit dem „Übergang“ ist wörtlich zu nehmen, d. h. es steht am Ende, was BRUGMANN an den Ausgang der Entwicklung rückt. Genau so steht am Ende der emphatische und schließlich der wirklich sozusagen absolute Gebrauch von *so* in Redewendungen wie *ich ging im Walde so für mich hin; ich habe das so* (= *umsonst*) *bekommen; das ist nicht so gefährlich*. Das letzte Beispiel ist wohl wesentlich „emphatisch“, es ist ein Steigerungs-*so*. Im übrigen braucht man den Nachweis BRUGMANNs, daß der *so*-Stamm im Gesamtbild der indogermanischen Sprachgeschichte häufig dort zu finden ist, wo anderwärts aus dem

1) Demonstrativpronomina, S. 134ff.: „5. Verselbständigtes und der Demonstrativbedeutung entkleidetes *so*“.

to-Stamm gebildete Wörter auftreten, durchaus nicht vergessen zu haben. Denn ein to-deiktisches Moment ist natürlich auch in dem ad oculos demonstrierenden *so* enthalten. Nur verlangt es, wenn der Blick des Signalempfängers die Position getroffen hat, eine spezifische Beachtung; es verlangt kurz gesagt eine wie-Beachtung dessen, was zu sehen ist, während sonst die to-deiktischen Wörter wie *da*, *dort* die unbestimmtere Was-Beachtung oder aber bei *der*, *das* eine spezifische Substantivbeachtung verlangen. Daß beide Gruppen von Zeigwörtern stammverwandt oder stammidentisch sind, erinnert an die Tatsache einer häufigen Stammverwandtschaft des ich- und des hier-Wortes (S. 113 ff.).

Sind wir damit auf dem rechten Wege, so hätte sich aus der so-Deixis ein ähnliches Sprachgebilde wie unser Artikel entwickeln können und dieser Artikel wäre (um mit PORZIG zu sprechen) kein Substantiv-Formans, sondern ein Adjektiv-(Adverbial-)Formans geworden oder ist es da und dort sogar. Was wir damit sagen, gehört in den Komplex der von PORZIG aufgeworfenen und wirklich interessanten Frage nach dem Werden „neuer Kategorien“ in unserer lebendigen Sprache.

§ 21. Die Undverbindungen.

Es war wie gesagt im Kreise MEINONGS, wo man vom Gestalteten die Ungestalt begrifflich abhob und exemplarisch das Wörtchen *und* als einen Bildner von ungestalteten Komplexen aufgriff. So ist die heute weit verbreitete Rede von den Undverbindungen entstanden. Die Idee war, daß in der sprachlichen Kompositionstechnik offensichtlich durch ‚und‘ Beliebigen mit Beliebigen gebündelt werden könne und daß solch ein Bündel nichts anderes als ein *amas ou aggregatum* im Sinne von LEIBNIZ sei. Abgehoben davon präsentiert sich alles Gestaltete als ein ‚Mehr als Summenhaftes‘. Es sollte also an einer sprachlichen Komposition das non-A zu A gefunden, d. h. etwas aufgezeigt sein, dem das sogenannte erste EHRENFELS-Kriterium der Gestalten, der Charakter einer „Übersummativität“ nicht zukommt. Die Sprachtheorie hat ein begreifliches Interesse daran, nachzusehen, ob das Beispiel gut gewählt ist und faktisch repräsentiert, wofür es auserkoren wurde. Das ist unser Start. Die Probleme der Gestaltstheorie werden dann scheinbar in den Hintergrund rücken im Angesicht des sprachtheoretisch ungemein aufschlußreichen (echten) Kompositums und der Metapher. Erst am Schluß wird sich zeigen, wieviel wir einer umsichtigen sprachlichen Kompositionslehre an allgemeinen Fragen

und Aufschlüssen in Sachen der Gestaltphänomene entnehmen können und umgekehrt.

1. Im ganzen war die Konzeption des generellen Begriffs der Undverbindungen nicht schlecht. Man muß sich als wohlwollender Kritiker nur entschließen, vor allem an das sachlich fügende *und* der Sprache, das am klarsten in komplexen Zahlwörtern zum Vorschein kommt, zu denken; die Komposition *einundzwanzig* entspricht dem Gedankengang AMESEDERS. Im Deutschen bilden wir nach den einfachen Wörtern für kleine Anzahlen bis zwölf die undfreien Komposita *dreizehn* bis *neunzehn* und dann, sehr konsequent mit *einundzwanzig* beginnend, die Undgefüge aus Einer- und Zehnerwörtern; daß undfreie Additionskomposita (fakultativ neben den undhaltigen) von hundert an wieder vorkommen (*hundertteins, tausendvierzig*), geschieht aus Bequemlichkeit; der Sprachtheoretiker aber hat Gelegenheit, sich an diesem Hinüber und Herüber, das in sonst nahe verwandten Sprachen zu Verschiedenheiten führt, zu überzeugen von der generellen Unbestimmtheit der uralten und denkbar einfachen Fügeart des Kompositums. Unser *dreizehn* neben *dreihundert* erteilt dieselbe Lehre, und historisch junge Kurzfügungen der Mathematiker wie *vier hoch drei* (4^3) befolgen auf ihre Art noch einmal kühn das vermutlich älteste Rezept: stelle unbekümmert zusammen und überlasse die Spezifikation entweder dem Stoff oder besonderen Konventionen. Denn der eindeutige Vollzug von ‚drei-*zehn*‘ neben ‚drei*hundert*‘ und ‚hundert*drei*‘ ist etwas, was man als Lernender der deutschen Sprache genau so hinnehmen muß wie irgendeine lexikalische Konvention.

Das Wort ‚Rezept‘ lief uns soeben unter; es kam aus alten Überlegungen, die sich mir bei mehr als einem wunderlichen Phänomen der Syntax aufdrängten. Das ‚vier hoch drei‘ der sprechenden Rechenkunst ist vergleichbar den Hieroglyphen der Ärzte auf jenen Zetteln, die man Rezepte zu nennen pflegt. Die Arztrezepte sind Anweisungen an den Apotheker, die mit einem R beginnen: Recipe, d. h. entnimm aus deinem Vorrat! Dann folgen Zeile auf Zeile die Namen und Quanten der Stoffe und dazu z. B. die Zeichen M. f. p. Ni 100 (*misce fiant pillulae numeri centum*). Einiges in der Syntax erinnert an die Rezepte; nur daß es eben keine Manipulationsvorschriften, sondern Konstruktionsanweisungen an den Hörer sind, die hier gegeben werden. Das ‚vier hoch drei‘ der sprechenden Rechner ist eine Schreibanweisung; das kolligierende ‚und‘ ist ein Konstruktionsrezept. Einfach und verständlich jedem Kind, das von sich aus im Alter von zwei, drei Jahren ins

Reich der Zählkunst vorzudringen beginnt, ist das schlicht kolligierende ‚und‘, das vom Kind manchmal beim Aufzeigen und dann beim Aufbau von Dinggruppen verwendet wird: ‚eins und (noch) eins und (noch) eins‘.

Beim Spracherwerb unserer Kinder gehen, soweit ich die Dinge aus eigener Beobachtung und einigen Notizen in der Literatur beurteilen kann, manchmal die praktisch wichtigen Wörtchen ‚noch‘ und ‚auch‘ voraus. Sie waren bei meinen Kindern zuerst Kommandos an die Erwachsenen und erschienen *empirisch* in Situationen, wo das Kind ‚noch mehr‘ des Guten, respektive ‚auch von anderem etwas‘ oder ‚selbst auch‘ wie andere Empfänger etwas haben wollte. In einem späteren Zeitpunkt setzten dann jene bekannten Selbstgespräche der spielenden Kinder und in ihnen die zeigende und kolligierende Funktion des ‚noch, auch, und‘ ein. Es wäre lohnend, neue Beobachtungen auf breiterer Basis und mit sprachtheoretisch subtiler Fragestellung darüber zu sammeln.

Die Undwörter der indogermanischen Sprachen, zu denen man gleich der Einfachheit halber im Deutschen die Gruppe ‚auch, noch, oder, aber‘ und deren Äquivalente in den übrigen indogermanischen Sprachen hinzunehmen kann, könnten, wenn man die Dinge nur von der Funktion her betrachtet, einen ähnlichen Werdegang gehabt haben. Die morphologische Verwandtschaft einiger von ihnen mit Präpositionen widerspricht dieser allgemeinen Vermutung nicht und, was wir im folgenden bringen, ist geeignet, sie in einem Punkte zu stützen: Genau so wie es allenthalben ein sachliches und syntaktisches Zeigen gibt, so muß man dem gerade besprochenen *und* des sachlichen Kolligierens ein spezifisch syntaktisches gegenüberstellen: ‚er behauptet krank zu sein *und* das ist wahr‘. Der Logiker findet in der Urteilslehre von B. ERDMANN die ausführlichste Grundlage und einige, wie mich dünkt, treffende psychologische Hinweise zu einer klaren Einordnung und Differenzierung des syntaktischen ‚und‘. D. h. ERDMANN selbst schiebt die sprachlichen Mittel seiner wohldefinierten und gut abgegrenzten ersten Klasse „zusammengesetzter Urteile“ beiseite mit der Bemerkung, diese Fügemitel seien „in jeder entwickelten Sprache mannigfach“, was kaum bestreitbar ist. Doch formulieren wir die Frage etwa so: Was ist das adäquate Wort, wo immer eine möglichst rein additive Komposition von Urteilsätzen (ERDMANN nennt solche Kompositionen „Urteilsverbindungen“) durch Bindewörter eigens symbolisiert werden soll? Der suchende Umblick findet dann das syntaktische ‚und‘ mit seinen Verwandten.

Im übrigen ist die logische Entwicklung der drei Formen kopulativer, konjunktiver und divisiver Urteilsverbindungen bei ERDMANN so elementar, daß sie nach Angabe des Schlüssels von jedem selbst vollzogen werden kann. Wenn ich das eine Mal habe „N.s Vater und Mutter sind tot“ und daneben „N.s Vater

ist jung ausgewandert und gestorben', so löst der Logiker beide Sätze in je zwei Urteile auf. Dort: Vater — tot, Mutter — tot; hier: Vater — ausgewandert, Vater — gestorben. Das erste Mal erhält er dasselbe P zu zwei verschiedenen Subjekten und das zweite Mal zwei verschiedene Prädikate zu demselben (wiederkehrenden) S. Jenes nennt ERDMANN eine kopulative und dieses eine konjunktive Addition. Die dritte Form 'das Verbum steuern kann den Dativ *und* den Akkusativ regieren' (nämlich bald das eine, bald das andere) heißt divisive Komposition. An dieser ganzen Konstruktion ist sprachtheoretisch am beachtenswertesten das Spitzenfaktum selbst, daß die angeführten Beispiele eine Auflösung im Sinne ERDMANNs erlauben und fordern. Man stelle ein Exempel der anderen Funktionsweise daneben, um den Unterschied zu verdeutlichen: 'senatus populusque romanus decrevit'. Hier zeigt der Singularis korrekt an, daß das Kollektivum ein einziges Subjekt geworden ist. Dieses 'que' ist demnach ein kolligierendes, also *sachfügendes*, nicht *satzfügendes* 'und'. Wenn ein stilistisch ziselierender Sprecher den Plural 'descreverunt' wählt, zerlegt er die Gesetzgebung als Ganzes wieder in Teilakte und gibt ein Urteilsgefüge im Sinne von ERDMANN wieder. Das sind natürlich Subtilitäten, die auch von Sprechmoden so oder so gewendet werden können.

In dem „Abriß der Logistik“ von R. CARNAP (1929) werden (S. 91) fünf Undfunktionen aufgezählt, von denen die ersten drei das von ERDMANN Gesehene wiederholen, während das divisive 'und' fehlt. Das vierte 'und' bei CARNAP ist das Kolligierende und sein fünftes Beispiel weist auf einen beachtenswerten Tatbestand innerhalb des Kolligierens hin. Wenn ich durch 'und' *Merkmale* einer begrifflichen Bestimmung häufe: 'die verlorenen und nicht wiedergefundenen Gegenstände', so findet nach dem bekannten Gesetz mit der Inhaltsbereicherung in der Tat, wie CARNAP angibt, eine Umfangsverengerung statt, die Klasse der verlorenen *und* wiedergefundenen Dinge ist kleiner als die Klasse der verlorenen. Daneben aber gehört zur Ergänzung das andere: wenn ich die *Eigenschaften* eines bereits definierten begrifflichen Gegenstandes oder eines gegebenen Individuums expliziere: 'C. Julius Cäsar, der Feldherr und Staatsmann', so geht es nicht um eine Klassenverengerung, sondern um eine aufzählende Entfaltung von Eigenschaften. Rein sprachtheoretisch gesehen ist das Wörtchen 'und' unschuldig an dem einen und an dem anderen; denn es häuft und bündelt hier und dort. Das Schauspiel, welches mit der Satzverkettung begann und mit einer Dinghäufung fortgesetzt wurde, wiederholt sich zuletzt bei den Begriffs- und Dingbestimmungen. Das 'und' bündelt auch innerhalb von Wortgruppen die Attribute 'der lebhafte *und* aggressive Blick des Herrn N'. Davon im folgenden mehr.

Wir ziehen die Summe. Das sprachtheoretisch Wichtigste an den Undverbindungen ist die Scheidung eines sachlich kolligierenden vom syntaktisch fügenden 'und'; auf deutsch etwa: das *sachbündelnde* und das *satzkettende* 'und'. Das letztere gehört der Funktion nach zu den Konjunktionen; will man das erstere in den historisch ehrwürdigen Wortklassen unterbringen, so ist es (der Funktion nach) vielleicht am nächsten verwandt mit den Präpositionen. Man denke z. B. an 'Madonna *und* Kind' neben 'Madonna *mit* Kind'. Viel wichtiger aber als diese Einordnung ist auf unserem Wege die sematologische Einsicht, daß dem konjunktiven 'und' ein Schatten von *Anaphora* zugrunde liegt. Es ist alles andere als

selbstverständlich, daß in einem System von darstellenden Zeichen auch solche vorkommen, die zurück- und vorverweisen auf bereits erledigte und noch bevorstehende Teile der aktuellen Darstellung selbst. Das besorgen in der Sprache die Zeigwörter im Modus der Anaphora, und nur ihnen verdankt die sprachliche Darstellung ihre unvergleichliche Gelenkigkeit und zum Teil auch ihre Sparsamkeit. Statt der Wiederholungen im Konzepte des explizierenden Logikers, von denen wir Proben aus ERDMANN brachten, finden wir den lebendigen Text der natürlichen Sprache reichlich z. B. mit dem Wörtchen ‚und‘ und seinen Verwandten durchsetzt.

Hat man die doppelte Funktion klar am Undwort selbst erfaßt, so ist es leicht, sie an allen seinen Verwandten wieder nachzuweisen. Beide Funktionen sind heute noch in vollem Gebrauch bei ‚noch‘ und ‚oder‘, während für ‚aber‘ historische Tatsachen mitherrangezogen werden können, um das selten gewordene sachlich gemeinte Simplex ‚aber‘ in verdientem Umfang zu illustrieren. Denn es wurde durch Bildungen wie ‚abermals‘ ersetzt und klingt nur noch einigermaßen vertraut in dem altertümlichen ‚aber und aber‘ in unserem Ohre. Dagegen kommt die doppelte Funktion des ‚oder‘ in dem von der Logik gesehenen Unterschied der sogenannten divisiven und disjunktiven Urteilskomplexionen korrekt zum Vorschein. Wenn ich die Fügung ‚es gibt weiße und schwarze Schwäne‘ ersetze durch den Satz ‚die Schwäne sind weiß oder schwarz‘, so liegt ein divisives ‚oder‘ vor. Anders ‚er lügt oder sein Gegner ist ein Schuft‘; das ist ein disjunktives Gefüge.

2. Auf der Brücke von der Undverbindung zu den subtiler symbolisierenden Arten und Nuancen des indogermanischen (Wort-) Kompositums steht das schlicht kolligierende Zahlwort *dreizehn* und seine *Verwandten*, die durchaus keine Zahlwörter sein müssen. Ich hatte mich einst im Deutschen nach solchen Gebilden umgesehen und kam in mein Kolleg mit ein paar armseligen Exempeln wie die *Schwarzweißkunst*, die *Hamburgamerikalinie*, der *westöstliche* (Diwan). Die Frage an meine Hörer, ob sie mir aus dem Deutschen und anderen Sprachen eine reichere Beispielsammlung verschaffen könnten, belehrte mich in fast beschämender Schnelligkeit darüber, daß das von mir mehr Gefolgerte als Gefundene den Sachverständigen längst aufgefallen und in reicher Mannigfaltigkeit aus indogermanischen Sprachen geläufig war. Bis zurück zu den indischen Sprachforschern, die den treffenden Namen *Dvandva*-(Paar) Kompositum dafür gefunden haben¹⁾.

1) BRUGMANN, DELBRÜCK II, I, S. 58 ff.

Beispiele: das lateinische ‚usus fructus‘ bedeutet: Gebrauch und Nutzgenuß. Im Griechischen kommen Bildungen vor wie *ἀρτόχρεας* (Brot und Fleisch), *νυχθήμερον* (Tag und Nacht). Besonders geläufig ist nach Angaben, die ich Herrn Dr. LOCKER verdanke, das Verfahren dem Neugriechischen: *μαχαιροπήρονα* (Messer und Gabel), *γυναικόπαιδα* (Frauen und Kinder), *ἀνδρόγυνον* (Mann und Frau, Ehepaar), *σαββατοκυριακό* (Samstag und Sonntag, Weekend). Aus dem Deutschen wäre etwa noch ‚bittersüß‘ als charakteristisches Beispiel nachzutragen; das kulinarische Gebiet ist auch in den romanischen Sprachen reich an Parallelen. Das kulinarische Gebiet und das der menschlichen Kleidung, wo Zwittergebilde wie ‚Hemd hose‘ (sachlich und sprachlich) geschaffen und von dem erfindungsreichsten Odysseus unserer Tage, der Mode, „kreiert“ werden.

Das Paar-Kompositum steht, um es noch einmal zu sagen, den (kolligierenden) Undverbindungen im Sinne AMESEDERS nahe und überläßt es den zwei genannten Gegenständen, sich sachlich korrekt zusammenzuschließen. Es bedarf kaum mehr als eines Hinweises darauf, daß Mann und Frau als Ehepaar gedanklich anders gekuppelt werden, denn Messer und Gabel als Eßbesteck oder die Geschmackseigenschaften einer Frucht zu bittersüß oder Samstag und Sonntag zu einem Weekend. Der sprachliche Ausdruck aber gibt von solcher Differenzierung nichts wieder; an ihm allein kann man sie nicht ablesen. Wir haben hier wieder die Grundtatsache vor uns, daß die natürliche Sprache überall nur andeutet, was und wie es gemacht werden soll, und Spielräume für Kontextindizien und Stoffhilfen offen läßt. Man darf dies auch bei der Behandlung des (echten) Kompositums nie aus dem Auge verlieren.

§ 22. Sprachtheoretische Studien am Kompositum.

Wenn ich *einmal* nenne, so treffe ich damit und symbolisiere etwas, was wir im Abschnitt über die sprachlichen Begriffszeichen bestimmt haben. Wie ist es, wenn ich *zweimal* nenne und Sorge dafür trage, daß das Zusammen, die Reihenfolge der zwei Nennungen und andere Feldmomente Relevanz gewinnen, d. h. mit verwertet werden als Symbolisierungsmittel? Das ist in seiner allgemeinen Fassung das Thema im folgenden. Vergleichend ausgedrückt lautet die Frage so: ist es das Analogon zum *kolligierenden* oder ein Analogon zum *konjunktiven* ‚und‘ oder etwas Drittes, was am Kompositum zum Vorschein kommt und untersucht werden muß? Die Antwort lautet, es sei am nächsten verwandt dem attributhäufenden ‚und‘. Denn jedes Kompositum sei im Sinne der objektivistischen Sprachanalyse *ein Wort mit gefügtem Symbolwert* und verlange zu seinem Sinnvollzuge im Sinne der HUSSERLSchen Aktlehre faktisch (unter gewissen Voraussetzungen und mit bestimmten Einschränkungen) mehrere *nennende Bedeutungspulse*.

Ist dies als These niedergeschrieben, dann findet sich der Sprachtheoretiker gar rasch in eine, soweit ich sehen kann, nirgendwo letztlich entschiedene Streitfrage der Linguisten verwickelt. Die hergebrachte Lehre, aus welcher das Kompositum seinen Namen erhielt, ist von bestimmten Neuerern, die eine scharfe begriffliche Unterscheidung von Wort und Satz leugnen, verworfen worden. Man suchte und fand im „sogenannten“ Kompositum nicht ein komplexes Wort, sondern ein Satzstück oder manchmal sogar einen richtigen Mikrosatz, eingebaut in den größeren Satzzusammenhang; und stützte diese neue Lehre bald mehr auf sprachgeschichtliche, bald auf psychologische Argumente. Es ist spannend, das Hin und Wider der Debatte darüber als Zuhörer zu verfolgen. Wer, wie der Verfasser dieses Buches, Psychologe ist, den fesselt z. B. die Art, wie BRUGMANN in einer seiner kurzen und lebendigen Abhandlungen den Angriff gegen die hergebrachte Lehre führt¹⁾:

„Ob ein Typus in vorhistorischer oder in historischer Zeit aufgekommen ist, ist also gleichgültig. Nicht auf die Schicksale, welche die fertigen Komposita erfahren haben, kommt es uns an, sondern auf den Kompositionsprozeß selbst, auf die Komposition als *Urschöpfungsakt*“ (301, das Stichwort von mir hervorgehoben).

Mehrere Gedanken sind kunstvoll gesetzt und symphonisch abgestimmt in BRUGMANN'S Lehre vom „sogenannten“ Kompositum. Man muß sie sorgfältig isolieren und das Ganze mit der ebenso im wesentlichen psychologisch argumentierenden Abwehr des Angriffs durch H. PAUL vergleichen. In PAUL'S Prinzipien faßt ein kurzer Absatz zusammen, was dieser unbestechliche Empiriker zur Verteidigung der alten Lehre im Namen der Psychologie und im Namen der grammatischen Analyse zu sagen weiß:

„Denn das Wesen des Satzes besteht ja darin, daß er den *Akt der Zusammenfügung* mehrerer Glieder bezeichnet, während es im Wesen des Kompositums zu liegen scheint, die Zusammenfügung *als ein abgeschlossenes Resultat* zu bezeichnen. Demungeachtet liegen Satzkomposita in den verschiedensten Sprachen vor, so namentlich in den indogermanischen und semitischen *Verbalformen*“ (328).

Schieben wir das erste, psychologische Argument von PAUL einstweilen beiseite, obwohl ein Verteidigungswilliger auch von dieser Seite her einiges zu sagen fände. Viel eleganter und zwingender wird die Beweisführung, wenn man das zweite, das grammatische Argument von PAUL aufnimmt und nach einer sachgemäßen Vor Diskussion und Verallgemeinerung vollgewichtig zur Geltung bringt. Die indogermanischen Verbalformen sind nicht das schlechthin beste und reinste Beispiel einer wirklichen Fügung im Satzfeld; denn in Bildungen wie *amabat, amabit* ist eine Symbolwert-Fügung mit-

1) K. BRUGMANN, Über das Wesen der sogenannten Wortzusammensetzung. Eine sprachpsychologische Studie. Sächs. Ak. Ber. Phil.-hist. Cl. 1900, S. 359ff.

enthalten (s. oben S. 294ff.), weshalb die Partei der Unitarier hier noch teilweise die Konsequenz ihrer neuen Auffassung ziehen und beides (Kompositum und geformtes Wort) auf eine Linie stellen kann. Einfacher ist es, sich an das geformte indogermanische Nomen zu halten und die Frage so zu wenden: bist du bereit, auch zwei Fügungen wie *Hauses* und *Haustor* auf eine Linie zu stellen? In beiden ist mehr als ein Bedeutungsmoment zu verspüren, aber das zweite Moment in *Hauses* ist etwas wesentlich anderes als das in *Haustor*. In unserer Terminologie ist das Genitivformans ein Feldmoment und darum ‚Hauses‘ kein Kompositum, sondern ein Wort mit Feldzeichen. Zum Kompositum dagegen gehören mehrere Symbolwerte, die zu einem einzigen komplexen Symbolwert gefügt erscheinen. Weitgehend mit Hilfe derselben Feldmomente, die einst im Satzfeld verwendet wurden oder auch jetzt noch verwendet werden. Das ist wahr und merkwürdig und hat den Neuerungsversuch heraufbeschworen. Trotzdem ist und bleibt er sprachtheoretisch undurchführbar, und die Verteidiger der alten Lehre wie PAUL, der feine Syntaktiker WILLMANNs und manche andere von Format (auch TOBLER und DELBRÜCK gehören dazu) werden nach meiner Meinung recht behalten: es gibt nicht nur „sogenannte“, sondern echte Komposita.

Die psychologische Argumentation in der Satzfrage, wie sie sich zwischen WUNDT und PAUL abspielte, erscheint mir schwammig und veraltet. Eine Sprachtheorie, die etwas auf sich hält und einen Nachweis ihrer Daseinsberechtigung auch an diesem Punkte zu führen bereit ist, wird weder im Psychologischen allein noch im Sprachhistorischen allein befangen bleiben, sondern das Wort von BRUGMANN, es stehe der *Urschöpfungsakt* der Komposition auf der Tagesordnung, in ihrer Weise aufnehmen und auslegen. Ist unsere Definition des Wortbegriffes tragfähig, dann wird sie sich in Sachen des Kompositums bewähren. Man muß Merkmal für Merkmal des Wortbegriffs im Angesicht des symbolgefügteten Wortes noch einmal durchnehmen, um zu sehen, ob sie zutreffen. Dabei erhalten alle Argumente der alten und der neueren Lehre zunächst einmal ihren systematischen Platz; es wird im Namen der Sache eine strenge Redeordnung eingeführt, was vielleicht wertvoller ist als die Entscheidung selbst. Daß die Arbeit so umsichtiger Denker, wie sie in der Partei der Neuerer vorhanden waren (TOBLER, BRÉAL, DITTRICH, BRUGMANN¹⁾), weder sachfremd noch ergebnislos gewesen

1) Die Liste stammt aus BRUGMANNs Abhandlung; dort in der Anmerkung auf S. 362 stehen genauere Literaturnotizen. Ein sorgfältiges kritisches Sammel

sein dürfte, versteht sich fast von vornherein. Man blickte auf die Phänomene, erfüllt von dem Goethewort „es ist der Geist, der sich den Körper baut“: „Der wirkliche Anfang des Vorganges, den wir Kompositionsbildung nennen, ist vielmehr immer eine Modifikation der Bedeutung des syntaktischen Wortverbandes“ (BRUGMANN). PAUL gibt in seiner Antwort darauf zu, es sei zwar gewöhnlich, aber doch „nicht immer so, wie DITTRICH angenommen hat“ (330); PAUL legt in der Entstehungsfrage den Hauptakzent auf die „Isolierung“ der Gesamtbedeutung vereinigter Wörter. Nun, wir müssen diese Frage, ob der Erstschrift zum Entstehen eines Kompositums stets innen oder manchmal auch außen gemacht werde, beiseite schieben und könnten dabei mit einem anderen Goethewort aufwarten, das ungefähr so lautet: Aber was ist innen und was ist außen? Dies zweite Wort ist in Sachen der LAVATERSchen Physiognomik gesprochen und wäre exakt auf unsere Frage transponierbar¹⁾.

Lassen wir das Zitieren; die Frage nach dem Anstoß zur Bildung eines Kompositums ist aus den historischen Belegen meist nicht zu beantworten, so lebensnahe auch einige fiktive und historisch belegte Fälle von BRUGMANN gegriffen und interpretiert erscheinen mögen. Die Anstoßfrage wäre auch, wenn beantwortet, nicht schlechthin entscheidend. Viel wichtiger ist, daß die Kriterienreihe aus unserer Wortlehre es prinzipiell gestattet, zu entscheiden, ob das fertige Produkt einer historischen Entwicklung wirklich unter die Schar der Wörter gegangen ist und dort Aufnahme gefunden hat oder nicht. Ob und wie weit; denn das kann in Etappen, die man mit Hilfe der Kriterien zu bestimmen vermag, geschehen. So wird das Endurteil lauten. Doch vorerst sei ein Blick auf den Befund der Sprachhistoriker gestattet, damit erkennbar wird, wovon wir sprechen und wie reichhaltig das Kompositum der indogermanischen Sprachen vor uns steht.

1. Die Historiker erblicken in Bildungen wie „Akropolis“ die Zeugen und Überreste eines Kompositionsverfahrens, das vermutlich

referat von L. PERUTZ, das vor mir liegt, behandelt aus der Zeit von GRIMM bis PETERSEN (Der Ursprung der Exozentrika. Indog. Forsch. 34 1914. und E. FABIAN, Das exozentrische Kompositum im Deutschen, 1931) 22 Arbeiten über die Komposita. In dieser Übersicht wird sehr deutlich, daß die Neuerer keineswegs in allen Punkten übereinstimmen. Der von BRUGMANN mitzitierte TOBLER z. B. scheidet ganz in unserem Sinne Satz und Kompositum sehr scharf; ob er in der Ursprungsfrage ganz auf BRUGMANNs Seite steht, bleibe unerörtert.

1) Siehe K. BÜHLER, Ausdruckstheorie, S. 23.

älter ist als die indogermanischen Flexionen; und zwar deshalb, weil das determinierende Nennwort (Akro-) in seiner nackten Stammform verwendet ist. In Wörtern wie ‚Neapolis‘ zeigt das Adjektivum (Nea-) schon die weibliche Form, in Akropolis dagegen noch nicht einmal diese. Der Sprachtheoretiker notiert diesen Befund und erhebt die Frage, ob man in noch umfassenderem Umblick auf alle bekannten Menschengesprachen eine ähnliche Ursprünglichkeit des äußerlich schlichten Zusammenstellens als einfachstes Fügungsmittel wiederfindet; nach den Tatsachen, die W. SCHMIDT verwertet, ist dies faktisch so. Nur sollte man, wie mich dünkt, daneben die ebenso greifbare Ursprünglichkeit der musikalischen Modulationen als Kompositionsmittel nicht übersehen. Denn das Kind moduliert schon musikalisch und nützt diese Modulationen aus zu einer Zeit, wo seine lautlichen Äußerungen sonst noch ganz wie ein Einklassensystem imponieren und Synthemata schlechthin nicht in Frage kommen; wir haben auf unseren Schallplatten an fixierten ersten Kinderworten den hinreichenden objektiven Beweis dafür. Diese musikalischen Mittel dürften demnach in der Geschichte der darstellenden Sprache nicht jünger, sondern eher älter sein als die freilich denkbar einfachen Nebeneinanderstellungen. Darauf müssen wir noch zu sprechen kommen.

Neben dem flexionsfrei gefügten steht im Indogermanischen das flexionshaltige Kompositum (die historisch jüngere Form) wie ‚Jahreszeit‘ und neben der Gesamtklasse nominaler die ebenso reichhaltige Klasse der verbalen Komposita. H. PAUL faßt einen Hauptzug der Geschichte dieses Klassenunterschiedes so:

„Ursprünglich besteht ein scharfer Unterschied zwischen verbaler und nominaler Komposition. In der verbalen werden nur Präpositionen als erste Kompositionsglieder verwendet, in der nominalen Nominalstämme und Adverbien, anfangs nur die mit den Präpositionen identischen, später auch andere. In der verbalen ruht der Ton auf dem zweiten, in der nominalen auf dem ersten Bestandteile. Bei der Zusammensetzung mit Partikeln ist demnach der Akzent das unterscheidende Merkmal. [Man erkennt also hier die Intervention eines musikalischen Momentes und erhebt die Frage, *warum* die Akzentuierung verschieden ist.] Sehr häufig ist nun der Fall, daß ein Verbum und ein dazugehöriges Nomen actionis mit derselben Partikel komponiert werden. In einer Anzahl solcher Fälle ist das alte Verhältnis bis jetzt gewahrt trotz des Bedeutungsparallelismus zwischen den beiden Kompositis, vgl. *durchbrechen* — *Durchbruch*, *widersprechen* — *Widerspruch* usw. In anderen Fällen hat die verschiedene Akzentuierung eine verschiedene Lautgestalt der Partikel erzeugt, wodurch sich verbales und nominales Kompositum noch schärfer voneinander abheben. Hier ist im Nhd. das alte Verhältnis nur in einigen wenigen Fällen erhalten, wo die Bedeutungsentwicklung nicht parallel gewesen ist, wie *erlauben* — *Urlaub*, *erteilen* — *Urteil*“ (S. 247f.).

Es ist das *Klanggesicht* des symbolgefügtten Wortes, was hier behandelt wird. Die Komposita unterstehen, so wird uns gezeigt, besonderen Akzentprägungen, woran man praktisch ihre Arten unterscheidet und woraus eine Reihe konsekutiver Klangveränderungen historisch begreifbar wird. Allein da kommt auch schon der erste Einwurf: Was wird aus diesem Klanggesicht des Kompositums in Fällen der Trennung (Tmesis)? Das zu Fügende wird oft durch zwischen-geschobene Wörter getrennt. Beispiel: ‚er brach unter diesen Umständen kurz entschlossen die Reise ab‘. BRUGMANN schreibt eine Apologie zu dem Begriff der *Distanzkomposition*, trägt Argumente zusammen, um „die richtige Stellung zu finden“ zu der von den Grammatikern als Tmesis (Trennung) beschriebenen Erscheinung:

„In der Tat handelt es sich hier ebenfalls um Kompositionelles, und wir wollen, um eine kurze Bezeichnung zu haben, die an den nun einmal gegebenen Namen Kompositum sich anschließt, in Fällen wie ‚wenn er mir abkauft‘ vom Kompositum mit Kontaktstellung der Glieder oder kurz von *Kontaktkomposition*, in solchen dagegen wie ‚er kauft mir ab‘ von Komposition mit Distanzstellung der Glieder oder kurz von *Distanzkomposition* sprechen“ (382).

Durch fünf Gruppen von Beispielen wird der Satz gestützt, „daß die Distanzstellung ebensogut eine allgemein-indogermanische Erscheinung ist wie die Kontaktstellung“. Wonach ein Fremdling verwundert fragen mag, ob denn je daran gedacht worden ist, die Distanzkomposition um der Trennung willen auf ein eigenes Blatt zu schreiben. Ganz so primitiv ist dies natürlich nie geschehen; doch war man in der Tat geneigt, im Begriff des Kompositums das Merkmal des ohne die sekundäre Tmesis überall vorhandenen engen Kontaktes mit einem daraus entspringenden eigenen Klanggesicht stark zu unterstreichen (so z. B. Sweet). Dies bleibt auch richtig und wichtig für alle Fälle, wo Tmesis unmöglich ist, weil das Zusammen und die einsinnige Reihenfolge als Kompositionsmittel ausgewertet erscheinen: *Akropolis*, *Haustor*, *Tageszeit*. Eine Fügung wie ‚Zeit des Tages‘ ist in unserer Frage nicht mehr ganz dasselbe wie ‚Tageszeit‘. Jedenfalls wollen wir selbst im folgenden die untrennbaren Kontaktkomposita in der üblichen Weise voranstellen; die andere Gruppe müßte sprachtheoretisch gesondert behandelt werden, weil sie auf beträchtlich verschiedene Probleme hinführt.

Das *Zusammen* und die *einsinnige Reihenfolge* im Nacheinander fügt die Wörter einer Rede in allen bekannten Menschengesprächen. Wir sind beiden Momenten im Zuge des analytischen Verfahrens begegnet und haben sie neben anderem als Konstituenten des Satzfeldes erkannt; im Zuge der Aufbaubetrachtung müssen sie sachgerecht wieder behandelt werden. Daß dies nicht erst am Satze,

sondern schon am symbolgefügtten Worte, dem Kompositum, nötig wird, ist das stärkste Argument der Neuerer. Gibt es überhaupt einen drastischeren Beweis für ihre These als die unbestreitbare Tatsache, daß Satz und Kompositum dieselben Fügemitte! enthalten? Man trifft nicht weit am Richtigen vorbei mit der These, daß tabellarisch aufgenommen im Schoße des indogermanischen Kompositums schon alle syntaktischen Momente zu finden sind, die im Satze wieder zum Vorschein kommen. H. PAUL braucht darum in seiner Inventaraufnahme der indogermanischen Komposita nicht weniger als 19 Schachteln, um alles fein säuberlich auseinander zu halten. Dabei behauptet er, daß die ersten 15 Typen aus selbständigen Wörtern durch „Synthesis“, d. h. durch eine engere Bündelung entstehen, und erkennt eine spezifische Genesis aus dem Satze nur den vier letzten zu, die durch folgende Beispiele repräsentiert sind:

„aus abhängigen Sätzen entspringen Komposita wie *quilibet, quamvis*; eingeschaltete Sätze werden Komposita wie *weißgott, scilicet, je ne sais quoi*; mit Hilfe von Metaphern können Sätze zu Kompositis verwandelt werden wie *Fürchtegott, Geratewohl, Vergißmeinnicht, Gottseibeius, vademecum*; ganz selten auch „ein wirklicher Satz, der seine Selbständigkeit bewahrt“. Um diese Seltenheit zu begründen wird dann die zusammenfassende Abhebung des Satzes vom Kompositum, die wir auf S. 321 zitiert haben, nachgeschickt.

Die Unitarier fahren zunächst einmal mit dem Schwamm über diese Zweiteilung der „Typen“ und verkünden sieghaft, es gäbe gar keine Wortkreszenz außerhalb des Satzes. In seinem Schoß müsse letzten Endes alles geworden sein. Und warum in aller Welt ein Trennungsstrich, wenn doch im Kompositum und im Satze dieselben manifesten Mittel und derselbe Bedeutungsgehalt der Fügungen gefunden wird? Ein ‚Schuhmacher‘ ‚macht Schuhe‘; die erste Bildung enthält genau so wie die zweite das Nennwort ‚Schuh‘ im Akkusativ. Es wäre ein Leichtes, an den ersten 15 Typen PAULS die gesamten übrigen Satzfügungsmittel herauszupräparieren. Das ist die unerschütterte Ausgangsbasis der Neuerer.

Die Frage, woher und wozu dann zwei Erscheinungsweisen für ein und dasselbe? wird elegant durch den Hinweis auf das besonders hohe Alter des Kompositums beantwortet. Das in höherem Grade analytische Verfahren unseres Satzes ist jünger; vielleicht war es (so geht die Überlegung weiter) einmal so, daß die Komposita fast allein das Feld beherrschten. Nach dem Aufkommen des analytischen Verfahrens ging dann das Komponieren in die neuen Verhältnisse ein und erhielt einen Altensitz im neuen Haus, weil dies bequemere Mittel in vielen Fällen, wo Stoffhilfen und Redegeläufigkeit einspringen, vollkommen hinreichend ist. Daß ein so kurzes und be-

quemes Bildungsmittel bei der Neuordnung der Verhältnisse erhalten blieb, ist leicht verständlich. Genauer besehen ist das Alte aber nicht in allen Formen und in allen indogermanischen Sprachen gleich lebendig geblieben, sondern es traten schon in sehr alter Zeit und noch schärfer in den modernen Sprachen bestimmte Reduktionen ein. So ist z. B. die rein nominale Fügung wie in ‚Hausschlüssel‘ nicht überall ein so springlebendiges Bildungsmittel wie im Deutschen, sondern im Englischen und in den romanischen Sprachen viel seltener. Die Übersicht bei DELBRÜCK (Vgl. Gramm. 1900), welche auch W. SCHMIDT in seiner vergleichenden Studie zitiert, ergibt, daß die nominale Komposition „im Altindischen nicht häufig, im Griechischen und gerade auch im Lateinischen, dann auch im Slavischen wenig zahlreich“ ist. Dagegen kommt sie neben dem modernen Deutsch im Gotischen und im Litauischen häufig vor.

2. Es empfiehlt sich, unserer Skizze aus der indogermanischen Sprachvergleichung das Ergebnis ausgedehnter Studien des universellen Sprachvergleichers W. SCHMIDT anzureihen. Sie sind so orientiert, daß am manifesten Sprachphänomen das Zusammen und die einsinnige Reihenfolge und von der Funktion her der *Genitiv* von vornherein zum Hauptthema gemacht und ins Zentrum der vergleichenden Syntax gestellt werden. SCHMIDT legt ein imponierendes Tatsachenmaterial dazu vor und ordnet die zwei Vorkommnisse der Vor- und Nachstellung des determinierenden Gliedes ins Licht der Kulturkreistheorie¹⁾.

Wenn ich im Deutschen *Kuhhorn* in *Hornkuh* verkehre, so wird mir an dem einen Exempel schon deutlich, daß und wie die Reihenfolge der Kompositionsglieder beim Aufbau mitverwertet wird im rein nominalen Kompositum. Beliebige andere Beispiele wie ‚Rassenpferd‘ und ‚Herzenskind‘ erlauben ähnliche Verdrehungen und erhärten das strenge Gesetz: das erste Glied eines nominalen Kompositums ist im Deutschen das „determinierende“ und das zweite Glied ist das „determinierte“. Dies deutsche Gesetz gilt nicht für alle Sprachen; wohl aber dürfte allgemein gelten, daß die Reihung überhaupt relevant wird und daß prinzipiell dieselbe semantische Differenzierung der Glieder überall, nur in einer zweiten Gruppe von Sprachen an die *umgekehrte* Reihenfolge geknüpft ist.

Ein Seitenblick auf die verbalen Komposita der indogermanischen Sprachen gibt den summarischen Aufschluß, daß die Tmesis eine Reihenumkehr ohne Bedeutungsverschiebung gestattet; das Distanzkompositum ‚wahrnehmen‘ bedeutet

1) W. SCHMIDT, Die Sprachfamilien und Sprachkreise der Erde. 1927 (bes. im 2. Teil).

in umgekehrter Folge ‚ich nehme wahr‘ dasselbe. Manchmal wird solche Umkehr mit anderen Reihenänderungen zusammen als Inversion syntaktisch relevant, nie aber (soweit ich sehen kann) für die Fügung der Symbolwerte. Die strengen Kontaktkomposita der verbalen Gruppe schließen jede Umkehr von vornherein aus; die verbalen Komposita stehen auch aus anderen Gründen auf einem eigenen Blatt. Wir bleiben vorerst ganz bei der nominalen Gruppe.

SCHMIDT nun behandelt die Tatsachen als Kulturkreisforscher. Was mag die Vor- oder Nachstellung des bestimmenden Kompositionsgliedes mit Kultur und Kulturkreisen zu tun haben? SCHMIDT deckt Korrelationen der schlichten Reihung zu anderen Feldmomenten, vor allem zu Präfix- oder Suffix-Verwendung und zum Auftreten von Präpositionen und Postpositionen auf, so daß er schließlich das eine Moment der Reihung wie eine Art Leitmuschel des gesamten strukturvergleichenden Verfahrens benützen kann. Es entsteht kraft dieser Korrelationen ein weitverzweigtes, sprachtheoretisch faszinierendes Theoriengebäude, und zu guter Letzt wird eine erlebnispsychologische Basis gesucht. SCHMIDT glaubt, es müsse wohl völkerpsychologisch eine *Motivation* oder Motivationen für die Entscheidung der Sprachen, ob Vor oder Nach, zu finden sein. Und diese Motivation, um welche mannigfache Überlegungen kreisen, ist, wenn ich recht sehe, der Schlußstein in dem weitgespannten Kuppelbau der SCHMIDTSchen Theorie; sie ist das Bindeglied zwischen Sprachstrukturen und Kulturkreisen.

Um das Ganze kurz nachzuzeichnen, geht der Sprachtheoretiker am besten von SCHMIDTS Gedanken über diese Motivation aus, macht also das Letzte zum Ersten. Als vergleichend gut begründet sieht SCHMIDT die Annahme an, daß die Voranstellung des determinierenden Gliedes wie in ‚Hausvater‘ oder ‚Akropolis‘ überall das Ursprüngliche ist. Ich zitiere diesen Obersatz der Theorie samt seiner Begründung wörtlich:

„Die ursprüngliche Stellung des Genitivs ist in allen Sprachen die Voranstellung. Diese geht mit psychologischer Notwendigkeit daraus hervor, daß der Genitiv in der Begriffsbildung die *differentia specifica* darstellt, die als etwas bis dahin Unbekanntes, und deshalb jetzt Neues, aus einem schon bekannten alten Begriff, einem *genus*, eine neue *species* hervorgehen läßt, eben als Neues die Aufmerksamkeit als Erstes auf sich zwingt und deshalb auch eher, früher ausgesprochen wird als das ‚regierende‘ Nominativsubstantiv, welches das *genus* und als solches etwas schon Bekanntes darstellt“ (488).

Man entnehme dem Zitat, daß SCHMIDT die Diskussion unter der Überschrift ‚Genitiv‘ führt; gemeint ist natürlich nur der Stellungs-genitiv. Denn sobald der phonematisch charakterisierte Genitiv in einer Sprache auftritt, wird er auch in höherem oder geringeren Grade zunächst einmal stellungsfrei; wir fügen im Deutschen wie

in den meisten indogermanischen Sprachen ebenso geläufig ‚des Vaters Haus‘ wie ‚das Haus des Vaters‘. Nur in den romanischen Sprachen (und in einem Punkt im Englischen) bestehen besondere Verhältnisse, welche von SCHMIDT eigenartig in einer Zusatzhypothese behandelt werden.

SCHMIDT bestimmt die Funktion dieses Stellungskasus, den er Genitiv nennt, kurz und bündig; er sei berufen, das begriffliche Verhältnis von *differentia specifica* zum Gattungsbegriff wiederzugeben. Und ebenso schnell ist ein psychologisches „Gesetz“ gefunden: Voran die *differentia specifica*! *weil sie das Neue bietet*. Wie wäre es, wenn ein *advocatus diaboli* dem weitsichtigen Sprachvergleichler SCHMIDT jeden dieser Schritte seines Hypothesenbaues zunächst einmal bestritte?

Das wäre nicht schwer; denn, um mit dem ersten zu beginnen, so weiß die moderne Denkpsychologie, daß das Verhältnis des *Ganzen* zu einem seiner *Teile* in menschlichen Gedanken zügen genau so wichtig ist und genau so häufig vorkommt wie die begriffliche Über- und Unterordnung; und parallel dazu kennt die Linguistik einen eigenen genitivus partitivus. Es entsteht also die Frage, ob die SCHMIDTSche Interpretation auch dort zutreffend ist, wo das Kompositum eine Aufgliederung nach dem Schema ‚Ganzes-Teil‘ vornimmt. Man interpretiere ein Beispiel wie ‚Baumstumpf‘ und fasse es das eine Mal als begriffliches und das zweite Mal als anschaulich zerlegendes Kompositum auf. Der Stumpf ist begrifflich die Gattung und anschaulich nicht etwa das Ganze, sondern der Teil. Darf man unbesehen das begriffliche Einordnungsverfahren und das anschauliche Komponieren psychologisch völlig gleichstellen? Sehen wir weiter zu.

Was dürfte das Auffallende, das Neue in einer Sprechsituation sein, wo ‚Baumstumpf‘ gebraucht wird, das Phänomen Stumpf oder das Phänomen Baum? Dem Kritiker genügt die achselzuckende Antwort ‚non liquet‘. Sonst würde er umfassender zugreifen und ein durchaus triviales Ergebnis, welches in jeder Abhandlung über ‚Apperzeption‘ oder ‚Aufmerksamkeit‘ vorkommt, als Kronzeugen aufrufen. Was uns zuerst in die Augen springt, ist je nach Umständen bald das Alte, Vertraute, und bald das Unbekannte, Neue: in einer fremden Stadt der einzige Landsmann, in einem vertrauten Dorf der einzige Fremde.

Endfrage: Ist es wirklich so, daß das irgendwie Aufgefallene im sprachlichen Ausdruck ein Abonnement für die erste Reihenstelle hätte? Gewiß nicht, sondern das „dicke Ende“ spielt nicht nur

im Leben und im Sprichwort, es spielt auch in der sprachlichen Reihung eine Rolle; ausgezeichnet kann der erste aber auch der letzte Platz einer Wortserie sein, was wieder durch Parallelen aus allen vergleichbaren Bereichen illustrierbar ist. In Versmaßen (um nur das eine anzuführen) steht z. B. neben dem Trochäus der Jambus und (etwas seltener vielleicht) neben dem Daktylus dessen Spiegelbild. Und überhaupt: wer kennt nicht das Gewicht des letzten Wortes?

Nein, so summarisch ist die Motivationsfrage im Rahmen des SCHMIDTschen Problems gewiß nicht zu lösen. Ich mache den Vorschlag, die Dinge nicht sofort aus dieser oder jener relativ *einfachen* erlebnispsychologischen Gesetzmäßigkeit begreifen und erklären zu wollen. Das kann nicht gehen, weil die äußeren und inneren Umstände der Sprechsituationen viel zu mannigfaltig und zu variabel sind, um unter eine einzige Regel gebracht zu werden. Fast noch wichtiger aber ist die Einsicht, daß das Aussprechen eines Zweiwortgefüges von vornherein nicht als direkte Spiegelung eines vorausgegangenen *Eindrucksaufbaus* angenommen werden darf. Denn derart spiegelhaft oder echoartig zum Eindruck verhält sich das psychophysische System der ausdrückenden und darstellenden Sprache nicht. Steht die interessante Ausgangsthese SCHMIDTS von der Priorität der Voran-Stellung in der Sprachvergleichung fest, was ich nicht zu beurteilen vermag, dann wird gewiß die Sprach-Theorie und -Psychologie darüber nachzudenken haben. Aber sie wird dabei einige Umwege nicht scheuen dürfen. Nehmen wir an, die Sache sei wenigstens für die indogermanischen Sprachen zustimmend entschieden. Dann darf die Einsicht der indogermanischen Sprachvergleichung in das hohe Alter von Bildungen wie ‚Akropolis‘ herangezogen und mit ihrem vollen Gewicht in die Diskussion eingesetzt werden. Waren diese Fügungen anfangs eher Sätze als irgend etwas anderes?

Diese Frage ist sehr wichtig; denn wir finden in unserem eigenen Sprachgefühl, daß das strenge deutsche Fügungsgesetz nur für die echt *attributive* und nicht für *prädikative* Fügungen gültig ist. SCHMIDT betont mit Recht, daß wir uns im Rahmen unserer Muttersprache mit ihrer lebendigen Nominalkomposition unter keinen Umständen umstellen und in ein Wort wie ‚Vaterhaus‘ etwa auch die verdrehte Bedeutung ‚Hausvater‘ einfühlen können. Bleiben wir bei der Berufung auf unser Sprachgefühl und erkunden zweierlei, was direkt daneben mit derselben Sicherheit entschieden werden kann. Es gab erstens von jeher reine Nominalsätze in der indo-

europäischen Sprachfamilie und auch wir bilden sie da und dort; ich stelle zwei wohlbekannte Beispiele nebeneinander: ‚Ehstand Wehestand‘ und ‚Lumpenhunde die Reiter‘. In beiden fungiert ein Glied des Gefüges als S und das andere als P im Sinne der Logik; die Frage ist, ob diese Funktionsdifferenz an die Reihung als solche gebunden erscheint oder nicht. Antwort: nein, denn ‚Lumpenhunde‘ ist P und steht an erster Stelle, ‚Wehestand‘ ist P und nimmt den zweiten Platz ein. Wems gefällt, kann umdrehen in ‚Wehestand der Ehestand‘ und bemerkt dabei das *Akzentgewicht* des P und daß im modernen Deutsch ein Bedürfnis besteht, einen Artikel in den umgedrehten Text einzufügen. Jedenfalls gelingt uns hier mit Leichtigkeit etwas, was am Kompositum ‚Vaterhaus‘ unmöglich ist. Wenn angegeben werden sollte, wo in solchen Fügungen das P häufiger steht, so fiel die Bevorzugung vermutlich auf den zweiten Platz. Dazu eine zweite Beobachtung im Geltungsbereich des modernen Sprachgefühls: Wo immer ein nominales Kompositum der historisch jüngeren Form das phonematische Genitivzeichen mitenthält, ist der Bann der strengen Stellungsregel gebrochen; denn die zwei neuen Fügungen ‚Vaters Haus‘ und ‚das Haus Vaters‘ sind beide möglich und grob gesprochen bedeutungsidentisch.

Aus beidem zusammen folgt, daß eine umsichtige Beantwortung der SCHMIDTschen Reihungsfrage in keiner Sprache unbeachtet lassen sollte, ob neben dem reinen Stellungsgenitiv schon phonematische Genitivcharakteristiken vorkommen oder nicht und wie es mit der Ausnützung des Stellungsfaktors zur Differenzierung von S und P bestellt ist. SCHMIDTs großer Ordnungsversuch opponiert korrekt und einleuchtend das Moment der Reihung mit den phonematischen Charakteristiken und unterstreicht z. B. gegen WUNDT die historische Priorität des Reihungsmomentes. Es fiel SCHMIDT auf, daß die Vor- oder Nachstellung des affixlosen Genitivs regelmäßig mit anderen Entscheidungen im Aufbau der Sprache parallel gehen:

„Hier nun war es möglich, scheinbar sich sogar auf einen einzigen Gegenstand zu beschränken, nämlich die Stellung des affixlosen Genitivs in bezug auf den Nominativ, den er näher bestimmt. Scheinbar, denn in Wirklichkeit schließen an diesen Gegenstand in psychologischer Notwendigkeit eine ganze Reihe von grundlegenden Elementen der Satzbildung sich an und werden durch ihn in weitgehendem Maße bestimmt und beeinflußt“ (S. 381).

Und zwar ist es eine außerordentlich einfache und wichtige Korrelation, die als Ergebnis der universal vergleichenden Betrachtung deutlich wird; SCHMIDT formuliert sie schon 1903 in folgender Weise:

„Steht der affixlose Genitiv *vor* dem Substantiv, welches er näher bestimmt, so ist die Sprache eine *Suffixsprache* eventuell mit Postpositionen, steht der Genitiv *nach*, so ist sie eine *Präfixsprache* eventuell mit Präpositionen“ (382). Wir fügen von uns aus hinzu: Mnemotechnisch ist diese Regel äußerst einfach so zu behalten, daß jeweils am unbesetzten (vom Genitiv nicht besetzten) Wortende jene anderen Zusätze angebaut werden.

Ausnahmen deutet SCHMIDT als Übergangserscheinungen und legt Wert darauf, daß man nicht wie WUNDT diese Korrelation im wesentlichen zwar anerkenne, aber die Priorität der Genitivstellung übersehe oder bestreite. Sondern es bleibe dabei, daß die Genitivstellung als „das historisch Bestimmende“ anzusehen ist. D. h. allgemein sprachtheoretisch ausgedrückt, daß man das Reihungsmoment als das *primäre* Fügungsmittel der Sprachen ansieht, wogegen weder theoretisch noch empirisch vom Kenner der kindlichen Sprachentwicklung etwas einzuwenden ist. Denn auch im Spracherwerb des Kindes ist es so, daß die Reihung *vor* anderem rezipiert und syntaktisch ausgewertet wird; die Reihung *nach* den (allerdings noch älteren) musikalischen Differenzierungsmitteln. In diesem Punkte wird SCHMIDT wohl recht behalten. Es ist überhaupt kein Umsturz, sondern nur ein Ausbau seiner Theorie, ein korrektes Zuendedenken, was von der Sprachtheorie her geleistet werden kann. Und dazu gehört an dieser Stelle entweder die naive Frage, wofür denn letzten Endes die nach SCHMIDT jüngeren phonematischen Charakteristiken ausgewertet sind, oder gleich die vermutend weiter ausgreifende Frage, ob am Quellpunkt des größeren Reichtums äußerer Mittel auch eine wichtige Funktionsbereicherung zu suchen ist. Wir setzen sie hypothetisch an und behaupten, sie bestehe in einer Differenzierung der Fügungen in *prädikative* und *attributive* Synthemata und schreiben zuerst eine Apologie dieser alten grammatischen Unterscheidung.

3. Ungefähr 2000 Jahre lang wurde in den Sprachwissenschaften die *prädikative Satzfunktion* durchaus korrekt unterschieden von der *attributiven* Fügung im Schoße des *Kompositums* und der Wortgruppen. Wofür ich mich einsetze, ist die These, daß in der Tat nie etwas anderes als eine attributive Komplexion im Kompositum vorliegen kann; auch in der „Wortgruppe“ nicht, wenn man den Begriff sachgemäß zu definieren versteht. Die genetische Ableitung des Kompositums aus der Satzfügung widerspricht dem, was ich im Auge habe, nicht. Auch die greifbare Tatsache, daß man als Sprachkünstler das zu Prädizierende einem Kompositum oder einem Adjektivum, Adverbium usw. eingeben und auftragen kann, widerspricht ihm nicht. Denn man kann Nägel auch mit der Beiß-

zange einklopfen und mit dem Hammer ausziehen; und doch bleibt es ein guter und wichtiger Satz, daß der Hammer zum Klopfen und die Zange zum Ausziehen konstruiert ist. Das Kompositum und die Wortgruppe sind zu attributiver Fügung in la langue, soviel auch la parole sie mit dem Gewichte prädiszierender Fügungen ausstatten mag. Und das Kompositum ist überall erst dort aus dem Satze geboren, wo es zur Eigenfunktion als komplexes Wort zugelassen und berufen wird. Wenn ich recht verstehe, ist dies der eigentliche Widerstand H. PAULS gegen die „Analytiker“ WUNDT und BRUGMANN, daß er dem Worte im Kompositum geben will, was des Wortes ist, und dem Satze die Prädikation vorbehält. Und genau so wie PAUL denkt in diesem Punkte auch TOBLER.

Die Analysen SCHMIDTS sind vielfach auf Sprachzustände gemünzt, in denen das Kompositum historisch schon geboren ist. Es erhebt sich die fragende Vermutung, ob etwa alle Menscheng Sprachen, die heute bekannt sind, das (Wort-) Kompositum bereits gebildet haben. Das genitivische Moment, generell gefaßt, so wie SCHMIDT es tut, ist überall zu finden; allein es ist (generell gefaßt) noch gar kein rechter Genitiv, sondern etwas mit unseren grammatischen Kategorien kaum zu Beschreibendes, noch weitgehend Undifferenziertes. Denn es gilt auch hier wie sonst die Regel, daß ein sprachliches Bildungsmittel erst in Opposition zu etwas anderem, von dem es sich abhebt, einen prägnanten Charakter erhält; die prädikative Fügung wird prägnant in Abhebung von der attributiven. Wenn in dieser oder jener Sprache eine solche Prägnanz noch nicht vorhanden ist, wenn unbestimmt bleiben muß, ob dies und das in exotischen Sprachen ein Kompositum oder Satz ist, dann braucht der Analytiker einen neuen Begriff, den er sich eigens bilden mag. Aber jedes Phänomen, das wirklich Genitiv heißen soll, wird sich ausweisen und Antwort auf die Frage geben müssen, ob es zu dem gehört, was SCHMIDT selbst gelegentlich in der hergebrachten Weise als *genitivus objectivus* charakterisiert und aus dem eigentlich von ihm Behandelten abscheidet, oder aber zu dem nominalen Genitiv. Das lateinische *oblivisci alicuius* und die große Schar ähnlicher Konstruktionen im Griechischen, Sanskrit usw. dürfen durchaus nicht in eine Reihe mit den attributiven Genitivverwendungen und damit auf gleich und gleich mit dem nominalen Kompositum gebracht werden. Das wäre eine sachlich ungerechtfertigte Gleichstellung. Gleichstellen darf man nur den nominalen, d. h. nomenregierten Genitiv mit dem von SCHMIDT hauptsächlich untersuchten „affixlosen“ Stellungsgefüge der fortgeschrittenen Sprachen. Es ist

in diesen Sprachen nur innerhalb der attributiven Fügemittel so, daß sie sich fast unbemerkt hinüber und herüber vertreten und ausgetauscht werden können.

Zu den wohlbekannten Fehlern der nichts-als-historischen Phase unserer Geisteswissenschaften gehört es, daß man da und dort vor lauter Kontinuität die Punkte übersah, wo eine *Strukturveränderung* liegt. Wenn man in einer Sprache, die den fortgeschrittenen Zustand erreicht hat, übergeht von der rein satzbildenden Reihung zur attributiven, so passiert man eine Stelle, wo ein Funktionswechsel liegt: es wird, was ein Satzmoment war, zum Wortmoment gemacht. Verankert ist der Sinn dieser These im Axiom D, dem Satz vom Zweiklassensystem ‚Sprache‘. Es ist bemerkenswert, daß SCHMIDT, von dem wir uns (voll Bewunderung für die Kühnheit seines Theorienbaues) führen ließen, an einer anderen entscheidenden Stelle den von uns geforderten gedanklichen Schritt exakt vollzieht. Dort nämlich, wo er den Begriff der Suffixe und Präfixe definiert:

„Als Prä- und Suffixe im eigentlichen formalen Sinne des Wortes können nur diejenigen Formen bezeichnet werden, die selbst keinerlei *inhaltliche Bedeutung* mehr haben, sondern nur dazu dienen, formale, grammatische Beziehungen der Wörter zum Ausdruck zu bringen“ (S. 387).

Das ist, wie mich dünkt, scharf und korrekt. Wir verlangen dieselbe begriffliche Klarheit in Sachen des Wortes und haben darum das geformte Wort von vornherein trotz seiner faßbaren Komplexität vom Kompositum abgehoben. Ein Kompositum liegt überall dort vor, wo eine Fügung zweier *Symbolwerte* zu einem komplexen Symbolwert stattfindet; unser Kriterium ist genau dasselbe, was SCHMIDT mit ‚inhaltlicher Bedeutung‘ treffen will.

4. Warum ist die Voran-Stellung des determinierenden Gliedes im nominalen Kompositum die Regel und der sozusagen natürliche Fall? Es ist ärgerlich für einen Psychologen, diese anscheinend so einfache Frage SCHMIDTs nicht beantworten zu können. Wir wollen wenigstens nicht versäumen darauf hinzuweisen, daß in der Syntax der sogenannten Gebärdensprache, die WENDT an Taubstummen, bei den Zisterziensermönchen und sonstwo aufgegriffen und untersucht hat, die *Nachstellung* ebenso häufig ist; und das verstehen wir. Denn die Symbole der Gebärdensprache bleiben eng in der Anschauung verhaftet und ihre grundlegenden Kompositionen werden unter Anschauungshilfen vollzogen. Es ist durchaus natürlich, daß man bei der Fügung ‚blinder Mann‘ voraus das Dingsymbol ‚Mann‘ und dann erst das Attributsymbol ‚blind‘ realisiert. Die

Lautsprache müßte anders beschaffen sein als wir sie kennen, um unter das gleiche Gesetz zu fallen; sie müßte ein Malfeld haben und es kompositorisch verwenden. Die Gründe gewisser Nachstellungs-Bevorzungen in der Gebärdensprache fallen also weg in dem Maße, wie die Lautsprache dem Malverfahren entwächst. Allein damit ist nicht gesagt, daß nun die Voran-Stellung das schlechthin natürliche sei; ich weiß nach dem früher darüber Vorgebrachten keine direkten Argumente für sie aufzufinden. Vielleicht wird man, um an die Sache heranzukommen, viel tiefer in die denpsychologischen Vorgänge des sprachlichen Komponierens eindringen oder noch einmal zu den Historikern in die Lehre gehen müssen.

An den Verhältnissen im Deutschen fällt auf, daß ursprünglich der *Akzent* die verbalen von den nominalen Kompositionen geschieden hat: „In der verbalen ruht der Ton auf dem zweiten, in der nominalen auf dem ersten Bestandteil“ (PAUL). Ist das richtig, dann ist später jedenfalls das verbale Fügen freier geworden und überträgt heute dem Akzent Nuancen wie die zwischen *durchschauen* und *durchschauen*, *unterstehen* und *unterstehen*, *überlegen* und *überlegen*, wozu es am nominalen Kompositum kein Analogon gibt. Wir haben die Eigenart der verbalen Komposita nicht besprochen und wollen auch hier mit SCHMIDT uns auf das nominale beschränken. Aber ein Streifblick auf die einfache Tatsache, daß der Akzent allein die jedenfalls semantische (und oft auch syntaktische) Differenz, welche zwischen Bildungen wie dem ‚durchbrechen‘ und ‚durchbrechen‘ besteht, manifest zu tragen vermag, zwingt zur Frage, ob die Betonung im deutschen Nominalkompositum nicht ebenso wichtig ist wie der Stellungsfaktor, das Voran.

SCHMIDT beruft sich mit Recht auf unser unerschütterliches Sprachgefühl in Sachen des Kompositums. Nun dann spiele man innerlich einmal mit Akzentverlegungen an verkehrbaren nominalen Fügungen wie ‚Vaterhaus — Hausvater‘ oder ‚Kuhhorn — Hornkuh‘, wobei man den Artikel vor dem Ganzen wegläßt. Der Effekt belehrt uns zum mindesten darüber, daß der Kompositions nerv getroffen ist und das „Sprachgefühl“ anspricht auf Akzentverlegung. Ja, unter besonderen Umständen ist der Starkton sogar wichtiger als die Voranstellung; wir gebrauchen z. B. Fügungen wie ‚das Billroth-Haus‘ und ‚das Haus Billroth‘ nebeneinander mit einem feinen, aber ohne jenen grundlegenden Bedeutungsunterschied, wie er zwischen ‚Hausvater‘ und ‚Vaterhaus‘ besteht. Man wird also den Tatbestand zum mindesten für das Deutsche durch das Merkmal ‚Voranstellung‘ allein nicht hinreichend charakterisiert haben, sondern irgendwie in Zusammenhang bringen müssen mit dem germanischen Betonungsgesetz. Und wer das durchführt, steht alsbald vor sehr beachtenswerten Tatsachen.

Wir konfrontieren noch einmal das geformte Wort *Hauses* mit dem Kompositum *Haustor* und achten auf die Betonung. Dort ist das Symbolglied (die Stammsilbe) mit dem Akzent versehen und das Feldglied bleibt unbetont. In ‚Haustor‘ liegen zwei Symbolglieder vor; welches erhält den Akzent? Das zweite Glied erweist sich in vielen Punkten als das Standbein sozusagen des Gefüges, während das erste als Spielbein fungiert. Denn ein Haustor ist kein Haus, sondern nur ein Tor, ein Kuhhorn ist keine Kuh, sondern nur ein Horn und ein Tagedieb ist kein Tag, sondern ein Dieb und danach wird das Gefügte syntaktisch behandelt; der Genitiv z. B. lautet *des Kùhhornes*. Den Akzent aber erhält nicht das Standbein des

Gefüges, sondern das Spielbein. Soweit ist die Sachlage völlig klar und eindeutig beschrieben für das nominale Kompositum.

Wir stellen noch einmal fest: Grammatisch regierend ist das unbetonte Standbein des Gefüges; denn es verleiht, wo Abkömmlinge aus verschiedenen Wortklassen gefügt werden, dem Ganzen einen Wortklassencharakter und es bestimmt das grammatische Geschlecht des Kompositums und mit ihm die geschlechtsdifferenten Feldzeichen. Was leistet daneben das akzenttragende Spielbein? Es ist bildlich gesprochen ganz und gar mit der Nuancierung des Symbolwertes befaßt und geht darin (mehr oder minder vollständig) auf. An diesem Punkte kann der Logiker eingreifen, wenn der Begriff der attributiven Relation neu definiert und von der prädikativen abgehoben werden soll. Man denke zum Vergleiche noch einmal an die verschiedenen Funktionen des *und*. Das *und* als Konjunktion fügt Sätze; das *und* in komplexen Zahlwörtern bündelt so wie das Dvandva-Kompositum zwei Gegenstände und macht (deren Selbständigkeit als Gegenstände mehr oder minder während) ein Kollektivum aus ihnen; das Merkmale häufende *und* dagegen greift nicht über den einzig symbolisierten Gegenstand hinaus, sondern fügt seine definierenden oder explizierenden Bestimmtheiten: ‚die verlorenen und nicht wiedergefundenen Handschriften; der elegante und leichtsinnige Alkibiadis‘. Genau so wenig greift das determinierende Glied eines nominalen Kompositums über die Nennfunktion des Standbeines hinaus und in das Satzfeld ein, sondern ist ganz und gar mit der sozusagen internen (häuslicheren) Angelegenheit einer definierenden oder explizierenden Bestimmung des begrifflichen oder anschaulichen Gehaltes seiner Bedeutung befaßt. *Taceat mulier in ecclesia; in Angelegenheiten des Satzaufbaues schweigt jedes echt attributive Sprachmittel.*

Wählt man diese Einsicht als Grundstein, dann lautet die Frage, welche an das verbale Kompositum gerichtet werden muß, nicht so, ob es die gewonnene Einsicht bestätigt, sondern anders. Es ist nunmehr die Frage, ob die verbalen Fügungen auf dasselbe Blatt wie die nominalen zu schreiben sind. Die Antwort lautet: nein, denn weder die verbale Kontaktfügung noch die Distanzfügung schweigt in Angelegenheiten des Satzbaues. Die strengen Kontaktkomposita mit der (nach PAUL) ursprünglich typischen Betonung des Verbalgliedes, Wörter wie *überstehen*, *überlegen*, *übersetzen*, *unterstehen*, die sehr häufig eine bildlich übertragene Bedeutung annehmen, emanzipieren sich dabei oft vom Aktionscharakter ihrer Simplicia; wir sagen z. B. *eine Krankheit überstehen*. Und die Distanzkomposita verhalten sich nicht weniger frei. Denn gleichviel, ob ich eine Bildung wie *durchbrechen* mit dem Simplex *brechen* oder mit dem strengen Kontaktkompositum *durchbrechen* vergleiche, so ergibt sich, daß der akzenttragende Bestandteil *durch* sich keineswegs damit begnügt, den begrifflichen Gehalt des Verbuns zu nuancieren. Der Satz um ‚durchbrechen‘ herum geht oft lokalistisch weiter; man bricht durch nicht ‚etwas‘, sondern ‚durch etwas‘. Doch steht freilich daneben ‚er bricht eine Wand durch, einen Zweig ab, ein Hufeisen entzwei‘, Bildungen, die ohne scharfe Grenzen hinführen zu ‚in Scherben brechen, in die Flucht schlagen‘, von denen man kaum mehr behaupten wird, daß es Komposita sind. Einige von den engeren Kompositionen dieser Art folgen der Formel für attributive Relationen. Ja, die Infinitive ‚zielfahren, wettfahren‘ sind schon soweit in die nominale Gruppe hineingeraten, daß sie überhaupt keiner Tmesis mehr fähig sind, und nur als Infinitive oder Partizipien, also der grammatischen Funktion nach dem Nomen nahegerückt vorkommen.

Ist dies ein erstes und vielfach noch rohes, aber immerhin haltbares Ergebnis der Durchmusterung des ungemein vielseitigen verbalen Kompositums im Indo-

germanischen, dann steht also fest: die verbale Fügung muß jedenfalls insofern scharf von dem viel einfacheren nominalen Kompositum unterschieden werden, als sie sich nicht beschränkt auf die Nuancierung des Bedeutungsgehaltes, den das Standbein des Gefüges mitbringt, sondern in das Satzfeld mitbestimmend übergreift. Es war kein Zufall, daß BRUGMANN zuerst eine Apologie des Begriffes Distanzkompositum schrieb und zu schreiben sich gedrängt fühlte. Denn dem Distanzkompositum wird die Lehre der Neuerer am meisten gerecht. Sie durften auch das verbale Kontaktkompositum, auf keinen Fall aber das nominale einbeziehen. Hier sagte TOBLER schon 1868 (Über die Wortzusammensetzung) der Richtung nach das entscheidende Wort, nämlich daß es (prägnante) Komposita nur in flektierenden Sprachen gibt, da sie immer erst auf Grundlage der Flexion, d. h. nachdem diese den gesamten Sprachstoff einigermaßen durchdrungen und geformt hat, aufkommen können (5). Man ersetze ‚Flexion‘ durch die allgemeinere Angabe ‚phonematische Modulation‘ und denke nur an das rein attributive nominale Kompositum — und TOBLER ist bis heute zum mindesten nicht widerlegt. Die W. SCHMIDTSche These von der Priorität des Stellungsfaktors ist damit leicht zu vereinigen; denn was der Stellungsfaktor *vor* den phonematischen Modulationen geleistet hat, bleibt ja, wie wir gesehen haben, faktisch unbestimmt bei SCHMIDT und darf in seiner Vogelschau auf die Verhältnisse unbestimmt bleiben. Auch widerspricht der Satz von TOBLER der Annahme nicht, daß Fügungen wie Akropolis älter sind als die Flexionen. Denn dies ältere muß noch kein prägnantes, d. h. rein attributives Kompositum gewesen sein.

Soviel hier vom Unterschied der nominalen und verbalen Komposition. Eine letzte Umfangserweiterung müßte eine systematische Komposita-Lehre durch die Einbeziehung der aus Zeig- und Nennzeichen gefügten Wörter erfahren. Wir streiften einiges, was dazu gehört, auf S. 143ff.; das Hauptgebiet solcher Fügungen aber wäre im Bereiche des flektierten Verbums zu suchen, dessen Personalendungen Rollenzeigzeichen sind.

5. Zur Förderung des SCHMIDTSchen Problems trägt das Gesagte die eine, nicht unwichtige Erkenntnis bei, daß der Stellungsfaktor ebenso interferiert oder wenigstens interferieren kann mit dem musikalischen Fügungsfaktor des Akzentes wie mit dem Faktor der phonematischen Modulationen. Halten wir diese Dreiteilung der Fügungsmittel, die sich uns (S. 175 f.) rein phänomenologisch ergeben hat, fest. Die Interferenz des Stellungsfaktors mit den phonematischen Modulationen ist in der aufschlußreichen SCHMIDTSchen Korrelationsregel (s. oben S. 332) festgelegt. Das Verhältnis des Stellungsfaktors zu den musikalischen Modulationen müßte auf dem weiten Felde des Universalvergleiches erst einmal ordentlich durchgeprüft werden. Wie wichtig das ist, erkennt man z. B. an den Erörterungen SCHMIDTS über die bekannte Bevorzugung des Nachstellens in den romanischen Sprachen:

„Es sind die romanischen Sprachen mit ihrem Fallenlassen der alten, organisch gewachsenen Genitivvoranstellung und ihrer immer stärker sich durchsetzenden „analytischen“ Genitivnachsetzung“ (491).

SCHMIDT nimmt diese Erscheinung so ernst, daß ihm ein Grundpfeiler seiner Kulturkreisdeutung des Vor- oder Nach-Phänomens erschüttert schiene, wenn sich herausstellen sollte, daß die romanische Nachstellung aus innersprachlichen Ursachen entstanden sei. Denn sonst kennt SCHMIDT im Gesamtbilde seines Universalvergleiches nur äußerlich, d. h. durch Sprachmischung verursachte Umschläge. Der Stellungswert sei im Sprachgefühl so fest verankert,

„daß es psychologisch unmöglich wäre, hier plötzliche Änderungen eintreten zu lassen. Eine Verbindung wie z. B. ‚Haus-Vater‘ können wir unter keinen Umständen in ihr Gegenteil, in ‚Vater-Haus‘ umwandeln, ohne sofort auch die Bedeutung radikal zu ändern. Die Verbindung des Genitivs mit dem Sprachgefühl ist so eng, daß man zunächst überhaupt keinen Weg sieht, wie sie gelöst und gewandelt werden könnte. Auf rein innerem Wege vollzieht sie sich auch in der Tat, wie wir gesehen haben, niemals“ (495).

Wie kommt also das Italienische zu Bildungen wie *capo stazione* (Stationsvorstand); das Französische zu *timbre poste* (Briefmarke) und die romanischen Sprachen allgemein zu der bevorzugten normalen Nachstellung der Adjektivums in der (attributiven) Wortgruppe? Da von SCHMIDT nicht mit Unrecht auf die feste Verankerung im Sprachgefühl hingewiesen und auch sonst die Psychologie aufgerufen wird, so sei mir erlaubt, ein Wort darüber vorzubringen. Dies Sprachgefühl wird grundsätzlich geändert, wo immer phonematische Mittel einspringen; wo sollte bei CICERO oder HORAZ ein Widerstand gegen den Stellenwechsel in Sachen des „Genitivs“ angebracht sein? Das Lateinische gehört (ganz im Sinne der allgemeinen SCHMIDTschen Regel) in Sachen der Kasus überhaupt zu den Suffixsprachen und zeigt den Zustand einer Erlösung des Reihenmomentes aus der *syntaktischen* Funktion so rein und vollständig wie kaum eine andere Sprache. Denn auch die Stellung in der Wortgruppe ist weitgehend frei, weil die Kongruenz der Suffixe die Zuordnung des Adjektivums zum Nomen eindeutig genug markiert. Die *attributive* Voranstellung des determinierenden Gliedes kann sich im Lateinischen nur in dem relativ seltenen nominalen Kompositum äußern, und darin ist das Sprachgefühl des Lateiners genau so fest wie das unsere. Wenn sich im Werdegang der romanischen Sprachen vermutlich in dem Maße, wie die Suffix-Diakritika schwinden, gleichzeitig mit dem Bedürfnis zu einer neuen syntaktischen Stellungsverwertung auch das Bedürfnis einer neuen attributiven Stellungsverwertung für die Wortgruppe geltend macht, dann kann weder die SCHMIDTsche noch irgendeine andere Sprachtheorie konstruierend voraussagen, was eintreten wird. Bildet sich aus Gründen, die nur von einer subtilen historischen Untersuchung des Prozesses aufzudecken sind,

ein neues „Sprachgefühl“ für die Nachstellung in der Wortgruppe aus, so erscheint es psychologisch plausibel, daß auch das quantitativ untergeordnete nominale Kompositum mit hineingezogen werden kann¹⁾. Das ist, wie mir scheint, alles, was psychologisch über die Nachstellung als solche zu sagen ist.

Darüber darf aber die Betonungsfrage nicht vergessen werden; und sie belehrt uns sofort, das der Starkton dem determinierenden Kompositionsglied erhalten bleibt in Bildungen wie *timbre poste*. Wenn man *Montblanc* neben *Weißhorn* hält, so vermindert sich (ganz im Sinne der Endabsicht in der SCHMIDT'schen Beweisführung) der Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Sprachgefühl in Sachen des nominalen Kompositums. Es bliebe nur zu fragen, wie es sich in diesem Punkte mit den anderen Fällen der SCHMIDT'schen Klassen voranstellender und nachstellender Sprachen verhält. Gibt es Sprachen, die den Akzent auf das Standbein des Gefüges legen? Wenn ja, dann wäre dies der radikalere Gegensatz; wenn nein, dann wäre die Spielbeinbetonung ein durchgehendes Gesetz der nominalen Gefüge in allen Sprachen und nur die Stellung wechselnd.

6. Kehrt die Sprachtheorie nach ausgedehnten Lernstunden bei den intimen Kennern der Menschengesprächen zu ihrem eigenen Leisten zurück, dann vermag sie die triviale These, das Kompositum sei wirklich ein Kompositum, d. h. ein symbolgefügtes Wort (und zwar am reinsten das nominale), auch gegen Männer wie BRUGMANN, geordnet mit einigen Argumenten, auszustatten. BRUGMANN ist unzufrieden mit dem alten Namen und sähe ihn am liebsten ersetzt durch ‚Worteinigung oder Einigungswort‘.

„Indessen wir haben ja seit alten Zeiten so viel Unzulängliches und Irreführendes in unserer grammatischen Terminologie ... und werden es vermutlich durch die Jahrhunderte weiterzuschleppen haben, daß man auch die ‚Zusammensetzungen‘ nicht so bald abschütteln wird“ (400).

Mir scheint, *symbolgefügtes Wort* expliziere den Tatbestand, wenn es nötig ist; sonst war der alte Name durchaus sachgerecht. Jedenfalls ist vor allem das nominale Kompositum auch als ‚Einigungswort‘ ein Wort; wir können alle Merkmale des Wortbegriffes an ihm verifizieren. Es hat erstens ein eigenes *Klanggesicht*, dessen Betonungsregeln bis heute nur teilweise wissenschaftlich

1) Ausführlicher über die historische Entwicklung der Attributstellung im Französischen in ETTMAYERS Anal. Syntax II; man sehe vor allem die Ausgangsregel auf S. 634 und z. B. die statistische Angabe über CHRESTIEN DE TROYES auf S. 642ff. — Die Farbenattribute, zu denen unser Beispiel im folgenden Abschnitt gehört, standen von Anfang an mit Vorliebe nach (ETTMAYER, S. 644).

bestimmt sind, und manchmal treten auch phonematische Modifikationen am symbolgefügtten Wort auf wie in *erläuben* — *Urlaub* und *erteilen* — *Urteil* der PAULschen Liste. Das Kompositum erweist sich zweitens als *feldfähig* und gehört einer bestimmten Wortklasse an. Das symbolgefügte Wort verhält sich im Satzfeld im ganzen genau so wie ein Simplex; alle syntaktischen Relikte in seinem Schoße sind wie verschluckt und bleiben unberührt, wo dies Gebilde seine „grammatische Verwendbarkeit“ im konkreten Fall beweist und selbst mit Feldzeichen versehen wird. Die Sprache selbst befolgt die Parole BRUGMANNs und bringt am Kompositum neue Feldzeichen an, gleichgültig, „ob ein Typus in vorhistorischer oder in historischer Zeit aufgekommen ist“ und wie wenig oder wieviel der ehemaligen Feldzeichen es noch in sich enthalten mag. Ob ‚Akropolis‘ oder ‚Mannsbild‘, der Genitiv des Kompositums wird gebildet, als ob es ein Simplex wäre: *ἀκροπόλεως*, *des Mannsbildes*. Hier bewährt sich das zweite MEILLET-Kriterium des Wortbegriffes.

Daß die phonetischen und phonematischen Charakteristika der unitas multiplex, von der wir sprechen, am Kontaktkompositum ein wenig anders als am Distanzkompositum ausfallen, ist richtig und verständlich. Die Korrektur, welche BRUGMANN als Verfechter der Innenansicht an den Bestimmungen der Außenansichtler PAUL und WILLMANNs anbrachte, lautet in knappster Fassung etwa so: Ihr habt recht mit eurem Hinweis darauf, daß das Kontaktkompositum einer *Akzentgestaltung* untersteht, deren das Distanzkompositum nicht fähig ist; ihr habt recht mit eurem Hinweis auf die Folgen, die daraus entspringen: es heißt lateinisch in schlicht-syntaktischer Fügung „sub vos placo“ nicht „sub vos plico“, wie „supplico vos“ (394); auch verfällt das Kontaktkompositum in der Sprachgeschichte viel häufiger dem Schicksal der Isolierung, was seltener dem Distanzkompositum widerfährt aber doch auch bei ihm vorkommt. Vgl. das deutsche *wahrnehmen* oder *durchbleuen* (Simplex mhd. *bliuwen* ‚schlagen‘, das als Simplex ausgestorben ist). Allein euere Charakteristik ist unvollständig. Es sind zwar nicht dieselben, aber es müssen irgendwelche, z. B. musikalische Gestaltbindungen, sein, welche die Glieder des Distanzkompositums in jedem Verwendungsfall äußerlich wahrnehmbar einen.

Was die demnach stets auch am Klanglichen aufscheinende Wort-Einung sematologisch auszeichnet, ist die Tatsache, daß die syntaktischen Momente in seinem Schoße nicht aufgehoben und gänzlich verwischt sind. Füge ich ein aktives Verbum mit einem Nomen zum Kompositum, so kann es sein, daß das Nomen in den

Objektkasus gerät wie im Beispiel *Schuhmacher* oder in den Subjektkasus wie in *Meistersinger*. ‚Gesundbeter‘ und ‚Hellscher‘ illustrieren andere Verbalergänzungen, ‚Weihgabe‘ und ‚Leihgabe‘ verdeutlichen, wie selbst durch die Nomenform des zweiten Bestandteiles hindurch noch die Verbalwurzel in verschiedener Weise regierend bleiben kann usw. Das sind äußerst interessante und aufschlußreiche Verhältnisse, die wir nur streifen und als Sprachtheoretiker keineswegs auf eigene Faust systematisch behandeln können. Zu guter Letzt aber müßte wohl jeder systematischen Behandlung ein Satz des Inhaltes nachgeschickt werden, daß vieles in den Kompositionen nur angedeutet wird und vom Stoff her einer Bedeutungspräzision bedürftig ist wie in unserer immer wieder brauchbaren Serie ‚Backofen, Backstein, Backobst‘ usw. Wer je in die Lage kam, deutsch konzipierte wissenschaftliche Gedanken englisch wiederzugeben, vermag ein Lied zu singen über die Verlegenheit, in die man oft gerät, wenn deutsch nur angedeutete Beziehungen englisch ausgedeutet werden müssen; es sind nach meiner Erfahrung in der Regel die bequemen deutschen Komposita, welche drüben als Blankoschecks nicht angenommen werden, sondern eingelöst werden müssen.

Daß nahezu die gesamten Satzfügungsmittel im Schoße der deutschen Komposita wiederkehren, sei also noch einmal als Faktum anerkannt. Allein dicht daneben steht das andere Faktum, daß jeweils und streng gesetzlich ein *Feldbruch* aufzuzeigen ist zwischen der wortimmanenten Fügung eines Kompositums und dem Satzfeld, in das dieses Kompositum eingeht. Wenn einer ‚den Schuhmacher oder den Gesundbeter oder den Tagdieb durchbleut‘, so hat der Akkusativ in Schuh usw. nicht das mindeste mit den Kasus im Satzfeld zu tun; denn dort könnte ebensogut eine Genitivkomponente stehen. Es war wohl letzten Endes diese Einsicht in den Feldbruch, welche die Zusammenstellung der Komposita mit den Nebensätzen in dem feingeschliffenen Buch von HERMANN JACOBI „Compositum und Nebensatz“ (1897) begründet hat. Kompositum und Nebensatz haben viel miteinander zu tun. Aber dies unterscheidet sie, daß der ausgewachsene Nebensatz *nicht* wie das klare Kompositum feldfähig ist und z. B. *nicht* mit Kasusformantien im ganzen versehen werden kann wie ‚Akropolis‘ und ‚Mannsbild‘. Daß es Übergangserscheinungen im Reiche der Komposita gibt, will ich nicht bestreiten; die Beispiele der vier letzten Gruppen in der Liste H. PAULS, jene „Satzkomposita“ also, sind nicht feldfähig, sondern bleiben, wo immer sie eingesetzt werden mögen, im Satzfeld liegen

wie erratische Blöcke oder wie Vokative und Interjektionen. Ebenso gibt es in den meisten Sprachen merkwürdige Feldfusionen zwischen regierenden und abhängigen Sätzen. Allein, es hieße sich viele sprachtheoretische Einsichten versperren, wenn man den normalen Feldbruch dort und hier leugnen wollte, deshalb, weil manchmal merkwürdige Zwischenerscheinungen auftreten. Denn es sind un-
gemein leistungsfähige *Gelenke* der menschlichen Rede, die im Feldbruch zwischen den abhängigen Sätzen selbst ausgebildet werden; und es ist etwas wesentlich anderes, was aus dem Feldbruch zwischen Kompositum und Satz entsteht. Mehr davon im letzten Paragraphen dieses Buches.

§ 23. Die sprachliche Metapher.

Im Schwarzwald steht ein Baum, den nennt man *Hölzle-könig*; nicht weit davon ein anderer, die *Hölzlekönigin*. Der König und die Königin sind weit und breit die schönsten Stämme und wahrhaftige *Baumriesen*. Wir wollen die Sprechweise untersuchen, die solche Komposita bildet und darüber hinaus die sprachliche Metapher allgemein ins Auge fassen. Wer die sprachliche Erscheinung, die man Metapher zu nennen pflegt, einmal anfängt zu beachten, dem erscheint die menschliche Rede bald ebenso aufgebaut aus Metaphern wie der Schwarzwald aus Bäumen. Komposita wie ‚Fingerhut, Handschuh, Tischbein‘ sind Metaphern; wenn ich von einem Ehepaar sage ‚er ist ein Elefant und sie ein Reh‘, so bietet sich dasselbe Begriffswort Metapher wieder an; und so hinab bis zu den sinnlichen Metaphern ‚helle, scharfe Töne (oder dunkle, weiche), Tonfarbe, Farbenton, süße Freude, bitteres Leid, kalter Mord, düstere Pläne‘ und bis hinauf zu kühneren und ausgesuchten Bildern bei Rhetoren, Dichtern und Philosophen. Die weitausgesponnenen Beispielsammlungen der antiken Rhetorik, welche vorwiegend für didaktische Zwecke angelegt wurden, sind sprachtheoretisch steril, soweit meine Kenntnis reicht; moderne Forscher sind vielfach in erlebnispsychologischen Fragen, die gewiß auch dazu gehören, stecken geblieben¹⁾. Mir schwebt als *sematologisches*

1) Die aristotelische Definition und Erläuterung (Poetik cap. 31) ist treffend und einwandfrei: „Metapher ist die Einführung eines fremdartigen Wortes, welches entweder übertragen ist von der Gattung auf die Art, von der Art auf die Gattung, von der Art auf die Art und nach Analogie.“ „Analogie nenne ich es, wenn sich ein zweites zu einem Ersten verhält, wie ein Viertes zu einem Dritten. Dann kann man nämlich statt des Zweiten das Vierte setzen und statt des Vierten das Zweite, fügt auch wohl zuweilen dasjenige hinzu, zu welchem dies in Beziehung steht, an dessen Stelle der übertragene Ausdruck steht.“ Metapher in striktem Wortsinn ist nach

Kernstück einer wohl aufgebauten Lehre von der Metapher etwas vor, was im unmittelbaren Anschluß an die Undverbindungen und an das Kompositum ausgeführt werden muß. Denn metaphorisch in irgendeinem Grade ist jede sprachliche Komposition und das Metaphorische ist keine Sondererscheinung.

1. Als metaphorisch empfunden wurden von den psychologischen Experten STÄHLINS¹⁾ so einfache sprachliche Kompositionen wie ‚der greise Wald‘; die Versuchspersonen gaben an, daß sie durch das Beiwort an bestimmte Eigenschaften, z. B. die Rinde alter Bäume oder an wirr herabhängende Flechten, erinnert und in einer eigentümlichen Weise der Überlagerung und des Ineinander von zwei Bedeutungssphären (Mensch — Baum) dabei inne werden. Wenn man parallel dazu ‚ein verwitterter Greis‘ bildet, so werden es ähnliche Eigenschaften des Aussehens alter Menschen sein, die im Erlebnis unterstrichen sind. Nur diesmal natürlich gedacht (und vielleicht auch innerlich gesehen) an einem Menschen; und zwar so, als ob sie diesmal herübergenommen wären aus der Sphäre ‚Gemäuer, Felsen‘. Die subtilen Erlebnisanalysen in STÄHLINS Arbeit erbringen also den Beweis, daß der von den Griechen erfundene und zunächst auf die umständlich durchgeführten poetischen und rhetorischen Vergleiche gemünzte Terminus Metapher auch für die Erlebnisanalyse zu Recht besteht und treffend ist. Im Erlebnis ist oft (selbst bei den einfachen Beispielen, die wir absichtlich gewählt haben) eine Sphären-Zweiheit und so etwas wie das Hinüber von einer in die andere nachweisbar und verschwindet erst bei großer redensartlicher Geläufigkeit der Kompositionen.

Wir treiben hier weder Stilistik noch Erlebnispsychologie, sondern überlegen als Sprachtheoretiker, welche Bewandnis es mit der Allverbreitung metaphorischer Wendungen und Techniken in der darstellenden Sprache hat. Ist diese Sphärenmischung nicht ein sehr merkwürdiges Cocktailverfahren und wozu das Ganze? Der Sprachhistoriker wird z. B. durch die Tatsachen des Bedeutungswandels zum Nachdenken über das Phänomen der Metapher geführt und konstatiert, daß viel ursprünglich Metaphorisches im Lauf der Sprachgeschichte allmählich nicht mehr als solches empfunden worden ist. JEAN PAUL, der romantische Dichter, faßt diese Tat-

ARISTOTELES nur die Analogie. Es fehlt dieser objektiven Analyse, wie man sieht, ein Impuls zur Gegenbeleuchtung vom Erlebnis her, während die modernen Untersuchungen vielfach eines festen Haltes in der objektiven Sprachanalyse entbehren.

1) W. STÄHLIN, Zur Psychologie und Statistik der Metaphern. Arch. Psychol. 31 (1914). Zum Folgenden: O. STERZINGER, Die Gründe des Gefallens und Mißfallens am poetischem Bilde. Ebenda, 29 (1913).

sache in das bekannte (metaphorische) Wort von den ungezählten vergilbten Metaphern der Sprache. HERMANN PAUL aber, der prosaische Linguist, macht sich aufschlußreicher den folgenden Vers zu dem sprachhistorischen Phänomen der Metapher:

„Die Metapher ist eines der wichtigsten Mittel zur Schöpfung von Benennungen für Vorstellungskomplexe, für die noch keine adäquaten Bezeichnungen existieren. Ihre Anwendung beschränkt sich aber nicht auf die Fälle, in denen eine solche äußere Nötigung vorliegt. Auch da, wo eine schon bestehende Benennung zur Verfügung steht, treibt oft ein innerer Drang zur Bevorzugung eines metaphorischen Ausdrucks. Die Metapher ist eben etwas, was mit Notwendigkeit aus der menschlichen Natur fließt und sich geltend macht nicht bloß in der Dichtersprache, sondern vor allem auch in der volkstümlichen Umgangssprache, die immer zu Anschaulichkeit und drastischer Charakterisierung neigt. Auch hiervon wird vieles usuell, wenn auch nicht so leicht wie in den Fällen, wo der Mangel an einer anderen Bezeichnung mitwirkt.

Es ist selbstverständlich, daß zur Erzeugung der Metapher, soweit sie natürlich und volkstümlich ist, in der Regel diejenigen Vorstellungskreise herangezogen werden, die in der Seele am mächtigsten sind. Das dem Verständnis und Interesse Fernerliegende wird dabei durch etwas Näherliegendes anschaulicher und vertrauter gemacht. In der Wahl des metaphorischen Ausdrucks prägt sich daher die individuelle Verschiedenheit des Interesses aus, und an der Gesamtheit der in einer Sprache usuell gewordenen Metaphern erkennt man, welche Interessen in dem Volke besonders mächtig gewesen sind.

Eine erschöpfende Übersicht über alle möglichen Arten der Metapher zu geben, ist eine kaum zu lösende Aufgabe. Ich begnüge mich damit, einige besonders gewöhnliche kurz zu besprechen“ (94f.).

Noch einmal kurz: Eine Hilfe aus *Ausdrucksnot*, wenn der Wortschatz versagt, und ein Mittel zu *drastischer Charakterisierung* ist die Metapher nach PAUL. Und da die Regel gilt, daß Unbekanntes nur durch Bekanntes, Interesseferneres durch Interessenäheres bestimmt werden kann, so liefert sie dem Historiker die genannten Indizien. Das sind drei beachtenswerte Stichworte, zu denen wohl jeder Historiker aus seinem Spezialgebiet die passenden Belege in Fülle beizubringen vermag; PAUL selbst bringt sie aus dem Deutschen (95ff.). Matt und unbestimmt dagegen kommt mir der Zusatz vor, daß die Metapher „mit Notwendigkeit aus der menschlichen Natur fließt“. Es wäre gewiß befriedigender, wenn man solches Ausfließen strenger und einleuchtender in Korrelation bringen könnte mit Ausdrucksnot und Ausdrucksdrastik zugleich und im Hintergrund den Anschluß fände an die Grundtatsachen des lautsprachlichen Symbolisierens überhaupt. Die weiter führende Frage lautet: Was ist im Vergleich mit der Undverbindung und dem gewöhnlichen Kompositum die spezifische Leistung des *sphärenmischenden Komponierens*?

Es gibt außerhalb der Sprache in den verschiedensten Darstellungstechniken fernere und nähere Parallelen zu dem sprachlichen Mischverfahren der Metapher. So hat GALTON z. B. mehrere Menschen nacheinander auf dieselbe Stelle einer photographischen Platte aufgenommen, um der Technik des Photographierens dem Erfolg nach etwas abzulisten, was man sonst nur als Produkt psychophysischer „Verarbeitung“ und aus der darstellenden Kunst kannte, nämlich das *Typenbild*. Näher heran noch an das zu Erläuternde reicht die bekannte Leistung des Doppelauges, daß sich dasselbe Ding auf zwei Netzhäuten abbildet und unter normalen Bedingungen doch nur einfach gesehen wird; einfach und plastischer als mit jedem Auge allein, wenn die geringfügigen Bilddifferenzen (ihre Quersparation) für den Effekt des exakteren und schärferen Tiefensehens verwertet wird¹⁾. Viel wichtiger aber ist für den angestrebten Vergleich der Hinweis darauf, daß bei der binokularen Vereinigung alles wirklich Disparate, was sich nicht vereinigen ließe, *ausfällt*. Das GALTON-Bild zeigt verwischte Konturen, das binokulare Bild nicht und ebensowenig das metaphorisch Charakterisierte.

Ich unterstreiche das zuletzt Gesagte und will zur Abwechslung zwei von Kindern produzierte Metaphern als Zeugen anrufen: ‚Die Suppe hat den Schnupfen‘ und ‚der Schmetterling strickt Strümpfe‘. Dort war ein Blase auf der Suppenoberfläche im Teller entstanden und hier kreuzte ein sitzender Schmetterling seine langen Fühler wechselnd rechts über-, links übereinander, genau wie es die Großmutter macht mit langen Stricknadeln. An solchen Fällen wird uns deutlich, daß das sphärenmischende Komponieren die psychophysisch einfachste *Abstraktionstechnik* ist, zu der im Originalfall psychophysisch denkbar wenig gehört. Überall dort nämlich, wo ein eindrucksvolles, wahrgenommenes Phänomen Ausdrucksnot aus Wortmangel erzeugt oder eine drastische Charakteristik fordert. Nicht mehr (aber freilich auch nicht weniger) leistet der Sprachschöpfer in diesem Falle, als daß er das Eigentümliche sieht und

1) Daß nach dem Muster dieser einen längst bekannten Auswertung eines technischen Nebeneffektes, der Parallaxe, im psychophysischen System noch andere wichtige Auswertungen stattfinden dürften, nimmt neuerdings N. ACH an und hat seine Idee durch Beispiele belegt: „Das Kompensations- oder Produktionsgesetz der Identifikation. Ein psychologisches Grundgesetz.“ Kongr. Ber. Psych. 12 (1931). Diese Idee dürfte richtig konzipiert und vielleicht auch für das Gebiet der Metapher fruchtbar sein. Vorher aber ist der *Ausfall* als solcher zu beachten. Vgl. dazu die Tatsache daß es ‚Rechtsäuger‘ und ‚Linksäuger‘ unter den Menschen gibt, was oben S. 130 Anm. erwähnt wurde.

daß ihm das Grundgesetz der sogenannten Ähnlichkeitsassoziation zu Hilfe kommt. So entstehen im Kinderleben die ungezählten merkwürdigen Benennungen, welche niemand aufschreibt; es sei denn, daß zufällig einmal etwas Besonderes für die Ohren bewundernder Eltern dabei herauskommt.

2. Wir sind nicht mehr weit vom Ziele. In meiner „Ausdruckstheorie“ werden ausführlich die Tatsachen der *sinnlichen* Metapher behandelt, die kein Rätsel aufgeben, wenn man sich an das von PIDERIT und WUNDT im Bereich der menschlichen Mimik Gefundene und Gedeutete hält. Das ‚bittere‘ Leid und das ‚süße‘ Glück und der ‚sauere‘ Verzicht sind keine freien Erfindungen der Dichter, sondern sichtbare Ausdrucksphänomene auf menschlichen Gesichtern. Darüber muß der Interessierte die im Ausdrucksbuch vorgelegten Dokumente anhören. Das Zusammenbringen der sprachlichen Fassung ist hier *nicht produktiv*, sondern gibt nur wieder, was in jedem Sehen und Verstehen des gewachsenen menschlichen Ausdrucks schon zusammen gesehen wird.

Nicht faktisch zusammengesehen oder eines neben dem andern vergleichend wahrgenommen war in unserem Beispiel aus Kindermund das Stricknadelspiel der Großmutter und das Fühlerspiel des Schmetterlings. Es wäre vermutlich eine vergebene Liebesmühe, die strickende Großmutter und den sitzenden Schmetterling im Experiment mit Kindern räumlich zusammen zu bieten, um eine derartige Metapher zu provozieren. Ausgeklügelte Einfälle lassen sich nur schwer provozieren und jene kindliche Metapher war ein ‚freier‘ Einfall. Zusammengeraten sind in ihm zwei Situationsbilder kraft eines Erinnerungsvorgangs, worin das spielerische Moment stark unterstrichen werden muß. Den Anstoß bildete eine kontemplative Betrachtung des Wahrgenommenen und in ihr das Erhaschen eines fruchtbaren Momentes. Sonst lernen die Kinder an solch fruchtbaren Momenten die Ereignisse ihrer kleinen Welt *physiognomisch* zu charakterisieren: daß auch die Katze ‚greift‘ und der Stuhl ‚steht‘ und ‚hinfallen‘ kann auf den Boden wie ein Kind und so in infinitum¹⁾. Unsere eigene Umgangssprache ist im prosaischen Gebrauch noch voll bis an den Rand mit derartigen physiognomischen Charakteristiken; das ist ein gut Teil ihrer „vergilbten“, d. h. unauffälligen Metaphern.

1) Der „physiognomische“ Blick in die Welt ist primär (autochthon) im Leben des Kindes; man braucht als Theoretiker keinen eigenen Faktor unter dem Namen *Anthropomorphismus* anzusetzen. Über Sonderleistungen des physiognomischen Erkennens vgl. „Ausdruckstheorie“ S. 203.

Man variere nun den Fall der Stricknadelmetapher so, daß eine märchenerzählende Großmutter das von einem einzelnen Kinde Gefundene in die sprachliche Schilderung eines Schmetterlings aufnehmen und für andere Kinder wiederverwenden wollte. Sie hätte bestimmt kein Glück, wenn es wie sonst im Märchen bei Worten allein bliebe, wenn die Erzählerin nicht etwa zu einer Demonstration die Stricknadeln ergriffe. Wie steht es mit den weit ausgespannenen Metaphern in den homerischen Erzählungen? Homeros ist nach alter Vereinbarung blind und wäre ein schlechter Demonstrator, wenn ähnliches irgendwann einmal bei seinen ungezählten und oft sehr verwickelten Metaphern nötig wäre. Seine Hörer sind auch keine Kinder, wohl aber erwachsene Menschen, denen es bei all ihrem praktischen Wissen von der Welt noch eine Quelle *primärer Funktionslust* gewesen sein muß, im Phantasma hin und her an heterogenen, umständlich und behaglich charakterisierten Situationen die Sphärenmischung der Metapher zu vollziehen. Kindermärchen sind äußerst sparsam an sprachlichen Vergleichen, HOMEROS schwelgt darin; er bietet, was Kinder prinzipiell nicht leisten können, auch wenn man mit dem erzählend vergleichenden Umblick ganz in der Kinderstube bliebe¹⁾. Die mir sonst unbekannte Mentalität der homerischen Hörer stelle ich mir so vor, daß Funktionslust an Sphärendeckungen mit Abstraktionsfolgen darin vorkommt; wesentlich anders vermutlich wie uns dürfte ihnen gerade dieses Abstraktionsverfahren noch eine frische Quelle der Funktionslust gewesen sein. Gewiß erquicken auch wir uns an den homerischen Bildern; doch gehört, wenn ich mich nicht täusche, eine künstliche Reduktion der Ansprüche bei uns dazu ungefähr so, wie wir uns sogar auf die weit fernere Mentalität des Kindermärchens reduzieren und dadurch den Einlaß in das sonst verlorene Paradies des frühkindlichen Phantasierens verschaffen können²⁾.

3. Eine exakte Verifizierung des hier skizzierten und ursprünglich an Kinderbeobachtungen konzipierten Modellgedankens über

1) Die Gründe dieser Behauptung sind in meinem Buche „Die geistige Entwicklung des Kindes“ zusammengestellt und erörtert (6. Aufl. 1930, S. 358ff.). Es ist ein Indizienschluß; man sollte die nicht unwichtige Sache einmal in direktem Verfahren mit zureichenden Methoden angehen.

2) Wir sprachsaßen, bildflüchtigen Schilderer von heute sagen z. B. einer Granate nach, daß sie eine Geländedeckung *wegrasiert* habe und verlassen uns darauf, daß der Hörer im Nu das Verschwinden versteht. Der Erzähler HOMER hätte behaglich zu einem zeilenfüllenden Gemälde ausgeholt, um Ähnliches zu sagen und seine Hörer müssen nicht nur Geduld, sondern auch Funktionslust bei der Sphärenmischung gehabt haben.

die Metapher erfordert mehr als ich bis heute ausführen konnte. Die einfachste technische Analogie zu dem besagten Modell wäre etwa die folgende: Wenn ich in einen Projektionsapparat an Stelle eines Diapositivs eine lichtundurchlässige Pappscheibe mit ausgestanzten Löchern gebe, werden auf der Leinwand Lichtflecke von der Form meiner Löcher sichtbar. Schiebe ich dazu eine zweite Scheibe mit anderer Lochung hinein, dann entsteht auf der Leinwand ein *Differenzphänomen*, d. h. Lichtflecke nur soweit, als Loch oder Lochteil der einen Scheibe auf ein Loch in der anderen trifft. Sind meine Öffnungen lange Spalten und irgendwie, z. B. parallel auf jeder Scheibe aber in beiden in verschiedener Richtung angeordnet, wie in folgender Skizze, dann erhalte ich als Differenzbild ein wieder leicht übersichtliches Muster:



Fig. 9.

Dies technische Modell am Skioptikon ist uns nicht rein zufällig in die Feder geraten, sondern soll miterläutern, daß der konstruierende Aufbau von Bedeutungsgefügen einen projektivischen Charakter, eine projektivische Komponente enthält. Ich hoffe mehr als diese Andeutungen auf exakter Grundlage in anderem Zusammenhang bieten zu können; das Projektivische (Zentrifugale) in scheinbar reinen Rezeptionsvorgängen muß zuerst in der schlichten Wahrnehmung und an bestimmten merkwürdigen psychopathologischen Ausfallerscheinungen gesehen und studiert sein, bevor man hoffen darf, es in der höheren Region des Sprechdenkens systematisch zu begreifen. Die Frage ist, ob ein *Doppelgitter* oder *Doppelfilter* im technischen Bereich Leistungen ermöglicht, die als Analoga zu den unheimlich feinen Abstraktionswirkungen der metaphorischen Sphärendeckung betrachtet werden dürfen. Wenn ich im Munde der Schwarzwaldbewohner den Namen Hölzlekönig finde für einen Baum, den ich noch nicht gesehen habe; wenn ich den Ausdruck sofort verstehe und mit H. PAUL als eine „drastische“ Charakteristik empfinde, so erwächst mir als Psychologe die Aufgabe, die Entstehung meines Phantasiebildes im Anschluß an jenen Ausdruck psychologisch (psychophysisch) in einfacher Weise begreiflich zu machen.

Die Begriffssphäre *Wald* und die Begriffssphäre *König* werden vereinigt; dasselbe Gesamtobjekt soll beiden zugleich genügen. Ich

denke also Königliches einem Baum an. Daß ich gerade so und nicht umgekehrt verfare, das lehrt mich das metaphorische Kompositum allein noch nicht, ein ‚Hölzlekönig‘ könnte auch ein Mensch sein, dem ich ein Waldreich zudenke und mit dem Wald eine königliche Rolle unter anderen Besitzenden. Dann läge ein wesentlich anderer Fall vor. Wenn ich aber das Wort lese oder höre im Kontext des ersten Satzes, mit welchem dieser Paragraph beginnt, ist jedes Schwanken ausgeschlossen. Die Zusammenstellung „ein königlicher Baum“ täte ungefähr dieselben Dienste, wirkt nur weniger „drastisch“ in jener Textstelle und wäre obendrein noch mehrdeutig. Ginge ich analytisch vor und setzte unmetaphorisch Adjektiva zu dem Namen ‚Baum‘ (der größte, der schönste, überragend, beherrschend), so müßte ich sie häufen, um einigermaßen denselben Bedeutungs- und Vorstellungseffekt zu erreichen wie durch die Sphärenmischung.

Die selektive Wirkung der Sphärendeckung braucht kaum eigens herausgearbeitet zu werden; man halte irgendein neugeschliffenes anderes Beispiel oder die abgegriffene Metapher ‚Salonlöwe‘ daneben: ‚Freund N. ist ein Salonlöwe geworden‘. Es gibt am Wüstenbewohner ‚Löwe‘ gar viele sprichwörtlich fixierte Eigenschaften, darunter auch Blutgier und Kampfgeist. Die Sphäre ‚Salon‘ aber *deckt sie ab*, genau wie die Baumsphäre alle nicht passenden Königseigenschaften abdeckt; ich werde auf dem Spaziergang im Schwarzwald zum Hölzlekönig nicht Krone und Purpurmantel und beim Rendez-vous mit Freund Salonlöwe nicht Blutdurst und männlichen Kampfgeist erwarten. Wie solches Abdecken zustande kommt im psychophysischen System, ist eine der zentralen Fragen an die Sprachpsychologie.

Denn die prägnante Metapher ist trotz ihrer Häufigkeit eine Sondererscheinung, das *Gesetz der Abdeckung* aber allgemein. Wir könnten am Kompositum das Faktum der (echten EHRENFELSSchen) Übersummativität attributiver Bedeutungsgefüge illustrieren, indem wir den Finger auf das Plus legten, das in Gefügen wie ‚Backofen‘ und ‚Backstein‘ vom Sachwissen her hinein getragen wird. Allein das damit Gesagte bliebe eine halbe Wahrheit, wenn nicht das Faktum der *Untersummativität* hinzu erläutert würde. Abdecken, Ausfall, Selektion, Differenzeffekt sind Ausdrücke für ein und dasselbe schlichte Phänomen, welches man dem in der Gestalttheorie seit EHRENFELS allein hervorgehobenen Kriterium der Übersummativität an die Seite stellen muß, um die attributiven Komplexionen in der Sprache vollständig zu beschreiben.

Die reine Logik kommt und fordert von den Begriffszeichen das eine, die Bedeutungskonstanz: dasselbe Wort — dieselbe Bedeutung überall, wo es verwendet wird. Daß der intersubjektive Verkehr mit Zeichen der gewachsenen Sprache diese Forderung nur äußerst unvollkommen erfüllt, haben die Kritiker der Sprache seit dem klassischen Altertum häufig und ausführlich genug demonstriert. Der Verfasser dieses Buches gehört zu den Liebhabern der gewachsenen Sprache und zieht es vor, sie erst zu belauschen und wissenschaftlich nachzuzeichnen, was vorliegt, bevor er ins Horn der Kritiker bläst. Und findet, daß der spanische Stiefel seine Vorteile z. B. für den Reiter haben mag; stolze Reiter auf starren, wohldefinierten Wortbedeutungen sind die klaren Sprecher der Wissenschaft. Andere Vorteile aber bietet dem intersubjektiven Verkehr eine gewisse Plastizität der Bedeutungssphären unserer Nennwörter. Daß man mit Freiheitsgraden im Maschinenbau arbeiten kann und arbeiten muß, weiß die moderne Technik; die Organismen wissen es schon viel länger. Und die Freiheitsgrade der Bedeutungssphären unserer Nennwörter sind wie die oft reichlich komplizierten modernen Maschinen und wie die Organe der Organismen durch bestimmte Sicherungseinrichtungen korrigierbar gemacht. Übersummativität und Untersummativität der attributiven Komplexionen erhöhen in erstaunlichem Ausmaß die Produktivität der Sprache und machen lakonisches Nennen möglich. Wozu freilich gehört, daß im Systeme selbst auch eine Korrektur der Unbestimmtheiten und Mehrdeutigkeit dieser Komplexionen zubereitet ist.

Noch etwas gehört dazu und muß als Vordersatz zur Lehre vom Abdecken störender Momente beim sphärenmischenden Verfahren eigens ausgesprochen werden. Es ist die Tatsache, daß wir das Wort aus dem Munde unserer Mitmenschen im Großen und Ganzen als verstehenswillige Hörer entgegennehmen. Wir machen beim normalen Sprechverkehr die durchaus begründete Voraussetzung, daß der Sprecher sinnvolle sprachliche Kompositionen bildet, und variieren bei schwer vereinbaren Redestücken probierend aus, wie sie am Ende doch noch ein Gefüge zulassen. Manchmal ist es wie beim Rätseln. Das richtige Rätsel verlangt ungewöhnliche Leistungen variierenden Probierens; leichtere Rätsel und nicht eigens als Spürsinnsprüfer erdacht sind manche Metaphern. Wir müßten tiefer als heute das Gesetz der Sphären in unserem Sprechdenken erfaßt haben, um mehr als aphoristische Beobachtungen darüber bringen zu können. — Doch nun zu einem ganz anderen Deutungs- und Erklärungsversuch der sprachlichen Metapher.

4. Aufsehen erregte 1919 unter den Sachverständigen das Buch von HEINZ WERNER über die sprachliche Metapher¹⁾. Mit Recht wie mich dünkt; denn es enthält eine große Sammlung metaphorischer Namen und sprachlicher Wendungen aus dem Vorrat der weniger bekannten Menschengruppen und den energischen Anlauf zu einer theoretischen Bewältigung der vielgestaltigen Phänomene. WERNERS Grundgedanken sind im 8. Kapitel „zusammenfassende Entwicklungspsychologie der Metapher“ schon den Überschriften abzulesen: 1. Die Hauptentwicklung der M. *aus dem Geiste des tabu*; 2. Die Entwicklung der echten Metapher durch Motivwandlung; 3. Die Entwicklung der Metapher durch Rückläufigkeit des Metaphorisierungsprozesses; 4. Die degenerative Entwicklung der echten Metapher aus der Pseudometapher. — Was ist echte und was ist eine Pseudometapher?

Es entsteht in der Regel ein klärender Fortschritt, wenn ein Neuerer, der das Zeug dazu hat, einer tradierten Lehre so widerspricht, wie die Antithesis der Thesis. Nach WERNER entsprang die echte Metapher einmalig aus dem Geiste des tabu und dient nicht dem Hervorheben, sondern einem *Verhüllungsbedürfnis*:

„Zu (den) pseudometaphorischen Bildungen gehört die Metapher aus Ausdrucksnot und aus Abstraktionsnot wie die der anthromorphistischen Anschauung. Wollen wir über den objektiven Schein hinaus einzig den subjektiven Tatbestand gelten lassen, so werden wir diese Einstellungen als *Urwurzeln des Gleichnisses abweisen* müssen, wenngleich wir zugeben, daß sie als Vorübung und Vorbildung des gleichnismäßigen Denkens ihren Wert haben, der allerdings erst durch die bedeutende Motivwandlung im tabuistischen Zeitalter nutzbar wird“ (190).

Es wird also das alte Denkmodell der Sachverständigen nicht gerade a limine abgewiesen, aber doch in den Winkel gestellt; die „Vorübungen“ des unbefangenen gleichnishaften Denkens, aus denen wir das Kind und die homerischen Bilder zu verstehen glaubten, genügen nicht. Sondern die Menschheit mußte in frühen Phasen dem Zwang des tabuistischen Verhüllungsbedürfnisses unterworfen sein, damit aus ihm die echte Metapher entsprang und allgemeine Verbreitung in den Sprachen der Nachtabu-Völker fand. Beweis: Die Gleichnisarmut der Vortabu-Sprachen, welche folgendermaßen erklärt wird:

„Der Nomade kann seine Affekte ungehemmt ausleben, ohne Störung vollzieht sich ihm der Ausgleich zwischen der Erregung und ihrer Ausfuhr. Daher finden wir selbst hochstehende Nomadenvölker (wie einen großen Teil der Indianer Nordamerikas, die Massai in Afrika), welche eine außerordentliche Armut an tabuistischen Bildungen zeigen. Der Nomade ist gewiß ebenso furchtsam wie der Sesshafte, seine Furcht findet aber ihre sofortige Ausleitung, zumindest durch

1) H. WERNER, Die Ursprünge der Metapher. Arbeiten zur Entwicklungspsychologie. Hsg. von F. KRUEGER, 3. Heft, 1919.

Flucht; der Seßhafte muß die Unbill ohnmächtig auskosten. Der Nomade ist das Kind des Augenblicks. Der Austausch objektiver und subjektiver Kräfte vollzieht sich ihm ausschließlich in der Gegenwart. Der Seßhafte hingegen ist Zukunfts- und Vergangenheitsmensch" (191).

Es erwacht im Seßhaften die Sorge und die Erinnerungsbedrängnis, „jeder Baum und Stein kann Merkzeichen einer glücklichen Vergangenheit sein, die Wehmut- oder einer unglücklichen, die Bitterkeit hervorruft“ (ebenda; warum so pessimistisch?). Ein Ausweichen ist die Verhüllungstechnik des Worttabu.

Man zeichne das Zitierte ein in das Bild einer restlos erlebten magischen Weltansicht und beachte, daß das Ganze vom ersten Satze an nicht als eine Angelegenheit der Darstellung, sondern des Ausdrucks, d. h. der freien oder gehemmten Entladung von Affekten behandelt wird. Dann hat man die tragenden Gedanken der WERNERschen Theorie beisammen. WERNER schildert an der Hand seiner Dokumente die Erscheinungsformen der Metapher und findet, das erste sei überall die „dingliche Metapher“.

„Während bei den Australiern die rein sprachliche Metapher noch arg im Primitivsten steckt, etwa rein generalisierende Metaphorik die ganze Ersatzbildung ausmacht, ist die Metapher, die durch die symbolische Hineinsicht in die Dinge zustande kommt, schon relativ entwickelt. Wir finden hier hochgebildete Dingmetaphorik bei gering entwickelter Vorstellungs- und Wortgleichnismäßigkeit. Die psychologische Wurzel der Dingmetaphorik ist nicht wie auf der Höhe poetischer Bildung: Anpassung der Vorstellungswelt an einen künstlerischen Willen, sondern Hineinsicht in vorhandene Naturgestalten. Auf dem Wege der Erhebung eines geläufigen Vorgangs zum Gleichnis entwickelt sich die zweite Stufe, in der ein vorstellungsmäßiger Ausdruck für einen tabuierten nicht bereits in der Umwelt vorgefunden, sondern in der Vorstellungswelt erst gesucht werden muß“ (194).

„Die dritte Stufe, zu der allerdings von der vorhergehenden mancherlei Übergänge hinüberführen, stellt der seßhafte Kulturzustand dar, dessen Träger es nicht vermögen, die Furcht rein motorisch durch Verlassen des Sterbeortes zum Erlöschen zu bringen. So entwickelt man allerlei Schutzmaßregeln; das tabu des Todes, dessen einfache Form in der Vermeidung des Toten beruht, wird zu einem verwinkelten System des Schutzes umgebogen.“

„Wir erkennen also die Entfaltung des tabu als eine Folge der Entwicklung von Nomadismus zur seßhaften Kultur. Der ursprüngliche, unstete Wandetrieb wird auf etwas höherer Stufe benutzt, um die Furcht rein motorisch-atavistisch abzureagieren. Immer mehr aber reduziert sich diese Ausdrucksform auf ein Minimum der motorischen Äußerung; Und eben jene Scheu, die ursprünglich der Beweggrund einer außerordentlichen Entfaltung motorischer Kräfte im Wandetrieb war, wird nun geradezu zu einem Negativum: zur Hemmung jeder zugreifenden Bewegung“ (195f.).

„Die Metapher ist in der Urform ein intellektueller Selbstschutz des Individuums. Dieser Selbstschutz äußert sich vorerst darin, daß die Metapher Erzeugnis zweier Tendenzen ist: der Tendenz, eine Vorstellung oder einen Gedanken, dessen Ausdruck im Sinne der Sünde oder Gefahr tabu ist, zu unterdrücken und andererseits doch durch die sprachliche Auswahl die Mitteilung zu ermöglichen.

Dieses Widerspiel von tabu und Offenbarung entwickelt sich so, daß das tabu als hemmende Tendenz, ursprünglich maximal, *immer mehr reduziert wird*“ (196f.).

Die zuletzt genannte Reduktion bedeutet eine rückläufige Bewegung, eine Dekadenz sozusagen der ursprünglich so lebenswichtigen und lebenskräftigen echten Metapher. Abgeschwächt steckt immer noch deutlich etwas vom Tabu in dem Gebrauch der Metapher zum Spott, zur Warnung, zur Drohung. Zum Nichts wird dieses Etwas erst im spätesten und höchsten Typus, in der ironischen und schmeichlerischen Metapher. Soweit unser Referat.

Um die kritische Würdigung vom Ende her einzuleiten, so scheinen mir die genannten „Typen“ des Metaphorischen nicht schlecht gegriffen; Witz und Tabu sind auch von FREUD im ganzen wohl sachgerecht zusammengebracht worden. Allein wie steht es z. B. mit der Einordnung der homerischen Bilder in den Dekadenzast der WERNERSchen Entwicklungskurve? Das Tabu-Moment in ihnen ist sicher gleich Null oder von Null nicht sehr verschieden; und auf der anderen Seite haben sie mit Spott oder Witz, mit Ironie oder einem Schmeicheln auch nichts zu tun. Nein, dem homerischen Bilde steht die ganze Denkweise der WERNERSchen Theorie nicht viel anders gegenüber wie das bekannte Tier dem neuen Scheunentor. Wozu auch die im Kinde und bei HOMER so frisch-lebendige Erscheinung einem Denkschema unterwerfen, wo sie nur im Dekadenzast Platz findet? Da dürfte, so sagt sich ein erfahrener Analytiker von gegebenen Theorien, in der Erstkonzeption des Metaphorischen etwas Verfehltes stecken. Und so ist es auch. WERNER sieht sich von Anfang an berechtigt oder gezwungen zu der Entscheidung im Sinne eines Entweder-Oder. Entweder ist die Metapher (im Singularis) ein Abstraktionsmittel oder ein Verhüllungsmittel; er glaubt, die zweite Alternative als richtig erwiesen zu haben für die Metapher (im Singularis). Wie wäre es, wenn man den ganzen Nachweis aus dem imponierend breit angelegten empirischen Material nicht im mindesten in Zweifel ziehen müßte, um doch mit guten Gründen dem Kinde und HOMEROS zu geben, was ihnen gebührt? Es gebührt ihnen und der ganzen überblickbaren indogermanischen Sprachgeschichte die tabu-freie Metapher, gleichviel, ob die verhüllende Metapher nebenherlaufen und welches Gewicht sie einst gehabt haben mag.

Denn die WERNERSche Verhüllungsidee wird in den klarsten Fällen, die wir kennen, nicht mit den Mitteln der in unserem Sinne echten Metapher, sondern viel einfacher erreicht. Anspielungen aller Art gibt es in Hülle und Fülle im menschlichen Sprechverkehr. Sie sind erfolgreich zwischen A und B, wenn B an der Stelle, wo A

seiner Zunge Halt gebietet und einen Haken schlägt, die innere Situation miterlebt und das Spiel durchschaut. Das Hakenschlagen aber wird faktisch viel mannigfaltiger realisiert, als es die WERNERSche Analyse wahrhaben will. Wenn ich das Wort ‚Teufel‘ nicht aussprechen darf und durch ein ‚Gottseibeius‘ ersetze, wenn ich ‚Hose‘ vermeidend die ‚Unaussprechlichen‘ sage, so liegt beileibe kein Bildersatz vor, sondern etwas, das man technisch am einfachsten mit den *Paraphasien* gewisser Sprachgestörter auf eine Linie bringt. Nicht spezifische Metaphern im Sinne der bekannten Aufteilung des ARISTOTELES, sondern Metonymien wären das reine und völlig ausreichende Ersatzmittel eines hochgradig tabu-gehemmten, um nicht zu sagen tabu-verseuchten Sprechverkehrs.

Es gibt allerhand Para-Erscheinungen im Sprechdenken, es gibt neben dem sehr charakteristischen Vorbeitreffen, das den Namen Paraphasie führt, auch eine *Paraphantasie*. BINET hat sie als erster dokumentarisch erfaßt und beschrieben; sie ist eine ganz triviale Alltagserscheinung. Wer im Nachdenken über dies und das, wer sich zur Lösung einfacher Denkaufgaben bekannte Sinnendinge in Vorstellungsbildern innerlich präsent macht, der denkt z. B. an ‚Milch‘ und bildet sachlich korrekt ein Urteil, einen Satz, in dem der Begriff „Milch“ enthalten ist. Gelingt es ihm nachher, einwandfrei anzugeben und näher zu beschreiben, von welcher Art das Phantasma war, auf das sich sein rasches und flüchtiges Denken stützte, so fehlt nicht selten gerade das, worauf alles ankommt. Kein Zweifel: er *dachte* wirklich an Milch und operierte sprechdenkend mit der bekannten weißen Flüssigkeit; aber sein Phantasma enthielt bildlich ausgedrückt nur einen dinglichen Rahmen, nicht das weiße Ding selbst, er sah z. B. innerlich nur das Gefäß, den Milchtopf. Eines der BINETSchen Kinder operiert sprechdenkend mit dem Elefanten, sieht aber innerlich nicht den Dickhäuter selbst, sondern nur das treppenartige Holzgerüst im zoologischen Garten, auf dem die Kinder das zahme Tier besteigen dürfen. Auch das sind wohlbekannte und keineswegs rätselhafte Para-Erscheinungen; und alle Para-Erscheinungen sind von der Metapher sehr weit entfernt und verschieden. Auch sie sind wichtig und aufschlußreich, doch fehlt ihnen das Merkmal der Sphärenzweiheit und die entscheidende Eigenschaft alles Metaphorischen, kraft des Differenzphänomens eine Abstraktionsaufgabe in einfacher Art zu lösen.

Ich muß es den sachverständigen Linguisten überlassen, die Belege WERNERS nachzuprüfen; mir scheint in der Tat viel Paraphasisches oder Metonymisches darin enthalten, von WERNER viel-

leicht auch übermäßig unterstrichen zu sein. Aber sei dem, wie immer, so wird gerade das zum Problem, warum die echte Metapher in allen Paraphrasen des Tabu-Menschen immer noch eine so große Rolle spielt. Mein Vers dazu lautet: Nicht einmal die Welle des Tabu vermochte die Metapher umzubringen. Die Metapher mag ganz so, wie es WERNER schildert, bei den Primitivsten, die wir kennen, noch auffallend selten sein und einen Schritt höher in den Sprachen auffallend häufig, sogar in wuchernder Fülle auftreten. Das Tabu mag zeitlich nicht allzuweit abstehen von diesem Aufblühen des Metaphorischen und in einem inneren Zusammenhang stehen mit ihm. Nur dürfte dieser innere Zusammenhang verwickelter und anders sein als WERNER meint. Er denkt sich auch, wie mir scheint, die Wurzeln des Tabu in den Lebensverhältnissen der sogenannten Primitiven zu einfach aus; denn nach FROBENIUS gibt es z. B. seßhafte Pflanzler, die ganz und gar nicht von tabuistischer Totenscheu besessen sind, sondern die Schädel der Verstorbenen wie andere teure Erinnerungszeichen geradezu pfleglich um sich scharen. Auf keinen Fall aber dürfen die Para-Erscheinungen in der Sprache als direkter Mutterboden der Metapher angesehen werden.

5. Aus der Vogelschau linguistischer Inventaraufnahmen darf abschließend Folgendes gesagt werden: Der Wortschatz einer Sprache, so wie er sich im Lexikon aufgezettelt präsentiert, sieht auf den ersten Blick wie ein buntes Konglomerat, wie eine Moräne aus. Man kann mit Moränenbrocken Zyklopenmauern, man könnte mit den lexikalischen Sinneinheiten der Sprache nur Zyklopentexte bauen. Allein die wirklichen Texte sehen anders aus. Und die zwei *stoffverändernden* Prinzipien, die uns am Kompositum und an der Metapher deutlich geworden sind, lassen sich im Hinblick auf das LEIBNIZsche Axiom sehr einfach darstellen. Das erste erzählt von der *Übersummativität* und das zweite von der *Untersummativität* der Bedeutungsgefüge; es wird hinzugefügt und abgestrichen in ein und demselben Gefüge. ‚Hausvater‘ und ‚Hausschlüssel‘ sind zwei Komposita; die Spezifikation der jeweils gedachten Beziehung ist hinzugedacht, also übersummativ. ‚Wachszündholz‘ ist auch ein Kompositum; es lehrt uns dasselbe wie der ‚Salonlöwe‘, das homerische Gleichnis und die auffallende Behauptung „Grün ist des Lebens goldner Baum“. Die Regel lautet, daß alles Unverträgliche wie die Zusatzbestimmung ‚aus Holz‘ am ‚Wachszündholz‘ und die Gold-Farbe am grünen Baum in solchen Kompositionen ausfällt. Der Extrakt aus allem ist unser Modellgedanke vom Doppelfilter.

Daß wir das Phänomen des Ausfallens an den Doppelbildern des menschlichen Zweiauges, d. h. an einem Beispiel aus dem Bereich der (sinnlichen) Wahrnehmung erläutern konnten, ist kein Zufall; denn schon die Wahrnehmung untersteht dem Zusatz-Ausfalls-Gesetz, weil schon die Wahrnehmung ein Sinngefüge ist und uns vordemonstriert, was die sprachliche Fügung auf höherer Stufe wiederholt. Den Nullfall sozusagen in beiden Richtungen verifizieren nahezu rein das Dvandvakompositum und die Und-Verbindungen der Sprache. Man denke dabei zuerst an die komplexen Zahlwörter und damit an die sachbündelnden Undwörter. Daß sich von diesem Nullfall abhebend die echten Komposita und die übrigen Kompositionen der Sprache sowohl übersummativ in einer wie untersummativ in anderer Hinsicht verhalten, ist erlebnispsychologisch keineswegs auffallend; das Metaphorische mit seiner betonten Selektivität entspringt problemfrei überall dort, wo die von H. PAUL schon treffend aufgezählten Bedingungen gegeben sind.

§ 24. Das Satzproblem.

Es ist schwer, keine Elegie zu schreiben im Anblick all des Scharfsinns, der schon an die Aufgabe einer Definition des Satzbegriffes gewendet worden ist; JOHN RIES hängt seinem sorgfältigen Bericht über die Geschichte der Satzlehre eine Liste von Definitionen an, die 139 Nummern enthält¹⁾. Wenn auch trotz der Auslese noch manche offenkundig leere Nuß und viele Wiederkehrer darin vorkommen, so bleibt es doch erstaunlich genug, daß man ein dutzendmal ausholen und immer wieder einen andern Zug oder ein ganz neues Gesicht dem Satz der Menschensprache abgewinnen konnte. Das ist nach Erfahrungen auf anderen Gebieten nur möglich bei sehr beziehungsreichen und hochgradig *synchytisch* angelegten Zentralbegriffen eines Sachbereiches, wie sie in der Umgangssprache gebildet werden und bis tief in die Wissenschaften hinein undefiniert bleiben.

Der Satzbegriff verdient als Musterbeispiel solcher Begriffe das höchste Interesse eines Logikers der Geisteswissenschaften. Es ist eine mehrfache Synchyse in ihm, die nicht aufgehoben werden darf, solange er ein *philologischer* Begriff ist und bleiben soll. Erst wenn die eigenartige Formalisierung der Grammatik einsetzt, fallen die aspektverschiedenen Merkmale des philologischen Satzbegriffes auseinander und müssen nun auch reinlich und restfrei ein jedes

1) JOHN RIES, Was ist ein Satz? Beiträge zur Grundlegung der Syntax, Heft III (1931).

auf seinem Grund und Boden verfolgt und behandelt werden. Die merkwürdigen Verhältnisse sind völlig überschaubar, wenn man sie an unserem Vierfelderschema erläutert und abliest. So wie der berufene Interpret von Texten den „Satz“ vorfindet und in seiner Weise beschreibt, gehört dies Etwas in den Quadranten W; es ist das elementare Sprachwerk, was der Philologe im Auge hat, wenn er von den Sätzen eines Textes spricht. Jeder dieser Sätze ist ein bestimmungsreiches Etwas, an dem man grammatische und psychologische Erkenntnisse verifizieren und anwenden kann.

Am besten gehen wir, um dies zu erläutern, von RIES aus, der in seiner Satzlehre das bestimmungsreiche Ganze des Philologen zum Begriff erhebt. Das ist durchaus korrekt und logisch einwandfrei; es liegt eine anerkennenswerte Leistung darin beschlossen. Fraglich wird das Unternehmen von RIES erst in dem Augenblick, wo nun dieser synchytische Begriff der Grammatik präsentiert und dem Grammatiker zugemutet wird, mit ihm zu arbeiten. Im 19. Jahrhundert sind ähnliche Offerten von Psychologen an die Grammatiker gemacht worden und haben da und dort ein wenig Verwirrung gestiftet; im großen und ganzen aber sind sie mit vollem Rechte abgelehnt worden. Auch mit dem synchytischen Satzbegriff von RIES kann man keine grammatische Satzlehre aufbauen. Warum nicht?

Weil die Grammatik eine Wissenschaft ist, die es mit *Formen* und nichts anderem zu tun hat, im Gebiete des Satzes mit Satzformen und nicht mit konkreten Sätzen in der ganzen Fülle ihrer stofflichen und psychologischen Eigenschaften und Bezüge. Der Grammatiker wird solche konkrete Sätze stets als Beispiele brauchen, aber immer auch richtig als „Beispiele“, d. h. als Realisierungsfälle, an denen abstraktiv die Formen abzulesen sind, behandeln. Die grammatische Formalisierung streift alles ab, was am konkreten Satze als wichtige aber ungrammatische Eigenschaften vom Philologen mitgesehen und mitbehandelt, d. h. in seiner Interpretation beachtet wird. Ist es nötig, diesen einfachen Sachverhalt an außersprachlichen Verhältnissen eigens zu illustrieren? Die Geometrie und Stereometrie sind Formalwissenschaften. Angenommen, es käme der Kristallograph zum Stereometer und biete ihm seine exakten Apparate und Methoden zur Bestimmung kristalliner Körperformen an, was wäre die Antwort? Es wäre im Prinzip dieselbe Antwort, welche wir RIES erteilen müssen. Sie lautet in unserem Falle: Du hast in Deinem synchytischen Satzbegriff ein erstes Merkmal, das den Grammatiker brennend inter-

essiert; aber Du hast andere Merkmale, welche die Grammatik nicht tangieren. Es sei denn, der Grammatiker wird durch sie aufmerksam auf formale Momente, die er selbst noch nicht genügend beachtet und untersucht hat. Sehen wir zu.

1. Das RIESSsche Satzbuch gipfelt in einem eigenen, logisch hochwertigen Definitionsvorschlag, der mit großem Geschick drei Merkmale vereinigt und so lautet:

„Ein Satz ist eine grammatisch geformte kleinste Redeeinheit, die ihren Inhalt im Hinblick auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit zum Ausdruck bringt“ (99).

‚Grammatisch geformt‘ und ‚kleinste Redeeinheit‘ und die Bestimmung, welche der Relativsatz fixiert, sind drei *aspektverschiedene* Merkmale. Denn es ist ohne weiteres klar, daß im ersten die Gebildelehre und im dritten eine Aktbetrachtung ihr Scherflein beiträgt; fraglich bleibt vor näherer Diskussion vielleicht nur, wer die mittlere Bestimmung ausspricht und zu vertreten hat. Da für unseren Zweck wenig daran gelegen ist, so sei vorerst kein besonderer Wert auf den Nachweis gelegt, daß der Begriff ‚Rede‘ (= sinnvolle Rede) und feiner die ‚Redeeinheit‘, an welche RIES denkt, ihre logische Heimat im Rahmen einer Lehre von der Sprechhandlung hat; genug, daß die Aspektverschiedenheit des ersten und dritten Merkmals, so wie sie jeder selbstdenkende Leser verspürt, auch aus den nachgeschickten Erläuterungen des Autors (S. 100) unzweideutig hervorgeht. Die Frage aber, ob daraus ein kritischer Einwand konstruiert werden kann, würde ich zunächst einmal glatt verneinen. Nein, es ist schon so und liegt in der Natur der Dinge begründet, daß ein philologisch brauchbarer Satzbegriff mit Merkmalen aus mehreren Aspekten ausgestattet sein *muß*. Wer diese Art Synchyse verwirft, ist gezwungen, den Satzbegriff der Philologen aus der Liste definierbarer Begriffe zu streichen; nur wer sie zuläßt, vermag der logischen Klärung der im Fingerspitzengefühl der Sprachforscher lebendigen *Satzidee* einen Dienst zu leisten.

Dem berufenen Philologen erwachsen zum mindesten im Bereich der indogermanischen Sprachen kaum irgendwo ernstliche Erkennungs- und Interpretationsschwierigkeiten in Sachen vorgefundener „Sätze“. Gewiß, man laborierte im Altertum ein wenig an der Ellipsenfrage oder widersprach sich da und dort bei der Ordnung der *Satzarten*. Allein das ist alles nichts im Vergleich zu der Konfusion, die hätte entstehen müssen, wenn man nicht von jeher für dies undefinierte Etwas ein zuverlässiges Fingerspitzengefühl besessen und mit dessen Hilfe im Einzelfall die richtige Auffassung

hinreichend zuverlässig getroffen hätte. Man hatte es faktisch und vermochte im Anwendungsfall auch stets zu rechtfertigen, warum man dies und das noch für ein selbständiges und sinneinheitliches (d. h. nicht direkt ergänzungsbedürftiges) Redestück ansah und anderes wieder nicht. Das ungefähr war und ist der weiteste Satz-begriff der Praktiker. Ich habe 1919 die kurze Formel vorgeschlagen: Sätze sind die (kleinsten selbständigen) Sinneinheiten der Rede¹⁾.

Die theoretisch Unbekümmerten nehmen die Konsequenz auf sich, auch ein signifikantes und wohlplaziertes *hm* der Alltagssprache noch einen Satz zu nennen und versichern unwidersprochen, solch ein *hm* sei oft reicher an Ausdrucksgehalt, präziser und weniger der Fortsetzung bedürftig als manche wortreiche Rede. Am rechten Flügel freilich spitzen andere ihre Bedenken gegen diesen gummi-artig ausgeweiteten Satz-begriff auf die straffe, aus der Logik bezogene Forderung zu, ein rechter Satz müsse *zweigliedrig* sein und die zwei aristotelischen Momente des Urteils, nämlich S und P klipp und klar manifest enthalten. Wer hat Recht, d. h. wo ist der zweckmäßig weder zu weite noch zu enge Satz-begriff der Philologen? Der scharfsinnige Analytiker JOHN RIES verwirft zwar die strenge Forderung einer Zweigliedrigkeit, hält aber daran fest, daß eine Äußerung „grammatisch geformt“ sein müsse, um Satz zu heißen. RIES zeichnet alle Kompromißlösungen zwischen den in dieser und in anderer Hinsicht oft polar entgegengesetzten Meinungen der Theoretiker in der Satzfrage sorgfältig nach und baut in seiner eigenen Lehre um den Palast des wahrhaft echten und höchst vollendeten Satzes ein ganzes Dorf von Metökenhäuschen auf, in denen er die angeblich halbechten und unvollendeten Satzerscheinungen unterbringt. Ihre Hauptformen seien aufgezählt.

So heißt es z. B.: *Interjektionen* und *Vokative* sind „Gebilde, die den Sätzen in keiner Weise zugerechnet werden können“; *ja* und *nein* (allgemeiner: Bejahungs- und Verneinungspartikeln) sind keine Sätze, aber *Satzvertreter*. Weiter: *Satzreste* sind Bildungen,

1) K. BÜHLER, Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes. Indog. Jahrb. 6. — Am Organon-Modell der Sprache wird in diesem Aufsatz erläutert und abgelesen, was ‚Sinn‘ und Sinneinheiten sind. P. KRETSCHMER hatte schon 1910 eine ähnliche Kritik wie ich an den rein psychologischen Satzdefinitionen von WUNDT und H. PAUL geübt; daß ich diese Kritik nicht kannte, sei dem verehrten Kollegen hiermit bestätigt. KRETSCHMERS eigener Definitionsvorschlag unterstreicht den Handlungscharakter des Satzes: „Der Satz ist eine sprachliche Äußerung, durch die ein Affekt oder Willensvorgang ausgelöst [= gelöst] wird.“ Vgl. P. KRETSCHMER im Art. „Sprache“, GERCKE-NORDEN, Einl. in die Altertumswiss., 1. Bd., 3. Aufl. (1927), S. 60 des Separatums.

denen einiges leicht aus dem Kontext Ergänzbares aber nicht zu viel davon fehlt; *Kurzsätze* dagegen sind unergänzbares Fügungen, sind ein Nebentypus der „Vollsätze“. Von Satzresten und Kurzsätzen zusammen sagt RIES:

„Die Kurzsätze stehen zwar etwas weiter als die Teilsätze und Satzstücke von den Vollsätzen ab, aber beide kommen ihnen doch — nicht nur ihrem Bedeutungsgelhalt nach, sondern auch in ihrer formalen Anlage, da ihnen ein Satzschema gewöhnlichen Baus zugrunde liegt — so nahe, daß sie im wesentlichen als *richtige Sätze* zu gelten haben, nur von *unvollständiger oder unvollkommener Form*“ (185).

Der Kurzsatz allein wird so beschrieben:

„Was wirklich zu sprachlicher Einkleidung gelangt, ist die eine im Vordergrund stehende Vorstellung allein oder mit einer oder der anderen Begleitvorstellung: ihr auf die knappste Form gebrachter Ausdruck, meist nur ein Wort oder eine enge Gruppe, ist der *Kurzsatz*“ (184). Beispiele: *Meine Hochachtung!* *Mit Ihrer Erlaubnis!* oder Briefaufschriften wie *Herrn N. N.*

Keine Sätze aber *Satzworte* sind nach RIES die allein stehenden Nominative, welche z. B. als Auf-, An- und Überschriften vorkommen. Die Nominalsätze indogermanischer Sprachen sind nur ein *Nebentypus* des Satzes. *Imperative* dagegen sind in jeder Hinsicht vollwertige Sätze, denn „der (an sich begründete) Zweifel an der Zweigliedrigkeit der Imperative berührt ihren Satzcharakter nicht, da sie ohnehin nicht zu den unumgänglichen Erfordernissen des Satzes gehört“.

Der Leser erkenne aus diesem Exzerpte, daß unsere (verkürzt erzählte) Parabel von dem RIESSchen Metökendorf nicht aus der Luft gegriffen ist. Nach all den meist feinsinnigen Glossen über den (Parole-) Charakter der geflügelten und nichtgeflügelten Worte, die als Beispiele aufgeführt werden, entsteht nun aber die sprachtheoretische Frage, ob man auf diese Weise zum Ziel kommt oder in Gefahr gerät, aus der Satzlehre etwas zu machen, was sie nicht oder wenigstens nicht einzig und allein sein sollte, nämlich ein Kapitel aus der *linguistique de la parole*. Daß zu heiligen Texten Glossarien und zur intimen Charakteristik der Volks- und Gausprachen Idiomatiken gehören, wird kein Vernünftiger in Frage stellen; ja es ist sogar ein hochinteressantes Problem, wie Worte im Leben der Menschen stehen, wie Dichter und Biographen satzbaulich signifikante Reden einem Helden nachsagen oder ihn selbst sprechen lassen als wärs ein Stück von ihm. Dazu oder dahinter gehört ein achtenswerter Ast der Linguistik, eine ordentlich aufgebaute Theorie von *la parole*. Die ausgeführte Satzlehre von RIES bietet breite Ausführungen dazu und legt ein Florilegium von Ausspruchstypen vor samt Interpretationen, die das Herz eines Philo-

logen erfreuen mögen. Im Einleitungskapitel des Buches aber war *dieses* Ziel nicht vorgesehen, sondern es hieß dort:

Unser Versuch „wird besonders darauf bedacht sein, sich vor den im I. Abschnitt besprochenen Fehlern und Mängeln früherer Definitionen zu hüten; er wird vor allem wirklich eine Begriffsbestimmung des Satzes erstreben, als des *grammatischen Kunstausdrucks* für ein bestimmtes *sprachliches Gebilde*, und acht haben, daß sich diesem nichts anderes unterschiebe. Wenn er so wenigstens die Klippen vermeidet, an denen viele seiner Vorgänger gescheitert sind, dürfte er vielleicht auch dann nicht vergeblich unternommen, vielmehr als Vorarbeit für andere noch von Nutzen sein, wenn es ihm selber nicht gelingt, das Ziel völlig zu erreichen“ (2).

Das letzte ist wahr geworden; das RIESSche Buch ist wie kaum ein anderes geeignet, neue sprachtheoretische Untersuchungen auszulösen. Im Grunde gilt es, zuerst das rechte und genaue Wort zu finden für das in dieser Definition bereits erfaßte Etwas, dann den Schein restlos zu vernichten, als seien die angeblichen Halb- und Viertelsätze samt und sonders das oder nur das, was ihre Namen bei RIES andeuten. Wozu z. B. die empirisch vollendeten Äußerungen von neuem als „Satzreste“ charakterisieren und die symphysisch eindeutigen Namen als „Satzworte“? Der Terminus Satzwort ist, logisch streng beurteilt, ein hölzernes Eisen. Doch will ich nicht vorgehen. Das dritte aber wird sein, daß man das RIESSche Angebot an die Grammatik zwar höflich entgegennimmt, weil jeder von jedem andern lernen und sich anregen lassen soll. Im übrigen aber verhält es sich mit dem Geschenk eines jeden aspekt-synchyttischen Satzbegriffes an die Grammatik ungefähr wie mit den meisten Hochzeitsgeschenken: sie sind schön und man kann sie nicht brauchen. Das ist ein hartes Wort, muß aber zunächst einmal ausgesprochen sein, bevor es eingegrenzt und gemildert werden darf.

2. Was ist also das Etwas der RIESSchen Satzformel? Wo immer ein Produkt aus *Menschenhand* unter Gesichtspunkten betrachtet wird, die dem ersten und dritten Merkmal der RIESSchen Satzdefinition entsprechen, da liegt eine *Organonbetrachtung* vor. Man blickt auf die *Form* des Produktes und erkennt aus der Verwendung, warum sein Schöpfer ihm diese und keine andere Form verliehen hat. Ein zum Schaben bestimmter Stein wird anders geformt als ein Stein zum Klopfen oder Hacken. Die sachverständigen Prähistoriker behaupten, daß sie die Schabsteine der Steinzeitmenschen erkennen und im großen und ganzen von den Steinbeilen gut zu unterscheiden vermögen; es gibt eine wohlausgebaute Gerätelehre in ihrer Wissenschaft. Auch die RIESSche Satzdefinition entspringt aus einer Werkbetrachtung. Denn das erste Merkmal der RIESSchen Bestimmung, die „grammatische Form“ wird einem

Satz verliehen nach dem Gesichtspunkt des dritten Merkmals; das Kommando eines Imperativs z. B. manifestiert ein anderes Verhältnis des Sprechers zur Wirklichkeit wie die „Behauptung“ der sogenannten Aussage. In einer guten Definition des Satzbegriffes der Philologen darf auch der Erzeuger des Produktes selbst vorkommen; und zwar nicht wie Pilatus im Credo, sondern als der Jedermann einer Sprachgemeinschaft, welcher Stellung nimmt und etwas setzt im Satze.

Der konkrete Satz in einem Texte ist ein *Aktualwerk*. Das ist ein Begriff, den sich die Lebenspsychologen um CH. BÜHLER auf ihrem Gebiete ausgedacht haben¹⁾. Es ist ein sehr brauchbarer Begriff; denn so ist es vielfach im Bereiche menschlicher Poesis, daß etwas hervorgebracht wird, was im Augenblick der Erzeugung in die physische Welt eintritt, um einen Augenblick darauf aus ihr verschwunden zu sein. Der Schauspieler auf der Bühne hat ebenso lang und hart gearbeitet an seiner Rolle wie ein anderer Künstler an seinen Werken aus Stein; dann aber steht er auf den Brettern und erzeugt ein Aktualwerk. Und der Sprecher eines Satzes erzeugt das gleiche. Daß es Mittel und Wege gibt, das einmal geformte Sprachwerk auf Stein und Papier zu bewahren, ändert seinen Charakter als Aktualwerk; immerhin muß das Fixierte, um irgendwann wieder zu erstehen, von einem Nachschöpfer reproduziert werden.

Auf den Satz als Aktualwerk, auf den konkreten Satz der Philologen, ist die RIESSche Begriffsformel zugeschnitten; das von RIES definierte Etwas ist ein Typus, dem man die Aufschrift geben kann: *das elementare sprachliche Aktualwerk*. Diese Behauptung läßt sich Punkt für Punkt beweisen. Wir prüfen daraufhin zuerst die entscheidenden Merkmale eins und drei. Wer die „grammatische Formung“, das erste Merkmal, weglasse, auf was würde er damit verzichten? Antwort: es ginge ihm ähnlich wie einem Prähistoriker, der auch unbearbeitete oder nur uncharakteristisch bearbeitete Fundstücke in seine Sammlung prähistorischer Steinbeile einreichte. Gewiß kann auch einmal ein unbearbeiteter Stein wie ein Steinbeil verwendet werden, und grammatisch ungeformte Wörter oder Lautgesten stehen oft und immer im menschlichen Verkehr an Stellen, wo sonst geformte Sätze stehen. Nur kann man sie entbunden aus ihrer Kreszenz nicht mehr als Sätze erkennen. Das erste RIESSche Merkmal charakterisiert also den Satz als ein Etwas, das in die II. Spalte unseres Vierfelderschemas gehört, weil es subjektent-

1) Vgl. CH. BÜHLER, Der menschliche Lebenslauf (1933), § 26.

bunden immer noch als Satz erkennbar ist. Die genannte Entbindung ist das Thema unseres nächsten Paragraphen.

Das dritte Merkmal (im Relativsatz der RIESSchen Satzformel) bedarf, um exakt verstanden zu werden, der authentischen Interpretation des Autors. Er schreibt:

„Die Bestimmung, daß der Satzinhalt *im Hinblick auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit* zum Ausdruck gebracht wird, kennzeichnet die dem Satz eigne besondere Ausdrucksgestaltung, in der sich ein auf die Frage der Tatsächlichkeit des Vorstellungsgehalts gerichteter seelischer Vorgang auswirkt, weil er aller Satzbildung zugrunde liegt. Diesen Vorgang selber in die Definition als weiteres Merkmal aufzunehmen, ist kein Anlaß, da er in jener Bestimmung als ihre notwendige Voraussetzung mit enthalten ist“ (101).

„*Inhalt* des Satzes ist der (lexikalische, stoffliche) Bedeutungsgehalt der in ihm enthaltenen Worte und Wortgruppen zusammen mit deren logisch-syntaktischen Beziehungsbedeutungen, also die im Satze sprachlich verkörperten Bewußtseinsinhalte aller Art, Einzeldarstellungen wie deren Verbindungen, Tatbestände, Sachverhalte, als Gedachtes wie als Gewolltes“ (100).

FRANZ BRENTANO würde sagen, es sei durch dieses Merkmal der *Setzungscharakter* von Urteilssätzen mitgetroffen. Daß RIES an Stelle einer Thesis die allgemeinere Bedingung „Verhältnis zur Wirklichkeit“ wählt, hat gute Gründe. Denn es gibt nach alter Einsicht auch Fragen und Heische-Sätze und sprachlich gefaßte Emotive (um mit MARTY zu sprechen), die andere Stellungnahmen des Sprechers offenbaren. Es liegt nicht in meiner Absicht, hier zu wiederholen oder fortzuführen, was ich darüber in dem Satzartikel 1919 vorgetragen habe. Herr Dr. SONNECK wird als Linguist dazu das Wort ergreifen und die Diskussion weiterführen. Ein Verehrer HUSSERLS findet an demselben Punkte Gelegenheit, die Akteure, von welchen hier die Rede ist, genauer und allgemeiner zu entwickeln.

Festzuhalten bleibt, daß sich die RIESSche Satzformel im ganzen zu der Weisheit des guten Linguisten bekennt: quod non est in actis, non est in mundo. Wobei unter „Akten“ das zu verstehen ist, was man als linguistischer Beobachter dem kontextlich isolierten Satze abhören kann. Detektiv soll dieser Beobachter über den Rahmen der untersuchten „Redeeinheit“ hinaus nicht sein; er darf am Vollsatz der RIESSchen Formel auch Situationsindizien nicht verwerten, wo sie vorhanden sind, und nicht vermissen, wo sie fehlen. Daß solche Zurückhaltung im Prinzip wenigstens möglich und wissenschaftlich fruchtbar ist, gehört zu den stillschweigenden Voraussetzungen nicht nur der RIESSchen, sondern jeder Satzlehre, die auf das blickt, was im Satze faktisch sprachlich gefaßt

und geäußert wird. Wir sind also wieder im Quadranten W des Vierfelderschemas.

Das zweite Merkmal der RIESSchen Satzformel ist das merkwürdigste. Es heißt in den Erläuterungen dazu:

„Rede ist Sprache in ihrer lebendigen Erscheinung, in ihrer wirklichen Verwendung jeder Art, als Verständigungsmittel im sozialen Verkehr wie als bloße Kundgabe von Vorgängen in unserem Innern, leise oder laut, im Selbst- oder im Zwiesgespräch, mündlich oder schriftlich, vergangen sowohl als gegenwärtig“ (99f.).

Lebendiges ist gewiß nur anzutreffen am lebendigen Wesen, das man entweder vor sich hat oder zu den Produkten seines Lebens, z. B. zu einem Brief, der von ihm stammt, hinzudenkt. Und wenn sich die Lebensäußerung dieses Wesens sprachlich ergießt, was ist dann die „Redeeinheit“, welche RIES in seine Satzformel setzt? Ob er unsere Auffassung darüber anerkennen wird, vermag ich aus dem Buche, das er geschrieben hat, nicht eindeutig vorauszusagen. Aber es gibt in diesen Dingen eine sachliche Konsequenz, die mächtiger und wichtiger ist als ausdrückliches Jasagen.

Die gesuchte Einheit ist auch von DE SAUSSURE schon gesucht aber nicht gefunden worden; DE SAUSSURE hat nur das Wort ‚parole‘ (oder manchmal auch ‚le langage‘) bereit für den Bereich, innerhalb dessen sie nach seiner Ansicht bestimmt werden müßte. Die RIESSche „Redeeinheit“ kann nach meiner Meinung nirgendwo als im Bereich der aristotelischen Praxis bestimmt werden. Wer das Sprechen als menschliche *Handlung* auffaßt, findet, daß es wie in jeder menschlichen Tätigkeit, die den Charakter eines wohlgeordneten Handelns trägt, so auch im Sprechen sachgemäße Einheiten gibt. Dürfen wir also sagen: was beim Hämmern ein Schlag, das ist beim Sprechen ein Satz? Sofern das *Einheitskriterium* nicht zu einseitig nur am Äußerlichen gewonnen wird, vielleicht ja; der Phonetiker allein kann dieses Kriterium gewiß nicht liefern. WUNDT dagegen beschrieb den Satz als eine bestimmte und wohlcharakterisierte *innere Handlung*, die sich weitgehend auch äußerlich erkennen läßt; und RIES wandelt, wenn ich ihn recht verstehe, in seinem zweiten Satzmerkmal mit vielen anderen modernen Sprachtheoretikern ein Stück weit dieselbe Bahn. Daß man das stets betonte Moment der Einheitlichkeit eines Satzes auch anders zu erfassen versuchen kann, ist richtig und wird in der Arbeit von SONNECK systematisch erörtert. Aber bleiben wir bei RIES. Wer wie er vorgeht und die Einheitsprägung aus der „lebendigen Rede“ abliest, nimmt in seine Definition des Satzbegriffes einen Zug auf, der, wenn überhaupt, dann nur an der *Sprechhandlung* direkt beobachtet werden kann. Ähnlich wie eine Geste des Schauspielers dem sachverständigen Blick des Be-

bachters als eine sinnvolle und sinnvollendete Einheit des Ausdrucksgeschehens imponiert, so dürfte sich RIES die Erfassung des Momentes „Redeeinheit“ vorstellen. Der Sprecher verleiht einem Satz in der Regel eine erkennbare musikalische Gestalt nach Melodie und Akzent; darin wird ein „Plus“ von Stellungnahme offenbar — so ungefähr muß wohl das zweite RIESSche Merkmal mit dem dritten verbunden werden¹⁾).

3. Wir haben bis hierher das Buch eines Forschers interpretiert, der es verdient und fordern durfte, daß Nachkommende sein Ergebnis mit dem größten Maßstab messen und die höchste Energie eines Weiterdenkens zuerst an die Erschöpfung des Erreichten setzen. Ist unsere Auslegung richtig, dann hat RIES die alte und stets lebendige Satzidee der Philologen in geduldiger Versenkung nachgezeichnet und zu einem ordentlich definierten Begriff erhoben.

Es sei nicht versäumt, einen Weg zu nennen, auf dem die Begründung oder Widerlegung der vorgelegten Schilderung befördert werden kann. Ich selbst habe die mehr als hundert Satzdefinitionen aus RIES einzeln auf Zetteln vor mir liegen und kann sie beliebig gruppenweise nach ihrem Hauptcharakter auf die Quadranten des Vierfelderschemas verteilen. Die Rechnung geht so auf, wie es erwartend stand, daß nämlich wenige ganz einseitig nur in einen, die meisten dagegen in mehrere und einige der unsichtigsten ähnlich wie die Definition von RIES in drei oder vier Quadranten zugleich gehören. Es gibt keinen von wirklichem Gehalt, den man überhaupt nicht unterbrächte.

Die aristotelischen Gedanken über den Satz (den Urteilssatz und andere Sätze, die keine Urteile formulieren), gehören ebenso wie vermutlich das meiste, was die von RIES nicht aufgenommenen Logiker darüber vorbringen (auch ARISTOTELES steht nicht in der Liste) in den Gebildequadranten; doch weiß ich das nicht aus eigener Erprobung. BRENTANOS Satzlehre und HUSSELS Bemerkungen über den Satz sind Aktauffassungen; BRENTANO ist dabei anders wie HUSSERL Psychologe und will Psychologe bleiben; BRENTANOS Grundauffassung von der Eingliedrigkeit des wahrhaft elementaren Urteilssatzes wird uns nicht direkt aber indirekt im folgenden Paragraphen beschäftigen. Doch auf die Logiker kam es uns bis hierher weniger an als auf die *Philologen*.

Ein Logiker der Sprachwissenschaften soll dies Ergebnis nicht verwerfen, sondern verständlich machen. Im Werdegang der Geisteswissenschaften und in den eigenartigen Begriffssystemen, die sie hervorgebracht haben, ist das Walten einer sachlichen Vernunft erkennbar, und die oft hochgradig synchytischen Begriffe der Geisteswissenschaften sind unvermeidlich. Jedenfalls trifft dies zu auf die philologische Satzidee. Die Verständigung mit Hilfe von Lauten ist menscheitsgeschichtlich nach aller Wahrscheinlichkeit viel älter als der *geformte* Satz; genau so wie die Verwendung von Steinen

1. Die exaktesten neuen Beobachtungen darüber in der inhaltreichen Arbeit von GEMELLI und PASTORI. Ps. Forsch. 18

als Werkzeug älter sein dürfte als die prägnant bearbeiteten Steinbeile. Sieht man nur auf die Funktion im Sprechverkehr, dann imponieren formal durchaus ungleichartige Lautgebilde als äquivalent; die erste Aufgabe einer allgemeinen Lehre von den Verkehrseinheiten, die wir faktisch finden, kann nur die sein, systematisch die *Umfelder* anzugeben, in welchen sie auftreten. Wer die Tatsachen der sympraktischen und symphysischen Verwendung von Lautzeichen richtig erkennt, ist als Theoretiker imstande, das Metökendorf um den Satzpalast herum gründlich zu entvölkern. Die Evakuierten leben kraft eigenen Rechtes und bedürfen des Gemessenwerdens am „Vollsatz“, d. h. an den synsemantisch eingebauten und synsemantisch „vollendeten“ Reden nicht. Es sei denn, sie selbst gehören ihrem Umfeld nach zu den Mischlingen, was vorkommt.

Die Formenwelt der Grammatik ist der Hauptsache nach aus dem synsemantischen Einbau von Sprachzeichen entsprungen und muß von daher entwickelt werden. Wohl wahr, daß es auch Einklassensysteme gibt und daß man ohne Synsemantik situationsentbundene Symbolisierungen sich vorstellen kann. Bergfeuer und andere optische Signale, vielfach auch charakteristische Rufe haben vor dem Telegraphieren wichtige Ereignisse schnell und weithin verkündet; das waren Signale ohne Syntax. Warum die bekannten Menschensprachen etwas anderes geworden sind als reiche Einklassensysteme von solchen Symbolen, wurde in der Axiomatik erörtert. Jedenfalls sind sie etwas anderes, nämlich Symbolfeld-Systeme, und damit muß auch die Satzlehre rechnen. Die Angabe der RIESSchen Definition, ein Vollsatz sei „grammatisch geformt“, ist viel zu unbestimmt und vage. Wir ersetzen sie durch die präzise andere Angabe, daß der Vollsatz *ein geschlossenes und wohlbesetztes Symbolfeld* aufweist. Dies ist das Fundament, auf welches die rein grammatische Satzlehre gebaut werden muß. Wären die Feldgeräte alle so weitgehend erforscht wie z. B. das indogermanische Kasussystem, dann könnte man als Sprachtheoretiker daran denken, eine allgemeine grammatische Satzlehre in Angriff zu nehmen. Der Versuch im folgenden Paragraphen hält sich an ein einziges Satzmerkmal.

§ 25. Der Satz ohne Zeigfeld.

Es gibt im Anwendungsbereich der menschlichen Sprachzeichen einen Befreiungsschritt, der vielleicht einmal im Werdegang der Menschensprache zu den entscheidendsten gehörte. Wir vermögen ihn zwar nicht historisch zu rekonstruieren, wozu so gut wie jeder Anhalt in der Linguistik von heute fehlt. können ihn aber

systematisch bestimmen als die Befreiung, soweit sie geht und möglich geworden ist, *von den Situationshilfen*; es ist der Übergang vom wesentlich empraktischen Sprechen zu weitgehend synsemantisch selbständigen (selbstversorgten) Sprachprodukten. Sehen wir zu, was darüber der rezenten Sprache, die wir sprechen, abzulesen ist.

Ein Fahrgast der Straßenbahn sagt empraktisch *gerade aus*; sein Nachbar im Wagen erzählt: *Der Papst ist gestorben*. Diese zweite Äußerung führt alles mit sich, was sie braucht, um auch außerhalb des Straßenbahnwagens eindeutig und genau so wie im Wagen verstanden zu werden. Das erste ist eine empraktisch vollendete und das zweite eine synsemantisch abgeschlossene Rede. Unser zweites Beispiel ist mit Absicht aus dem Bereich dessen gewählt, was man in der Zeitung liest und wovon man spricht im Trambahnwagen. Der Sprecher verkündet ein Tagesereignis und seine Rede impliziert einen nicht formulierten Bezug auf das ‚Jetzt‘ der Zeitung, auf das Heute oder Gestern. Immerhin kann man behaupten, daß der gleiche Satz am gleichen Tage auf der ganzen Welt gesprochen und in allen örtlich verschiedenen Situationen gleich verstanden wurde. Der Satzsinne ist also entbunden aus den örtlichen Umständen der Sprechsituation, aber nicht aus den zeitlichen; er ist entlassen aus dem Hier, aber nicht aus dem Jetzt. Es gibt Sätze, deren Sinn auch zeitlich den Umständen der Sprechsituation enthoben ist, z. B. der Satz *zwei mal zwei ist vier* und andere wissenschaftliche Sätze.

Es sei zum Thema erhoben, worin diese schrittweise Befreiung besteht und wie weit sie führt. Ein Kenner anderer menschlicher Erlösungen mag voraussagen, daß gleichen Schrittes mit der Befreiung aus den Umständen der Sprechsituation eine neue Verankerung stattfindet, und er wird recht behalten; es ist das Symbolfeld der Sprache, worin die neue Fixierung erfolgt. Doch ist das eine sehr abstrakte Weisheit. Was sprachlich geschieht im Augenblick des Bindungswechsels, wird faßlicher an einem übergreifenden Vergleich aus dem Gebiet nichtsprachlichen Darstellens; es gibt einen Befreiungsschritt von ähnlicher Tragweite am Werk des Malers, der von einem großen Künstler erläutert worden ist. Wir erzählen diesen Befreiungsschritt im Werk des Malers LEONARDO DA VINCI nach und bauen die Parallele mit der Sprache aus, nicht befangen in einer Gleichseherei, sondern aus dem Bedürfnis, vorübergehend außerhalb der Sprache etwas zu haben, woran das stets verspürte, aber nie definierte Moment der *Selbständigkeit* oder Selbstgenügsamkeit des Satzsinnes gemessen werden kann.

Der vollendete Satz, von dem die Rede sein wird, ist der reine Darstellungssatz vom Typus $S \rightarrow P$ (S ist P). Er tritt im Indogermanischen dominierend mit einem Verbum finitum als P und einem Nomen oder einem dem Nomen äquivalenten Satzgliede als S auf; er erscheint daneben auch verballos als Nominalsatz und mag in anderen Sprachfamilien mit bisher unbekannten Symbolfeldern noch in anderen Abarten vorkommen. Mir wenigstens ist kein Weg bekannt, auf dem dies ausgeschlossen werden könnte. Die Formel $S \rightarrow P$ der aristotelischen Logik soll nur die Zweigliedrigkeit des Gebildes und einen bestimmten Grad von Asymmetrie in seinem Bau andeuten. Wir streifen zunächst mit einem Blick die uns geläufigen Nominalsätze der indogermanischen Sprachen, um auch sie in die Analyse mit einbeziehen zu dürfen. Notwendig wäre dies nicht; doch erweitert es in erwünschtem Maße den Bereich, aus welchem die Erläuterungsbeispiele gewählt werden.

1. Der Kontrolle unseres eigenen Sprachgefühles unterstehen jene meist sprichwörtlichen verballosen Sätze, die von vielen Sachverständigen betrachtet werden als Überbleibsel eines früher im Bereich der indogermanischen Sprachen vermutlich häufiger als heute verwendeten Nominalsatzes. Es sind Sätze wie ‚Ehstand Wehstand; die Gelehrten die Verkehrten‘. Oder ein wenig reichere Sätze wie ‚Jung gewohnt alt getan; neuer Arzt neuer Friedhof; mitgefangen mitgegangen; lange Haare kurzer Sinn‘¹⁾. Die Frage lautet, ob auch in diesen Sätzen etwas von der Differenzierung in S und P zu erkennen sei oder nicht. Äußerlich fehlen alle anderen Merkmale außer der Reihenfolge der Glieder (samt einer charakteristischen Betonungsgestalt des Ganzen). An der Reihung wird zu entscheiden sein, ob es belanglos ist, mit welchem der beiden Glieder wir beginnen.

Die logische Analyse sollte diese Sätze in erster Annäherung als einfache Korrelationsaussagen bezeichnen; denn sie fixieren etwas

1) Eine größere Beispielsammlung bei H. PAUL. Er sagt von den reicheren der zweiten Gruppe: „Zwar pflegt man solche Sätze als verkürzte hypothetische Perioden aufzufassen und demgemäß ein Komma zwischen die beiden Bestandteile zu setzen, aber daß man sie durch eine hypothetische Periode umschreiben kann (wo viel Geschrei ist, da ist wenig Wolle usw.) geht uns hier gar nichts an, ihre grammatische Form ist keine andere als die von Sätzen wie ‚Ehstand Wehstand, die Gelehrten die Verkehrten, Bittkauf teurer Kauf‘ usw.“ (125). Auch in unserem Zusammenhang ist jene andere Auffassung, für welche neuerdings AMANN wieder eingetreten ist (Die menschliche Rede) deshalb nicht störend, weil wir das Abzuleitende ebensogut auf die unbestrittenen Bildungen wie ‚Ehstand Wehstand‘ allein stützen könnten.

Ähnliches wie etwa die mathematische Formel, welche eine Größe x als Funktion einer Größe y bestimmt: $x = f(y)$. Durch die Satzform allein ist nicht mehr als eine Korrelation schlechthin bestimmt; denn das jeweils Spezifische an dem Verhältnis ist sprachlich nicht gefaßt, sondern muß von der Sache her gefunden werden. Selbstverständlich wird jeweils ein anderer spezifischer Zusammenhang in all unseren Beispielen von deutschen Hörern gedacht; aber diese Spezifikation ist sprachlich nicht ausgedrückt, sondern wird vom Stoff her hineingetragen. Wäre ein Name vonnöten für das wirklich Dargestellte, so würde ich den Namen *Korrelationssätze* vorschlagen.

Man probiere nun an den Korrelationssätzen die Umstellung aus: ‚neuer Friedhof neuer Arzt‘. Das ist nicht mehr derselbe, sondern ein veränderter Satz, woraus hervorgeht, daß die Reihenfolge irgendwie relevant ist. Man darf an diesen Sätzen ebensowenig eine einfache logische Konversion vornehmen wie an Verbalsätzen von der Form $S \rightarrow P$. Genau so wenig wie etwa aus ‚die Müller sind Diebe‘ hervorgeht, daß alle Diebe auch Müller sind, behauptet das Sprichwort, daß jeder ‚kurze Sinn‘ mit ‚langen Haaren‘ ausgestattet ist, wohl aber behauptet er eine gewisse regelmäßige Konsekution umgekehrt: lange Haare kurzer Sinn. Und wenn einmal ein scheinbar schlicht umkehrbarer Satz gefunden wird wie mit ‚klein Geld kleine Arbeit‘, so wäre man geneigt, den zweiten Grundsatz nicht mehr dem Arbeiter, sondern dem Arbeitgeber in den Mund zu legen. Mit einem Wort: Eine Differenzierung der Satzglieder ist auch hier zu finden, und ich wüßte keinen Fall anzugeben, wo sie fehlte.

Was die Relevanz der Reihung angeht, so ist demnach an diesen deutschen verballosen Sätzen ein ähnliches Ergebnis abzulesen, wie es uns in dem Befunde von W. SCHMIDT entgegentrat. Dort wurde klar, daß in allen Menschengsprachen die Reihenfolge der Komplexionsglieder relevant werden kann in *attributiven* Gefügen; sie ist ausnahmslos relevant, wo andere Fügezeichen fehlen. Ähnlich wie das deutsche Kompositum ‚Briefmarke‘ und das französische ‚timbre poste‘, so stehen sich nach SCHMIDT im ganzen Bereich der bekannten Menschengsprachen die zwei Fälle der Voranstellung und Nachstellung gegenüber. Im Satze $S \rightarrow P$ liegt eine *prädikative* Fügung vor. Es gilt die gut begründete Regel, daß dieselben Fügemitte sowohl prädikativ wie attributiv in der Sprache verwendet werden; und so darf man allgemein behaupten, es sei dort, wo alle übrigen äußeren Kennzeichen fehlen, immer noch an der Relevanz der Reihung (und parallel dazu meist auch an der Betonung) zu erkennen, daß eine Differenzierung der zwei Glieder

jedes prädikativen und attributiven sprachlichen Gefüges besteht. Es ist nichts anderes und nicht mehr als dieses Faktum, das wir in dem symbolischen Schema $S \rightarrow P$ andeuten und wiedergeben wollen. Denn der spezifische Charakter dieser Differenz ist verschieden und muß verschieden sein in Verbalsätzen, Nominalsätzen und wie immer sonst noch die Typen heißen mögen. Dieser spezifische Charakter ist eine Angelegenheit des Symbolfeldes.

Es ist eine weltanschauliche Eigenheit, wenn die Indogermanen das Darzustellende außerordentlich häufig wie einen menschlichen Akt behandeln, ein Verbum actionis wählen und die Rollen verteilen: ‚die Sonne wärmt den Stein; der Wind heult; das Wasser fließt (den Berg hinab), es wälzt den Stein‘. Andere Sprachen folgen diesem Schema nicht, wie wir an dem Löwentod-Exempel gesehen haben. Die allgemeinste Analyse der Darstellungssysteme vom Typus Sprache, d. h. die Logik in moderner Form, streift in ihren abstraktesten Satzmodellen nicht nur das Aktklischee mit allem Anthropomorphismus, sondern vielfach auch die einfache Aufgliederung des Satzes in S und P ab. So symbolisiert z. B. das logistische Schema $a R b$ (z. B. $a = b$, $a \sim b$) zwei Relationsfundamente, die des S- und P-Charakters entbehren; wofür dann freilich ein drittes Zeichen (R) in der Formel steht. Wir vermeiden die Frage, ob und wie die neue Analyse zu allgemeineren und mannigfaltigeren Satzmodellen in der Logik führt, und halten uns an die in den natürlichen Sprachen greifbare Aufgliederung.

2. Am Synthema $S \rightarrow P$ soll verdeutlicht werden, daß die Sinnerfüllung weitgehend unabhängig und befreit wird sowohl von den Umständen der Sprechsituation wie von einem vorausgehenden und nachfolgenden Kontexte. Diese Selbständigkeit des Satzsinnnes hat, wie alles in der Welt, ihre Grade und Grenzen, die abzustecken sind, indem man den Übergang aus der empraktischen in die synsemantische Verwendung der Sprachzeichen ordentlich untersucht. Aber vorher sei das außersprachliche Vergleichsbeispiel erörtert.

LEONARDO DA VINCI setzt in seinem Malerbuch auseinander, daß das Gemälde *alles mit sich führt*, was es braucht, daß es einen hohen Grad von Selbständigkeit (Selbstgenügsamkeit) besitzt. Die Selbstgenügsamkeit des Malerbildes ist nach LEONARDO in einer Hinsicht, die uns besonders interessiert, größer als die des plastischen Kunstwerks. Nehmt eine Statue zum Vergleich; seht zu, wie sie im Raume steht und was sie vom Aufstellungsraum und dessen Beleuchtung verlangt. Variiert, bitte, den Platz im Raume, indem

ihr die Statue hoch oder tief, aus einer Ecke oder Nische frei auf den Marktplatz oder mitten im Saale aufstellt; variiert, bitte, die Beleuchtung des Standorts, indem ihr das Licht anstatt von schräg oben, wie es der Künstler vorsah, von unten her kommen laßt (wie wenn ein beleuchteter Marmorboden es reflektiert), so daß die Augenhöhlen, Nasenlöcher und was sonst noch zuvor im Schatten war, auf einmal voll beleuchtet und das zuvor Beleuchtete nunmehr beschattet wird. Und ihr habt ein verändertes Werk vor euch. Genug des Experimentierens: es ist schon so wie LEONARDO sagt, daß zur Plastik ein *Umfeld* gehört aus dem Raum des Standorts und eine bestimmte Beleuchtung. Die Plastik lebt davon, sie muß ein- oder angebaut oder von vornherein für einen freien Stand mitten auf einem Platze geschaffen sein. Und nur das bestimmt einfallende Licht hebt ihre Linien und Flächen in adäquater Weise, setzt Glanz, Reflexe und realen Schatten an die richtigen Stellen des Werkes.

All das ist wesentlich anders beim Gemälde. Denn der Meister des Pinsels setzt in seinem Gebilde selbstherrlich Licht, Schatten und alle anderen Effekte genau dorthin, wo er sie braucht. Ob dann das Standortslicht von rechts oder links her einfällt, stört ihn nicht; sein Werk verlangt viel weniger vom Standortsraume als die Plastik. Und dies aus dem einen Grunde, weil es selbst *alles mit sich führt*, was es braucht. Der Maler ist physisch eingeschränkt in seinen Darstellungsmitteln, hat nur die zweidimensionale Leinwand zur Verfügung und kann auf ihr weder reale Tiefen noch wirkliche Lichteffekte wie Glanz und Leuchten, aufsitzende Reflexe oder reale Schatten anbringen. Doch gerade aus dieser Beschränkung entspringt die wahre Freiheit des Malers im imaginären Raum und dessen Ausmessung, in der imaginären Lichtordnung und den Effekten aus ihr. Das Faktum also, daß der Maler auf Mittel sinnen muß, in seinem Werke einen Bildraum und in ihm eine eigene Beleuchtung auftreten zu lassen, befreit ihn zugleich von Hilfen des *sympysischen Umfeldes*, deren der Plastiker nicht entraten kann.

Soviel nur brauchen wir; doch ist es erforderlich, die Warumfrage noch einmal zu erheben und eine allgemeine, auf unser Gebiet übertragbare darstellungstheoretische Antwort zu finden. Warum also ist das Gemälde nach LEONARDO, der etwas verstand von den Dingen, um einen Schritt oder um einige Schritte freier vom symphysischen Umfeld als die Statue? Warum führt es in einem höheren Grade alles mit sich, was es braucht, als die Statue?

Es wäre ermüdend, gegen Absolutisten rechts und Absolutisten links die mitgemeinte Gradabstufung immer wieder eigens hinzufügen. Daß man nicht jedes

Bild in jeden Winkel hängen darf, ohne seine Wirkung zu beeinträchtigen, wußte LEONARDO vermutlich ebenso genau, wie heute eine ordentliche Hausfrau oder der jüngste Museumsassistent. Daß nicht alle Sinnwerte eines Satzes von der Form S ist P situationsunabhängig und daß die faktisch situationsunabhängigen es nicht alle in demselben Ausmaße sind; daß oft der Kontext vor und nach dem Satz S ist P zu differenzieren und zu nüancieren hat, nicht nur, was ein Satz ausdrückt (kundgibt) an aktuellen Erlebnissen des Sprechers, sondern auch, was er *darstellt*, dies und noch mehr bleibt unbestritten. Doch sollte umgekehrt ebenso unbestritten bleiben, was wir über den Satz vom Tod des Papstes und vom Satze, daß zwei mal zwei vier ist, wirklich behauptet haben.

Eine allgemeiner gefaßte Antwort auf die gestellte Frage lautet so: Genau in dem Ausmaß, wie Glanz und Schatten und alle übrigen Bildwerte des Gemäldes unabhängig werden von der Beleuchtungsrichtung im Aufstellungsraum, werden sie *abhängig* und bestimmt als Feldwerte in einer neuen Ordnung. Sie werden bestimmt von der Lichtführung (so lautet der technische Ausdruck) im Gemälde selbst. Der Schöpfer des Bildes hat eine Lichtführung gewählt, hat sich und sein Werk dem Gesetz unterstellt, daß im Bildraum das Licht z. B. von rechts oben kommen soll; dann gehen alle Schlagschatten der gemalten Dinge nach links hin und nur solche Flecken auf der Malfläche imponieren als Schlagschatten, die systemgerecht sitzen; *alle Bildwerte sind systemgetragen*. Prinzipiell derselbe Feldwechsel kommt im Gebiet der sprachlichen Äußerungen vor. Denn genau in dem Ausmaß, wie sprachliche Äußerungen frei werden ihrem Darstellungsgehalte nach von den Momenten der konkreten Sprechsituation, unterstehen die Sprachzeichen einer neuen Ordnung, sie erhalten ihre Feldwerte im Symbolfeld, sie geraten unter den mitbestimmenden Einfluß des *synsemantischen* Umfeldes.

Wenn ich mit dem Worte ‚Zwei‘ zu sprechen anfangе, so muß nicht immer ein arithmetischer Satz herauskommen, welcher ganz zeigfrei ist. Sondern es könnte z. B. auch so weitergehen: ‚Zwei Augen, ach zwei Augen, die kommen mir nicht aus dem Sinn‘. Dann wäre der zuhörende Mathematiker um einen Satz aus seiner Wissenschaft betrogen und überhaupt keine weitgehende Erlösung des Satzsinnеs aus der konkreten Situation erreicht. Logistiker pflegen solche Sätze (mit Recht) aus der Wissenschaft in die „Lyrik“ zu verweisen; doch darf man den Äußerungen dieser Art nicht schlechtweg jeden objektiven Darstellungswert abstreiten deshalb, weil das Zeigzeichen *ich* (in *mir*) darin vorkommt. Es gibt Grade auch in diesem Punkte; denn unser Sprecher setzt faktisch die Sendermarke ‚ich‘ in die Wortreihe ein, meint aber mehr als das Augenblicksich damit; er meint einen den Sprechaugenblick über-

stehenden, auch in der Vergangenheit und Zukunft liebeskranken Rollenträger. Das ist eine genau so gebräuchliche Erweiterung der Ich-Sphäre, wie wenn ein Sprecher in Berlin *hier* sagt und ganz Berlin einschließt. Schon dadurch wird der Sinn einer sprachlichen Äußerung dem Bereich der demonstratio ad oculos entrückt, wenn auch immer noch eine Zeighilfe zu seiner Sinnerfüllung unentbehrlich bleibt.

Wenn man die schrittweise Erlösung des Satzsinnes aus den Umständen der Sprechsituation und die schrittweise ansteigende Dominanz des Symbolfeldes systematisch studiert, kommt zum Vorschein, daß solche Sätze vom Typus $S \rightarrow P$, welche Aussagen über die *Wirklichkeit* sind, bis tief in alle Wissenschaften hinein auf einer Selbständigkeits-Treppe stehen, aber ihrem Darstellungsgehalte nach niemals der Ordnungsdaten aus dem Zeigfeld restlos entraten können, wenn anders sie im strengen Wortsinn Aussagen über die Wirklichkeit, Existenzaussagen, bleiben sollen und nicht unversehens ins Rollenfach der rein begrifflichen Sätze übergehen. Nur muß man dabei ebenso an die implizierten wie an die explizierten Bezüge denken. Der Mustersatz vom Tod des Papstes enthält explizite kein *jetzt*, aber implizite einen Bezug auf das (Zeitungs-) Jetzt des Sprechers. Daß es mit allen Existenzaussagen der Geschichte und der Physik im Grunde genommen genau so ist, wäre vermutlich streng zu beweisen. Das ist erkenntnistheoretisch interessant und verifiziert von der Sprache her die These KANTS, daß Begriffe ohne Anschauung leer sind und nichts anderes als „leere“ Erkenntnis ergeben. Daß solch „leere“ Erkenntnis, daß Modelleinsichten wertlos oder entbehrlich wären im Aufbau der Erfahrungswissenschaften, hat weder KANT behauptet noch liegt es in unserer Absicht.

Doch schieben wir restlos alle erkenntnistheoretischen Überlegungen beiseite und bleiben bei der sprachtheoretischen Aufgabe, von Äußerungen ausgehend, die eng im Hier — Jetzt — Ich — System der subjektiven Orientierung verankert sind, die sprachlichen Mittel einer Lösung anzugeben. Das einfachste unter ihnen ist die *Erweiterung* der um die punktförmige Origo dieses Koordinatensystems gelegten Sphäre, die zeigend mitgetroffen werden kann. Der Held in Autobiographien und in Ich-Romanen sagt Bände lang *ich*, und wir verstehen ihn genau so gut, wie wenn er jedesmal statt *ich* einen Personennamen gesetzt und die ganze Erzählung in der dritten Person Singularis geschrieben hätte. Wir verstehen ihn, weil alle geschilderten Ereignisse in dem derart erweiterten Ichbereich statt-

finden. Dasselbe gilt für den erweiterten Bereich des Hier und Jetzt, die ebensogut durch Eigennamen wie ‚Wien‘ und ‚Nachkriegszeit‘ ersetzt werden können. Es gibt ein Zeitungsjetzt, eine historische Jetztzeit, ein geologisches Jetzt usw. und genau so die erweiterten Hierbereiche.

Die Ansprüche der erzählenden Sprache des täglichen Verkehrs und des Historikers, die Ansprüche an eine Befreiung des Satzsinnes aus der strengsten Gebundenheit an das Zeigfeld sind damit schon weitgehend befriedigt. Warum befriedigt? Weil das Erzählte und wenn das Erzählte den damit abgesteckten Rahmen nicht überschreitet. Sonst spielen in allen epischen und historischen Erzählungen die gut geregelten *Versetzungen* eine wichtige Rolle. Das Märchen beginnt stilgemäß mit der Versetzungsanweisung: *es war einmal*; der Historiker nennt die Zeit ein wenig präziser und macht Ortsangaben dazu. Versetzungen sind ein zweites Entbindungsmittel sprachlicher Äußerungen.

Wenn ein Bereich durch Eigennamen wie ‚Paris, Revolution, Napoleon I.‘ zuvor genannt oder als unausgesprochene Voraussetzung mitgegeben ist, erfolgen in der Rede die Versetzungen in den Bereich hinein und aus ihm in andere Bereiche fast ebenso unbemerkt wie die Versetzungen bei Kamera-Sprüngen im Film, über die später berichtet werden soll. *Exposition*: Der General Napoleon aus Italien zurück in Paris. Wir sind bei ihm und verstehen das weiterhin Erzählte von seinem ‚hier, jetzt, ich‘ aus. Oder ein Fall aus dem Leben: eine Frau aus dem Volke berichtet von ‚ihm‘ und was er ihr vorwirft; und das ich-Wort im Flusse ihrer lebendigen Schilderung der jüngsten Eheszene springt hin und her, muß jetzt aus ihrem und gleich darauf wieder aus seinem Munde ertönend gedeutet werden. Man pflegt dies in der Epik als ein Wechselspiel von erzählender und direkter Rede zu bezeichnen: „Ich trag das Geld aus dem Haus“ [sc. behauptet er von mir] und „ich muß mich abrackern“ [sc. behauptet er von sich]. Ohne die subtile Verkehrstechnik des Standpunktwechsels wäre die Rede dieser Frau für jeden Hörer unentwirrbar; kraft dieser Technik aber fließt sie wohlverstanden in den mitfühlenden Empfänger. Sehen wir zu, ob und wie aus den Versetzungstatsachen Befreiungsfolgen entspringen.

3. Die Erwähnung einer *Exposition* ist uns nicht unbedacht unterlaufen. Sie war in den analysierten Beispielen *vor* dem Satz gegeben; wie wäre es damit, daß sie in den Satz *einbezogen* wird? Ein Eigenname wie ‚Heidelberg‘ oder ‚Bodensee‘ nennt unbewegliche Dinge, zu denen ein gewöhnlicher Mohammed faktisch hin-

gehen muß, um eine Bedeutungserfüllung der Namen zu erleben. Ist dies geschehen und der Eigenname taucht dem Hörer, welcher dort war, jetzt irgendwo in der Welt als Satzsubjekt auf, dann ist eine Deixis am Phantasma im Gang und die Erlösung des Satzsinneres aus den Verständnishilfen der konkreten Sprechsituation bereits mehr oder minder weit vorbereitet; wer im Phantasma zur Sache versetzt ist, *kann vergessen, von wo aus er hinversetzt wurde*. Ich bringe dies erstens, um einer Reihe von Sprachtheoretikern gerecht zu werden, die das S direkt als das Expositionsglied des Satzes bestimmt haben; PH. WEGENER war der konsequenteste von ihnen. Ich bringe es aber zweitens auch, um einen sehr wichtigen andersartigen *Entsubjektivierungsschritt* menschlicher Sprachäußerungen an systematischer Stelle in unsere Darstellung einzuführen.

Wenn ich ohne Präludien höre ‚es regnet‘, so nehme ich dies Wort als eine Wetterdiagnose in der Sprechsituation; es regnet im Augenblick dort, wo sich der Sprecher befindet, der Sachverhalt ist to-deiktisch aufzeigbar im *hier* — *jetzt*-Bereich des Sprechers. Durch die beigefügte Exposition ‚am Bodensee‘ erfolgt ein Enthebungsschritt: ‚es regnet am Bodensee‘; dies erweiterte Wort kann irgendwo gesprochen sein, sein Sinn ist weitgehend abgelöst von der engsten to-Deixis im Rahmen der Sprechsituation.

Mag sein, daß dieser Satzbau in Sprachen mit einem reichen und dominierenden System lokalistischer Kasus häufiger ist als im Indogermanischen. Die Expositionsformel ist adäquat, wo immer im Satze eine Versetzungs-Erlösung der geschilderten Art erreicht wird; sie ist aber nicht genügend und *inadäquat*, wo andere Symbolfelder im Satze aufgebaut und andere Befreiungsschritte durch sie ermöglicht werden. Bevorzugt ist im Indogermanischen das Denkschema der Aktion und der wichtigste Enthebungsschritt ist und bleibt im Rahmen dieses Denkschemas die merkwürdige Rollenübertragung an die sogenannte dritte Person: Caius handelt nicht nur, wenn er den Löwen tötet, er handelt auch, wenn er sieht und hört. Ja er handelt in einem weitesten Wortsinn vielleicht sogar dann noch, wenn er sitzt oder lebt. Doch lassen wir diese letzte Frage offen. Es könnte sein, daß das Symbolfeld ein wenig modifiziert ist, wenn Caius sitzt oder ‚lebt‘: *er lebte in Rom*. Caius wird behandelt, wenn ihn die Sonne wärmt, wenn ihn ein Freund liebt, ein Feind haßt, wenn ihn die Wähler zum Konsul machen.

Aber gleichviel: erscheint Caius als S in einem lateinischen Satze, so ist der Sinn dieses Satzes ebenso enthoben vom *hic et nunc* des Sprechers, aus dessen Munde er kommt, wie unsere Regen-

diagnose durch die Exposition ‚am Bodensee‘. Doch ist die Lösung in einer anderen Weise erfolgt; ich brauche als Hörer den Caius nicht an seinem geographischen Orte aufzusuchen wie mein Heidelberg (um mir zeigen zu lassen, wo es regnet), sondern Caius mag zu mir kommen im Phantasma wie der Berg zu Mohammed oder bleiben, wo er ist; darauf kommt es in neunzig von hundert Fällen gar nicht an. Fungiert Caius doch in unserem Beispiel sogar als *irgendeiner*, der keinen bestimmten Platz auf Erden hat und an kein Jahrhundert gebunden ist. Sondern darauf kommt es an, daß er zum Rollenträger erkoren ist einer Handlung, die von ihm ausgeht oder an ihm vorgenommen wird; Caius wird zur *persona tertia* der indogermanischen Sprachen. Gleichviel, ob der Satz weitergeht nach dem Typus ‚necat‘ oder ‚necatur‘ oder ‚est‘, die Sprache hat den Caius zur *persona tertia* erkoren, das heißt auf Deutsch zum Rollenträger in einem aus der Sprechsituation herausgehobenen Geschehen. Es ist, wenn die Rede mit der Nennung ‚Caius‘ beginnt, ein Symbolfeld jener Art eröffnet, die wir in dem Abschnitt über das indogermanische Kasussystem geschildert haben.

4. Worte wie *es regnet*, *es donnert* gehören linguistisch betrachtet zu den *Impersonalien*. Formal erscheint die dritte Person auch in den Impersonalien, was im Widerspruch steht mit dem Namen, den sie von den Grammatikern empfangen haben. Doch glaube ich, daß die Bezeichnung ‚Impersonalien‘ in einem tieferen Sinne zu Recht besteht, trotzdem ihr z. B. die mythologische Phantasie der Lateiner und die Gestalt des Juppiter tonans in die Quere kommt. Die Wetter-Vokabeln der indogermanischen Sprachen sind nur maskierte, keine vollwertigen indogermanischen Verba; sie sind *Ereigniswörter*, die ein anderes Symbolfeld um sich verlangen und eröffnen wie unsere Verba. Denn nicht die Frage wer? sondern die Fragen wo? und wann? zielen bei einem ‚es regnet‘ auf die Ergänzung ab, die es aus empraktischem Gebrauch entbindet und zu einem selbständigen Satze erhebt, der alles mit sich führt, was zu seiner Sinnerfüllung gehört. Wo in einer Sprache an Stelle unserer Verba dominierend solche Ereigniswörter vorkommen, trifft die Expositionsformel des Satzes den Nagel auf den Kopf; denn das wahre S dieser Sätze nennt in der Tat die Situation, in welcher das Ereignis stattfindet; das wahre S eines situationsenthobenen Regensatzes liegt in der Bestimmung *am Bodensee*. Fehlt diese Bestimmung, dann ist und bleibt die Rede *es regnet* eine situationsverhaftete Rede.

Die indogermanischen Logiker von HERBART an waren auf der rechten Spur, wenn sie das sprachlich fehlende S der Impersonalien

suchten, aber auf der falschen Spur, wenn sie das Gesuchte mit dem S der Verbalsätze auf eine Stufe stellten. Der Sachverhalt einer Wetterdiagnose der in Rede stehenden Art wird durch das Ereigniswort ‚es regnet‘ global (ungegliedert) genannt und nicht erst aufgebaut; durch eine Beifügung wie ‚am Bodensee‘ wird die Position angegeben, von der aus das also Genannte to-deiktisch angetroffen werden kann. Im Deutschen lassen sich beliebige Verba in ähnlicher Weise verwenden: ‚es spukt‘, ‚es wird getanzt‘ (Milieuimpersonalien); die nächste Ergänzungsfrage verlangt auch hier die Angabe einer Situation. Wenn ich nennend sage, wo und wann es spukt oder getanzt wird, ist eine Versetzung angeregt und der Punkt bestimmt, an dem im Phantasma das Phänomen gezeigt werden kann¹⁾.

Parallel den Wettersätzen nennen die Impersonalien des *subjektiven Befindens* global ein Erlebnis und fügen die persona, welche es trifft, in einem der Casus obliqui bei: ‚taedet me, pudet me, piget me (alicuius rei); mich ekelt, mir graut‘. Ob *mir* oder *mich* (oder *meiner*) ist eine sekundäre Frage. Man überlege zuvor, warum der Lateiner statt *necor, nccaris* nicht parallel zu den Impersonalien bildet *necatur mihi, nccatur tibi*, eine Konstruktion, die durchaus möglich, ja sogar unvermeidbar wäre, wenn wie im Falle der Impersonalien das erst global genannte Ereignis der Tötung zugeordnet werden müßte einem Lebewesen, das ich-zeigend sprechen oder du-zeigend getroffen werden kann. So ist es aber im Symbolfeld des echten Verbalsatzes nicht, sondern es wird der Sachverhalt schildernd aufgelöst und dazu die Rollen verteilt.

Wir sind damit ungesucht wieder auf die Angelegenheit verschiedener Symbolfelder in verschiedenen Sprachen gestoßen; sie steht unerledigt am Ende des dritten Kapitels, sie ist auch hier nicht aus dem Handgelenk und deduktiv zu erledigen. Doch bedeutet es, so will mir scheinen, einen Fortschritt, wenn wir an unserer eigenen Muttersprache eine erste Dichotomie vollziehen können. Das allgemeine Schema $S \rightarrow P$ mag stehen bleiben, weil es in unseren Überlegungen nur angibt, daß zwei funktionsverschiedene Glieder in dem Synthema enthalten sind. Diese Funktionsdifferenz ist eine

1) Vgl. dazu die Bemerkung von K. ETTMAYER, *Analytische Syntax der französischen Sprache*, 1934, II. Bd., S. 806: „Das allen subjektlosen Sätzen Gemeinsame ist nicht das Fehlen eines Agens, sondern das Fehlen einer begrifflich geformten und gestalteten Intuition, eines Dispositionsträgers, der in Erscheinung zu treten vermag.“ — Wenn ich den Terminus „Intuition“ recht verstehe, so fällt er irgendwie mit dem von uns als Situationsmoment beschriebenen Faktor zusammen. E. bringt interessante Varianten aus dem Altfranzösischen.

andere in dem uns bestvertrauten analytischen Verbalsatz und in dem aus der Sprechsituation entbundenen impersonalen Satz. Es war kein Zufall, daß die indogermanischen Logiker befremdet auf die Impersonalien blickten und sich im 19. Jahrhundert durch Jahrzehnte intensiv mit ihnen befaßten. Den geschlossensten Überblick des Hin und Her ihrer Lösungsvorschläge bietet der Bericht in B. ERDMANNs Logik. Die Hauptfrage war damals, ob die Impersonalien Prädikatsätze mit fehlendem Subjekte oder Subjektsätze mit fehlendem Prädikat seien; es gab Verfechter der ersten und Verfechter der zweiten Auffassung. Das sprachliche *es* im Deutschen und *il* im Französischen, welches im Lateinischen nicht zum Vorschein kommt, galt beiden Parteien mit Recht nicht als eine sprachlich fungierende *persona tertia*, sondern als eine „unpersönliche“ Marke an der Leerstelle des Satzfeldes. ERDMANN selbst bekennt sich zur Auffassung der Prädikatstheoretiker und ergänzt im Sinne des lateinischen Mythos vom Juppiter tonans ein mitgedachtes aber nicht genanntes Irgendetwas als Ursache des genannten Donner- oder Regenphänomens: ‚Irgendetwas‘ (anstelle des Juppiter) erzeugt das von uns wahrgenommene und sprachlich genannte Phänomen.

Säuberlich aufgespalten findet die Kritik zweierlei auszusetzen an der Diskussion der Logiker von HERBART bis ERDMANN: daß sie erstens allzu stark in dem ihnen einzig geläufigen indogermanischen Hauptfall eines Satzschemas befangen blieben und daß sie zweitens infolgedessen *Disparates* verglichen haben. Die wirklich vergleichbaren Sätze sind nicht ‚es regnet‘ und ‚Caius schläft‘, sondern ‚es regnet am Bodensee‘ und ‚Caius schläft‘; denn nur diese beiden Äußerungen sind ungefähr gleich weitgehend aus den Umständen der Sprechsituation entbunden (sympraktisch frei). Im Hinblick auf den Erlösungsschritt, der erfolgt, wenn ich von einem ‚es regnet‘ zu dem Satze ‚es regnet am Bodensee‘ übergehe, darf man sagen, es sei die Expositionsangabe, welche die Befreiung bringt. Stellt man das isolierte ‚es regnet‘ mit einem künstlich isolierten Prädikatswort wie ‚necat‘ zusammen, so wird die verschiedene Ergänzungsbedürftigkeit der beiden deutlich; jenes verlangt in erster Linie eine Antwort auf die Frage wo? (und wann?) Wird sie sprachlich gegeben, dann ist das meteorologische Ereignis eingefügt in eine Situation, in welcher es deiktisch zu erreichen ist. Ein isoliertes geformtes Wort wie ‚necat‘ dagegen verlangt in erster Linie eine Antwort auf die Fragen wer? und wen? und damit eine sprachliche *Sachverhaltsergänzung*.

Von hier aus noch einmal rückwärts gesehen erscheint uns das Wort ‚es regnet‘ als eine unaufgelöste (globale) Sachverhaltsangabe; es ist keine Rede davon, daß das Ereignis des Regnens sprachlich in demselben Sinne unvollständig *gezeichnet* wäre wie die Handlung des Tötens durch das isolierte Wort ‚necat‘. Man begreift auch sehr gut, warum BRENTANO seine Lehre von der Eingliedrigkeit des elementaren Urteils gerade an den Impersonalien zu beglaubigen versuchte. Allein es ist vom Standpunkt der Darstellungsanalyse aus festzustellen, daß das Wort ‚es regnet‘ in jedem Verwendungsfall ergänzungsbedürftig ist, weil es entweder empirisch eingebaut verstanden sein will oder eine Expositionsangabe fordert, um (seiner Bedeutung nach), aus der Sprechsituation erlöst, verselbständigt zu werden. Daß durch die sachgemäßen Ergänzungen zu ‚pluit‘ und zu ‚necat‘ zwei in den Menschensprachen weit verbreitete Satzbau-Verfahren angedeutet sind, sei unter Hinweis auf die Analyse des Löwentod-Exempels auf S. 247ff. noch einmal festgestellt; das eine von ihnen führt korrekterweise und einseitig ausgebaut zu den Casus der sogenannten äußeren Determination oder zu präpositionalen Ausdrücken ‚am Bodensee‘ usw.; das andere führt zu den Casus der sogenannten inneren Determination.

Ob man das eine Symbol $S \rightarrow P$ für beide Äußerungsformen festhalten will, ist eine rein terminologische Zweckmäßigkeitsfrage. Man könnte sich z. B. einen S-Kasus vorstellen, der den Namen durchaus verdient und doch ganz und gar ein Expositionskasus, also nicht unser Nominativus wäre. Und man könnte sich eine Klasse oder Klassen von ausgesprochenen Prädikatswörtern vorstellen, die sich syntaktisch wesentlich anders als unsere Verba verhielten und doch ähnlich wie die Verba Ereignisse symbolisierten und von den Dingwörtern abgehoben werden müßten.

5. Jedenfalls aber verstehen wir allgemein, daß das Bedürfnis, den Darstellungsgehalt einer Rede frei zu machen vom aktuellen Zeigfeld, in der *erzählenden* Rede aufkommt. Man kann sich im großen Entwicklungsgang der Menschensprache Einklassensysteme deiktischer Rufe als das erste vorstellen. Dann aber kam einmal das Bedürfnis, Abwesendes einzubeziehen und das hieß, die Äußerungen von der Situationsgebundenheit befreien. Die Mittel dazu sind für zwei Hauptfälle in der Sprache, die wir selbst sprechen, angegeben und psychologisch beschrieben. Die Enthebung einer sprachlichen Äußerung aus dem Zeigfeld der demonstratio ad oculos beginnt in unserer eigenen Sprache entweder raum-zeitlich, indem eine nennende Ver-

setzung an Stelle der primär ungeformten, weil mitenthaltene *hier-jetzt*-Deixis eingeführt wird (Impersonalia). Oder sie beginnt an der primär ebenso ungeformten, weil mitgegebenen *ich*-Deixis (Verbalsatz). Kein Wegweiser sagt ausdrücklich *hier*, obwohl er von *hier* aus zeigt; die situationsverhafteten Sprechäußerungen des Menschen (wie das *geradeaus* des Trambahngastes) entbehren aus dem gleichen Recht mit dem überflüssigen *hier* auch das überflüssige *jetzt* und *ich*, obwohl sie von da aus verstanden werden müssen. Setze ich, wie das in indogermanischen Verbalsätzen regelmäßig geschieht, ein *ich*-Zeichen, *du*-Zeichen, *er*-Zeichen in die Äußerung (*amo, amas, amat*), wozu geschieht das also, was wird damit erreicht?

Das höchst merkwürdige *er* (*sie, es*) der indogermanischen Sprachen steht psychologisch keineswegs auf gleicher Stufe mit *ich* und *du*, den Sender- und Empfängerzeichen; doch erkennt man an der persona tertia am klarsten, wozu auch *ich* und *du* im darstellenden Verbalsatz auserkoren sind. Alle drei sind, um es noch einmal zu sagen, völlig überflüssig in Äußerungen wie ‚es regnet‘; wozu also werden sie in darstellende Verbalsätze eingesetzt? Ich bilde drei Mustersätze: *amo te; amas me; amat Caius Camillam*; und stelle fest, daß im ersten und zweiten Satz der *aufgegliederte* Sachverhalt des Liebens in sehr einfacher Weise der *aufgegliederten* aktuellen Sprechhandlung zugeordnet wird. Man projiziert sozusagen den Sachverhalt des Liebens auf die aktuelle Sprechhandlung. Es gibt zwei Partner des Liebens, es gibt zwei Partner der aktuellen Rede; die letzteren, der Sender und Empfänger der Botschaft, sind zeigend zu erreichen. Man zeigt sie faktisch und macht dabei kenntlich, daß sie und *wie* sie identisch sind mit den Partnern des Liebens. Mehr Worte darüber sind kaum vonnöten; von Nutzen wären weitere Erläuterungen nur dann, wenn sie aus andern Sprachfamilien Satzmodelle mit wesentlich verschiedenem Projektionsverfahren daneben beschrieben und bestimmten. Rein lokalistisch darstellende Sprachen könnten die Projektion des Ereignisses auf die *Positionen* der Sprechsituation vornehmen: die Liebe strahlt vom Senderort *hier* zum Empfängerort *da* (wo du bist), lateinisch etwa: *amatur* (es wird geliebt, man liebt) *hinc istuc* im ersten oder *istinc huc* im zweiten Fall. Oder die Konstruktion könnte wieder instrumental-dativisch erfolgen wie in dem konstruktiv ersonnenen ‚Caio nex leoni‘: *amatur me* (Instrumentalis) *tibi* (Dativus commodi). Das alles ist ohne weiteres im Rahmen der Sachverhaltsprojektion auf die aktuelle Sprechhandlung möglich.

Auf einem neuen Blatt aber steht der dritte indogermanische Mustersatz *amat Caius Camillam*. Denn hier wird über die zwei natürlichen Rollenträger der aktuellen Sprechhandlung hinaus ein dritter Rollenträger hinzukonstruiert und to-deiktisch (im Irgend-wo) getroffen: *amat*. Wozu? Um diesen hinzugedachten Rollenträger weiterhin gleichzustellen den ich-deiktisch und du-deiktisch getroffenen Rollenträgern der Sprechhandlung. Denn auf ihn kann nun das Liebesereignis genau so wie auf den Sender und Empfänger der Botschaft mitprojiziert werden: *er liebt mich, er liebt dich; ich liebe ihn, du liebst ihn*. Daß dieser dritte Rollenträger in indogermanischen Sätzen nicht nur genannt wird (als Caius), sondern auch zeigend angedeutet ist in dem *t* des *amat*, muß wohl aus den gleichen Sprachbedürfnissen verstanden werden, aus welchen das Anbringen von ich- und du-Formantien am finiten Verbum (oder aufgelöst das Setzen der isolierten ich- und du-Wörter) entsprungen ist. Und wenn ich mich nicht täusche, liegt der Quellpunkt eines generellen Setzens der Rollenzeichen dort, wo die Sprache über das Präsenste hinausgreift und Nichtpräsentes erzählend wiedergibt. Denn gleichviel, ob dieses Abwesende dramatisch oder episch erreicht und präsentiert wird, man braucht in beiden Fällen Markierungen entweder lokalistischer oder personaler Art, um es sprachlich darzustellen. Solange nämlich, als man an dem Verfahren einer Projektion des Abwesenden auf die Koordinaten der Sprechsituation festhält. Unsere Sprachen halten daran fest und benützen fast durchgehend ein System von Personalzeichen, das sie konform ihrem bevorzugten Symbolfeld, dem Handlungsklischee, durch die dritte Person *erweitert* haben.

Streng genommen ist also kein indogermanischer Satz mit finitem Verbum völlig zeigfrei, sondern hat in Form des Personal-suffixes am Verbum stets ein Zeigzeichen. Doch kann man schon an dem *amo te* den ersten Befreiungsschritt aus der engsten Gebundenheit des Satzsinnes an das *ad oculos* Demonstrierbare feststellen. Denn die Sphären des Ich und Du sind gewöhnlich erweitert, wenn er gesprochen wird: Der Liebende und Geliebte überleben in der Regel samt ihrer Liebe die gegebene Sprechsituation und das kann mitgetroffen sein in Sätzen wie *‘amo te’* oder *‘amas me’*. Das erzählende Präsens begreift eine unbestimmte Jetzt-Sphäre ein, in welcher der jetzt Sprechende und der jetzt Angesprochene mit andauern.

Viel weiter aber geht die Befreiung im dritten Mustersatz. Der unbestimmte *er* in *amat* ist nur insoferne noch auf die aktuelle

Sprechsituation bezogen, als er zum Nicht-Ich und zum Nicht-Du des Sprechers gehört; er ist weder Sender noch Empfänger der Mitteilung, sondern eben ein *tertius*, der to-deiktisch erreichbar gedacht wird. So in der Regel wenigstens; und spricht oder schreibt einmal der Caius selbst an Camilla jene Liebeserklärung, dann hat er sprachlich schon eine Objektivierung vollzogen und läßt in der Formel das Sender- und Empfängerzeichen verschwinden, genau wie Jedermann außerhalb der Affäre. Das wird durch den Einsatz der Nennwörter Caius und Camilla, an denen die Feldzeichen angebracht werden, möglich. Es bleibt also nicht beim unbestimmten Zeigzeichen *er* (*t* in *amat*), sondern dies Gezeigte wird außerdem genannt. Das in den Objektkasus gesetzte Etwas (*Camillam*) wird in unseren Sprachen überhaupt nicht zeigend (wie in anderen Sprachen mit verschwenderischer Anwendung der Personalia), sondern nur nennend getroffen. Von der ganzen (ursprünglicheren) Projektion des zu schildernden Sachverhaltes auf das Koordinatensystem der aktuellen Sprechhandlung ist dann nur das to-deiktische Zeichen der *persona tertia* übrig geblieben. Erhalten blieb aber außerdem die Kategorie *Handlung* für das Darzustellende selbst.

Damit dürfte im Felde der Tatsachensätze die weitest mögliche Sinnerlösung aus den Umständen der Sprechsituation erreicht sein. Gewiß, der Logiker wird noch an allerhand anderes denken, z. B. daran, daß die Eigennamen unseres Musterfalles durch wissenschaftlich definierte Klassennamen ersetzt werden sollten, oder daran, daß an Stelle des temporären Sachverhaltes einer menschlichen Liebe naturgesetzliche Sachverhalte von allgemeiner (übertemporärer) Geltung sprachlich gefaßt werden in Sätzen von der Form $S \rightarrow P$. Wir werden zustimmen und nicht widersprechen; auch die vorwissenschaftlichen Weisheitssätze wie „steter Tropfen höhlt den Stein“ beanspruchen einen allgemeineren Geltungsbereich wie der Mustersatz von der Liebe des sterblichen Menschen Caius. Allein nicht darauf kommt es in unserem Zusammenhang an, sondern auf die Frage, ob unsere Sprache *noch objektiver* sprechen kann, den dargestellten Sachverhalt noch gründlicher den Umständen der Sprechsituation entrückt zu präsentieren vermag. Und darauf lautet die Antwort *nein*. Das Zeigzeichen der dritten Person ist ein kaum je störendes Schwänzchen, das noch abfallen könnte und faktisch abfällt, z. B. in den verballosen Korrelationssätzen. Sonst aber ist durch das Nennen anstelle alles Zeigens faktisch die Befreiungsgrenze im Rahmen der natürlichen Sprache erreicht. Eine noch weiter gehende „Entsubjektivierung“ der Sätze kann von

diesem Punkte an nur durch explizite Definitionen der verwendeten Nennwörter, durch Auflösung der üblichen Implikationen und durch eine eindeutigere Syntax, als sie die natürliche Sprache zu bieten vermag, erwartet werden¹⁾. Wohlverstanden: solange es sich um Wirklichkeitssätze und nicht um etwas anderes handelt.

6. Das letzte Wort über den Satz ohne Zeigfeld führt in die Logik. Die Aussage ‚zwei mal zwei ist vier‘, Gleichungen der Mathematiker wie $a + b = b + a$, die Mustersätze der logischen Axiomatik wie ‚A ist A‘ — sehen rein sprachlich betrachtet nicht viel anders aus wie die Wirklichkeitssätze und müssen trotzdem auch vom Sprachtheoretiker auf ein eigenes Blatt geschrieben werden. Wer dies tut, braucht nicht vergessen zu haben, daß jeder Sprecher in seinen Kindertagen die Bedeutung *aller* Nennwörter direkt oder indirekt gezeigten Dingen und Sachverhalten entnommen und übend behalten hat. Versteht man den Begriff Deixis so weit wie die Griechen, dann ist diese Behauptung exakt zu beweisen. Wer nun als Adept einer Wissenschaft und zu guter Letzt in der Logistik *neue Symbole* vorgesetzt erhält, dem ergeht es beim Erlernen wieder so, daß die to-Deixis einspringen muß: ‚Schau dahin! dies Zeichen vor deinen Augen auf der Tafel, auf der Buchseite, wird von uns als Symbol für das und das verwendet‘. So oder ähnlich geht es bei der Bedeutungsverleihung aller Symbole zu und ohne diese Zeighilfen ist faktisch kein Symbolsystem in den intersubjektiven Verkehr zu bringen. Aber der Nabelstrang, welcher beim Lernen die Symbolik der wissenschaftlichen Sprache aus der natürlichen speist und wachsen läßt, scheint späterhin irgendwie durchschnitten zu werden, wenn man so will.

Ich sagte, es scheint so; in Wahrheit gilt es erst zu prüfen und dann zu entscheiden, ob man sprachtheoretisch eine *Irrelevanz* der to-deiktischen Lernbehelfe im Sinngefüge des hochformalisierten logischen Darstellungssatzes vom Typus $S \rightarrow P$ nachweisen kann. Faßt man die Sätze der Logik schärfer ins Auge, so kann dabei nichts anderes zum Vorschein kommen, als was weniger „streng“ die Logik seit ARISTOTELES in ihren klarsten Augenblicken mitlaufend unter anderem auch schon sagte und was die Logik auf ihrer höchsten Abstraktionsstufe heute einzig zu sagen weiß: die Dar-

1) Die Abstreifung des anthropomorphistischen Denkens, das in der dominierenden Verwendung des Aktionsklischees beschlossen liegt, wurde in der alten aristotelischen Logik durch eine Transformierung aller Sätze mit finitem Verbum in *ist*-Sätze angestrebt. Die moderne Logik stellt und erfüllt in diesem Punkte strengere Anforderungen. Doch das interessiert uns hier nicht weiter.

stellung mit Zeichensystemen vom Typus der Sprache wird *reflexiv* in der Logik. Die Logik besinnt sich auf die Struktur des Darstellungsgerätes vom Typus Sprache und stellt Sätze hin, an denen die Konstruktionsbedingungen aller einfachen und komplexen Gebilde des Systems und aller Operationen, wodurch sie auseinander hervorgehen, einsichtig werden. Zum Beispiel den Satz, daß A einmal und noch einmal gesetzt identisch sei und bleiben müsse in jedem Beweisgang.

Das ist alles; und mehr darf man nicht verlangen weder von der Logik überhaupt noch von irgendeinem sozusagen absolut zeigfreien Satz vom Typus $S \rightarrow P$, der dazugehört. Denn viele oder sogar alle Sätze der Logik und (wie viele glauben) damit auch die Sätze der Mathematik könnten mit dazu gehören; jedenfalls ist dies von ernst zu nehmenden Logikern behauptet worden. Es ist also die Reflexion auf die Systembedingungen, es ist eine *Selbstbeschränkung erster Ordnung*, welche die weitest gehende Irrelevanz der to-deiktischen Lernbehelfe garantiert. Ich wiederhole: im Bereich der reinen Logik. Die Sätze, von denen wir sprechen, kommen nur in der reinen Logik vor und erweisen sich aufgelöst und zurückverfolgt auf ihre letzte Begründung als analytisch evidente Sätze oder schlechtweg als Tautologien.

Im Grunde genommen weiß und lehrt man dies seit Jahrhunderten da und dort in der formalen Logik. Neuerdings sind ALOIS RIEHL, BENNO ERDMANN und J. VON KRIES in demselben Jahre 1892 zurückgekommen auf eine Einsicht, die man bei LOCKE, HUME und J. ST. MILL vorbereitet findet, und haben ‚Real- und Idealurteile‘ oder ‚Real- und Reflexionsurteile‘ oder ‚Objektsurteile und Begriffsurteile‘ unterschieden, um die Sonderstellung der logischen Sätze zu kennzeichnen¹⁾. Die Logik fällt danach nur Ideal = Reflexions = Begriffs-Urteile. Den einfachsten Zugang zum Verständnis dieser These öffnet, wie mir scheint, die alte Suppositionslehre der Scholastiker: Wenn Du ‚Vater‘ findest in einem Kontexte, so merke Dir, daß manchmal das Wort dort steht nicht um ein Symbol zu sein für den bekannten Erzeuger von Kindern, sondern damit Du eine *suppositio formalis* usw. an dem wahrgenommenen Zeichending vornehmen kannst. In der Linguistik z. B. nimmst Du es als Substantivum. Ähnlich, wenn Du bei Logikern den Satz findest ‚A ist A‘; merke Dir, daß das nicht ein kindliches Spiel

1) O. KÜLPE, Vorlesungen über Logik (1923) griff den gemeinten Unterschied auf und verfolgte ihn noch etwas schwerfällig durch die drei Bereiche von Begriff, Urteil und Schluß hindurch. Literaturangaben dort S. 243.

sein soll, sondern daß Du zur höchsten Formalisierung des Satzsinnens vordringen und eine der Grundlagen des Darstellungssystems vom Typus Sprache (nämlich den Identitätssatz), daran erfassen muß.

In unserem Zusammenhang ist nur das eine wichtig, nämlich einzusehen, daß die im Verständnis aller Sätze immer *fortwirkende Lerndeixis* unterschieden werden muß von der *Objektdeixis*, die implizite in allen Wirklichkeitsaussagen enthalten bleibt und nicht eliminierbar ist. Ohne Objektdeixis gibt es keine Existenzaussage; sie bleibt in allen Wirklichkeitssätzen auch dort, wo sie sprachlich nicht zum Vorschein kommt, implizite enthalten. Bei den rein begrifflichen Sätzen dagegen fällt die Objektdeixis mit der Lerndeixis zusammen, weil die logischen Sätze über den Begriffsinhalt als solchen gefällt werden und nicht darüber hinausgehen. Das ist nach meiner Auffassung alles, was man in der Sprachtheorie braucht, um der Eigenart logischer Sätze gerecht zu werden.

§ 26. Die Anaphora.

Die Mehrsatz-Kompositionen der Sprache heißen bei uns Modernen Satz-*Verbindungen* oder Satz-*Gefüge*. Das sind übertragene Namen, Metaphern. Es gibt aber noch anderes in der Welt als Bündel und Bauten aus Stein und Holz, womit Sachverständige diese Einheiten verglichen haben, um bald dies, bald jenes Moment an ihnen hervorzuheben. Wer *Verknüpfung* sagt, denkt, falls er für etymische Valeurs empfänglich ist, an Schlingen und Knoten; die Tatsachen gestatten ihm dies. Schon die Griechen nannten Wörter einer bestimmten Klasse *σύνδεσμοι* (*σύνδεσµα*) und die Lateiner spannten durch ihre *conjunctiones* zwei Sätze an ein ‚Joch‘; es waren dieselben Wörter in der Mehrsatz-Einheit, welche den Griechen das Bild der Fessel und den Lateinern das des Joches nahelegten. Die Schöpfer des Wortes *Text* dachten an Gewebe; doch weiß ich nicht genau, was sie vom Gewebe auf das Sprachliche spezifisch übertragen wollten.

Endlich noch ein letztes Bild, das ich vor den anderen einer Neubelebung empfehle, nämlich die Metapher von den *Gelenken* der Rede, die in dem griechischen Namen *ἄρθρα* = Gelenkwörter enthalten ist. Gelenkwörter hießen ursprünglich alle sprachlichen Zeigzeichen im Modus der Anaphora. Wir interpretieren das Gleichnis für unseren Zweck und in unserer Terminologie folgendermaßen: ähnlich wie der tierische und menschliche Körper durch seine Gelenke, so erfährt das Band der Rede da und dort eine bestimmte Absetzung, es findet jeweils ein Bruch des Symbolfeldes statt, und

trotzdem bleibt das Abgesetzte funktional vereinigt, weil die anaphorischen Zeigwörter eine Redintegration der abgesetzten Teile symbolisieren und mehr oder minder genau angeben, *wie* sie vollzogen werden soll. Das ist, wie mir scheint, eine Fassung der Dinge, die zwar nicht für alles, aber doch für vieles im weiten und bunten Plane der Phänomene, die uns zuletzt in diesem Buche interessieren, so adäquat und erschöpfend ist, wie nur irgendein Bild es sein kann.

Die ganze Formenwelt der Mehrsatz-Einheiten selbst wird erst im folgenden Paragraphen wenn auch nicht erschöpfend behandelt, so wenigstens zum Thema erhoben; vorher sei noch einmal der Weg eines übergreifenden Vergleiches empfohlen, um das Wesen und die Leistungsfähigkeit des anaphorischen Zeigens zu begreifen. Daß die Anaphora von einigen großen Linguisten klar erfaßt und von anderen gründlich verkannt worden ist, wird am Beispiel von H. PAUL und BRUGMANN deutlich. Ich zitiere ein Wort aus den PAULschen Prinzipien und erläutere etwas ausführlicher die Gründe eines typischen Mißverstehens an der Auffassung von BRUGMANN. PAUL schreibt:

„Es war für die Entwicklung der Syntax *ein höchst bedeutsamer Schritt*; daß dem Demonstrativum, dem ursprünglich nur die Beziehung auf etwas in der Anschauung Vorliegendes zukam, die Beziehung auf etwas eben Ausgesprochenes gegeben wurde. Dadurch wurde es auch möglich, dem psychologischen Verhältnis, daß ein Satz selbständig hingestellt wird und zugleich als Bestimmung für einen folgenden dient, einen grammatischen Ausdruck zu geben. Das Demonstrativum kann sich *auf einen ganzen Satz oder ein Satzglied beziehen*“ (148, die Hervorhebung von mir).

Das ist eine sehr treffende Bemerkung, welche in der Sprachtheorie aufgegriffen und ausgedacht zu werden verdient. Doch muß man sich zuvor die Gründe derer ansehen, welche die *Eigenart* der Anaphora bestritten haben. Wir konfrontieren also die alte Auffassung der Anaphora, welche PAUL vertritt, und eine moderne, um über das Phänomen als solches ins klare zu kommen; das ist das Thema im ersten Abschnitt. Unser Ergebnis lautet, der *Kontext selbst werde zum Zeigfeld erhoben* in der Anaphora. Daran schließen dann wie auf losen Blättern einige Betrachtungen an, welche die Leistungsfähigkeit der Anaphora allgemein beleuchten.

1. Die moderne Verkenntung der Anaphora, die ich im Auge habe, ist am konsequentesten bei K. BRUGMANN zu finden; in seiner klassischen Akademieabhandlung über die Demonstrativpromina der indogermanischen Sprachen steht folgendes:

„Der Unterschied zwischen Deixis und Anaphora, wie er seit APOLLONIUS DYSKOLUS in bezug auf den Gebrauch der Demonstrativpronomina gemacht zu werden pflegt (vgl. WINDISCH CURTIUS' Stud. 2, 251 ff.), wird öfters als die wichtigste

Verschiedenheit in der Verwendung dieser Wortklasse betrachtet und dementsprechend zu ihrer Definition verwendet; so sagt z. B. WUNDT, die Funktion des Demonstrativums sei die des Hinweises auf Gegenstände und Personen, die entweder, weil sie sich in unmittelbarer Nähe befinden, oder weil sie kurz zuvor erwähnt wurden, der besonderen, sonst für sie geltenden Namenbezeichnung nicht bedürfen. Diese Einteilung trifft aber *nicht das Wesen* unserer Pronominaklasse."

„Ursprünglich scheinen die Demonstrativa nur auf Elemente der unmittelbaren Sinneswahrnehmung bezogen worden zu sein. Der Sprechende behandelte dann aber seine gesamte Vorstellungswelt nach Analogie der gegenwärtigen Anschauung, und das Wesen dieser Klasse von Pronomina, wie sie in geschichtlichen Zeiten allenthalben gebraucht werden, bestimmt man wohl am besten so: sie sind die sprachliche Hinweisung auf etwas, dem der Sprechende seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, und fordern den Angesprochenen auf, den Gegenstand ebenfalls ins Auge zu fassen. Will man alsdann eine Einteilung der sämtlichen einschlägigen Fälle in der Richtung vornehmen, in der die Unterscheidung nach Deixis und Anaphora liegt, so wäre die einzige mit dem Wesen der Sache in Übereinstimmung befindliche Scheidung darnach zu machen, ob es etwas ohne weiteres *Bekanntes*, nicht erst durch die augenblickliche Situation bekannt werdendes ist, worauf hingewiesen wird, oder etwas, dem diese Eigenschaft nicht zukommt" (13ff.). Also Bekanntes und Nichtbekanntes.

BRUGMANN widmet der Frage einen ganzen Paragraphen; ich habe den ersten und letzten Abschnitt, die bestreitende Behauptung und den positiven Vorschlag des großen Sprachforschers abgedruckt. Dazwischen steht die psychologische Begründung für beides. Es wird an Beispielen verdeutlicht, daß der Hinweis auf wahrnehmungsmäßig Präsentes „ohne feste Grenze“ übergeht in den Hinweis auf soeben Wahrgenommenes, was noch frisch im Gedächtnis steht; und zu dem Letzteren wird schlankweg die Anaphora gerechnet.

„So ist es, wenn ich ohne eine das Pronomen begleitende hinweisende Gebärde zu jemanden sage *dies war herr N.*, nachdem ein Herr an uns vorübergegangen ist, oder wenn ich nach dem Donner sage *das war kräftig!* oder nach Anhörung eines Liedes *dieses lied ist mir neu*“. „Wenn ich bei den Worten *dies war herr N.* nur etwa den Kopf nach der Seite wende, an der die Person vorübergegangen ist, so gibt diese Gebärde dem Pronomen den Charakter einer sinnlichen Deixis.“ Und wie steht es nun mit der Anaphora? Die Funktion des Demonstrativums ist, wenn ich z. B. nach dem Anhören einer Behauptung sage *dies ist mir neu* genau dieselbe wie in jenem Satz *dies lied ist mir neu*. Und es tritt auch dadurch kein Unterschied ein, daß das Pronomen, statt auf die gehörten Worte eines anderen, auf ein vom Redenden selbst gesprochenes Wort geht.

Auch kehren in beiden Fällen die verschiedenen Grade in der Schärfe der Deixis wieder „bis herab zum gewöhnlichen Artikel“. „Und in dieser Beziehung ist auch keine Verschiedenheit, ob das deiktische Pronomen auf vorausgegangene Worte geht oder auf nachfolgende: Vgl. z. B. *merk dir die (diese) lehre: du mußt* usw. und *merk dir die lehre: du mußt* usw., *ich setze den fall, daß* usw.“

Das alles klingt beim ersten Hören sieghaft überzeugend; die BRUGMANNschen Beispiele sind vorzüglich aus dem Leben gegriffen

und beweisen, daß der Schnitt zwischen einem Hinweis mit und ohne Kopfwendung in der Tat bedeutungslos ist. Denn was soll daran gelegen sein, ob ich die Kopfwendung nach dem soeben vorübergegangenen Herrn hin ausführe oder nicht ausführe? Ob *dies* Lied, von dem ich weiter sprechen will, faktisch gesungen worden oder nur als Gesprächsgegenstand mir und meinem Redepartner soeben noch präsent gewesen ist? Wir stimmen BRUGMANN bei: ob wahrgenommen oder nur gedacht, ist schlechthin irrelevant. Hinzuzufügen ist aber eine freilich entscheidende Einschränkung: solange es sich um nichts anderes als um das primär *sachliche* Zeigen handelt. Solange besteht in der Tat keine Veranlassung, einen Schnitt zu ziehen. Denn die Deixis am Phantasma beruht auf genau denselben psychologischen Voraussetzungen wie die demonstratio ad oculos und operiert mit den gleichen sinnlichen Zeighilfen. Anders aber werden die Dinge in dem Augenblick, wo an Stelle des sachlichen Zeigens ein *syntaktisches* Zeigen vorliegt. Denn die psychologische Grundlage des syntaktischen Zeigens ist verschieden von der des sachlichen und die Horizonte des dort und hier Zeigbaren (Treffbaren) schneiden sich zwar, sind aber keineswegs identisch. BRUGMANNs Beispiele stammen aus dem Bereich des sachlichen Zeigens; auch in der Bemerkung *dies ist mir neu* kann der gemeinte Neuheitscharakter im Sinne BRUGMANNs völlig parallel zu dem Neuheitseindruck, den das gehörte Lied hervorrief, am Dinge haften, das mir durch die Rede des anderen in der Vorstellung präsent geworden ist. Der Hinweis durch das Wörtchen ‚dies‘ ist in solchem Falle ein sachlicher Hinweis und BRUGMANN bleibt im Rechte.

Wie aber, wenn ich den Text ein wenig verändere und sage: *dies ist wahr (falsch, plausibel, gelogen usw.)*? Ein wahres oder falsches *Ding* gibt es auf Erden und im Himmel und in der Hölle nicht; denn wahr oder falsch kann nur ein Urteil, ein Satz oder allgemeiner eine Darstellung als solche sein¹⁾. Worauf ich verweise im Satze ‚dies ist wahr‘ ist nicht ein Ding, sondern es ist eine eben ausgesprochene Behauptung, ein Stück der Rede selbst, in die ich gerade *eingeschaltet* bin. Gleichviel (wie BRUGMANN mit Recht betont), ob diese Behauptung in meinem oder deinem oder (wie wir ergänzend hinzufügen) im Munde eines Dritten, dem wir zuhören, entstanden ist. Die Theorie der Dinge verlangt nichts anderes, als daß erkannt und ein wenig philosophisches Erstaunen für das Faktum aufgebracht wird, daß die aktuelle Rede, die meistens auf

1) Der Hinweis auf einen ‚falschen Bart‘ im Unterschied vom ‚echten‘ oder auf ‚falsches Geld‘, den ‚falschen Demetrius‘ usw. ist leicht aufzulösen.

etwas, was sie nicht selbst ist, geht, sich manchmal zurückwendet und *reflexiv* wird. Die Anaphora ist reflexives Zeigen und muß als solches genau so gut und genau so scharf von dem gewöhnlichen sachlichen Zeigen unterschieden werden, wie man z. B. den Selbstmord vom gewöhnlichen Morde abhebt. Daß es Fälle gibt, die von außen her so oder so interpretiert werden können, hat BRUGMANN bewiesen, mehr nicht.

Ein anderes Beispiel, durch das man systematisch auf Differenzen innerhalb der Anaphora aufmerksam wird. Wir erproben die BRUGMANNsche Formel an dem ehrwürdig-trivialen Modell des korrekten Syllogismus der Logiker: Alle Menschen sind sterblich. Caius ist ein Mensch. *Also* ist Caius sterblich. Auch ein solches ‚also‘ oder ‚demnach‘ oder ‚folglich‘ fungiert trivial bestimmt anaphorisch zeigend. Um alles zu sagen, so fordert es den Hörer auf, die beiden Vordersätze zusammenzudenken (*συνόψαν* nach ARISTOTELES) und die Konsequenz zu ziehen. Und darin ist (was immer sonst noch) jedenfalls ein Zurück- und Vorverweisen in der Reihe der aufeinanderfolgenden Sätze enthalten. Doch darf die genauere Interpretation in diesem Falle nicht übereilt verfahren. Fest steht, daß der Rückverweis auf etwas geht, woraus die Konsequenz zu ziehen ist und daß ich mich an die vorausgehenden Sätze wenden muß, um dieses Etwas zu finden. Ein Logiker weiß ferner, daß das Ziehen derjenigen Konsequenz, die ihn interessiert, nicht im mindesten beeinträchtigt wird durch eine passende Änderung der Termini in den Vordersätzen. Ob das Menschen sind und Caius oder ob an ihrer Stelle von X und Y gehandelt wird; ob es sich ums Sterben oder ein beliebiges anderes Prädikat *a* handelt, ist in Hinsicht des Ziehens der logischen Konsequenz völlig irrelevant. Im Gebrauch der Logik fordert also das anaphorische Zeigen gleichzeitig zu einer Formalisierung der dargestellten Sachverhalte auf.

Ich stelle, um weitere Differenzen, die in einer systematisch ausgebauten Lehre vom anaphorischen Zeigen nicht übersehen werden dürfen, wenigstens anzudeuten, einander gegenüber ‚dies ist unrichtig‘ und ‚dies ist eine Lüge‘, was noch einmal unterschieden werden muß. Denn das zweite kann als eine Beleidigung empfunden und gerichtlich bestraft werden, während das erstere vor der Instanz einer logischen Rechtsprechung ausgetragen werden muß. Auf eine Erörterung dieser Dinge soll aber hier nicht eingegangen werden; genug, wenn zugegeben wird, daß es in all dem jedenfalls ein internes, irgendwie zurück- und vorweisendes Zeigen gibt. Mit der viel zu armen Dichotomie in Bekanntes und Unbekanntes ist diese

greifbare Mannigfaltigkeit der Zeigfälle theoretisch nicht zu bewältigen.

Nein, die Anaphora muß von einer ganz anderen Seite her studiert werden, nämlich so: Hat man am Satz ohne Zeigfeld erkannt, daß und wie die sprachliche Darstellung in bestimmten Grenzen und schrittweise den Anschauungsstützen der Sprechsituation enthoben und frei wird von Zeichen, die wie Wegweiser fungieren, so bietet das Satzgefüge ein neues Schaustück. Die alten Zeigzeichen verschwinden nicht, sondern übernehmen (vom Außendienst entlastet) eine innendienstliche Funktion des Zeigens. Mit einem Wort: sie stehen immer noch da im Kontexte, aber ihre Arme oder Pfeile weisen *nicht mehr direkt auf Dinge*, die man mit den Augen im Blickfeld suchen soll und findet, sondern sie deuten auf Kontextstellen und Kontextstücke hin, wo man findet, was am Platze der Zeigzeichen selbst nicht geboten werden kann. Was die anaphorischen Pfeile direkt treffen, sind nicht die Dinge, von denen die Rede ist, sondern es sind entweder die sprachlichen Fassungen dieser Dinge, also Sätze oder Satzteile, wie es PAUL schon völlig korrekt angibt. Oder es sind doch die Dinge, aber so wie sie gefaßt sind; die Dinge und Sachverhalte also, wie sie von den Gesprächspartnern bereits als das und das charakterisiert worden sind. Man wird diesen Unterschied parallel zu unserer Formel vom satzfügenden und sachbündelnden *und* in Zukunft scharf ins Auge fassen und Kriterien finden, an denen rein grammatisch in vielen Fällen wenigstens das eine vom anderen unterschieden werden kann. Jedenfalls aber sprächen alle anaphorischen Pfeile, wenn sie sprechen könnten, ungefähr so: schau vor oder zurück das Band der aktuellen Rede entlang! Dort steht etwas, das eigentlich hierhergehört, wo ich stehe, damit es mit dem Folgenden verbunden werden kann. Oder umgekehrt: dorthin gehört, was mir folgt, man hat es nur der Entlastung wegen versetzt.

Wer es sein Leben lang mit nichts anderem als mit der Sprache zu tun hat, verliert manchmal die Fähigkeit, sich zu verwundern über das, was die Sprache zu leisten vermag; es ist ihm zu selbstverständlich geworden. Dann ist es an der Zeit, daß er sich vergleichend nach Außersprachlichem umsieht. Es sollen hier die höheren Kompositionsmittel anderer Darstellungsgeräte eines Blickes gewürdigt werden. Mehr als ein orientierender Blick aus der Vogelschau kann und darf es in dieser ersten Skizze nicht sein. Man findet Ansätze zu internen, sozusagen *bautechnischen* Zeigzeichen manchen Ortes außerhalb der Sprache; doch sind es überall nur Ansätze. Das

sachgerechte Zusammenfügen wird meistens durch andere Hilfsmittel garantiert. Trotzdem ist es lohnend und lehrreich, die verschiedenen Fügetechniken zu studieren; denn wer sie kennt, findet vieles in der Sprache wieder und vielfach genügen auch der Sprache die nicht-anaphorischen Fügemittel vollkommen. Als schlechthin unentbehrlich kann demnach das anaphorische Zeigen keineswegs angesprochen werden; doch ist es sehr wirkungsvoll und in mehr als einer Hinsicht außerordentlich charakteristisch für die Sprache. Wir erinnern uns klar noch einmal der Kontextfaktoren, die im analytischen Untersuchungsgang systematisch besprochen worden sind (S. 174 ff.); wo und wie ist jenem System der neue Faktor anzureihen?

2. Die Anaphora gehört am engsten zusammen mit dem Kontextfaktor des „Nebeneinanderstellens“ aus der Liste von H. PAUL. Daß und wie sich die in einem Satze vereinigten lexikalischen Sinn-einheiten rein stofflich zusammenfinden und aneinander anpassen, wurde über das von PAUL nur Angedeutete hinaus an den Text-Rekonstruktionen der Versuchspersonen CH. BÜHLERS, es wurde noch einmal anders an der Metapher mit ihrem Abdeckungs- und Abstraktionseffekte deutlich. Die Anaphora ist ein eigenes Mittel der Sprache, um solches Zusammengehen in gewissem Ausmaß dem Zufall zu entziehen und weiter, als es die syntaktische Ordnung im Symbolfeld des einzelnen Satzes schon vollbringt, Bestimmtes an Bestimmtes anzuschließen. Sie macht es möglich, ohne Gefährdung der Gesamtübersicht Einschiebungen aller Art zu vollziehen und in kleinen oder großen Bögen über alles Zwischenliegende hinweg schon Dagewesenes wieder hervorzuholen oder erst Kommendes schon im voraus zur Verbindung mit dem gerade Genannten in Aussicht zu nehmen. Im ganzen ein außerordentlich vielgestaltiges Füge- und Beziehungsmittel, das die Beschränkungen des psychophysischen Gesetzes, daß die Wörter im Redeabfluß nur kettenförmig eines nach dem anderen hervorgebracht werden können, weitgehend ausgleicht.

Um nichts zu übersehen, was dazu gehört, vergleichen wir zuerst wie aus der Vogelschau den Wortabfluß menschlicher Reden mit dem Bildabfluß im (stummen) Film. LESSING kam da und dort bei seinem Vergleich der Sprache mit dem Bilde des Malers auf Homer; die Sprachtheorie sollte, was er begonnen, auf breiter Basis einmal zu Ende führen und dabei die Möglichkeiten des *bewegten* Bildes nicht vergessen. Ob man je daran gedacht hat, die Odyssee faktisch im Film wiederzugeben? Geschähe es, so wüßte die Sprach-

theorie eine Reihe von Gesichtspunkten namhaft zu machen, unter denen Vergleiche hinüber und herüber der Strukturanalyse beider Darstellungsgeräte förderlich wären. Es sei mir gestattet, zur Vorbereitung auf die Schilderung *des dem stummen Filme versagten Mittels der Anaphora* zuerst eine *Ähnlichkeit* von epischer Erzählung und Filmtechnik zu unterstreichen.

Der Film ist dem Epos verwandter als der dramatischen Rede im Hinblick auf die Deixis am Phantasma. Denn im Drama kommt, wo Abwesendes hineingezogen und zeigend behandelt werden soll, der Berg zu Mohammed, während die Stärke der epischen Erzählung in der beweglichen Versetzbarkeit Mohammeds zum Berge liegt. Der Film ist episch in diesem Punkte aus leicht ersichtlichen Gründen. Um mit dem Greifbarsten zu beginnen: Im erzählenden optischen Filmband treten an vielen Stellen Szenenschnitte auf, die der technisch naive Zuschauer kaum bemerkt. Bei der Aufnahme des Films wurde sprunghaft ein Standpunktwechsel vollzogen, man ist von einer Fern- zur Nahaufnahme gesprungen oder ein Stück weit um den Gegenstand herumgegangen mit der (während des Ganges geschlossenen) Kamera. Das sind die einfachsten *Versetzungen*, welche bei der Wiedergabe ebenso wenig stören wie ein Rundgang in Etappen, den wir selbst als Betrachter um eine Statue, ein Haus, eine Stadt herum vollziehen, ein Rundgang mit Betrachtungspausen.

Streng genommen treten unvermeidbare Betrachtungspausen mit Blickpunktsprüngen überall ein, wo wir bei scheinbar kontinuierlichem Sehen ein ruhendes Bild mit unserem Blick abwandern oder ein bewegtes mit dem Blick verfolgen. Es ist eine große Täuschung, wenn einer glaubt, er habe je z. B. eine Kreisfigur oder die Konturen einer menschlichen Gestalt mit bewegtem Blick ähnlich wie man dies mit der bewegten tastenden Hand tun kann, *kontinuierlich* wahrnehmend abgefahren; das ist aus physiologischen Gründen unausführbar. Auch der Lesende springt mit seinem Blick das optische Zeilenband entlang und sieht während der Bewegung keine Druckfiguren. Der Kameramann nützt also nur das überall Unvermeidliche manchmal in technisch raffinierter Weise aus.

Die ersten exakten Aufschlüsse über die Blicktechnik des wandernden menschlichen Auges brachte das Buch von B. ERDMANN und R. DODGE über das Lesen: „Psychologische Untersuchungen über das Lesen auf experimenteller Grundlage“ 1898. — Das Thema der Augenbewegungen wurde von da an mit zäher Beharrlichkeit von DODGE weiter verfolgt und mit den Fortschritten der Experimentiertechnik immer weiter ausgebaut. Die Augen werden, wie wir heute kurz sagen können, auf ihrem Wege von einem zum nächsten Fixationspunkt physiologisch nie „geführt“, sondern „geschleudert“. Sie bewegen sich *ballistisch* und darum letzten Endes ist ein kontinuierliches Abfahren von Dingkonturen mit dem Blicke unmöglich; die tastende Hand dagegen bewegt sich „geführt“, d. h. so, daß die Bewegung in einem antagonistischen Muskelspiel abgebremst wird und in jedem Augenblick Zusatzsteuerungen zugänglich bleibt.

Wir haben an einigen gerade laufenden Filmen die Kamerasprünge abgezählt und die unerwartet große Anzahl von durchschnittlich 500 gefunden. Etwa 80—90 % davon gehören zu den bereits genannten *Perspektivensprüngen*. Durchaus geläufig ist z. B., daß man die Hauptperson auf einem Weg begleitet und etappenweise einige Durchgangsorte sieht: Lady N. übernimmt es im Gesellschaftszimmer, die Kinder zur Neujahrsfeier zu holen; man sieht sie weggehen || die Treppe steigen || das Kinderzimmer öffnen || die Kinder wecken usw. Dazwischen liegt jeweils ein Kamerasprung. Und genau so im Prinzip verfolgt Homer den Gang der Penelope zur Schatzkammer, um den Bogen des Odysseus für den Wettkampf der Freier zu holen (Od. XXI):

„Und so stieg sie empor die ragende Treppe des Hauses,
Nahm mit kräftiger Hand den zierlich gebogenen Schlüssel,
Prächtig geschmiedet aus Erz mit elfenbeinernem Griffe,
Ging zur Kammer darauf im Geleite der dienenden Frauen,
Ganz am Ende des Hauses, da lagen die Schätze des Königs,
Goldnen und ehernen Gerät und vielgehämmertes Eisen.
Dort auch ruhte der Bogen, der doppeltgekrümmt; daneben
Lag der Köcher, er war voll schmerzenseicher Geschosse —

.....

Als zu jenem Gemache die herrliche Fürstin gekommen
Und die eichene Schwelle betrat, die klugen Verstandes
Einst der Künstler geglättet und grade gemacht nach der Richtschnur
Und mit Pfosten versehn zum Halt für die glänzenden Flügel,
Machte sogleich sie los die Riemen vom Ring an der Türe,
Steckte den Schlüssel hinein und schob die Riegel beiseite,
Nach der Seite sie stoßend, und dumpf erdröhnten die Flügel.
Wie des weidenden Stieres Gebrüll auf der Wiese, so dröhnte
Dumpf die prächtige Tür, beim Druck des Schlüssels sich öffnend.
Und sie betrat das hohe Gerüst; dort standen die Truhen,
Welche die duft'gen Gewänder bewahrten; sie reckte von dort aus
Sich in die Höh' und nahm den Bogen herab von dem Nagel
Mit dem Behälter, der ihn umschlossen mit schimmerndem Glanze.
Und sie setzte sich nieder und legt' ihn über die Knie,
Laut aufschluchzend, und nahm heraus den Bogen des Königs.
Aber nachdem sie das Herz durch Tränen des Kummers erleichtert,
Stieg sie herab und ging nach dem Saal zu den üppigen Freiern,
Und sie hielt in der Hand den Bogen, den doppeltgekrümmten,
Und den Köcher; er war voll schmerzenseicher Geschosse.
Aber es trugen den Korb ihr nach die dienenden Frauen,
Voll von Eisen und Erz, dem Kampfgerät des Gebieters.
Und sobald zu den Freiern sie kam, die herrliche Fürstin,
Trat sie neben den Pfosten des festgefügtten Gemaches,
Und sie hielt vor den Wangen den duftigen Schleier zusammen,
Sprach zu den Freiern darauf und redete, also beginnend:“

Man ist dabei, man wird versetzt zur hochragenden Treppe des Hauses || an den Eingang der Schatzkammer usw.; und fängt mit dem Dichter an einigen Etappen diskontinuierlich bestimmte sorgfältig ausgemalte Teilszenen, fruchtbare Momente des ganzen Geschehens auf. In diesen Versetzungen Mohammeds zum Berg liegt zunächst eine Gleichartigkeit beschlossen, um derentwillen wir vom Film sagen müssen, er sei dem Epos verwandt. Wir fügen aber sofort hinzu, daß es vor allem zwei Momente sind, die jede sprachliche Darstellung unvergleichbar reicher macht als je ein stummer Film werden kann. Das eine sind die kurzen, geschlossenen Einheiten der einzelnen Sätze und was sie an Gehalt zu bieten vermögen; das andere ist das Fügemittel der Anaphora. Doch bleiben wir noch einen Augenblick bei der Technik des bewegten Bildes und führen den Vergleich von seinen Mitteln aus weiter.

Sorgfältig gewählt sind im Filme die *Größensprünge*. Kamerafachleute sagen in Übereinstimmung mit BELA BALAZS, es gäbe im Prinzip drei Größenstufen bei Personenaufnahmen, nämlich das Großbild, Normalbild und Kleinbild. Das Großbild bietet oft nur den Kopf und an ihm ein Ausdrucksgeschehen, das Normalbild den ganzen handelnden Menschen im genügend weit mit aufgenommenem Aktionsfeld, das Kleinbild eine Landschaft oder Menschenmasse, worin der Held bis an die Grenze des Verschwindens untergeht oder sich an einem Ferngeschehen abmüht. Kontinuierliche Übergänge und sprunghafte Wechsel im derart natürlich nur roh abgesteckten Größenbereich sind beliebte Darstellungstechniken des Films.

Wie man sprachlich darstellend verfährt, um das eine Mal die großen Züge einer Sache und dann wieder Einzelheiten herauszuholen, läßt sich aus vielen Gründen nicht allgemein und nicht mit zwei Worten angeben; man könnte aber, um typische Techniken zu studieren, wieder zuerst zu den Epikern und Märchendichtern in die Schule gehen. Wird, wie das schon in der durchsichtigen Erzählungstechnik des kindlichen Märchens nicht selten geschieht, zuerst ein Rahmen abgesteckt, dann bedarf es für die folgenden Einzeleintragungen keiner umständlichen sprachlichen Fügemittel mehr. Homer verlegt, wie ich einer Arbeit von F. TROJAN entnehme, die Rahmenschilderung oder Exposition mit Vorliebe auf den Olymp in den Rat der Götter und kann danach, weil man schon weiß, wie es im Ganzen ausgehen muß, sich vielfach behaglich an Einzelschilderungen verlieren. Cäsar fährt nach einer allgemeinen Notstandsschilderung seines Heeres im Feindeslande mit ‚veni, vidi, vici‘ fort; Goethe skizziert im Sänger in vier Zeilen die Situation

und läßt vier sprachlich unverbundene Sätze folgen: ‚Der König sprach, der Page lief; der Knabe kam, der König rief.‘ In all diesen Fällen genügt die Szenenfolge, es bedarf keiner anderen Fügemitte.

Raffiniertere Kamerasprünge halten z. B. den Helden oder die Helden fest und wechseln unvermittelt das *Milieu* um sie; ein Rendez-vous auf der Straße, das Paar im Tanzsaal, zu Hause; oder ein Herr im Frack springt in Boston ins Meer und steigt nach einigem Wassergewoge bei Sorrent im Badekostüm ans Ufer. Wir notieren für unseren Zweck die Wiederkehr des Handelnden und denken im Vorbeigehen daran, wie mannigfaltig und frei die sprachliche Darstellung das stoffliche Fügemitte der *Wiederholung* von sinntragenden Nennwörtern (oder auch einmal von Zeigpartikeln) verwendet: Abraham zeugete Isaak. Isaak zeugete Jakob. Jakob . . . Eine Kettenstruktur ohne Bindewörter. Die sachlich selbstverständlichen Zeitpausen des Zeugens (genau so wie die weiblichen Partner) bleiben unerwähnt, was die Sprachtheorie nur in dem Ausmaß interessiert, das wir an früherer Stelle (S. 172) abgesteckt haben. Von Wiederholungen, die durch Anaphora ersetzt werden können, wird noch zu sprechen sein.

3. Nun etwas anderes. Gekünstelt, aber manchmal praktiziert auf der Leinwand sind eingeschobene *Erinnerungs- und Phantasiegeschehnisse*, die den Akteur in Gedanken beschäftigen; auch dabei findet ein irgendwie vorangezeigter und markierter Szenenwechsel statt. Doch kann man technisch auch so vorgehen, daß die Bilder des Abwesenden in Gegenwartssituationen hineingesetzt werden. Ich sah in dem Pariser Don-Quichotte-Film z. B. die Phantasmata des Helden als Strichfiguren durch das büchergefüllte Studierzimmer und über die Folianten hinwegziehen. Damit erzwingt sich der Film in gewissen Grenzen das dem Drama von Natur aus eingegebene Zitieren des Berges zu Mohammed. Der Film macht zu diesem Zweck eine Basisszene zur Bühne und zitiert auf sie das Abwesende, das er gespensterhaft durchsichtig werden läßt, um es vom Erscheinungsraum (der Bühne) abzuheben; es sind Luftgebilde wie das wilde Heer und andere Gespenster und vielfach in einem bühnendisparaten Maßstab aufgenommen und eingesetzt. Sie sind mit einem Wort *das Bild im Bilde*, soweit es der Film zu bewältigen vermag. Und weil der Film in diesem Punkte nicht weit mitkommt, behaupten wir, es fehle ihm etwas für jede dramatische Rede sehr Wichtiges und Charakteristisches, nämlich das Zitieren des Abwesenden in das Gegenwärtige hinein. Es fehlt ihm diejenige

Präsentierungstechnik, welche ENGEL sehr eindrucksvoll am dramatischen Geschehen beschrieben hat¹⁾.

Weiter: Der sprachlichen Darstellung (z. B. im Epos) sind *Einschiebungen* durchaus geläufig; die Sprache besitzt die adäquaten Mittel, sie richtig zu *demarkieren*. Filmtechnisch dagegen sind und bleiben sie ein Sonderunternehmen. Sonst erinnert die Filmtechnik in mehr als einer Hinsicht an die Sprünge und Diskontinuitäten der Träume. Im Traum des nicht ganz oberflächlichen Schlafes erfolgt regelmäßig bei jedem Impuls zu einer Rückschau auf Erinnertes oder Vorschau auf Erhofftes, Befürchtetes die vollständige Entrückung aus der Gegenwart, also ein vollständiger Szenenwechsel statt. Allgemeiner ausgedrückt: ein Absprung aus der Basis-Situation, zu welcher der Träumende meist nicht wieder zurückkehrt²⁾. Hier liegt wieder ein bedeutsamer Unterschied zwischen der Fügetechnik des sprachlichen Epos und derjenigen des Filmes vor.

Der Film mit seinen gleichfalls vollständigen Versetzungen ist in diesem Punkte ungefähr auf gleich und gleich mit der Traumregie des Vorstellungslebens, die sich der *Wachregie* gegenüber als reduziert erweist. Und die Wachregie des komplexen Denkens und Vorstellens kommt kunstgerecht zum Vorschein in den verwickelten Bauten der Haupt- und Nebensätze, im Wechsel von erzählender, direkter und indirekter Rede usw. Doch bleiben wir hier bei den gröberen Einschiebungen. Homer kann z. B. in die zitierte Schilderung des Penelopeganges eine scharf demarkierte Geschichte des Odysseus-Bogens einschieben. Die sprachliche Darstellung gestattet ihm durch ihre spezifischen Fügemitel, die in diesem Punkte höheren Leistungen der Wachregie unseres Vorstellungslebens zu mobilisieren. Als Ver-

1) K. BÜHLER, Ausdruckstheorie, S. 44ff. Vgl. auch E. WINKLER, Das dichterische Kunstwerk (Kultur und Sprache III) 1924. — Die Erkenntnis, daß und wie die dramatische Rede „präsentiert“, wie ich es nennen möchte, ist vielleicht zum erstenmal ganz scharf von LESSING und dann noch einmal sehr prägnant von GOETHE formuliert worden. Ich entnehme dies einer ausgezeichneten Wiener Dissertation, die von ARNOLD angeregt wurde (M. WINKEL, Die Exposition des Dramas 1934). ENGEL münzte diese Erkenntnis für seine Lehre von der körperlichen Beredsamkeit des Schauspielers aus. Wir streifen den wichtigen Zug der dramatischen Präsentation hier nur im Vorbeigehen. Vielleicht wäre historisch und sachlich mehr darüber zu finden bei E. HIRT, das Formgesetz der epischen, lyrischen und dramatischen Dichtung (1923), ein Buch, das ich noch nicht kenne. Das Faktum als solches ist uns selbst im Fortgang ausdrückstheoretischer Untersuchungen (Filmstudien) sehr wichtig geworden.

2) Daß im Traume auch genau das Umgekehrte, nämlich ein Nichtloskommen von einer Situation oder ein Immerwiederzurückkehren in sie, stattfinden kann, interessiert uns hier nicht weiter.

setzungszeichen genügt am Beginn der Episode das Wörtchen *einst*, welches der Film nicht sprechen und der Traum des tieferen Schlafes als Generalindex der Einschlebung nicht ordentlich festhalten kann. Dem Erzähler Homeros (vielleicht auch der Penelope) fällt schon beim Gedanken an den Bogen die Geschichte des Waffenstücks ein:

„In Messene waren sie *einst* zusammen gekommen
In des beherzten Orsilochos Haus. *Dort* holte die Buße,
die das gesamte Volk ihm schuldig geliebt, Odysseus.“

Diese Geschichte aus der Vorvergangenheit wird dann behaglich erzählt. Und am Ende führt zur Basis-Situation zurück die bereits zitierte Wortfolge: „Als zu *jenem* Gemach die herrliche Fürstin gekommen“ usw.

Das Thema „Film und Epos“ ist sprachtheoretisch un-
gemein aufschlußreich. Wir betonen für unseren Zweck noch
einmal: beide versetzen den Seher oder Hörer ausgiebig; und
dann fahren wir fort: die Sprache aber ist dem Film bei weitem
überlegen *kraft ihrer Zeigzeichen* allgemein, kraft der Deixis am
Phantasma und des anaphorischen Gebrauchs dieser Zeigzeichen
im besonderen.

4. Um eine klare Vorstellung von dem Vorkommen, der Ver-
teilung und dem Gewicht der Anaphora als Fügemittel in normalen
Prosatexten zu erhalten, habe ich statistische Aufnahmen gemacht
und Schaubilder der über die Texte hin verstreuten anaphorischen
Wörter gezeichnet, die anderen Ortes veröffentlicht werden sollen.
Es gibt von großen Meistern des Deutschen auffallend anaphora-
arme Texte (bei GOETHE und NIETZSCHE z. B.) und vielfach sehr
reiche in Gedichten und Prosawerken von SCHILLER. Doch schwankt
dieser Reichtum auch bei demselben Autor und in demselben Werk
oft außerordentlich stark. Mit anaphorischen Verweisungen *über-*
laden sind vielfach Texte der üblichen Kanzleisprache. Man kann
an ihnen erläutern, wohin es führen müßte, wenn für die Sprache
mutatis mutandis nicht derselbe Grundsatz gültig wäre, den mehr
als ein nachdenklicher Maler für seine persönliche Darstellungs-
technik ausdrücklich formuliert hat: Malen heißt *Weglassen*. Auch
gut sprechen heißt sparsam sein und dem Hörer viel übrig lassen;
vor allem aber eine weitgehende Freiheit im eigenen mitkonstruieren-
den Denken. Die anaphorischen Zeigzeichen legen streng besehen
dies konstruktive Mitdenken des Hörers ans Gängelband und, wenn
irgendwo, so gilt für ihren Einsatz die griechische Weisheit des
Maßhaltens.

§ 27. Die Formenwelt der Satzgefüge.

(Eine Skizze.)

Es ist ähnlich wie beim Kompositum: der vergleichende Sprachforscher kennt auch an den Sätzen eine fixierte Formenwelt von Gefügen, über deren Geschichte man vieles weiß. Zu wünschen blieb dort und hier, daß der Quellpunkt des Mannigfaltigen gefunden und ordentlich gefaßt würde. Das war es, was BRUGMANN meinte, wo er in Sachen des Kompositums das Wort niederschrieb: „Nicht auf die Schicksale, welche die fertigen Komposita erfahren haben, kommt es uns an, sondern auf den Kompositionsprozeß selbst, auf die Komposition als *Urschöpfungsakt*“. Man könnte die gleiche Devise über eine Serie von Arbeiten schreiben, die sich von ADELUNG bis NEHRING um das Wesen des Satzgefüges bemühten; es war vor allem die *Hypotaxe*, auf deren ‚Urschöpfungsakt‘ das Nachdenken abzielte. P. KRETSCHMER formuliert eine Erstannahme darüber so: „Es ist eine für die Geschichte der Satzgefüge grundlegende, übrigens bis auf ADELUNG zurückgehende Erkenntnis, daß es ursprünglich nur einfache Sätze gegeben hat und das hypotaktische Satzverhältnis aus dem parataktischen hervorgegangen ist“¹⁾. Was diese Auffassung stützt, sind sowohl historische als psychologische Erwägungen. Man kann die psychologischen verteidigen gegen scheinbare und wirkliche Einwände, die von Männern wie MEILLET und BRUGMANN, weit schärfer und grundsätzlicher aber noch von H. PAUL erhoben worden sind. Davon wird ausführlich die Rede sein.

Historisch gesehen fällt für unsere Sprachfamilie die Tatsache ins Gewicht, daß im Urindogermanischen keine Relativa und Konjunktionen nachgewiesen sind, woraus EDUARD HERMANN (besonders vom Griechischen her) die Folgerung zog, daß es im Urindogermanischen keine *Hypotaxe* gegeben habe. Doch traten Forscher auf, welche die Bündigkeit dieser Folgerung bestritten und darauf hinwiesen, daß im Bereich der lebenden Sprachen überall dort, wo ein ähnliches Fehlen hypotaktischer Formantien vorkommt, *musikalische* Differenzierungsmittel der Sätze einspringen. So ließ es sich vor allem JACOBI angelegen sein, vergleichende Befunde aus anderen Sprachfamilien vorzulegen und außerdem die vermutlich ältesten nebensatzartigen Fügungen der Indogermanen aus Relikten am erstarrten Kompositum zu rekonstruieren. MEILLET unterstrich den Faktor der musikalischen Mittel und hielt es für

1) P. KRETSCHMER, *Sprache* (1927), S. 62.

denkbar, daß es älteste indogermanische Konjunktionen gab, die frühzeitig ausgestorben sind. Es ist also, wie man sieht, kein Mangel an Meinungsverschiedenheiten über die Urgeschichte der Satzgefüge.

Wir treffen als Phänomenologen den Nerv der Dinge und die sprachtheoretischen Probleme, wie mich dünkt, am schnellsten durch die klare Opposition eines Sprachzustandes, worin die Parataxe das Bild beherrscht, mit einem anderen Sprachzustand, worin die Hypotaxe auf der Höhe ihrer Entwicklung steht. Als ich daran arbeitete, fand ich eine Wiener Dissertation, welche die gesuchte Opposition geradezu paradigmatisch behandelt. Es ist die von Prof. CZERMAK geleitete, sprachtheoretisch lehrreiche Untersuchung von W. DIEMKE¹⁾; ich entnehme ihr einen Text aus dem Altägyptischen, der mit einem Satzgefüge aus Thukydides aufschlußreich verglichen wird. Für unsern Zweck genügt es, die deutsche Wiedergabe beider Reden, wie sie der Autor selbst bringt, zu vergleichen. Die ägyptische ist das Paradigma einer *lapidaren* Sprache, die griechische ein Beispiel jener *reichgegliederten* (polyarthrischen) Perioden, die uns aus der Kunstwerkstätte der griechischen und lateinischen Klassiker bekannt sind und im Vergleich mit modernen Texten wie die weiland hochgetakelten Fregatten der alten Seefahrer anmuten. THUKYDIDES baut (um ein anderes Bild zu gebrauchen) in der folgenden Probe mitunter bis ins fünfte oder sechste Stockwerk. DIEMKE schildert am Ägyptischen das Aufkommen des zweiten Stockwerks, nämlich der dort nicht ganz fehlenden aber stets nur spärlich verwendeten Relativsätze und bereitet uns damit auf die Untersuchung der wesentlich anderen Verhältnisse in den indogermanischen Sprachen vor.

Was aus den Arbeiten der Indogermanisten zu weitergreifenden sprachtheoretischen Gedanken am meisten anregt, ist die prägnante Darstellung der Tatsachen bei KRETSCHMER und die Lehre von H. PAUL. Ich stelle sie einander gegenüber in der Absicht, die *mehrfachen Wurzeln* des Formenreichtums unserer Satzgefüge zu erfassen. Das wird, wie ich hoffe, eine Beitrag werden zu dem weit größeren Systeme, welches nur universal vergleichend gewonnen werden könnte und eine Aufgabe für die Kommenden bleibt.

1. Der ägyptische Vergleichstext DIEMKES aus der „Sinuhegeschichte“ (Sinuhe B 5) lautet so:

1) W. DIEMKE, Die Entstehung hypotaktischer Sätze. Dargestellt an der Entwicklung des Relativsatzes in der Sprache der alten Ägypter. Wien. Diss. 1934.

vums  das des *unterordnenden Relativums*  hervorgeht. Das heißt genauer gesagt: dies letztere ist überall auch in den ältesten Texten schon zu finden; doch ist es selten und tritt später sehr viel häufiger an den Stellen auf, wo ursprünglich nur das erstere vorkommt. Wo wir nach DIEMKE in jeder indogermanischen Sprache etwa die folgende Satzfolge erwarten: *als es Tag geworden war, traf ich einen Mann, der mich achtungsvoll begrüßte, weil er sich fürchtete*, stehen die Sätze im ägyptischen Mustertext unverbunden nebeneinander. Diese Dominanz der Parataxe wird merkbar aber nicht wesentlich geringer beim Übergang aus den mehr feierlichen in die trivialen Prosatexte und in späterer Zeit unter dem Einfluß der Griechen und Römer, wo eine größere Leichtigkeit und Gelenkigkeit festzustellen ist. Wenn das Wort von der *lapidaren Sprache*, das man besonders für die älteren Steintexte auch bei den Griechen und Römern gebraucht, definiert werden müßte, so wäre nach meinem Ermessen kein extremeres Musterbeispiel für das Lapidare zu finden als diese Texte in der hochentwickelten Sprache der Ägypter.

In dem von DIEMKE analysierten Material gibt es sprachtheoretisch außerordentlich interessante Tatsachen. Machen wir uns die Dinge auf dem Wege einer Nachkonstruktion und mit Hilfe der selbsterarbeiteten Begriffe klar. Wenn ich deutsch zu erzählen anfangе *es kam ein Mann* — und fortfahre mit einem todeiktischen Zeigwort, so müßte das noch lange kein echtes Relativpronomen sein. Sondern es wäre vermutlich im Urindogermanischen eine (undeclinierbare) Zeigpartikel gewesen. Frage: wie steht es mit der semantischen und syntaktischen Funktion dieser Zeigpartikel? Im erzählenden Text kommt keine *demonstratio ad oculos* in Frage, wohl aber muß man sich überlegen, ob etwa, bevor die klare anaphorische Verwendung ausgebildet war, eine Deixis am Phantasma zum mindesten im Vordergrund stand. Wenn ich erzähle *N. N. lebte vor hundert Jahren in Rom. Dort gab es damals ...*, so ist eine Deixis am Phantasma im Gange. Jetzt noch einmal: *es kam ein Mann* [und weiter] *to*. Es kann so sein, daß der Erzähler in der Phantasieszene wie mit dem Finger auf das, was vor ihm steht, hinweist. Die sprachtheoretische Frage nach der Geburt des Relativums lautet also klipp und klar: wie unterscheidet sich das Relativum, das wir in unserer Sprache kennen, von einer solchen Deixis am Phantasma?

BRUGMANN sah überhaupt keinen Unterschied; ihm hätte der von DIEMKE ausführlich geschilderte Befund am Ägyptischen vorgelegt werden müssen. Daran wird zu mindesten deutlich, daß das altägyptische *to* nicht eigentlich rückweisend, sondern so ausgesprochen vorweisend (kataphorisch) war, daß man für das später entstandene Bedürfnis eines Rückverweises ein eigenes Zusatzzeichen erfunden hat. Das ist sprachtheoretisch wohl der interessanteste Befund der Arbeit, auf die wir uns stützen. Denn die Deixis am Phantasma hätte ein Zusatzzeichen nicht nötig gehabt; wenn das Gemeinte mir, dem Sprecher, und meinem Hörer innerlich vor Augen steht, genügt ein schlichtes *to*, um es zu treffen. Anders dagegen, wenn ich mich in der Rede zurückwende und ein gerade ausgesprochenes Wort zeigend noch einmal treffen und durch den Nennwert dieses Wortes denselben Gegen-

stand erreichen will. Eine solche Zurückwendung ist der erste Schritt in der Konstitution eines Relativums; er führt zur *Relativpartikel*.

Der zweite Schritt hängt Feldzeichen an diese Partikel an und macht sie dadurch zum (deklinierten) *Pronomen*. Das ist ein Fortschritt für den man vielleicht aus dem Indogermanischen (konstruktiv erschlossene) Belege geben könnte. Der Korrektheit wegen sei eigens hinzugefügt, daß die Aufzählung eines ersten und zweiten Schrittes in unserer Analyse nicht zeitlich gemeint ist, sondern eine rein logische Aufgliederung bedeutet. Die beiden Schritte sind unabhängig voneinander und konnten auch gleichzeitig oder jeder ohne den anderen gemacht werden. — Daß sich die sachliche Korrektheit der Interpretationen DIEMKES meiner Beurteilung völlig entzieht, ist selbstverständlich. Ich kann nur sagen: wenn ich DIEMKE recht verstehe und wenn er sicher den ersten Schritt gefunden und näher bestimmt hat, so verwundert sich ein Sprachtheoretiker nicht darüber, sondern denkt sich, das sei etwas, was man nach der rein phänomenologischen Analyse irgendwo gesondert nachweisbar erwarten durfte. Vielleicht, nachdem einmal der Blick für diese Dinge geschärft ist, läßt er sich noch deutlicher anderwärts auch feststellen. — Im Rahmen des Ägyptischen wäre es erwünscht zu erfahren, wieweit das ausgebildete Relativum nachträglich eine temporale, konditionale usw. Färbung erhalten oder sich mit eigenen Zeichen für diese Momente verbunden hat. Denn dies wäre parallel zur indogermanischen Sprachgeschichte zu erwarten.

2. Das Relativum ist das anaphorische Zeitzeichen *kat' exochen*. Wenn und wo es entstanden ist, sind Horizonte frei für den bekannten Formenreichtum an Konjunktionen und Nebensatzfügungen. Ist also die Geburt des Relativums in einer Sprache der gesuchte Quellpunkt ihrer Formenwelt von Nebensatzgefügen schlechthin? Antwort: *nein*; sondern es gibt noch andere Entstehungsweisen. Die Gefahr einer zu raschen und prinzipienmonistischen Theorie der Dinge wird vermieden, wenn an klaren Fällen Gefüge nachgewiesen sind, die eine andere Struktur haben. Rein formal und vom einfachen Satz her gesehen könnte es dabei *erweiternd* oder *zusammenfassend* zugehen; im ersten Fall wird (grob gesprochen) *aus einem Satz zwei* und im andern Fall *aus zweien einer*. Es gab unter den Sprachforschern einen sehr konsequenten Erweiterungstheoretiker, es war H. PAUL; und es gibt einen ebenso konsequenten Synthetiker, es ist P. KRETSCHMER.

Daß diese Gegenüberstellung keineswegs aus der Luft gegriffen ist, wird äußerlich schon an der Art erkennbar, wie PAUL nach einer Schilderung des *erweiterten* Ein-Satzes den Leser seines Buches durch die Mitteilung überrascht: „Wir haben im Vorhergehenden schon die Grenzen des sogenannten einfachen Satzes überschritten und in das Gebiet des zusammengesetzten hinübergegriffen. Es zeigt sich eben bei wirklich historischer und psychologischer Betrachtung, daß diese Scheidung gar nicht aufrecht erhalten werden kann“ (§ 100). Liegt darin schon eine Polemik an-

gedeutet, so nimmt sie eine präzise Form an in der Frage, wie es wohl am Anfang gewesen sein mag. PAUL bestreitet nicht nur den Leitsatz, welchem die Sachverständigen nach KRETSCHMERS Bericht „bis auf ADELUNG zurück“ vertrauten, sondern spitzt seinen Widerspruch auf die überraschende Gegenbehauptung zu, es habe nie eine wahrhafte Parataxe gegeben: „Wenn wir nun gesehen haben, daß bei der Hypotaxe eine gewisse Selbständigkeit des einen Gliedes bestehen kann, so zeigt sich auf der anderen Seite, daß eine Parataxe mit voller Selbständigkeit der untereinander verbundenen Sätze gar nicht vorkommt, *daß es gar nicht möglich ist* Sätze untereinander zu verknüpfen, *ohne eine gewisse Art von Hypotaxe*“ (147f, die Hervorhebung von mir). Das heißt also: Am Anfang war die Hypotaxe und sie ist niemals überwunden worden.

Was hätte PAUL wohl zu dem ägyptischen Text gesagt? Vermutlich dies: Ihr seht hier noch deutlicher als irgendwo anders, daß ich recht habe. Denn Ihr wollt mir doch nicht etwa einreden, daß der Erzähler jener Begegnung am frühen Morgen rein zufällig die Sätze gerade so einander folgen ließ, wie Ihr sie braucht, um durch das Beiwerk von drei Fügezeichen eine regelrechte indogermanische Haupt-Nebensatzperiode daraus zu machen! Nein, sondern der Ägypter hat die Sätze genau so wie Ihr aneinander gereiht, damit einer die andern näher bestimme und eine logisch aufgebaute Rede daraus werde. Und *das* ist es, was PAUL eine Unterordnung nennt. Worauf man nicht widersprechen sondern nur noch fragen darf, ob seine Begriffsbildung sachgemäß und zweckentsprechend sei oder nicht. Ist jeder Satz, der von einem Nachbarsatz irgendwie ‚determiniert‘ wird, ein Nebensatz? Ein Mann wie PAUL hat natürlich „historische und psychologische“ Gründe, wenn er von der herrschenden Meinung abkommt und eigene Wege einschlägt.

Allein phänomenologisch gesprochen ist dies der schwache Punkt in seiner Lehre, daß er der Gegenpartei eine Auffassung von der ‚Selbständigkeit‘ (jedes Satzes in parataktischen Reihen) andichtet, die faktisch nie vertreten worden ist. Wenn man als Verteidiger der Angegriffenen die von uns erörterte Selbstgenügsamkeit des Satzes ohne Zeigfeld einführt, ist alles gesagt, was PAUL erwidert werden muß. Ein Satz kann so selbstgenügsam wie die Sätze der Logiker und doch sachlich gefordert sein an einer bestimmten Stelle der exakten Beweisführung; oder er ist sachlich näher bestimmt und selbst bestimmend in den Nachbarschaftsverhältnissen eines logisch aufgebauten Kontextes. Das alles muß, soweit es geht, zunächst einmal außer Rechnung gestellt werden am Eingang zur

Lehre von den Satzgefügen und ihren fixierten Formen. Daß sich die derart beiseite geschobene Betrachtung an späterer Systemstelle doch wieder meldet, sei vorausgesagt, und wieweit sie unabweisbar wird, sei später erörtert. Doch vorerst gilt es, die wohldurchdachte Lehre PAULS in ihren Grundzügen darzustellen.

PAUL geht, was für seine Theorie entscheidend ist, vom Darstellungssatz ohne Zeigfeld ($S \rightarrow P$) aus und verfolgt die Erscheinungen, welche eintreten, wenn entweder ein zweites S zum gemeinsamen P oder ein zweites P zum gemeinsamen S hinzukommt. Wir selbst haben dies Erweiterungsschema im Anschluß an die ERDMANNsche Logik herangezogen, um die Funktionen des Wortes *und* zu erläutern (S. 317f.). Es ist nichts nachzutragen als die Notiz, daß auch PAUL als Grammatiker den Unterschied eines sachbündelnden vom satzfügenden *und* verspürt und ihm gerecht wird durch die fast erstaunte Bemerkung, daß aus der Relation $S \rightarrow P$ „die übrigen syntaktischen Verhältnisse entspringen mit einer einzigen Ausnahme, nämlich der *kopulativen* Verbindung mehrerer Elemente zu einem Satzgliede“ (S. 138). Dieser Rest von Anerkennung der Eigenart attributiver Undverbindungen ist bei Licht besehen die Legitimation für PAULS Widerstand gegen die Neuerer in der Theorie des (Wort-)Kompositums. PAULS Lehre vom erweiterten Satze wäre viel klarer noch einmal aufzubauen von einem, der mit uns die merkwürdige Tatsache, daß nach mehreren Subjekten im Satze das P bald mit dem Singular- und bald mit dem Pluralzeichen versehen wird, auf den genannten Unterschied bezöge: „senatus populusque Romanus decrevit (decreverunt)“. Doch in dieser Sache sind die Akten für uns geschlossen; es ist weiterhin nur noch vom satzfügenden *und* die Rede.

Wenn das satzfügende *und* nach einem einzigen Subjekt zwischen zwei Prädikaten auftritt, sagt der Logiker mit Recht, es seien zwei Urteile da, und PAUL sagt, es liege eigentlich ein Satzgefüge vor: *er fiel um und starb*. Daß darin ein sachliches Verhältnis der beiden Ereignisse mitgetroffen und zur Darstellung gebracht ist, wird niemand bestreiten. Und ist dies sachliche Verhältnis manchmal ein schlichtes Nacheinander, so wird es in anderen Fällen beliebig reicher und nuancierter sein: *er liebte und verzieh; er heuchelt und erreicht sein Ziel*. Ja, wozu noch lange und breit über weitere Möglichkeiten sprechen oder die Voraussetzung aufrecht erhalten, daß nur ein Subjekt in solchen Gefügen vorkommen darf? Die Eigenart der PAULschen Lehre ist hinreichend genau umschrieben, wenn man zum ersten Stichwort ‚Erweiterung‘ das zweite von der

‚Undkonjunktion‘ durchgesprochen hat. Wir fassen also die PAULsche Lehre in die knappe Formel: Am Anfang war *das satzzerweiternde* und *satzzerlegende Und*.

Zusätze sind in einem Überblick, wie er hier geboten werden soll, kaum vonnöten. Die PAULsche Idee ist zwar einseitig aber keineswegs zu widerlegen. Und aus dem, worin sie treffend ist, gewinnt ein Kenner der Geschichte und Meister der Auslegung wie er allgemeine Einsichten, an denen sein Kapitel über die „syntaktischen Grundverhältnisse“ so reich ist, wie kaum eine andere kurze Schilderung der Satzgefüge. Daß das *und* nicht überall als Wort erscheinen muß sondern ungesagt bleiben oder durch ein anderes aus der Schar der Und-Wörter ersetzt sein kann, wußte PAUL natürlich genau so gut wie wir. Die relativ reinste Parataxe in seinem Sinne findet er verwirklicht in „Parallelsätzen“ wie *er lacht, sie weint* und erkennt die Anaphora als einen „höchst bedeutsamen Schritt“ in der Entwicklung der Syntax an. Die Anaphora bedeutet ihm ein Ersparungsmittel: „Wir können uns eine umständlichere Ausdrucksweise denken, in welcher der Satz immer zweimal, einmal als selbständig, einmal als abhängig gesetzt würde. Statt einer solchen Wiederholung, die wenigstens nur ausnahmsweise wirklich vorkommt, bedient sich die Sprache der *Substitution* durch ein Pronomen oder Adverbium demonstrativum“ (S. 148).

Gewiß ist das korrekt gesagt und kann nicht widerlegt sondern nur vertieft werden. Dadurch nämlich, daß das *reflexive* Demonstrieren als ein höchst verwunderliches und keineswegs selbstverständliches Phänomen erkannt und die Geburt des echten Relativums als ein Wendepunkt in der Geschichte der Satzgefüge herausgearbeitet wird. PAUL notiert das Thema ohne selbst es auszuführen. Ebenso notiert er im letzten Absatz seines Kapitels denjenigen Quellpunkt hypotaktischer Gefüge, welchen KRETSCHMER an den Anfang stellt; doch wird nur berichtet, es komme vor, daß *Aufforderungen* und *Fragen* „in logische Abhängigkeit treten“ (zu einem Darstellungssatz) und sich dabei in „Bezeichnungen der Bedingung oder des Zugeständnisses“ verwandeln: *Quidvis opta et veniet* (150). Man beachte noch einmal das *et* an der Problemstelle und erwarte einen Wechsel des Erklärungsversuches dort, wo (wie bei KRETSCHMER) dies ‚und‘ nicht mehr mit einem Akzent versehen ist.

3. Die Formel derer von ADELUNG bis KRETSCHMER lautet: Am Anfang war die parataktische Satzkette, bis *Ineinanderschiebungen* auftraten. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß diese zweite Rekonstruktion nicht wie die PAULsche vom Satz ohne Zeig-

feld ausgeht sondern von einem (phänomenologisch betrachtet) *primitiveren* Sprachzustand. Dort ist es die darstellende Rede $S \rightarrow P$, die man sich erweitert denkt, und hier sind es darstellende und *kundgebende* oder *appellierende* Sprachäußerungen, die sich enger zusammenschließen. Lesen wir die äußerst prägnante Aufzählung der Hauptfälle bei KRETSCHMER:

„Äußerlich betrachtet sind drei Fälle zu unterscheiden. 1. Der zweite von zwei aufeinanderfolgenden Sätzen wurde dem ersten untergeordnet. Zum Beispiel Timeo. Ne moriatur ‚Ich habe Furcht. Möge er nicht sterben!‘ wird zu Timeo ne moriatur, wo das lateinische ne gegenüber deutschem ‚ich fürchte, daß er stirbt‘ sich eben aus dieser Entstehung erklärt. 2. Der erste Satz wird dem zweiten untergeordnet: *Εἴ (= εἴθε) μοί τι πίθοιο! Τό κεν πολὺν κέρδιον εἶη.* ‚O, möchtest du mir doch gehorchen! Das wäre weit besser‘, wird zu einem Satz verschmolzen, indem der erste Satz als Bedingung für den zweiten aufgefaßt wird: ‚Wenn du mir folgst, wäre das weit besser‘ (II. H 27). Vgl. die Satzfügung von: Sint Maecenas, non deerunt, Flacce, Marones (Martial. VIII 56,5) und in SCHILLERS: Sei im Besitze und du wohnst im Recht = Wenn du im Besitz bist, so wohnst du im Recht. 3. Ein eingeschobener Satz wird dem ihn umgebenden Satz untergeordnet. II. B 308ff. *δοράων . . . ομερδαλέος, τὸν ἔαυτὸς Ὀλύμπιος ἤκε φρόσδε, . . . ὄρουσεν* ist ursprünglich folgendermaßen gedacht ‚ein schrecklicher Drache — den schickte der Olympier selbst ans Tageslicht — stürzte sich . . .‘. Indem der eingeschachtelte Satz dem ihn einschließenden untergeordnet wird, wird das Demonstrativum *τὸν* zu dem, was wir Relativum nennen.

Anders erklärt H. LATTMANN, KZ. 49 (1919), 100 den Satztypus Timeo ne moriatur, indem er ne als intensive (vgl. gr. *νή, νάι*) und indefinite (lat. -nē in Fragen) Partikel auffaßt und in dem Konjunktiv einen Potentialis sucht. Also ursprünglicher Sinn: Ich fürchte, er möchte vielleicht sterben“ (62f.).

Die Meinungsverschiedenheit der Sachverständigen über das lateinische *ne* tangiert die sprachtheoretische Würdigung der synthetischen Lehre nicht. Denn auch der Satz mit dem Potentialis enthält eine Kundgabe, die sich im Satzgefüge auswirkt. Wir müßten sehr weit ausholen, um den Blickpunkt zu finden, von dem aus die ganze Mannigfaltigkeit der von KRETSCHMER aufgedeckten Verhältnisse übersichtlich wird; wir müßten vor allem die ‚Satzarten‘ systematisch behandeln, was über die hier gebotene Analyse der darstellenden Sprache weit hinausginge. Doch ist einiges, was zum Thema des Zeigfeldes gehört, im Anschluß an KRETSCHMERS ersten und zweiten Hauptfall ohne solch weites Ausgreifen zu sagen. Seinen dritten Hauptfall schreiben wir auf ein neues Blatt, weil die Entstehung des Relativums auf ein anderes Blatt gehört und schon durchgesprochen ist.

Ich erhebe die gewiß einfache und naheliegende Frage: gab es in der angenommenen Ausgangsphase neben ‚Timeo. Ne moriatur‘ auch Satzfolgen wie ‚Times. Ne moriatur‘ oder ‚Medicus timet. Ne

(*pater meus*) *moriatur*? Vielleicht, vielleicht auch nicht; es käme darauf an zu wissen, ob der sprachlich gefaßte Wunsch (der Kranke möge nicht sterben) in diesen hinzugedachten Fällen ebenso aus der Seele des Sprechers aufsteigt wie in *Timeo. Ne moriatur*. Oder aber aus der Seele des angesprochenen Du bzw. des Arztes. Im fertigen Sprachzustand des klassischen Latein, wo aus den zwei Sätzen ein hypotaktisches Gefüge geworden ist, besteht kein Auslegungszweifel; da wird eine ‚Befürchtung‘ der Subjektperson des ersten Satzes zugebracht, gleichviel, ob dies Subjekt ich-zeigend, du-zeigend oder nennend gesetzt ist. Wie aber war es in der rein parataktischen Rede? Man könnte sich eine Zwischenphase vorstellen, in welcher die Wunschfunktion (besser: Abwehrfunktion) des *ne* noch sehr lebendig war und ein Sprung vorlag aus der erzählenden Rede des ersten Satzes in eine direkte Rede, die der zweite Satz bot: „*Medicus timet: ne moriatur*“. Daß solche Überlegungen an KRETSCHMERS eigenem Beispiel überflüssig sind, darf uns nicht abhalten, sie anzustellen, nachdem wir aus dem Ägyptischen gelernt haben, wie wenig selbstverständlich die Übergänge zum echten Satzgefüge hin faktisch sind. Dort freilich bei der Geburt des Relativums waren andere Fortschritte wie hier vonnöten; aber Übergänge werden auch hier unvermeidlich gewesen sein. Und einer von ihnen dürfte die Mischung sein, die ich im Auge habe, eine Mischung, welche mit dem bekannten Spezialfall eines Einbaus von direkten Reden in die Erzählung angedeutet aber noch keineswegs hinreichend bestimmt und ausgeschöpft ist.

Es ist kein Zufall, daß die sprachhistorisch so klar und überzeugend sprechenden Beispiele KRETSCHMERS den (uralten) Imperativ und den Optativ (oder Prohibitiv) enthalten. Denn KRETSCHMER legt in seiner ganzen Satzlehre den Akzent auf die Ausdrucks- und Appellfunktion. Man könnte die genannten Wortformen, wenn sie nicht da wären, samt den Sätzen, denen sie ihren Charakter verleihen, am Organon-Modell der Sprache konstruieren. Ebenso wie die seltenen satzartigen Anfügungen an Interjektionen; ich denke an lat. *heu me miserum* oder *vae victis*. In unserem Zusammenhang ist folgendes wichtig: Überall dort, wo das in dem viel jüngeren Satze ohne Zeigfeld nur noch durch musikalische Modulationen wiedergegebene Ausdrucks- und Appellmoment eine eigene phonematische Form hat (die wie beim Imperativ *komm! veni!* auch im Fehlen eines Suffixes bestehen kann), da liegt generell die Möglichkeit zu den von KRETSCHMER gesehenen und beschriebenen Satzgefügen vor.

Warum? Die Antwort ist psychologisch und lautet: Weil unsere Affekte und Willensregungen auf Dinge und Sachverhalte gerichtet und an ihnen orientiert, von ihnen her motiviert zu sein pflegen. Das volle Verständnis von sprachlichen Affekt- und Willensäußerungen macht es oft erforderlich, daß etwas von dieser Intention auf Objektives nicht nur mitverraten sondern eigens gesagt wird. Ist also etwas von diesem Objektiven in einem der Ausdrucks-Appell-äußerung nachfolgenden oder vorausgehenden Satze *sprachlich dargestellt*, dann wachsen die beiden Äußerungen wie von selbst zu einem hypotaktischen Gefüge zusammen, *weil sie aus ein und demselben Erlebnis gespeist werden*. Denn es ist greifbar dasselbe Erlebnis, aus welchem der Sprecher zweimal ausholt zu dem ‚Timeo. Ne moriatur‘ oder zu dem so aufschlußreichen anderen Mustersatz, aus welchem wir verstehen lernen, warum die Griechen ihr Wort für *wenn* nicht wie wir als ein Derivat des Relativums gewonnen haben. KRETSCHMER hat einen typischen Sprechfall gesehen und als eigenen Quellpunkt hypotaktischer Gefüge erkannt.

Ist man soweit, dann gehört es zu den Funktionen des Psychologen, die sachverständigen Sprachhistoriker darauf hinzuweisen, daß nicht nur affektstarke Erlebnisse, sondern auch affektschwache oder affektneutrale Gedanken einen Sprecher, der sie wiedergeben will, zum Zweimalausholen veranlassen oder geradezu zwingen können. Ersetze ich das lateinische *timeo* durch ein *verbum sentiendi* oder *declarandi*, dann fällt jedem ehemaligen Lateinschüler ein, daß er die merkwürdige Konstruktion eines *accusativus cum infinitivo* danach zu erwarten hat: *ceterum censeo Carthaginem esse delendam*. Psychologisch beschrieben verhält sich der Gedankeninhalt, den der *accusativus cum infinitivo* wiedergibt, zum Bekenntnis des Gedankenaktes, den das Wort *censeo* ausspricht, durchaus ähnlich, wie der Furchtgehalt des *ne moriatur* zum Bekenntnis des Furchterlebnisses in *timeo*. Darum machen wir in unseren modernen Sprachen auch keinen durchgehenden Unterschied zwischen beiden Fällen, sondern setzen ein Derivat des Relativums wie das deutsche *daß* dort und hier; oder wir fahren mit einer direkten Rede fort dort und hier: ‚ich fürchte: *er stirbt*‘; ‚ich erkläre: *Carthago muß vernichtet werden*‘. Daß der *accusativus cum infinitivo* linguistisch nicht einfach den (gewöhnlichen) Nebensätzen gleichzuordnen ist, steht fest. Die Frage, wie er sich allgemein sprachtheoretisch gefaßt von ihnen unterscheidet, wird eigens zu erörtern sein.

4. Es fördert den Überblick und die klare Unterscheidung der KRETSCHMERSchen vom PAULSchen Typus, wenn man gute Be

zeichnungen einführt. In KRETSCHMERS Typus ist es die *Intentions-Einheit* des zweimal Wort gewordenen Erlebnisses, in PAULS Typus dagegen ist es eine *Sachverhalts-Relation*, was die Fügung konstituiert. Die Erzählung *er fiel um und starb* schildert zwei Ereignisse, die Schlag auf Schlag denselben Menschen trafen, und überläßt es dem Hörer, die Sachverhalts-Relation spezifisch ausdenken. Soll man das schon eine Hypotaxe nennen? Tatsache ist, daß wenig dazugehört, um die durch *und* nur angedeutete Relation sprachlich nuancierter zu fassen und komplexer zu gestalten: ‚er fiel um *aber* sprang wieder auf; die Tauern sind sehr schön *aber* schwer zu erklettern‘. Ein solches *aber* setzt im Hörer ein Weiterdenken voraus und korrigiert oder bremst; es spricht zum Hörer ungefähr so: „vielleicht hast du erwartet, daß der Gestürzte liegen blieb? Nein, sondern ...; vielleicht reizt Dich die Schönheit der Tauern, allein bedenke auch das Folgende“. Es sind im Wesentlichen solche Subkonstruktionen, welche die Interpretation PAULS stützen; und man muß sie in unseren Beispielen machen und zulassen, weil andernfalls die Fügung unverständlich würde. Denn objektiv liegt zwischen den Eigenschaften ‚schön‘ und ‚schwer zu erklettern‘ kein Verhältnis des Gegensatzes, der Opposition oder was sonst man mit ‚aber‘ meinen könnte, vor. Wir sind damit ungesucht noch einmal auf den Faktor des Mitkonstruierens gestoßen, und er allein vermag die Lehre PAULS in gewissen Grenzen zu stützen.

KRETSCHMERS Fügetypus dagegen ist ursprünglicher, ist sprachhistorisch vermutlich älter; er müßte im Prinzip schon mit den Signalen eines Einklassensystems zu erzielen sein. Und wenn ich mich nicht täusche, gehören faktisch die seltenen Koppelungen unserer fixierten Interjektionen mit einfachen Nennungen und Darstellungssätzen hierher: *Oweh! Der Feind! Pfui der Teufel! (Pfui die Schande!); Aha, es donnert!* Reicher wäre wohl die Ausbeute aus der Kinderstube; und zwar in jener beachtenswerten Phase, in welcher die sogenannten Einwortsätze von Mehrwort-Äußerungen abgelöst werden. Das sind anfänglich in der Regel noch keine S → P-Sätze, sondern Affekt- und Nennmischungen oder Appell- und Nennmischungen aus einem und demselben Sprechanlaß heraus. Ist schon ein geformtes Abwehrzeichen da, so klingt dies voluntative *nein* aus dem Munde deutscher Kinder meist nicht viel anders wie das lateinische *ne* (nämlich *näh*) und wird vorausgestellt oder nachgeschickt der nennenden Äußerung. Versteht sich, daß die grammatisch wohlgeformten Gefüge aus HOMER und die anderen Erläuterungssätze KRETSCHMERS keine Kindersprache sind. Aber

ich wollte das vermutlich besonders hohe Alter des von ihm beschriebenen Fügungstypus durch die Parallele illustrieren.

Der ausgeformte Darstellungssatz $S \rightarrow P$, mit welchem PAUL beginnt, ist jünger. Beherrscht ihn das Kind genügend, dann erscheinen Gegenüberstellungen wie *papa brav, olol bös*, Bildungen also, die PAUL neben seinem Beispiel *er lacht, sie weint* in die Liste der relativ reinsten parataktischen Gefüge hätte aufnehmen können. Ob gleichzeitig oder erst später auch Satzerweiterungen, die PAULS Formel folgen, als typische Erscheinung auftreten, vermag ich nach einer Durchsicht der zuverlässig beobachteten Kinderäußerungen nicht zu entscheiden. Sie sind bekannt, ich selbst erinnere mich an sie ganz deutlich, weil sie mir auffielen; doch sind sie nie in der PAULSchen Perspektive belauscht worden. Wo sie in der Form auftreten, wie sie mir auffielen, wird besonders deutlich, daß in der Tat das eine P zu mehreren S (vielleicht auch umgekehrt) ein beliebtes und vom kindlichen Spracheleven oft spielerisch ausgenutztes und eingeübtes Modell ist:

„Wenn das Kind Zweiwortsätze spricht, an deren Urteilssinn kein Zweifel mehr besteht, z. B. *Valer brav*, kann man gelegentlich beobachten, daß der kleine Sprecher mit einer einzigen derartigen Leistung nicht zufrieden ist, sondern, um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben, nun alle anderen Anwesenden der Reihe nach mit demselben Prädikat ausstattet (*mama brav, tante brav usf.*). Hier kommt der Anreiz zu dem zweiten und den folgenden Urteilen offensichtlich nicht von außen, sondern das Kind wiederholt eben seine Urteilstätigkeit an anderen Subjektsgegenständen. Es wendet sich sozusagen mit einem Blankoschema im Kreise herum, um auch die anderen Personen der Reihe nach einzusetzen; oder, was dasselbe heißt, es hält die Verfahrungsweise fest und überträgt sie auf andere Fälle. Ich weiß nicht, ob es in dieser frühen Zeit auch schon vorkommt, daß in ähnlicher Art das Prädikat variiert, während das Subjekt konstant bleibt oder sogar, daß S und P gleichzeitig wechseln, so daß wir es also bildlich gesprochen mit einem völlig unausgefüllten Urteilsschema zu tun hätten. Sicher aber kommt etwas anderes vor, was hierher gehört, nämlich manche von den bei vielen Kindern so sehr beliebten Antithesen. Gewiß nicht alle. Es gibt Fälle, in denen man aus der ganzen Situation und der Art des Aussprechens (in einem Zuge) die Überzeugung gewinnt, daß das Ganze als ein einheitlich kompliziertes Urteilsgefüge betrachtet werden muß, daß, mit anderen Worten, das Verhältnis des Gegensatzes von vornherein das Zentrum des Satzgedankens bildete. Daneben aber habe ich andere Fälle beobachtet, die eine andere, eben die uns hier interessierende Deutung forderten. Das ist z. B. dann ganz unverkennbar, wenn das Urteil mit dem entgegengesetzten Prädikat erst an späterer Stelle einer Satzreihe mit sonst konstantem Prädikat auftritt“¹⁾.

Ich bin heute der Ansicht, man könnte nach genügender sprachtheoretischer Vorbereitung manche Frage der Linguisten, die sich mit den Formen der Satzgefüge befaßt haben, in der Kinderstube beantworten und sollte sich diese leicht zugängliche Beobachtungsquelle nicht entgehen lassen.

1) K. BÜHLER, Die geistige Entwicklung des Kindes, 5. Aufl., S. 402f.

Noch einmal später tritt in der Kindersprache das vollendete Relativum und mit ihm die Schar der anderen anaphorischen Fügemitte auf. Doch darüber ist vorerst zu wenig bekannt, was unsere sprachtheoretische Skizze über die Satzgefüge fördern könnte.

5. Ein Wort über den *Begriff* der Hypotaxe, dessen Definition ebenso schwierig ist wie die des Satzbegriffes. Was ist ein Nebensatz? Die Diskussion der älteren Sachverständigen von ADELUNG bis HEYSE (Lehrbuch der deutschen Sprache 1849) arbeitet immer konsequenter die Idee aus, daß sich das Verhältnis des Satzes zu seinen Wörtern auf höherer Stufe im Verhältnis des Satzgefüges zu seinen Sätzen wiederhole: „Die Nebensätze sind bestimmende oder ergänzende Teile des Hauptsatzes, sie verhalten sich zum Hauptsatz und seinen Teilen ähnlich, wie die erweiternden Bestimmungen des einfachen Satzes zu diesem und seinen Teilen; sie unterscheiden sich von diesen Bestimmungen nur dadurch, daß sie die Form von Sätzen haben“ (HEYSE). Wenn sich ein Sprachtheoretiker heute danach umsieht, welche Erscheinungen dieser Auffassung am adäquatesten entsprechen, so fallen ihm unter anderem der im Anschluß an den KRETSCHMERSchen Typus erwähnte *accusativus cum infinitivo* und die lateinischen Partizipialkonstruktionen ein. Denn beide stehen faktisch im Symbolfeld des einen Rahmensatzes und tragen *seine Feldzeichen*; die gehäuften Partizipien in der Musterperiode aus Thukydides z. B. erscheinen im Nominativ, der sie wie das Subjekt (Nikias) selbst in den Rahmensatz einbaut. Dasselbe gilt für den Akkusativ in ‚*ceterum censeo Carthaginem esse delendam*‘. Es findet also, um das Bild von den „Gelenken“ einer Rede wieder aufzunehmen, an dieser Stelle *kein Feldbruch* und keine Gelenkbildung statt, sondern das eine Symbolfeld des Rahmen- oder Dachsatzes nimmt diese Zusätze regelrecht in sich auf. Die Verhältnisse liegen in diesem Punkte ähnlich wie beim Kompositum (und der losen Wortgruppe). Nur im Innern in ihren sozusagen häuslichen Verhältnissen sieht es vielleicht ein wenig anders aus wie im Innern des Kompositums; es ist viel mehr Raum in ihnen, die Entfaltungsmöglichkeiten des vom Verbum ausgehenden Innengefüges sind größer.

Doch lassen wir diese Frage vorläufig noch offen und denken im Vorbeigehen an die sogenannten absoluten d. h. nicht so unmittelbar einbezogenen Partizipialkonstruktionen, z. B. den *ablativus absolutus* im Lateinischen. Die Bequemlichkeit eines Systems, das neben den Kasus der innern Determination einen so weitherzigen Kasus der äußeren Determination (das Wort im Sinne WUNDTs

verstanden) besitzt, wie es der sogenannte lateinische Ablativus ist, wird weidlich ausgenützt wie ein bequemes Nest, ein fixiertes Gehäuse, in dem man Sachverhalte beliebig breit und mit denselben syntaktischen Mitteln wie sonst in Sätzen sprachlich aufbauen und wiedergeben kann. Unabhängig (innerhalb des nestbildenden Rahmens) von den Verhältnissen im Symbolfeld des regierenden Satzes. Soll man den Ablativus überhaupt zum Bestand des Symbolfeldes lateinischer Sätze rechnen? Ich muß diese Frage den Sachverständigen überantworten; man hat als Laie den Eindruck, daß es zum guten Teil das gemischte Kasussystem des Lateinischen ist, was zu den erstaunlich weitgespannten „erweiterten“ Sätzen führt, die wir aus den Klassikern kennen. Denn wenn die nächsten Leerstellen um das Verbum durch Antworten auf die Fragen *quis?* *quid?* besetzt sind, kommen der Reihe nach Bestimmungen des *ubi?* *quibus auxiliis?* *cur?* *quomodo?* *quando?* und werden mit eingebaut. Ein solcher lateinischer Satz ist dann wie ein feldmäßig gepackter Tornister mit allem versorgt; mit sehr viel mehr jedenfalls, als die Kasus der inneren Determination allein zu bilden vermöchten.

Hier wäre die Stelle, wo eine systematische Lehre vom Nebensatz die weit verbreitete Auffassung zu würdigen hätte, daß der Nebensatz ein Satzglied sei oder ein Satzglied vertrete. Diese Auffassung ist soweit berechtigt, als kein (vollständiger) Bruch des Symbolfeldes und keine Gelenkbildung vorliegt, wie sie am elegantesten durch das Relativum mit seinen Derivaten, den Konjunktionen, geschaffen worden ist. Sie ist berechtigt, soweit Einbauten wie die bezogenen oder unbezogenen Partizipialkonstruktionen oder Bildungen vom Typus des accusativus cum infinitivo vorliegen. Wo dagegen die Anaphora in ihrer vollen Leistungsfähigkeit einspringt, braucht man den Notverband des festen Einfügens nicht mehr, sondern kann völlig neu anfangen und trotzdem unterordnen, wo und wohin man will. Das ist die Sonderleistung der anaphorisch und selbst ffügbar gewordenen Zeigzeichen. Nein, wir müssen uns korrigieren: die Satzteil-Theorie findet auch an dem KRETSCHMERSCHEN und PAULSCHEN Typus schon ihre Grenzen. Denn jedes konjunktive *und* kann einen Feldbruch setzen und mit neuem Subjekt beginnen, und die direkten Reden oder angefügten Appell- oder Ausdruckssätze haben stets ihr eigenes Symbolfeld¹⁾.

1) Daß sekundär (selbst bei Relativsätzen) jene merkwürdige Fusion eintreten kann, die man das Phänomen des *ἀπό ποιοῦ* genannt hat, sei angemerkt; PAUL hat diese Fusion ausführlich an seinen erweiterten Sätzen aus dem Mittel-

H. PAUL wird in seiner deutschen Grammatik dem Tatbestand, auf welchen die Satzglied-Theorie in erster Linie achtet, durch die Anerkennung einer ersten Hauptgruppe von Nebensätzen, die er „Kasussätze“ nennt, gerecht. Es folgen aber dann zwei andere Hauptgruppen, die sprunghaft neue Unterscheidungsgesichtspunkte einführen. Und darin liegt das logisch Unbefriedigende der meisten Klassifikationsversuche beschlossen. Aber wer weiß? Vielleicht sind nicht die Ordner, sondern ist das zu Ord nende verantwortlich für die vielerlei Gesichtspunkte.

Unter den Neueren unterstreichen manche das meist unbestrittene *Anlehnungsbedürfnis* der Nebensätze und folgen MARTY in dem Vorschlag, sie den *Synsemantika* einzureihen: „Nicht nur Namen, auch ganze Sätze können zu bloß mitbedeutenden Zeichen degradiert werden, sie werden zu Nebensätzen, sind nicht mehr selbständig, sondern nur unselbständig bedeutend und auch da geschieht es, daß die ursprüngliche Bedeutung noch als innere Sprachform wirksam ist“. Am konsequentesten, soweit ich sehen kann, hat diese Idee W. BRANDENSTEIN in einer klaren und aufschlußreichen Arbeit zu Ende gedacht: „Mit ‚Nebensatz‘ wird ein Doppeltes gemeint. Erstens Sätze von einem gewissen äußeren Aussehen, zweitens Sätze mit gewissen noch nicht festgestellten Bedeutungsmerkmalen. Diese beiden Begriffe, die sich hinter dem einen Terminus ‚Nebensatz‘ verbergen, decken sich sehr oft, aber durchaus nicht immer“¹⁾. Der eigene Definitionsvorschlag BRANDENSTEINS lautet schließlich so: „Es scheint also nur der Ausweg zu bleiben, daß wir die Nebensätze der Bedeutung nach als diejenigen Sätze definieren, die *synsemantisch* sind, die für sich gestellt keine oder nur eine andere Bedeutung hätten“ (135). Ob dies vollkommen der MARTYschen Definition vom ‚synsemantisch‘ entspricht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls soll das Anlehnungsbedürfnis damit in den Vordergrund gerückt sein.

Allein die Sache hat einen Haken und ist keinesfalls eine hinreichende Bestimmung. NEHRING²⁾ hat dies scharf erfaßt und herausgearbeitet. Wir können, was er Neues bringt, unserer Analyse des

hochdeutschen belegt (138, 140), wo sie häufig war: *ich hab ein sünd ist wider euch* (H. SACHS). Doch schon der Eindruck des Ungewöhnlichen beweist, wie scharf sonst die Symbolfelder getrennt sind.

1) W. BRANDENSTEIN, Kritische Musterung der neueren Theorien des Nebensatzes, Indog. Forsch. 44 (S. 125).

2) NEHRING, Studien zur Theorie des Nebensatzes. I. Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung 58.

PAULSchen Typus anschließen. Dort wurde deutlich, es sei eine Sachverhalts-Relation, was die Fügung *er liebte und verzieh* konstituiert. NEHRING gelangt zur Erkenntnis, daß es bei der Hypotaxe wesentlich auf die Darstellung solcher Sachverhaltsrelationen ankommt. Der Nebensatz verrate zwar einen synsemantischen Charakter, also ein Anlehnungsbedürfnis; allein es „komme noch eine logische Größe dazu“. Entkleidet man das von NEHRING Gemeinte einer merkwürdigen Sprechweise, so bleibt die Einsicht, daß das hypotaktische Gefüge als Ganzes der Wiedergabe einer Sachverhaltsrelation diene.

Das gilt zwar nicht für den KRETSCHMERSchen Typus; sonst aber ist es weithin entscheidend. Die Dinge müßten an dieser Stelle von einem befähigten Logiker aufgegriffen werden, der uns zeigt, wie und wieweit die Vielgestalt der *bedingten* Urteile durch die Formenwelt der Satzgefüge wiedergegeben wird. Zwischen (unbedingten) kategorischen und den in der verschiedensten Weise bedingten und eingeschränkten Urteilen besteht logisch ein großer Unterschied. Die hypotaktischen Gefüge sind neben vielem andern dazu berufen, bedingte Urteile wiederzugeben: *wenn es blitzt, so donnert es*. Hier steht die Abhängigkeitsrelation der Ereignisse im Mittelpunkt; ich könnte deutsch den Korrelationssatz ‚lange Haare kurzer Sinn‘ daneben halten. Manche deuten ja die angeblichen Nominalsätze als Bedingungsgefüge. Ist jemand in seinen Überlegungen bis hierher vorgedrungen, dann kann ihn die Charakteristik des Nebensatzes als eines synsemantischen (oder wie es früher hieß synkategorematischen) Sprachgebildes jedenfalls nicht mehr vollständig und für alle Typen befriedigen.

Nebensatz und Nebensatz ist vielerlei. BRANDENSTEINS zu einfache Universalformel wird also dem PAULSchen Typus mit den Sachverhaltsrelationen nicht gerecht. Sie schiebt aber auch den KRETSCHMERSchen Typus mit einer bestimmten zu leicht genommenen Beweisführung beiseite. BRANDENSTEIN erkennt zwar die Fruchtbarkeit des Organonmodells der Sprache an, glaubt es aber in seiner Frage vernachlässigen zu dürfen. Wir fanden, gerade das sei wesentlich in Fügungen des KRETSCHMERSchen Typus, daß aus demselben Sprechanlaß zwei Äußerungen fließen, die sich ergänzen, weil sich die eine von ihnen mit dem Akt und seinem Stattfinden und die andere mit dem intentionalen Gehalt befaßt: ‚Censeo Carthaginem esse delendam; timeo ne moriatur‘. BRANDENSTEIN aber versperrt sich selbst den Weg zu dieser Auffassung, weil er glaubt den Beweis in der Hand zu haben, „daß man jede Klasse

von Sprachzeichen durch rein psychologische Merkmale allein ausreichend festlegen kann, d. h. daß die Angabe genügt, was diese Gattung von Sprachzeichen *auszudrücken* vermag¹⁾ (119). Für ihn sind also alle Sätze unisono Ausdrucksäußerungen; derart unisono, daß kein Platz ist für die so charakteristischen Gefüge, wie sie KRETSCHMER beschrieben hat. Also zusammengefaßt: Der Enderfolg einer so vereinfachten Sprachtheorie ist eine Ratlosigkeit im Angesicht sowohl des PAULschen als des KRETSCHMERschen Typus von Satzgefügen.

Hypotaxe und Hypotaxe ist also mindestens dreierlei. Wer nach allem, was wir aus der mehr als hundertjährigen Diskussion der Sachverständigen aufgelesen und durchgesprochen haben, noch einmal die ägyptische Sinuageschichte liest, wird auch dort schon Wendungen finden, die auf den KRETSCHMERschen Typus hinführen. Zum Beispiel: *ich meinte: Kämpfe entstehen; nicht glaube ich: ich lebe nach ihnen*. Das ist, wenn die deutschen Wiedergaben adäquat sind, jene Mischung aus erzählender und direkter Rede, die sehr ursprünglich sein dürfte, die vielleicht der erste Ansatz zu Gefügen nach dem KRETSCHMERschen Typus war. Ein Und-wort und mit ihm Satzerweiterungen nach dem Modell von PAUL sind in der deutschen Wiedergabe des ägyptischen Textes nicht zu finden. Und last not least, so spielt das Relativum kaum eine Rolle in der lapidaren Sprache der Ägypter. Der entschiedene Entwicklungswendepunkt zu den reichgegliederten Satzperioden der indogermanischen Sprachen muß eingetreten sein, als man lernte, den werdenden Kontext selbst zum Zeigfeld zu machen, um vieltalig freie Gelenke am Band der Rede anzubringen. Der entscheidende Wendepunkt war die Ausbildung des Zeigens im Modus der Anaphora.

6. Auf dieser Plattform sollten die intimen Kenner der sprachhistorischen Befunde die Angelegenheit der Satzgefüge noch einmal aufnehmen. Schreibt man, wie wir es nötig fanden und am Kom-

1) Der Beweis selbst ist nur flüchtig skizziert, so daß es sich nicht lohnt, näher darauf einzugehen. Der scharfsinnige MARTY hat schon genau gesehen, daß die Annahme einer Entsprechung nicht zutrifft für Kundgabe und Appell. „Denn bei Äußerungen der Unlust und des Schmerzes ist es offenkundig nur möglich, Mitleid und Willen zur Hilfe zu erwecken“, also ganz andere psychische Phänomene als die kundgegebenen. Gewiß ist dem so, und darüber darf man nicht mit einer Handbewegung hinweggehen. Ebenso wenig wie über die Tatsache der entsprechenden Diskrepanz zwischen Ausdruck und Darstellung. Ich verweise diesen und anderen Versuchen gegenüber auf das, was oben § 2 gesagt ist über das Organon-Modell der Sprache.

positum begründet haben, die Angelegenheit der rein attributiven Gefüge auf ein eigenes Blatt, dann gilt im Bereich des Indogermanischen eine Regel, die an das Wort der Schachspieler erinnert: *regina regit colorem*. Regina ist das Verbum und, was es bestimmt, ist die Angelegenheit des Symbolfeldes und der Symbolfeldgrenzen. Das Verbum vermag auch dann noch ein Symbolfeld um sich zu öffnen und zu regieren, wenn es als Infinitiv oder Partizipium, als Verbalnomen oder als verbales Glied eines Kompositums auftritt. Rückwärts die Reihe noch einmal: Das Verbalnomen und alle abgeleiteten Wörter, in denen ein Verbalbestandteil als solcher noch lebendig ist, formieren z. B. Komposita, in denen ein Objektskasus deutlich verspürt wird. Die zwei Wörter *wasserhaltig* und *wasserreich* differenziert mein eigenes Sprachgefühl in demselben Sinne, wie *Schuhmacher* und *Schuhsohle*, während das Sprachgefühl mich schwanken läßt, ob der gleiche Unterschied auch zwischen *Haarband* und *Haarfarbe* noch zu verspüren sei. Über das Partizipium und den Infinitiv als satzfeldregierende Wörter müßten sich die Lateiner aussprechen; die Frage lautet nicht, ob sie regieren können, sondern wie weit sich das von ihnen eröffnete Symbolfeld der Herrschaft des übergeordneten Satzes zu entziehen vermag.

Um das Bild von den Gelenken der Rede ein letztes Mal aufzunehmen, so liegt beim accusativus cum infinitivo deshalb kein Gelenk, sondern eine Verwachsung (*Symphyse*) vor, weil ein gemeinsames Glied vorhanden ist, das vom finitiven Verbum der Periode in den Objektskasus verwiesen wird, während es im Symbolfeld des Infinitivs die Subjektsleerstelle ausfüllt. Der Übergang aus einem zum anderen Symbolfeld erfolgt also in Gefügen wie *ceterum censeo Carthaginem esse delendam* gleichsam im Innern dieses gemeinsamen Gliedes. Ähnlich also wie in allen anderen Fällen der vielgestaltigen Erscheinung, welche man das *ἀπὸ κοινοῦ* genannt hat, aber nicht ganz so innerlich wie in den von KRETSCHMER ins Auge gefaßten Hypotaxen. Wenn ich dagegen mit Hilfe anaphorischer Zeichen füge: *ich liebe den am meisten, welcher . . .*, so liegt ein klares Redegelenk vor, denn es gibt kein Glied mehr, das beiden Symbolfeldern zugleich angehört und jedes der beiden deklinierten Zeichen ist völlig frei; jedes kann eine beliebige Leerstelle seines eigenen Feldes erfüllen: *ich gebe dem, dessen . . .* usw. Das ist der Durchbruch zu jener Freiheit, in deren Bereiche nicht nur Satzglied hier auf Satzglied dort bezogen, sondern auch ein ganzer Satzgehalt wieder aufgenommen und im anderen als Satzglied behandelt werden kann und umgekehrt: *Er wehrt sich mit Händen und Füßen,*

was taktisch völlig verkehrt ist; die Ihr sucht, nahm den Schleier. Das letztere ist ein Beispiel aus Brandenstein, bei dem nach seiner eignen Einsicht das Merkmal des synsemantischen Charakters der Nebensätze nicht anwendbar oder nichtssagend wäre. Oder endlich: es werden zwar zwei Sachverhalte gezeichnet, aber gar nicht absolut behauptet, sondern die Prädikation gilt der Sachverhaltsrelation: ‚Wenn U_1 , dann U_2 ‘. Das ist auf dem Formniveau der wahrhaft gelenkigen Rede mit ihrem erstaunlichen Reichtum an Nuancen ein Hauptfall; er heißt in der Sprache der hergebrachten Logik das hypothetische Urteil, weil es gar nicht zwei, sondern nur eines ist.

Damit sind noch einmal die von uns erfaßten Typen aufgezählt. Es kommt mir vor, als müßten sich der KRETSCHMERsche und PAULsche Typus durch alle Wandlungen der Sprache hindurch verfolgen lassen. Der KRETSCHMERsche besonders dann, wenn man das Gefüge von erzählender und direkter Rede, welches wir an einem der KRETSCHMERschen Beispiele entwickelten, mit dazu rechnet. Wenn ich deutsch erzähle, *er sagte mir, ich sei farbenblind*, so steht so gut, wie gleich gebräuchlich und ohne wesentliche Sinnverschiebung daneben: *er sagte mir, du bist f.* oder sogar: *er sagte mir, ich bin f.* Bei günstigen Situationshilfen und der richtigen Betonung wird die zweimal verschiedene Gefahr eines Mißverständnisses bei *du bist* und *ich bin* vermieden. Daß diese äquivalenten Redewendungen nebeneinander gebraucht werden können, liegt an dem uns geläufigen Projektionsverfahren, das wir beschrieben haben; das Nicht-präsente wird regelmäßig im Indogermanischen auf die Momente der aktuellen Sprachsituation projiziert. Im übrigen aber ist der KRETSCHMERsche Fall (das zweimal zu Worte kommen desselben Erlebnisses) ein psychologisch derart natürlicher Fall, daß man den KRETSCHMER-Typus (bevor das Gegenteil erwiesen ist) auf irgendeiner Entwicklungsstufe in allen Sprachen erwarten darf.

Ebenso unvermeidlich ist es, daß erzählende Menschen das Bedürfnis haben, *Korrelationen* zwischen zwei sprachlich gefaßten Sachverhalten wiederzugeben. Wenn dies Bedürfnis zum erstenmal drängend wird bei unsern Kindern, dann erfolgt in günstigen Augenblicken z. B. die Rezeption der sprachlichen Komperationsausdrücke (*klein — kleiner — der allergeringste*) und im unmittelbaren Anschluß daran gewöhnlich auch die erste Rezeption der Deklinations- und Konjugationsformen, die vorher trotz Häufung von Wörtern zu oft recht komplizierten Erzählungen Monate lang gänzlich unrezipiert bleiben.

Älter sind in der Sprache des Kindes die schon einmal erwähnten musikalisch pointierten Antithesen als Ausdrucksmittel für

Sachverhaltsrelationen. Vielleicht weicht die Reihenfolge der Ausdrucksmittel im Werdegang der Menschensprachen nicht allzuweit von dieser Entwicklungsfolge ab. Jedenfalls aber darf man die Idee des PAULSchen Typus von Satzfügungen so verallgemeinern, daß die pointierten Nominalsätze, die sich in unseren Sprichwörtern erhalten haben und die wir rein phänomenologisch als Korrelationssätze charakterisierten, mit dazugehören.

Auf einer Sprachstufe, wo die Anaphora ein geläufiges Gelenkbildungsmittel ist, trifft das Sprichwort Sachverhaltsrelationen in ungezählten Varianten so: *wer lügt, der stiehlt; wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu*. Aber vor der Geburt des Relativums wußte man sich auch schon zu helfen, wenn anders diejenigen Recht haben, die den sprichwörtlichen Nominalsätzen ein besonders hohes Alter zuschreiben: *lange Haare, kurzer Sinn*. Noch direkter kommt man zum Ziele durch eine eigene Nennung des Sachverhaltes. Das kann durch Präpositionen geschehen, die durch Verschmelzung mit anaphorischen Zeigwörtern als Konjunktionen fungieren (*nachdem, trotzdem* usw.). Es kann auf weit primitiverer Sprachstufe, aber auch im einfachen Satz durch nennende Wiedergabe der Sachverhaltsrelation erreicht werden. Irgendwo las ich einmal aus einer exotischen Sprache übertragen den Ausspruch, *der Donner sei der (jüngere?) Zwillings des Blitzes*. Das wäre, wenn es typisch und ein Hilfsmittel aus Sprachnot sein sollte, ein noch einfacherer Weg, um vieles von dem wiederzugeben, wozu bei uns allgemein die Relativa und spezieller die Wennsätze berufen sind.

Autorenregister.

A.

Ach, N. 345.
 Adelung, J. Chr. 302, 398, 403, 405, 411.
 Ameseder, R. 256f., 316.
 Amann, H. 368.
 Apollonios Dyskolos 113, 118, 226, 386.
 Aristoteles 2ff., 5, 52, 56, 151, 168, 185f.,
 196, 227, 287, 302f., 310, 342f., 354,
 365, 383, 389.
 Arnold 396.

B

Baader, Th. 110f.
 Balazs, B. 394.
 Baumgartner, M. 40.
 Becher, E. 17f.
 Bechterew, W. 27.
 Becker 63, 169.
 Behaghel, O. 305f., 309.
 Bell, Ch. 69.
 Berkeley 288.
 Binet 354.
 Blase 139.
 Boas, F. 148.
 Böhme, J. 197.
 Bopp, F. 1.
 Bourdon 127.
 Brandenstein, W. 413f., 416f.
 Brandstetter, R. 216.
 Bréal 322.
 Brenner, K. 263f.
 Brentano 363, 365, 379.
 Brøndal, V. 227, 302f.
 Brugmann 22, 31, 80ff., 97, 99, 101, 106,
 108ff., 113, 115ff., 119, 122f., 129,
 138, 141, 146, 161, 167, 291ff., 301f.,
 314, 319, 321ff., 337, 339, 380ff.,
 398, 401.
 Brunswik, E. 252.

Büchmann 51.
 Bühler, Ch. 53, 170, 220f., 254, 362, 391.
 Bühler, K., 28, 38ff., 42ff., 46, 54, 56,
 59, 82ff., 190, 220, 231, 252ff.,
 279ff., 285f., 323, 347, 359, 396,
 410.
 Busch, W. 207.
 Buschmann 211.

C

Caesar 394.
 Carnap, R. 75, 318.
 Cassirer, E. 1, 76, 191, 256.
 Cicero 338.
 Cornelius 228.
 Curr 211.
 Curti 211.
 Czermak 399.

D

Delbrück 86, 108, 113, 115f., 119, 169,
 178, 236f., 305, 322, 327.
 Descartes, R. 2, 3, 6, 7, 17, 67.
 Diels, H. 275.
 Diemke 399.
 Diez 211.
 Dittrich 322f.
 Dodge 277, 392.
 Duden 34.

E

Ebbinghaus, H. 82, 133, 298.
 Ehrenfels, Ch. v. 257, 315, 349.
 Eleaten 4f.
 Engel, J. J., 46, 69, 82, 390.
 Erdmann, B. 178, 277, 317ff., 378, 384,
 392, 404.
 Ettmayer 169, 339, 377.

F

Fabian, E. 323.
 Festus 211.
 Finck, F. N. 149, 240.
 Frenkel, E. 59.
 Freud, S. 353.
 Freyer, H. 79.
 Frings, G. 283.
 Frobenius, L. 355.
 Funke, H. 227.

G

Gabelentz, von der 211, 240.
 Galilei 19.
 Galton 345.
 Gardiner, A. 22f., 25f., 84.
 Geiger, L. 209.
 Gatschet 211.
 Gemelli 365.
 Gießwein 211.
 Gläßer, E. 308.
 Goethe 34, 56, 394, 396f.
 Gomperz, H. 1, 40ff., 47, 225, 283.
 Gonda, J. 37.
 Grimm, J. 323.
 Groot, De 290.

H

Hamann 197.
 Hankamer, P. 197.
 Hartson, L. D. 265ff.
 Hegel 27, 76, 257.
 Heidegger 310.
 Hellwag 280.
 Helmholtz 127, 199, 288.
 Helmont, van 290.
 Heraklit 4f.
 Herbart 376, 378.
 Herder 86, 197, 208.
 Hering, E. v. 127, 129f., 154, 222.
 Hermann, E. 303, 398.
 Herodot 308.
 Herrmann, G. 167.
 Herzog, H. 263f.
 Heyse 411.
 Hickmann 217.
 Hilbert, D. 20, 22.
 Hillebrand 127.

Hirt, E. 396.
 Hobbes 186, 216, 229ff.
 Hoffmann, E. 197.
 Hofmann, J. B. 116.
 Hofmann 148.
 Homer 308f., 347, 353, 391ff., 409..
 Horaz 388.
 Hudgens 265.
 Humboldt, W. v. 1, 7, 48f., 108, 152, 197f.
 Hume, D. 228, 288, 384.
 Husserl, E. 1f., 9ff., 45, 49ff., 62ff., 169, 172, 185, 225, 227ff., 288, 291ff., 320, 363, 365.

I

Ichlonsky 27.

J

Jacobi 341, 398.
 Jellinek 302.
 Jennings 27.
 Jespersen 211, 227, 262ff.

K

Kalepky 116.
 Kant, I. 153, 288, 373.
 Kardos, L. 165, 252.
 Kepler 19, 44.
 Klages, L. 79, 86.
 Klanfer, J. 163.
 Kluge 37, 290.
 Koelle 211.
 Koerting 211.
 Krause, H. 263.
 Kretschmer, P. 211, 247, 304, 359, 398f., 402ff.
 Kries, J. von 221f., 384.
 Külpe, O. 384.

L

Laguna, de 27.
 Lange, R. 147.
 Lavater 323.
 Lazarus 3.
 Leibniz 17, 256ff., 315, 355.
 Lersch, Ph. 287.
 Lessing, G. E. 150, 188, 202, 391, 396.

Levi Bruhl 219.
 Lindner 285.
 Locke, J. 228, 288, 384.
 Locker, E. 147, 320.
 Longfellow 170.
 Lotze 17.
 Lubbock 211.
 Luther 308.

M

Mach, E. 275.
 Major 73.
 Mally 257.
 Mansfeld, F. 98.
 Martin, L. 134.
 Marty 1, 291, 303, 413, 415.
 Maurenbrecher, B. 167.
 Meillet 108, 149, 290f., 302, 340, 398.
 Meinong 1, 228, 250f., 288, 315.
 Mendelejeff 273f.
 Meyer-Lübke 211.
 Miklosich 108ff., 177.
 Miles, W. R. 130.
 Mill, J. St. 15, 20f., 45, 49, 59, 186,
 216, 225ff., 228ff., 257, 288, 304, 384.
 Mohrmann, K. 98f.
 Morgenstern 293.
 Müller, G. E. 131, 228.
 Müller, M. 246ff.
 Müri 185.

N

Nehring 398, 413f.
 Newton 20.
 Nietzsche, F. v. 253, 397.

O

Ockham 40.
 Oehl, W. 210ff., 279.

P

Pastori 365.
 Paul, Jean 343.
 Paul, H. 1ff., 10, 17, 22, 37, 56, 83,
 167, 169, 173, 321ff., 333, 335f.,
 340, 344, 348, 356, 359, 368, 380,
 390f., 398f., 402ff., 417f.
 Pawlow 27.

Perutz, L. 323.
 Petersen 323.
 Piaget, J. 219.
 Pick 254.
 Piderit, Th. 82, 287, 349.
 Plato 1, 11, 24f., 29, 60, 68, 86, 192,
 197, 232, 287, 310.
 Plutarch 51, 139.
 Pokorny 37.
 Porzig, W. 139, 247, 303f., 313, 315.

R

Regula 308.
 Rickert, H. 5, 16ff.
 Riehl, A. 384.
 Ries, J. 169, 177ff., 356ff.
 Rilke, R. M. 170.
 Rousselot 265.
 Ruederer, H. 285, 287.
 Russel 22, 104.

S

Sapir 148f., 290.
 Saussure, F. de 1, 4, 6ff., 15, 18, 26, 48f.,
 56ff., 67, 74, 164, 364.
 Scherer 178.
 Schiller 397.
 Schleicher 76.
 Schmidt, J. 109.
 Schmidt, W. 149, 324, 327ff., 369.
 Schrader-Nehring 211.
 Schulze, W. 211.
 Scripture 199.
 Segal, J. 135f.
 Selz, O. 254.
 Sievers, E. 200f., 261ff., 271.
 Sonneck, B. 36f., 147, 363f.
 Spencer, H. 225.
 Stahlin 343.
 Steinthal 2, 10, 63, 66, 118f., 213ff.,
 240.
 Sterzinger 343.
 Stetson, R. A. 265ff.
 Stolz-Schmalz 116.
 Streitberg 139, 247.
 Strindberg 170.
 Stumpf, C. 17f., 199, 272f., 280f.
 Sweet 261, 263, 325.

T

Tappolet 211, 285.
 Theophrast 307.
 Thirring 200.
 Thorndike 27.
 Thukydides 399f., 411.
 Thurot 40.
 Tobler 322f., 333, 337.
 Tolman 27, 38.
 Trojan 394.
 Trombetti 211.
 Trubetzkoy 44, 78, 238, 248, 273, 280f.,
 287, 290.
 Twardowsky 247.

U

Überweg 40.
 Ulfilas 308.
 Usener 247, 304.
 Üxküll 27.

V

Valery 217.
 Varro 211.
 Vinci, Leonardo da 367, 370f.
 Voß, J. H. 308f.

W

Wackernagel 83, 88ff., 169, 178, 211,
 302, 304ff.
 Walde 37.
 Walde-Pokorny 37, 211.
 Walzel, O. 55.
 Watson 269.
 Wegener, Ph. 22, 31, 80ff., 84, 111, 119,
 141, 167, 172, 232, 375.
 Werner 37, 196ff., 205ff., 351ff.
 Wertheimer 257.
 Whewell 20ff.
 Wilamowitz, U. von 55.
 Wilhelm, A. 178.
 Willmanns 322, 340.
 Willwoll, A. 178.
 Windelband 5, 17ff.
 Windisch 109, 386.
 Winkel, M. 396.
 Winkler, E. 131, 144, 217, 308, 396.
 Witasek 127.
 Wolf, K. 78.
 Wundt, I., 10, 56, 74, 86, 150, 208ff.,
 211, 236ff., 241ff., 251, 257, 275, 277,
 322, 331ff., 346, 359, 364, 387, 411.

X

Xenophon 308.

Sachregister.

(Die fettgedruckten Seitenzahlen geben Stellen mit Begriffsdefinitionen an.)

A

- Ablativus 237.
 — absolutus 411f.
 Ablösbarkeit der Sprachgebilde 57, 59.
 Abstraktion 45, 395ff., 353f.
 Abstraktionstheorie 11, 228f., 231, 288.
 Abstraktive Relevanz, Prinzip der 28, 40, 42ff., **44**, 45f., 206, 224f., 273, 286.
 Accusativus 179, 237ff., 241ff., 250f.
 Accusativus cum infinitivo 50, 408, 411ff., 415f.
 Adhygische Sprache 43.
 Adjektiv 304, 313, 332, 338.
 Adverb 304, 313, 332.
 Affekte 352f., 408.
 Affix 332f.
 Ägyptische Sprache 399ff.
 Ägyptologie 59.
 Ahaerlebnis 311.
 Aktcharakter 67f., 363, 365.
 Aktgeschichte 50f.
 Aktionsarten des Verbums 101, 295.
 Aktionsbereich des Sprechers 101.
 Aktionsfeld 50.
 Aktionskategorie s. Handlungskategorie.
 Aktlehre (HUSSERL) 60ff., 169, 186, 227, 229.
 Aktualwerk 302.
 Akzent 177, 324, 330f., 337ff., 365.
 — des deutschen Kompositums 177, 324, 330f., 337ff.
 Alltagssprache s. Umgangssprache.
 Alltagsverkehr der Sprache 84.
 Altindisch 214.
 Analytische Geometrie 151.
 — Urteile 245, 247, 250, 384.
 Anaphora, Gebrauch der Zeigwörter als 82, 101, 108, 115, 116, 120, **121f.**, 167, 258, 300, 307, 309, 311, 313f., 317ff., 342, **385ff.**
 Anschauliches Moment der Sprache 81, 130, 153, 191, 220, 237ff., 305, 310, 329.
 Anschauungsbild (BRUGMANN) 84, 130.
 Anthropomorphismus 346, 351, 370.
 Anzeichen 28, 185, 252, s. a. Symptom.
 Aphasie 138, 158, 254, 270, 283, 354.
 Appell 28, **31**, 32, 35, 46, 60, 99, 115, 407, 409.
 Apperzeption 329.
 Apposition 309.
 Archaische Logik 226f.
 Arische Sprachen 97.
 Arithmetik 50.
 Armenische Sprachen 97, 110.
 Artikel 292, 303—315.
 Artikulation 199f., 259f., 269, 285, 294.
 Artnamen 67, 89, 114, 225ff., 304, 309.
 Aspektbegriff 356, 358, 361.
 Assoziation 236, 346.
 Assoziationstheorie 57, 58f., 298.
 Atomismus 205, 256, 275.
 Atomistische Struktur der Materie 274f., 281.
 Atommodell 152.
 Attributive Fügung 246, 249, 330, 332ff., 338, 369f.
 Aufmerksamkeit 329.
 Ausdruck 13, 28f., 31f., 46, 60, 99, 115, 150, 201, 286, 288, 311, 352, 365.
 Ausdrucksnot, Metapher im Dienste der 344, 351.

Ausdruckstheorie 46, 56, 69, 82, 100, 120, 150, 287, 323, 346, 365.
 Ausdruck u. Darstellung 150f.
 Ausdruckszeichen, sprachliche 35f., 196f.
 Axiomatik der Mathematik 20, 22.
 — der Sprachtheorie 3, 12—78, **21**.
 Axiomatisches Denken 20ff.

B

Ballistische Bewegung 265ff., 392.
 Bantusprachen 152.
 Bedeutungen, einfache und zusammen-
 gesetzte 291f.
 Bedeutungs- und Beziehungsausdruck
 (SCHLEICHER) 76ff.
 Bedeutungseinheiten 74, 350.
 Bedeutungserlebnis 58, 298.
 Bedeutung, gegenständliche 34.
 Bedeutungskategorien 63.
 Bedeutungsmodifikationen 65, 323.
 Bedeutungspuls 34f., 292f., 298, 320.
 Bedeutungsstammbaum 211f.
 Bedeutungsunbestimmtheit 66.
 Bedeutungsverleihung 69, 218, 350.
 Bedeutungswandel 343.
 Bedürfnis und Gelegenheit 56.
 Begriffliches Moment der Sprache 144,
 237f., 289, 305f.
 Begriffsbildung, geisteswissenschaftliche
 305f.
 — naturwissenschaftliche 16f.
 — psychologische 130ff., 192, 221, 330,
 357.
 — sprachtheoretische 16ff.
 Begriffskomplexionen 243ff.
 Begriffsumfang 221, 227, 234.
 Begriffswörter 172.
 Begriffszeichen 11, 36, 103ff., 107, 118,
 143, 151, 216—236, 278, 350.
 Behaviorismus 13, 26, 37f., 232, 249,
 250, 269ff.
 Beobachtungen, sprachtheoretische 12.
 Betonungsgestalt 368.
 Bewegungsgesetze 97, 265ff.
 Bezugswendungen, drei affektive 250f.
 Bild und Symbol 187ff.
 Bildwert 165, 182, 372.
 Bildwörter 210f., 215.
 Binokulares Sehen 120f., 345.

Blickbewegungen 392.
 Buchstabenschrift 14, 262, 272f., 278f.

C

Chemie 273, 281.
 Chinesische Sprache 152, 173, 240, 261,
 302.
 Chinesisches Theater 139f.
 Connotation s. Konnotation.

D

Darstellung, außersprachliche 179ff., 250,
 367.
 — Dominanz der 150.
 — erscheinungstreue 188ff., 208, 297f.
 — relationstreue 189ff., 208, 255.
 — sprachliche 46, 66, 73, 123, 124.
 — und Ausdruck, Unterschied von 150f.
 Darstellungsfeld s. Symbolfeld.
 — am Wappen 162.
 Darstellungsfunktion 28, **291**, 31f.
 Darstellungsmittel, sprachliche 150f.
 Dativ 237f., 243, 250f., 380.
 Deiktische Partikeln 115, 116, 119f.,
 146.
 Deixis s. Zeigzeichen.
 — als Klassenmerkmal der Pronomina
 117, 119f.
 — am Phantasma 55, 80, 121ff., **123**,
 132ff., 149, 309, 375ff., 388, 392,
 397, 401.
 Demonstratio ad oculos 80, 105, 108,
 125, 149, 161, 164, 309, 314f., 317,
 373, 379, 381, 388, 401.
 Demonstrativa 31, 37, 81, 89, 108, 111,
 115, **117**, 147, 211, 307, 311, 386ff.,
 405f.
 Denken und Sprechen 29, 138, 348.
 Denkpsychologie 56, 220f., 234, 253f.,
 329, 335, 343, 354.
 Der-Deixis 87, 92, 97ff., 99ff., 115,
 161, 219.
 Deuthilfen der Deixis s. Leithilfen.
 Deutsche Sprache 143, 280, 304, 306,
 313, 330, 340, 378.
 Diakrise, personale 94, 276.
 Diakritika 33ff., 43f., 143, 205f., 218,
 225f., 276, 278ff.

Dialekt 12, 215.
 Differenzierung von S und P 369f.
 Diphthonge 265.
 Direkte Rede und Nebensatz 407.
 Distanzkompositum 292f., 325, 327, 337, 340.
 Doppelfiltermodell s. Sphärenmischung 355.
 Dramatische Sprache 55, 85, 164, 381.
 Drama 392.
 Druckschrift 277.
 Dual 240.
 Du-Deixis 83, 381f., s. auch istic-Deixis.
 Du-Wort 99, 104, 108.
 Dvandva-Kompositum 319, 336, 356.

E

Egozentrisches Zeigen s. Zeigen.
 Eidetik 134.
 Eigennamen 67, 94, 114f., 146, 225ff., **235f.**, 292, 304f., 309, 374f., 382.
 Eigentums- und Erzeugungsmarken 159.
 Einführung 13.
 Einklassensystem, Darstellungssysteme als 70ff., 74ff., 300, 324, 366, 379, 409.
 Einwortsätze 72.
 Elementenbegriff 154, 272ff.
 Ellipsen 88, 155ff., 166f., 285, 310, 358.
 Empfänger 25, 30, 38, 68, 79f., 94, 98, 99, 109, 113, 121, 124, 142, 149, 163, 164, 172, 250, 259, 268ff., 374, 380, 382.
 Emphase 314.
 Empraktische Reden 39, 52, **155ff.**, 285f., 317, 361, 367, 370, 376, 379f.
 Englische Sprache 173, 240ff., 267, 327.
 Entwicklung, geistige 39.
 Entwicklungsbegriff 241.
 Epikuräer 225.
 Epische Sprache 32, 55, 85, 140, 164, 373f., 381.
 Epistemologismus 192.
 Epos 391.
 Ereignissätze, Impersonalia als 376ff.
 Ergon — energie 7, 48.
 Erinnerung 126, 133, 253, 346.

Erkennungszeichen s. Diakritika.
 Erlebnispsychologie 132ff., 250, 292, 328, 330, 342.
 Eskimosprache 152.
 Ethnologie 142.
 Etymologie 214, 216ff., 232ff.
 Existenzsätze s. Wirklichkeitsaussagen.
 Exposition 374ff.

F

Fahrtrichtungszeichen 38, 224.
 Farbenkonstanz im Beleuchtungswechsel 283.
 Farbenkontrast 165.
 Farbenlehre 154f., 190, 222.
 Feldbegriff 168—179, 294.
 Feldbruch 341f., 411ff., 416.
 Feldfremde Zeichen 183ff.
 Feldgeräte, System der 152, 236ff., 366.
 Feldsystem, vom Typus Sprache 77f.
 Feld und Symbol 151.
 Feldwert 33, 74, 84, 88, **168—179**, 182ff., 190ff., 295ff., 299, 302, 304f., 313, 320, 322, 328, 340f., 372.
 Feldzeichen 35, 177.
 Fieberkurve 188ff.
 Fiktionsspiel s. Illusionsspiel.
 Film 391ff.
 Fingergeste 79, 87, 89, 92f., 97, 112, 115.
 Flaggensignale 42f.
 Flatus vocis-Nominalismus 12, 27f., 36, 224f., 227, 276.
 Flexionsendungen 171, 324.
 Formalisierungsstufe 49, 60, 62, 67, 295, 357.
 Formenlehre 10f., 357.
 — der Bedeutungen (HUSSERL) 63f.
 Form und Stoff 90, 102, 113, 151, 172, 256ff., 295f.
 Forschungsidee 12.
 Fragesatz 363.
 Französische Sprache 241, 333, 338, 378f.
 Fruchtbarer Moment 287.
 Fügemittel, syntaktische 154, 307.
 Funktionen der Sprache s. Organonmodell.
 Funktionslust 136, 347.

G

Ganzheitsbetrachtung s. Gestaltstheorie.
 Gebärdensprache 69f., 139, 158, 287, 334f.
 Gebildelehre 17, 23, 30, 57, 59, 62, 169, 357f., 362.
 Gedächtnis 77, 297, 332.
 Gedankengehalt und -akt 408.
 Gegenstände 29ff., 104, 171f.
 Gegenstand der Sprachtheorie 7f., 48.
 Gegenstandssymbole 150.
 Gegenstandszeichen 33ff.
 Gehörsapparat 201ff., 277.
 Geisteswissenschaften 365, s. auch idio-graphische Wissenschaften.
 Geldbegriff 61.
 Gemeinnamen s. Artnamen.
 Gemeinschaftsleben und Sprache s. soziale Betrachtung der Sprache.
 Generalisierende Akte (HUSSERL) 229f.
 Genidentität 62.
 Genitiv 179, 237, 241ff., 245, 327ff., 337.
 Gerät, Sprache als 48, 301.
 Geräuschnamen 204, 206ff., 215.
 Germanisches Betonungsgesetz 289.
 Germanische Sprachen 308, 337.
 Geschichte der Sprachtheorie 1ff., 356.
 Geschlecht des Kompositums 336.
 Geschlechtswort, der Artikel als 307.
 Gesichtsfeld 128.
 Gestaltbegriff und -theorie 56, 151, 154f., 256ff., 289, 303, 315, 329.
 Gestaltungstendenzen, materiale 257ff., 289.
 Geste 84, 86, 89, 97ff., 100, 142, 157f., 166.
 Gesten, hinweisende 88, 111f., 149.
 Globale Symbolisierung 71f., 76ff., 277, 379.
 Grammatik s. Gebildelehre.
 — antike 118, 211.
 — apriorische 9ff., s. auch Grammatik, reine.
 — deskriptive 18, 23.
 — griechische 1, 19, 68, 80f., 118f., 120, 178, 262.
 — indische 319.
 — reine (HUSSERL) 65, 172.
 — und Logik 63, 66, 180.

Grammatische Formung 358, 362.
 Graphisches Darstellen 183.
 Grenzen der Begriffsbildung 16.
 Griechische Sprache 59, 97, 159, 237, 245, 304, 306ff., 310, 313f., 320, 327, 333, 343, 399ff.
 Grundbegriffe, sprachwissenschaftliche 18f., 48.
 Grundsätze der Sprachwissenschaft s. Axiome.

H

Hamitisch 241.
 Handlung 52f., 56, 364.
 Handlungsklischee als syntaktisches Schema der indogermanischen Sprachen 239f., 252ff., 370, 375ff.
 Heischesatz 363.
 Hemmung 352, 354.
 Heraldik 162ff., 207, 281f.
 Herkunftsqualität des Klanges 91f., 93f.
 Hermeneutik 15.
 Hic-Deixis 83, 90ff., 109.
 Hier 93, 95, 102ff., 109, 125ff., 136, 290, 315, 307, 373ff.
 Hier-Jetzt-Ich-System 127, 149, 373ff.
 Hieroglyphen 13.
 Homo faber, Modell des 61.
 Hypotaxe s. Satzgefüge.

I

Ich 94ff., 102ff., 109, 113f., 133, 315, 372ff.
 Ich-Deixis 83, 84, 100, 110.
 Ich, logisches oder transzendentes 67.
 Idealität des Gegenstandes Sprache 58.
 Idee, platonische 60.
 Idiographische Wissenschaften 5, 17f., 228.
 Idiom 51, 141, 167, 360.
 Illusionsspiele 140, 219f., 299.
 Imperativ 107, 237, 360, 362, 405ff.
 Impersonalia 250f., 375, **376ff.**
 Impressionistische Sprache 152.
 Indianersprachen 130, 148, 216.
 Individualisierende Akte (HUSSERL) 229f.
 Individualismus 3.

Individualzeichen 114, s. auch Eigen-
namen.
Indogermanische Sprachen 36, 97, 107,
110, 115, 132, 138f., 140f., 143, 153,
209, 214, 216, 234, 236ff., 241, 291,
293, 296, 301, 305, 307, 314, 317, 319,
321ff., 329, 353, 358, 360, 366, 368,
370, 375ff., 381, 399ff.
Induktion 14f., 19.
Infeld 154.
Infinitiv 336, 415f.
Innere Sprachform 47, **152**.
Inschriften 163f., 401.
Instrumentalis 237, 380.
Intention 67, 109, 104, 220, 250.
Intentionseinheit als Grundlage des Satz-
gefüges 409.
Interjektionen 211, 297, 300, 311, 342,
359, 407.
Intersubjektiver Charakter der Sprache
58, 231f., 284, 286, 293, 298, 301.
Intonation 280.
Intransitives Verbum 246f., 250.
Inversion 328.
Ironie 353.
Iste-Deixis und Istic-Deixis 83, 90, 96.
Italienische Sprache 90, 338.

J

Japanische Sprache 147f., 300.
Jener-Deixis 89, 93, 99ff.
Jetzt 102, 132, 138, 296, 367, 373ff.

K

Kasus der äußeren Determination 236,
242ff., 379.
— der inneren Determination 236, 242ff.,
379.
— lokalistische 236ff., 375.
— logisch-grammatische 236ff.
Kasussätze (PAUL) 413.
Kasussystem der indogermanischen
Sprache 179, 236—255, 366, 375f.
Kasustheorie 171, 177, 179, 236—255,
294.
Kataphora 122, 401.

Kategorientafel (ARISTOTILES) 302f.
Kaukasische Sprachen 238, 240, 248,
280f.
Kausalbetrachtung 23, 25f., 29, 47.
Kinästhesis 129, 259.
Kinderpsychologie 13f., 53, 140, 168,
210ff., 219, 285, 289, 299f., 346f.,
353f.
Kindersprache 14, 54, 72, 110, 158, 210ff.,
219, 285, 289, 332, 409f., 417.
Kino 135.
Klangfarbe der menschlichen Stimme
199f.
Klangfülle 262ff., 280.
Klanggesicht 34f., 91f., 177, 259, 271ff.,
275ff., 285, 325, 339.
Klassenzeichen s. Wortklassenmerkmale.
Klassifikation der Wissenschaften 17f.
Klassik 208.
Kommandosprache 32, 103, 362.
Kommunikationsmittel 38.
Kompensationsprinzip der Identifikation
345.
Komplexcharakter 275, 284f.
Komplextheorie des Denkens 254, 283.
Komposita 65, 75, 107, 177, 243ff.,
271, 291, 294, 296, 313, 315f., 320 bis
342, **339f.**, 355, 369.
Kompositionsregeln 10f., 291, 293, 321,
340, 343f.
Konjunktionen 116, 120f., 385.
Konnotation 114, 173, 226ff., 233, 243,
246, 252, 303f.
Konsonanten 200, 212, 270, 272, 280,
287.
Konstanzsätze 252, 258f., 288f.
Konstanz des phonematischen Gepräges
im Wechsel des Klanggesichtes 259,
272ff., **288ff.**
— der Phonorezeption s. Lautheits-
konstanz.
Kontaktkompositum 325, 328, 336f., 340.
Kontext 168—179, 284, 311, 370.
Kontextarme und kontextfreie Worte
91, 155.
Kontextfaktoren 66, 75, 149, 151, 155,
161, 168—179, 284, 320, 403.
Kooperation von Sender und Empfänger
38f., 257, 268ff.

Koordinatensystem der Orientierung 102, 131.
 Körpertastbild 129ff., 136f.
 Korrelationssätze 369, 418.
 ko-Stamm 92.
 Kreislauf des Sprechens 25f.
 Krise der Psychologie 38, 252.
 Kritik der reinen Vernunft 14, 19f., 22, 251f.
 Kulturkreislehre 142, 327f., 338.
 Kundgabe s. Ausdruck.
 Kurzsatz 360.
 Kurzwortbedürfnis 293.

L

Lallwörter 210ff.
 Landkarte, Darstellungssystem 180ff.
 Langue (DE SAUSSURES) 7, **58**, 62, 142, 144, 154, 205, 298, 333.
 Langue et parole 7, 98.
 Lateinische Sprache 50, 59, 90f., 97, 144, 159, 237f., 241, 295, 298, 306, 307, 310ff., 320, 327, 338, 378.
 Lautcharakteristik 279f., 283.
 Lautgebärden 207.
 Lautheitskonstanz 98, 289.
 Lautlehre s. Phonetik.
 Lautmal s. Phonem.
 Lautmalerei s. Onomatopoesie.
 Lautmaterial der Sprache 177, 279 ff.
 Lautstärke 264.
 Lautstrom 8, 181, 260, 279, 284.
 Lautsystem 154.
 Lautwandel 5, 250f.
 Lautzeichen 86, 272, 279, s. auch Phonem.
 Lebenspsychologie 362.
 Leerstellen **173**, 246, 251, 295, 303, 378.
 Leitfäden der Orientierung 146f.
 Leithilfen, sinnliche der Deixis 81, 92f., 96, 112f., 125, 166ff., 233.
 Leitsätze s. Axiome.
 Lernerdeixis 385.
 Lernerwerb des Sprechers 56.
 Lerntheorie 27, 38.
 Lesen 277f.
 Lexikon 30, 74f., 77, 151, 180ff., 184, 187, 290f., 355.

Lexikon und Syntax 75ff., 78, 291, 295, 299.
 Lex parsimoniae 4f., 50, 286.
 Linksäuger 130.
 Logik 50, 62ff. 103f., 218, 221, 225, 243f., 312, 317f., 331, 336, 356, 365, 378, 383f., 404, 414, 417.
 Logistik 32, 35f., 60, 75, 77, 103f., 143, 236, 303, 318, 370, 372, 383f.
 Lokativ 237.
 Lyrik 32, 55, 217, 372.

M

Magische Geisteshaltung 37, 47, 218ff., 293, 352.
 Magische Theorie 46ff.
 Malaische Sprachen 248.
 Malerei 150f., 181, 188, 367, 370f.
 Malfeld der Sprache **153**, 206, 335.
 Malpotenzen der Stimme 198ff., 209, 212, 215.
 Mannigfaltigkeitsstufen 34, 272f., 276.
 Märchen 135f., 138, 247, 374.
 Marken und Male **160**, 275, 278.
 Materialbetrachtung der Laute 34, 43, 257ff.
 Mehrseitigkeit des Sprachphänomens 33, s. auch Organonmodell.
 Mehrstufigkeit des Sprachphänomens 33, 298, s. auch Strukturmodell.
 Meinen (unanschauliches) 220, 229f., 231.
 Menschengesprachen, Gesamtheit der 141, 149f., 152f., 325, 333, 369, 379.
 Merkzeichen 220.
 Metapher 45, 65, 133, 179, 315, 326, 342—356, **355**.
 Metaphysik 223.
 Methodik der Sprachtheorie 7ff., 12ff., 218, 221, 254.
 Metonymie 354.
 Mitteilung, sprachliche 24f., s. auch soziale Funktion der Sprache.
 Mittler, die Sprache als 151f., 192, 196, 253.
 Monade 3, 11, 67ff., 232, 256.
 Morphologische Analyse der Sprachgebilde 50, 153f., 171.

Musikalische Modulationen der Sprache
309, 324, 332, 337, 340, 305, 398.

Muttersprache und Geistesbildung (WEISS-
GERBER) 24.

N

Namen, 18, 113f., 116, 118, 171.

— dingfest angeheftete **159**.

Naturvölkersprachen s. Primitive.

Nebensatz s. Satzgefüge.

Nennarten 302f.

Nennfunktion 87, 114.

Nennwörter 45, 99, **103**, 104f., 110, 111,
144, **150**, 149—256, 288, 291, 299f.,
313f., 382.

Neugriechisch 320.

Neutrum 239f.

Nomen 65, 333, 368.

Nominalismus 228, s. auch Flatus-vocis-
Nominalismus.

Nominalsätze 251, 330, 360, 369f.,
418.

Nominativus 237, 239, 241ff., 250f.

Nomothetische Wissenschaften 4f., 17f.,
228.

Notenschrift, Darstellungssystem 173,
180ff., 188ff.

O

Objekt, inneres 246f.

Objektdeixis 385.

Objektive Sprachbetrachtung 1, 66f.,
186, 230ff., 254, 320, 343.

Objektskasus 179, 243, 249, 295, 382.

Odyssee 391ff.

Offenheit, prinzipielle des Systems der
Sprache 172, s. auch Spielräume der
Sprache.

Onomatopoesie 30, 153, 187, 191f., 195 bis
216, **196**, 255, 279, 283, 297.

Oppositionsregel s. Struktur, binomische
der Sprache.

Optativ 406.

Ordnungstechnik des Sprechdenkens 170.

Organonmodell 1f., 11, 22, **28**, 24—33,
45, 68f., 149, 232, 251, 297, 359, 361,
414.

Orientierung, objektive (topomnestische)
131f., 196.

— subjektive (egozentrische) 93, 102f.,
131f.

Orientierungsgerät, die Sprache als 48,
252.

Origo des Hier-Jetzt-Ich-Systems 107,
130.

Ortsnamen 159.

P

Papuadialekt 214.

Parallelsätze 405, 410.

Paraphantasie 354.

Paraphasie 354f.

Parole 7, 51, 142, 205, 333, 360, 364.

Partizipium 330, 411ff., 415.

Pathognomik 109, 113, 224, 286.

Person der Sprechhandlung 179, 376ff.,
381ff., 407.

Personalhinweis 91, 109.

Person, dritte 108f., 115, **375 ff.**

Personalia 79ff., 85, 108ff., 111, **113ff.**,
117, 147, 301, 307, 337, 376ff., 381ff.
Personalsuffix 107.

Phantasie 133ff., 377f.

Phantasieraum 126, 133ff.

Philologie 15, 101, 154, 356f., 365.

Phonem 29, 33, 35, **44f.**, 71f., 76, 153,
204, 258, 273ff.

Phonematische Modulationen 142ff., 291,
328, 331, 337, 340.

— Prägung 14, 33, 35, 46, 61f., 102,
113, 166, 205, 241, 250, 284, 294,
297f., 302.

Phonematisches Signalement 250, 274ff.,
284f., 298.

Phonemriegel 204ff., **205**, 207, 209ff.

Phonetik 59, 259ff., 273, 304.

— und Phonologie 3, 14, 17, 29, 40, 42ff.,
58, 225, 273, 279ff.

Phonologie 27, 42ff., 45, 50, 58, 74, 204,
224f., 265, 272ff., 278ff., 290.

Photogramm 188ff.

Physik 20, 50, 152, 270.

Physikalismus 14, 36.

Physiognomik 93, 109, 113, 224, 286,
323, 346.

Plastik 189f., 370f.
 Plural 240.
 Poesie pure 217.
 Poesis (ARISTOTELES) 52f., 362.
 Poiotes s. Wasbestimmtheit.
 Positionshinweis 95, 109, 296.
 Positionszeigarten, psychologische Grundlage 82—102.
 Positionszeigwort 99, 103, 108, 111, 115, 138, 144, 301, 314, 377, 380.
 Postpositionen 328, 332.
 Prädikation 246, 249, 330, 333, 369f.
 Präfix 328, 332, 334, 336.
 Präposition 107, 144, 240, 242, 255, 301f., 319f., 328, 332, 379.
 Präsentierungstechnik der dramatischen Rede 396.
 Praxis (ARISTOTELES) 52ff., 364.
 Primitive Sprachen 142, 144, 197, 210, 219f., 355.
 Prinzipien der Sprachforschung 1, 12—78.
 Prodemonstrativa 146ff., **147**, 300.
 Produktionstheorie 257.
 Produktives Symbolsystem, die Sprache als 76ff., 144, 151.
 Prohibitiv 406.
 Pronomen 18, 33, 97, 100, 108f., 111, 116ff., 144, 247, 300, 307ff.
 Protokollsätze der Linguistik 16.
 Pseudometapher (WERNER) 351f.
 Psychologie und Linguistik 111.
 Psychologismus 9f.
 Psychopathologie 254, 348.
 Psychophysik 2f.
 Psychophysisches System 47f., 164, 261, 267f., 273, 283, 288, 330, 345, 349.
 Pygmäen 197, 219f.

Q

Querdisparation 345.

R

Radio 268.
 Räumliche Komponente der Orientierung 127f.
 Raumorientierung 113.
 Raumsehen 128.

Rechtsäuger 130.
 Redeeinheit 358.
 Redensart s. Idiom.
 Reflexionswörter 124.
 Reihenfolge 325, 327, 368f.
 Reklame 116.
 Rekonstruktion 170f.
 Relation 40, 49ff., 59, 73, 336, 340.
 Relativa 116ff., 121, 307, 310, **401f.**, 408.
 Relevanzgesetz 45.
 Rethorik 32, 55, 342f.
 Rezept 316.
 Rezeption 68, 269.
 Rezeptionssignale 107.
 Rollenzeigwörter s. Personalialia.
 Romanische Sprachen 304, 307f., 320, 327, 329, 337f.

S

Sachsteuerung 65.
 Sachverhaltsrelation als Grundlage der Satzfügung 409, 414, 418.
 Sachverhaltszeichen 1, 191, 257f.
 Sanskrit 237f., 240, 241, 333.
 Satz 57, 256, 258, 297, 321f., 325f., 333, 336, 342, **366**, 356—384.
 — ohne Zeigfeld, situationsferner Satz 23, 120, 366ff.
 — unvollständiger s. Ellipse.
 Satzarten 406.
 Satzergänzung 157f.
 Satzgefüge 140, 167, 253, 258f., 385ff., **398ff.**
 Satzlehre 169, 356—366.
 Satzproblem 356—366.
 Satzrest 359.
 Satzrhythmus 177, 206, 278, 284.
 Satz Sinn, Selbständigkeit 367f.
 Satzstück 156, 321.
 Satzvertreter 359.
 Satzwort 361.
 Schallphänomen, mehrseitige Leistung 46.
 Schallplatten 12, 212, 219, 324.
 Schallwörter 210f., 212ff., 281.
 Schauspieler 41, 97, 126, 139f., 182f., 189, 362, 365.

- Scholastik 40, 45, 50f., 233ff., 226, 231, 246, 287, 311f., 384.
- Schreckruf der Tiere 39.
- Schrift 14, 278.
- Sehraum 127ff.
- Selbständigkeit des Einzelsatzes 403f.
- Semasiologie (GOMPERZ) 40ff., 283.
- Sematologie 3, 27, 34f., 38, 45, 61, 63f., 68, 143, 182, 185, 224f., 295, 299ff., 68, 143, 182, 185, 224f., 295, 299ff.
- Semitische Sprachen 214, 221, 240f., 307f., 321.
- Sender 25, 30, 38, 79, 91, 96, 98f., 109, 113, 121, 124, 143, 163f., 250, 259, 277, 286, 299, 372, 380, 382.
- Sensualismus 254, 288.
- Signale 13, 27, **28**, 31, 35f., 38f., 76, 107, 224, 252, 285, 298, 306.
- Silbe, akustische 8, 33, 200f., 259, 261ff., 267ff.
- motorische 8, 259, 265ff., 294f.
- Silbengliederung 200f., 212, 259—272, 294f.
- Silben, Zahl der 34, 284.
- Simplex 319.
- Sinnending, Sprachzeichen als 161.
- Sinnfunktionen der Sprache s. Organonmodell.
- Sinnsilben 34, 283.
- Situationsferne Reden 60, 255, 257, 366.
- Situationsindizien 112, 363, 367.
- Situation, soziale 38f.
- Situationstheorie der Sprache 23.
- Situation und Kontext 149.
- Slavische Sprachen 97, 308, 327.
- Solipsismus 3.
- Soziale Betrachtung der Sprache 3f., 8, 24ff., 30, 38, 48, 105, 232.
- Soziologie 3f.
- Sparsamkeitsregel s. Lex parsimoniae.
- Species 229, 232, 305f., 310, 328.
- Speech and language 48.
- Speech-appeal 29.
- Sphäre 220f., 234, 344ff., 373.
- Sphärenmischung als Prinzip der Metapher 344ff., 354ff.
- Sphota 283, 293.
- Spielräume in der Sprache 171, 205, 231, 255, 260, 284, 286, 320, 350.
- Spott 353.
- Sprachbetrachtung, objektive 1ff., 186, 231f., 252, 343.
- subjektive 1ff., 186, 231, 343.
- Sprache als Ausdruck 150.
- anschauliche 126.
- künstliche der Logik 69f., 77, 173.
- lapidare und reichgegliederte 399.
- Sprachfamilie 308, 327, 380.
- Sprachgebilde 52, **60**, 74.
- Sprachgeschichte 1, 2ff., 208, 215, 223, 227, 241, 294, 321f., 340, 344.
- Sprachkonventionen, intersubjektive 68.
- Sprachlaute 273, 275.
- Sprachphänomen, konkretes 45.
- Sprachphysiognomik 196, 204f.
- Sprachpsychologie 138, 259, 283, 285, 321f., 338, 349.
- Sprachstörungen 254; s. auch Aphasie.
- Sprachursprung, s. Ursprung der Sprache.
- Sprachvergleich 1, 82, 109, 327, 330.
- Sprachverständnis 277ff., 285, 287.
- Sprachwerk 33, **53ff.**, 108, 257, 357 364.
- Sprachzeichen 158.
- Sprechakt 48—69, 142, 358.
- Sprechapparat 265ff., 276f., 294.
- Sprechdrama 113.
- Sprechen und Menschsein 24, 141.
- Sprechereignis, konkretes 12, **14**, 22ff., 50, 59, 81, 370ff.
- Sprecherlebnis 164.
- Sprechhandlung 26, 31, 48—69, **53**, 113, 358, 364, 377ff.
- Sprechsituation 5, 57, 66, 84, 91, 96, 111, 129ff., 144.
- Sprechtakt 260ff.
- Sprechverkehr 284, 353, 366.
- Sprichwort 51, 330, 368, 418.
- Stellvertretung 40f.
- Steuerungsfaktor 36.
- Stilistik 55, 308, 343.
- Stimme, menschliche 91, 94, 96, 98f., 113f., 125.
- Stoff 170—177.
- Stoffdenken, Stoffentgleisung 7, 9, 27, 46f., 58, 272.
- Stoffhilfen der Rede 66, 169, 320, 326, 341.

Stoffliche Steuerung der Sprache 172f.
 Stoiker 118f., 125, 226.
 Strukturaufnahme der Linguistik 59.
 Struktur, binomische der Sprache 78, 287, 299, 333.
 Strukturgesetz der Sprache 10f., 32, 75, 141, 196, 199ff., 209, 216.
 Strukturmodell der Sprache **72ff.**, 152, 216, 298.
 Subjektsbezogene Phänomene 49.
 Subjektsentbundene Phänomene 49, 362.
 Subjektivismus 69.
 Subjektivität der Zeitwörter 106f.
 Subjektsuniversalismus 69.
 Substantiva 62, 305ff., 310, 312.
 Substantivierung 304f., 312f.
 Substanz 41, 257.
 Südseesprachen 110f.
 Suffix 328, 332, 334, 338.
 Suppositionen 312, 384.
 Syllogismus 389.
 Symbol 13, **28**, 35, 66, 70, 74, 81, 104f., 107, 171, **184ff.**, 252.
 Symbolfeld der Sprache 23, 66, 80, 123f., 133, 140f., 144, **150f.**, 249—256, 296f., 300, 325, 341, 367f., 370ff., 411ff., 415f.
 Symbolfeld, nichtsprachliches 75, 152, 163, 179ff.
 Symbolfeld-System vom Typus Sprache 30, 68—80, 295f., 366.
 Symbolwert 60ff., 74, 295f., 299, 304f., 313, 320f.
 — formalisierter 296.
 Symphysisches Umfeld 154—168, **159**, 226, 300, 312, 361, 366, 371.
 Sympraktisches Umfeld der Sprache 31, 154—168, **159**, 284, 300, 312, 366.
 Symptome **28**, 35.
 Synästhesie 208.
 Synchytische Begriffe 221ff., 356f., 361, 365.
 Synsemantika (MARTY) 413f.
 Synsemantisches Umfeld 33, 81, 154 bis 168, **165**, 284, 312, 367, 370ff.
 Syntaktische Momente 4f., 70, 151, 251ff.
 Syntaktisches Zeigen 388.
 Syntax 30, 50, 73, 75, 120, 165f., 177ff., 184, 302, 316f., 366, 383.

Syntax des Ziffernsystems 77.
 — psychologische 169.
 Syntaxriegel 203, 209f.
 Syntax, Weg von außen und von innen 169ff., 340.
 Synthema 272ff., 324, 332, 369.
 Synthesis 272ff.
 Synthetische Urteile 245.
 Systemmodell der Sprache 152.

T

Tabu 351ff.
 Takelma-Sprache 148.
 Tautologie s. analytische Urteile.
 Textrekonstruktion 13, 15, 221.
 Theorie und Praxis 52.
 Thesis (BRENTANO) 363.
 Tierlaute 207, 259f., 300.
 Tiernamen 207.
 Tierpsychologie 13, 31, 38f., 232, 289.
 Tmesis 291, 293, 325, 336.
 Toxeixis 105, 144, 315, 377, 381f., 401.
 Ton 40, 115.
 Tonfilm 101, 282.
 Topomnestisches Prinzip, Möglichkeit in der Sprache 147f.
 Tote Sprachen 168.
 Traum 133, 396.
 Typenbild (GALTON) 345.

U

Übergreifender Vergleich der Sprache mit anderen Darstellungsmitteln 149, 151, 180ff.
 Überindividueller Charakter der Sprachgebilde 60.
 Übersummativität 257f., 315, 349ff., 355f.
 Umfeld 52, 87ff., **154f.**, 284, 360, 371.
 Umgangssprache 104ff., 125, 169, 192, 218, 222, 308, 310, 344, 356, 359.
 Umgebungseinflüsse im Lautstrom 43.
 Und 315ff.
 — sachbündelndes 316ff., 320, 356, 404.
 — satzführendes 318, 320, 404.

Undverbindungen 250f., 276, 315—320, 343f., 350.
 Universalienstreit 223ff., 231, 287.
 Universelles Symbolsystem, Sprache als 76ff., 153, 255.
 Unpersönliche Zeigwörter 115.
 Unterscheidungszeichen 33, s. auch Diakritika.
 Untersummativität 349ff., 355f.
 Uralaltaische Sprachen 212, 240.
 Urindogermanische Sprachen 82, 92, 110, 146, 398.
 Ursprung der Sprache 209ff., 218, 279, 281, 321ff.
 Urteilstheorie 250f., 317, 319, 373, 414, 417.

V

Variationsbereich, irrelevanter 43, 46.
 Verbindungswörter 257.
 Verbum 18, 171, 173, 179, 241ff., **250f.**, 295, 301, 330, 368, 375ff., 415f.
 Verhüllungsmittel, die Metapher als 353f.
 Verkehrssignal, akustisches 109.
 Verkehr, stummer 88.
 Versetzung in der Vorstellung 133ff., 374f., 392.
 Verständigung, intersubjektive, s. soziale Betrachtung.
 Verstehen des Sprechereignisses durch Ausdrucksschlüssel, Signalschlüssel, Symbolschlüssel 12f.
 Vieldeutigkeit, intersubjektive Zeigzeichen 105.
 Vierfelderschema 48ff., 67, 357, 362, 364.
 Vokaldreieck 260, 270, 280f.
 Vokalisation 199.
 Vokaltheorie 199f., 270, 272, 280f., 284.
 Vokativ 342, 359.
 Völkerpsychologie 3, 318.
 Vorstellungslehre 82, 133ff., 210, 288.
 Bühler, Sprachtheorie.

W

Wahrnehmungshorizont, Erweiterung des 38f.
 Wahrnehmungsraum 87, 93, 101, 124, 125, 126, 133ff.
 Wahrnehmungstheorie 98, 134f., 252, 258f., 288f.
 Warenmarken, sprachliche und nichtsprachliche 60, 160.
 Wasbestimmtheit des Gegenstandes **103**, 119, 139, 159, 220, 226.
 Wegweiser 39, 79, 86, 93, 137, 144, 159, 161, 313, 380.
 Weltanschauung 133, 370.
 Westkaukasische Sprachen 43.
 Wiederholung als Fügemittel 395.
 Wir 142ff.
 Wirklichkeitsaussagen 373, 383.
 Wissenschaftslehre 11f., 16ff.
 Witz 353.
 Wortakzent 289.
 Wortbegriff **296ff.**, 299ff., 313, 320f., 339.
 Wortfügung 107.
 Wortgruppe 333, 338.
 Wortklasse 250f., 295, **299ff.**, 332, 336, 340.
 Wortkreszenz 326.
 Wortlehre 35f., 45, 50, 62, 113, 218f., 289, 296ff., 323.
 Wortschatz 34, 62, 73f., 154, 283, 290, 355.
 Wortschöpfung 209ff., 218.
 Wortstellung 40, 240, 242f., 294.
 Wort und Satz 69—78, 258, 296, 320f.
 Wunschsätze 400f.

Z

Zahlwörter 302, 316, 319, 356.
 Zeichen 35, 39ff., 43f., 48.
 — auto- und synsemantische (MARTY) 284, 286.
 Zeichennatur der Sprache 5, 29, 33—48, 50, 57, 225, 271ff., 276.
 Zeichenverkehr 27f.

- Zeichenverkehr und Gütertausch 60.
 Zeiganweisung 125.
 Zeigarten 83ff., 87, 101, 142, 234, 301.
 Zeigbedürfnis 146.
 Zeigen, egozentrisches und topomnestisches 120ff., 140, 148.
 — reflexives 389.
 — und Darstellen 123f.
 — und Nennen 81, 86ff., 118ff., 123f., 143.
 — von Positionen 107.
 — von Zeitpunkten 107.
 Zeigfeld 79—148, **149**, 153, 167f., 183, 196, 235, 255, 297, 300f., 305, 309f., 315f., 366ff.
 — kontextliches 124, 300.
- Zeiggesten 39.
 Zeighilfen s. Leithilfen der Deixis.
 Zeigobjekt 125.
 Zeigpartikel 80.
 Zeigpraxis 37.
 Zeigwörter 37, 39, 79ff., 90, 105f., **107f.**, 163, 107, 172, 248, 291, 299ff.
 Zeigzeichen 31, 36, 219, 232, 297, 306, 309f., 315f., 372ff.
 Zeitstufe des Verbuns 132, 138f., 295.
 Zuordnung, willkürliche 187f., 192.
 Zuordnungskonstanz der Sprachsymbole 29f., 104.
 Zweifelderlehre 81, **119f.**, 124, 299.
 Zweiklassensystem 30, **73ff.**, 247, 254, 271, 296, 334.
 Zyklopenauge 129f.
-